Lynn Flewelling

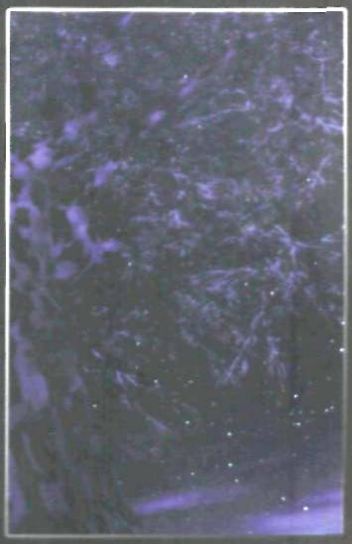
DER VERWUNSCHENE ZWILLING

Tamír Triad I

Roman

otherworld

König Erius reißt unrechtmäßig die Macht in Skala an sich. Dadurch verliert sein Volk den göttlichen Schutz, der nur besteht, solange eine Königin herrscht. Um den Thron zu sichern, lässt er alle Frauen seiner Verwandtschaft meucheln. In diese gefährliche Zeit wird Tobin als Mädchen geboren.



Manche jedoch trachten danach, die Prophezeiung zu ehren – sie tarnen Tobin mit dunkler Magie als ihren Zwillingsbruder, der dabei stirbt ... jedoch bleibt seine Seele voll grässlichem Zorn zurück. Tobin muss beschützt werden, bis sie erwachsen ist – vor dem König, ihrem dämonischen Bruder, ihrer wahnsinnigen Mutter ...

Grandiose Fantasy, düster, beklemmend, nachdenklich stimmend – zweifellos Lynn Flewellings Meisterwerk.

»Ich war von der ersten Seite an wie gebannt und konnte mich nicht mehr davon lösen.«

George R.R. Martin, Bestsellerautor

»Eine kompromisslose Geschichte, die schonungslos ergründet, ob der Zweck je die Mittel heiligen kann.«

Robin Hobb, Bestsellerautor

www.otherworld-verlag.com

ISBN-10: 3-902607-07-6
ISBN-13: 978-3-902607-07-2

9 783902 607072

€ 15,95 [A] [D]

Fantasy

Der verwunschene Zwilling

Tamir Triad I

von

Lynn Flewelling

Aus dem Englischen von
Michael Krug

Otherworld Verlag

1. Auflage: Juli 2008

Deutsche Erstveröffentlichung
Titel der englischen Originalausgabe:
THE BONE DOLL'S TWIN © 2001 by Lynn Flewelling
Published by Arrangement with Lynn Flewelling
Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische Agentur
Thomas Schlück GmbH, 30.827 Garbsen.
© für die deutschsprachige Ausgabe Juli 2008 by
Otherworld Verlag Krug KEG, Graz
e-Book by Brrazo 07/2009
Lektorat: Otherworld Verlag Krug KEG
Satz / Layout: Otherworld Verlag Krug KEG
Titel- und Innenillustrationen: Otherworld Verlag Krug KEG
Druck und Verarbeitung: Finidr, s.r.o.
Gedruckt in Tschechien
ISBN-10: 3-902.607-07-6
ISBN-13: 978-3-902.607-07-2

www.otherworld-verlag.com

DANKSAGUNG

Wie immer danke ich meinem Mann Doug und unseren Jungs für ihre Liebe, Unterstützung und Kommentare. Matt hat dieses Buch für ›beunruhigend, aber in positivem Sinn‹ erklärt. Recht treffend, wie ich finde.

Außerdem danke ich meinen Eltern, für alles. Ferner Pat York und Anne Bishop für ihre Rückmeldungen zu den frühen Kapiteln. Anne Groell und Lucienne Diver für ihre Hilfe und Geduld. Nancy Jeffers für ihre grenzenlose Begeisterung für dieses Projekt. All den netten Leuten von der *Internet Fantasy Writer's Association* für ihre stets raschen und wertvollen Antworten auf in letzter Minute gestellte Recherchefragen. Dem verstorbenen Alan M. dafür, dass er ein guter, wenngleich zu kurz bekannter Freund für Schriftsteller war.

Und letztlich Mike K. wo immer er sein mag, dafür, dass es ihn gibt.

DAS SKALANISCHE JAHR

I. WINTERSONNENWENDE

Nacht der Trauer und Fest des Sakor. Gedenken der längsten Nacht und Feier der bevorstehenden, länger werdenden Tage.

1. Sarisin: Kalben
2. Dostin: Pflege von Hecken und Gräben. Aussaat von Erbsen und Bohnen für Rinderfutter.
3. Kiesin: Aussaat von Hafer, Weizen, Gerste (zum Mälzen), Roggen. Beginn der Fischfangzeit. Das Befahren offener Gewässer wird wieder aufgenommen.

II. TAGUNDNACHTGLEICHE

Fest der Blumen in Mycena. Vorbereitungen zum Pflanzen, Feier der Fruchtbarkeit.

4. Lithion: Butter- und Käseherstellung (vorzugsweise aus Schafsmilch). Aussaat von Hanf und Flachs.
5. Nythin: Pflügen von Brachland.
6. Gorathin: Unkraut jäten auf Getreidefeldern. Schafe werden gewaschen und geschoren.

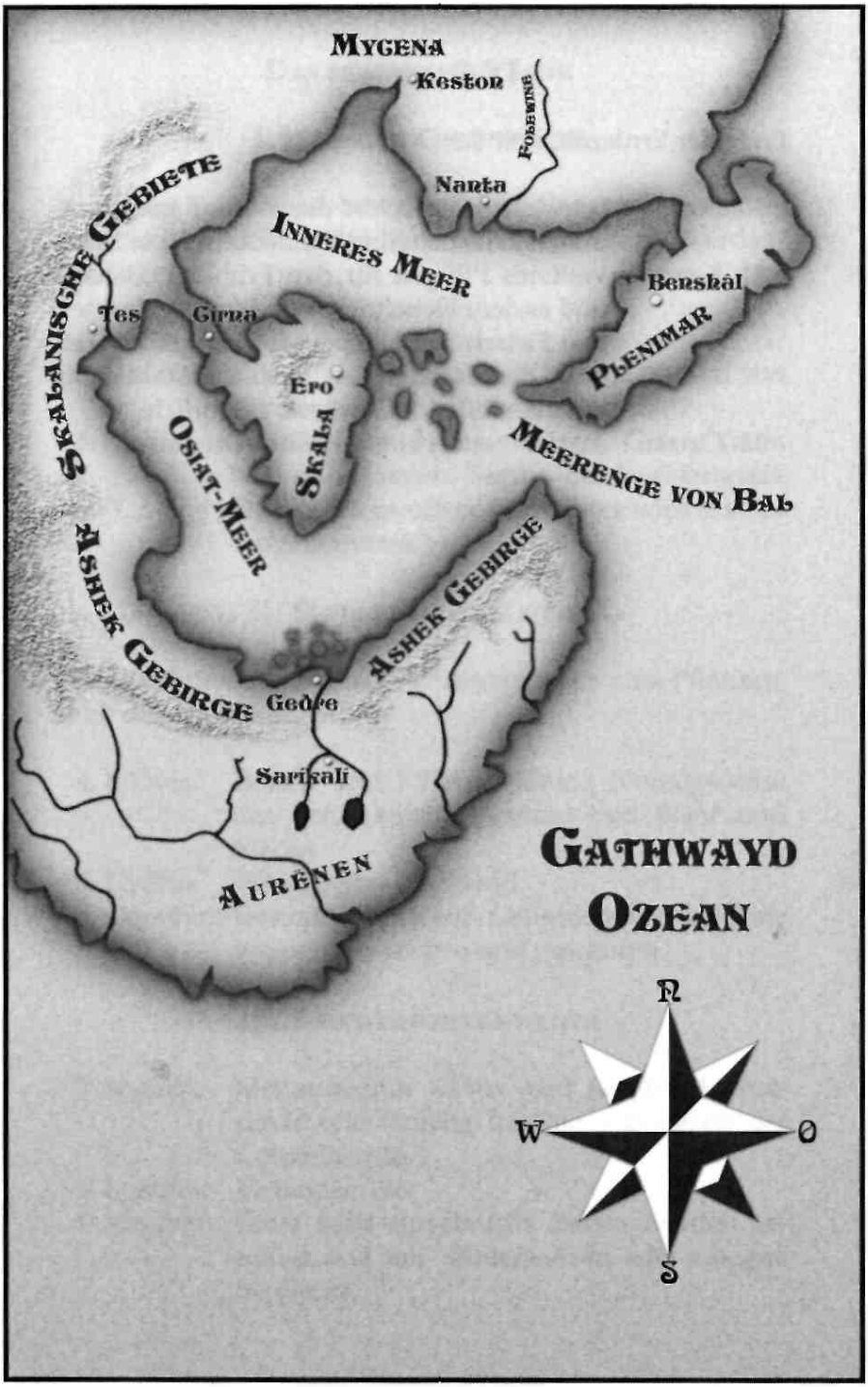
III. SOMMERSONNENWENDE

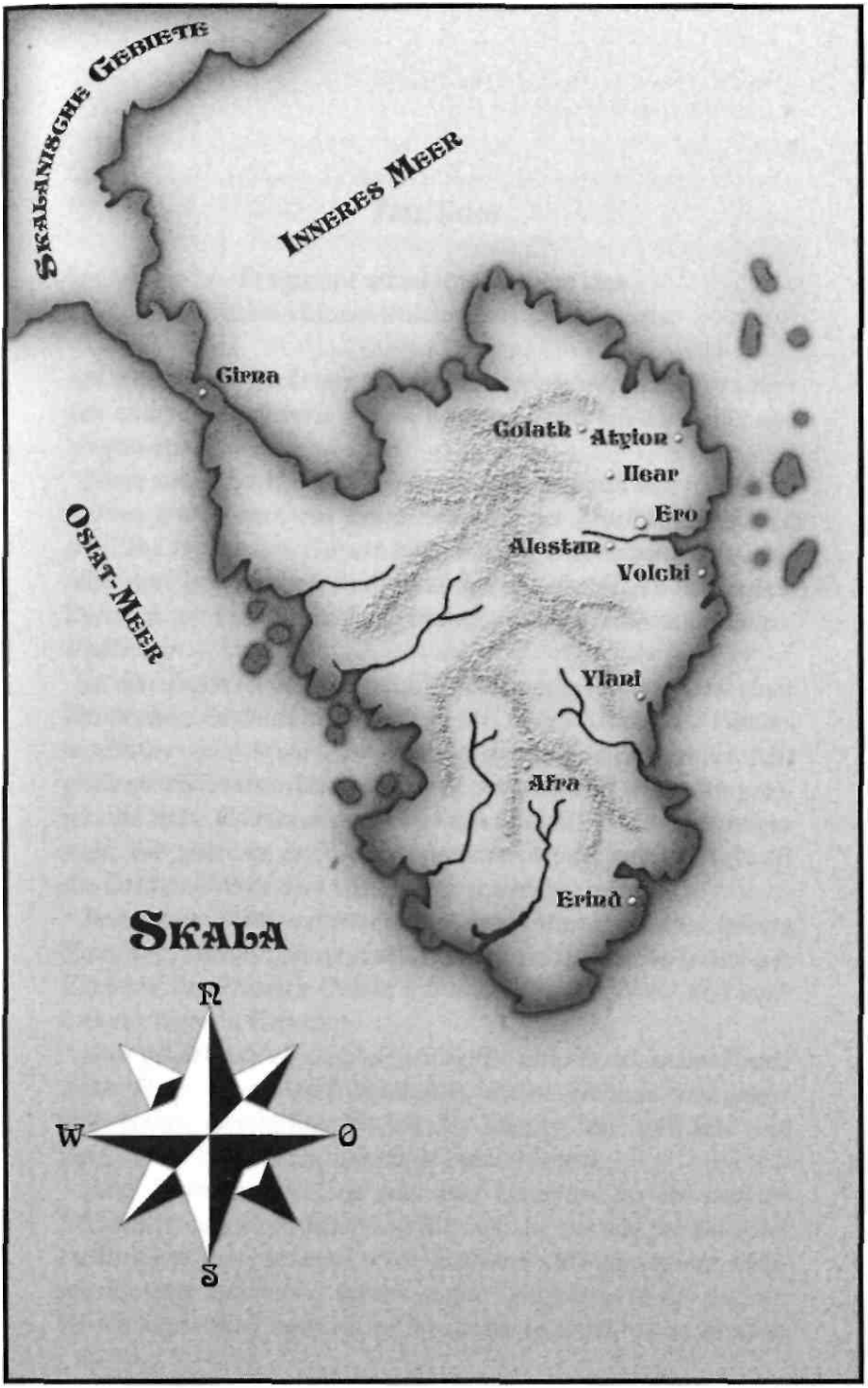
7. Shemin: Monatsbeginn – Heu wird gemäht. Monatsende und Anfang Lenthin – Blütezeit der Getreideernte.
8. Lenthin: Getreideernte.
9. Rhythin: Ernte wird eingebracht. Felder werden gepflügt und mit Winterweizen oder -roggen bepflanzt.

IV. Erntefest

Ende der Erntezeit, Zeit der Dankbarkeit.

10. Erasin: Schweine werden in die Wälder getrieben, um nach Eicheln und Bucheckern zu suchen.
11. Kemmin: Weiteres Pflügen für den Frühling. Ochsen und andere Fleischtiere werden geschlachtet, das Fleisch wird gepökelt und geräuchert. Ende der Fischfangzeit. Stürme gestalten das Befahren offener Gewässer gefährlich.
12. Cinrin: Innenarbeiten, einschließlich Dreschen.


Mygena
Keston
Fobeming
Nanta
Inneres Meer
Skalanisches Gebiete
Tes
Girna
Ero
Skala
Osiat-Meer
Asher Gebirge
Asher Gebirge
Gedre
Sarikali
Aurenen
Gathwayd Ozean
Beneshal
Plenimar
Meerenge von Bal
N
W
O
S


Skalanische Gebiete
Inneres Meer
Girna
Golath
Atylon
Ilear
Ero
Alestan
Volchi
Osiat-Meer
Ylani
Afra
Erind
Skala
N
W
O
S

Teil Eins

Fragment eines im Ostturm des
Orëska-Hauses entdeckten Dokuments.

Ein alter Mann blickt mir aus dem Spiegel entgegen. Selbst unter den anderen Zauberern hier in Rhiminee gelte ich als Relikt aus vergessenen Zeiten.

Mein neuer Lehrling, der kleine Nysander, kann sich nicht vorstellen, wie es war, ein freier Zauberer der Zweiten Orëska zu sein. Bei Nysanders Geburt hatte diese wunderschöne Stadt bereits zwei Jahrhunderte lang über ihrem tiefen Hafen bestanden. Dennoch wird sie für mich auf immer und ewig ›die neue Hauptstadt‹ sein.

In den Tagen meiner Jugend wäre das weggegebene Kind einer Dirne ohne Ausbildung geblieben. Mit Glück hätte er als Wetterbeschwörer oder Wahrsager einer Dorfgemeinschaft geendet. Mit größerer Wahrscheinlichkeit hätte er versehentlich jemanden getötet und wäre als Hexer gesteinigt worden. Allein der Lichtträger weiß, wie viele von den Göttern berührte Kinder vor der Ankunft der Dritten Orëska dem Untergang geweiht wurden.

Bevor diese Stadt errichtet wurde, bevor uns dieses wunderbare Haus des Wissens von seinem Gründer gestiftet wurde, lebten wir Zauberer der Zweiten Orëska auf unsere eigene Weise und nach unseren eigenen Gesetzen.

Nun gehört uns als Gegenleistung für den Dienst an der Krone dieses Haus mit seinen Bibliotheken, seinen Archiven und seiner allgemeinen Geschichte. Ich bin der Einzige, der noch lebt und weiß, welch hohen Preis wir dafür bezahlt haben.

Zwei Jahrhunderte. Drei oder vier Lebzeiten für die meisten Menschen; eine bloße Jahreszeit für uns, die wir mit der Gabe des Lichtträgers gesegnet sind. »Wir Zauberer sind ein eigener Menschenschlag, Arkoniel«, meinte meine Lehrmeisterin Iya zu mir, als ich kaum älter war, als es Nysander jetzt ist. »Wir gleichen Steinen in einem Flussbett, die beobachten, wie der Strom des Lebens an uns vorbeifließt.«

Als ich heute Nacht an Nysanders Tür stand und beobachtete, wie der Bursche schlief, bildete ich mir ein, Iyas Geister neben mir zu spüren. Einen Augenblick lang schien es beinah, als betrachtete ich mein jüngeres Ich: einen schlichten, scheuen Sohn eines Adeligen, der eine Begabung für Tierzauber erkennen ließ. Als Iya als Gast im Anwesen meines Vaters geweilt hatte, erkannte sie die Magie in mir und offenbarte sie meiner Familie. Ich weinte an dem Tag, als ich mein Zuhause mit ihr verließ.

Wie einfach es doch wäre, jene Tränen als Vorausahnung zu bezeichnen – ein Stilmittel, das Stückeschreiber dieser Tage so begeistert einsetzen. Aber ich habe trotz all der Prophezeiungen und Orakel, die mein Leben geformt haben, nie wirklich an das Schicksal geglaubt. Man hat immer die Wahl. Ich habe zu oft miterlebt, wie Menschen ihre Zukunft durch das Verhältnis der alltäglichen, kleinen Freundlichkeiten und Grausamkeiten schmiedeten.

Ich hatte mich dafür entschieden, Iya zu begleiten.

Später entschied ich mich, an die Visionen zu glauben, die das Orakel ihr und mir gewährte.

Aus freien Stücken wirkte ich dabei mit, die Macht dieses guten, starken Landes wieder aufleben zu lassen, und kann somit rechtens behaupten, dazu beigetragen zu haben, dass sich die wunderschönen, weißen Türme von

Rhiminee vor diesem blauen, westlichen Himmel erheben.

Aber wovon träume ich in den wenigen Nächten, in denen ich tief und fest schlafe?

Vom abgehackten Schrei eines Säuglings.

Man könnte meinen, es sei nach so vielen Jahren einfacher zu ertragen, zumal jener notwendige Akt der Grausamkeit in der Lage war, den Verlauf der Geschichte zu ändern – wie ein Erdbeben den Verlauf eines Flusses. Doch jene Tat, jener Schrei, liegen dennoch all dem Guten zugrunde, das darauf folgte, wie ein Sandkorn im Herzen des wachsenden Perlmutts einer Perle.

Ich allein trage die Erinnerung an den kurzen Aufschrei jenes Säuglings vor all den Jahren in mir.

Ich allein weiß um den Schmutz im Herzen jener Perle.

KAPITEL 1

Iya nahm ihren Reisehut aus Stroh ab und fächelte sich damit Luft zu, während sich ihr Pferd den felsigen Pfad nach Afra hinaufmühte. Die Sonne stand mittäglich hoch und grell am wolkenlos blauen Himmel. Es war die erste Woche des Gorathin und somit viel zu früh für eine solche Hitze. Wie es schien, würde die Dürre einen weiteren Sommer andauern.

Auf den Gipfeln hoch droben jedoch schimmerte nach wie vor Schnee. Gelegentlich blies ein Windstoß einen weißen Kristallschleier vor das klare Blau des Himmels und erzeugte das reizvolle Trugbild von Kühle, während sich unten auf dem schmalen Pass kein Lüftchen regte. Überall sonst hätte Iya eine leichte Brise heraufzubeschwören vermocht, aber innerhalb eines Tagesritts von Afra war keinerlei Magie gestattet.

Vor ihr wankte Arkoniel wie ein zottiger, langbeiniger Storch im Sattel. Der Leinenkittel des jungen Zauberers erwies sich am Rücken als durchschwitzt und allgemein als verdreckt vom Straßenstaub einer Woche. Er beklagte sich nie; sein einziges Zugeständnis an die Hitze hatte darin bestanden, dass er den löchrigen schwarzen Bart opferte, den er sich wachsen gelassen hatte, seit er letzten Erasin einundzwanzig wurde.

Armer Junge, dachte Iya mitfühlend; die frisch rasierte Haut wies bereits einen schlimmen Sonnenbrand auf.

Ihr Ziel, das Orakel von Skala, befand sich mitten im gebirgigen Rückgrat Skalas. Der Ritt dorthin galt zu jeder Jahreszeit als beschwerlich. Iya hatte die lange Pilgerreise bereits zweimal zuvor angetreten, allerdings noch nie im Sommer.

Die Felswände des Passes drängten sich dicht an den

Pfad, und die Suchenden mehrerer Jahrhunderte hatten ihre Namen und Bittschriften an Illior Lichtträger in den dunklen Stein geritzt. Manche hatten nur den dünnen Sichelmond des Gottes hinterlassen; die Einträge säumten den Pfad wie unzählige schiefe Lächeln. Arkoniel hatte sich selbst an jenem Vormittag zum Gedenken an seinen ersten Besuch verewigt.

Iyas Pferd stolperte, und der Grund für ihre Reise schlug ihr heftig gegen den Oberschenkel. In dem abgewetzten Lederbeutel, der vom Sattelknauf hing, befand sich eingehüllt in üppige Wickel und Magie eine unebenmäßige, grob aus gebranntem Lehm gefertigte Schale. An sich hatte sie nichts Bemerkenswertes, außer einer deutlichen Aura der Bösartigkeit, die von ihr ausging, wenn sie nicht verborgen war. Mehr als einmal im Verlauf der Jahre hatte sich Iya ausgemalt, sie von einer Klippe oder in einen Fluss zu werfen; tatsächlich wäre sie dazu ebenso wenig in der Lage gewesen, wie sich den eigenen Arm abzuschneiden. Sie war die Hüterin; seit über einem Jahrhundert trug sie die Verantwortung für den Inhalt jenes Beutels.

Es sei denn, das Orakel teilt mir etwas anderes mit, dachte sie und band sich das schüttere, graue Haar zu einem Knoten auf dem Kopf. Dann fächelte sie sich abermals Luft an den verschwitzten Hals.

Arkoniel drehte sich im Sattel herum und musterte sie besorgt. Von seinen unbändigen schwarzen Locken tropfte unter der welken Hutkrempe Schweiß. »Du bist schon ganz rot im Gesicht. Wir sollten anhalten und uns noch einmal ausruhen.«

»Nein, wir sind fast da.«

»Dann trink wenigstens hoch etwas Wasser. Und setz den Hut wieder auf!«

»Du gibst mir das Gefühl, alt zu sein. Vergiss nicht, ich bin erst zweihundertdreißig.«

»Zweihundertzweiunddreißig«, berichtigte er sie mit einem schiefen Lächeln. Es war ein altes Spiel zwischen ihnen.

Iya setzte eine sauertöpfische Miene auf. »Warte nur, bis du in dein drittes Jahrhundert kommst, mein Junge. Es wird mit der Zeit schwerer, den Überblick über die Jahre zu behalten.«

Die Wahrheit war, dass ein solch anstrengender Ritt ihr tatsächlich schwerer zu schaffen machte, als in den Tagen, in denen sie Anfang hundert gewesen war, wenngleich sie nicht vorhatte, dies zuzugeben. Stattdessen trank sie einen ausgiebigen Schluck aus dem Wasserbeutel und straffte die Schultern. »Du bist heute so still. Ist dir schon eine Frage eingefallen?«

»Ich glaube ja. Ich hoffe, das Orakel erachtet sie als würdig.«

Der Ernst, mit dem Arkoniel an die Sache heranging, brachte Iya zum Lächeln. Er hielt diese Reise lediglich für eine weitere Lektion. Den wahren Grund hatte sie ihm nicht verraten.

Der Lederbeutel schlug wie ein quengeliges Kind gegen ihren Oberschenkel. *Verzeih mir, Agazhar*, dachte sie ob des Wissens, dass ihr längst verstorbener Lehrmeister, der erste Hüter, ihr Vorgehen nicht gebilligt hätte.

Der letzte Abschnitt des Pfades galt zugleich als der tückischste. Die Felswand zur Rechten wich einem Abgrund, und an manchen Stellen schürften ihre Knie die linke Felswand entlang.

Arkoniel verschwand um eine scharfe Biegung und rief zurück: »Ich kann Illiors Schlüsselloch sehen – genau, wie du es beschrieben hast!«

Als Iya den Felsvorsprung umrundete, erblickte auch sie den bemalten Torbogen, der sich schillernd wie eine knallige Erscheinung über den Pfad spannte. Drachenmuster schimmerten rot, blau und golden um den schmalen Durchlass, der gerade breit genug für einen einzelnen Reiter war. Weniger als eine Meile dahinter lag Afra.

Schweiß brannte Iya in den Augen und ließ sie blinzeln. Als Agazhar sie zum ersten Mal hierher geführt hatte, war Schnee gefallen.

Iya war später als die meisten zur Zauberei gekommen. Sie war auf einem gepachteten Gehöft an der Grenze von Skalas Festlandgebiet aufgewachsen. Die nächste Ortschaft mit einem Markt lag jenseits des Keela in Mycena, und dort trieb Iyas Familie Handel. Wie viele Grenzländer hatte sich ihr Vater eine mycenische Gemahlin genommen und seine Opfer Dalna, der Schöpferin, statt Illior oder Sakor dargebracht.

So begab es sich, dass sie beim Auftreten der ersten Anzeichen von Magie über den Fluss geschickt wurde, um bei einem alten Priester Dalnas zu lernen, der versuchte, eine drysische Heilerin aus ihr zu machen. Anfangs erntete sie Lob für ihr Geschick im Umgang mit Kräutern, doch sobald der ahnungslose alte Bursche entdeckte, dass sie in der Lage war, durch Gedanken Feuer zu entfachen, versah er ihr Handgelenk mit einem Hexenbann und schickte sie in Schimpf und Schande nach Hause.

Mit diesem Makel befleckt war sie in ihrem Dorf wenig willkommen und hatte keine Aussicht, einen Ehemann zu finden.

Als Agazhar ihr zufällig auf dem Marktplatz über den Weg lief, war sie bereits eine alte Jungfer von vierund-

zwanzig Jahren. Später verriet er ihr, dass es der Hexenbann gewesen war, der seine Aufmerksamkeit erregt hatte, während sie dastand und mit einem Händler über den Preis für ihre Ziegen feilschte.

Sie hatte ihn nicht näher beachtet und nur für einen weiteren alten Soldaten gehalten, der sich aus dem Krieg den Weg nach Hause bahnte. Agazhar war so zerlumpt und hohlwangig wie sie alle gewesen, zudem hing der linke Ärmel seines Kasacks leer herab.

Iya war gezwungen gewesen, einen zweiten Blick auf ihn zu werfen, als er auf sie zukam, ihre Hand ergriff und ein herzliches Lächeln des Erkennens aufsetzte. Nach einer kurzen Unterhaltung verkaufte sie ihre Ziegen und folgte dem alten Zauberer die Straße nach Süden hinab, ohne einen Blick zurück zu werfen. Hätte sich jemand die Mühe gemacht, nach ihr zu suchen, hätte man nur den Hexenbann im Unkraut neben dem Markttor gefunden.

Agazhar hatte sie nicht wegen ihrer Gabe, Feuer zu entfachen, verhöhnt. Stattdessen erklärte er ihr, es handle sich um das erste Anzeichen dafür, dass sie eine der von Illior Gesegneten sei. Danach brachte er ihr bei, die unbekannte Kraft, die sie besaß, in die mächtige Magie der Orëska-Zauberer zu schmieden.

Agazhar war ein freier, an niemanden gebundener Zauberer gewesen; Er verschmähte die Vorzüge eines einzigen Schirmherrn, wanderte umher, wie es ihm gefiel und fand in Adelshäusern ebenso freundliche Aufnahme wie in bescheidenen Heimen. Gemeinsam reisten er und Iya in die Drei Länder und darüber hinaus, segelten westwärts nach Aurënen, wo selbst das gemeine Volk so lange lebte wie Zauberer und Magie beherrschte. Dort erfuhr sie, dass die Aurënfaie die Ersten Orëska gewesen waren; ihr Blut, vermischt mit jenem von Iyas Rasse,

hatte den Auserwählten von Skala und Plenimar Magie verliehen.

Allerdings hatte die Gabe einen Preis. Menschliche Zauberer konnten weder Kinder zeugen noch gebären, aber Iya betrachtete sich als reichlich dafür entschädigt, sowohl durch ihre Magie als auch später durch so begabte und liebenswerte Schüler wie Arkoniel.

Außerdem hatte Agazhar ihr mehr über den Großen Krieg beigebracht als all die Balladen und Legenden ihres Vaters, denn Agazhar war unter den Zauberern gewesen, die unter Königin Ghërilains Banner für Skala gekämpft harten.

»Es hat nie zuvor einen solchen Krieg gegeben, und ich bete zu Sakor, dass es nie wieder einen solchen Krieg geben wird«, pflegte er zu sagen, wenn er abends ins Lagerfeuer starrte, als könnte er darin seine gefallenen Kameraden sehen. »Eine erhebende Zeitlang standen Zauberer Schulter an Schulter mit Kriegern und fochten gegen die schwarzen Totenbeschwörer Plenimars.«

Die Geschichten, die Agazhar über jene Tage erzählte, bescherten Iya Albträume. Der Dämon eines Totenbeschwörers – ein *Dyrmagnos*, wie er ihn nannte – hatte ihm den linken Arm ausgerissen.

Doch so schaurig diese Geschichten waren, Iya klammerte sich dennoch an sie, zumal Agazhar ihr allein in ihnen flüchtige Hinweise auf die Herkunft der seltsamen Schale offenbart hatte.

Er hatte sie schon damals bei sich gehabt, und in all den Jahren hatte sie nie erlebt, dass er sie aus der Hand gab. »Kriegsbeute«, hatte er mit einem düsteren Lachen gemeint, als er zum ersten Mal den Beutel öffnete und sie ihr zeigte.

Darüber hinaus wollte er ihr nie etwas erzählen, außer

dass die Schale nicht zerstört werden konnte und nur der nächste Hüter erfahren durfte, dass es sie gab. Stattdessen hatte er ihr eindringlich das verworrene Gespinst aus Zaubersprüchen eingebläut, das die Schale schützte. Er ließ es sie weben und entflechten, bis sie es blind beherrschte und binnen eines Lidschlags zu vollbringen vermochte.

»Du wirst nach mir die Hüterin sein«, erinnerte er sie stets, wenn sie ob seiner Geheimniskrämerei ungeduldig wurde. »Dann wirst du alles verstehen. Achte darauf, deinen Nachfolger weise zu wählen.«

»Aber wie soll ich wissen, wen ich dafür ausersehen soll?«

Auf die Frage hin hatte er ihre Hand ergriffen – wie bei jener ersten Begegnung auf dem Marktplatz. »Vertrau dem Lichtträger. Du wirst es wissen.«

Und so war es auch gewesen.

Anfangs konnte sie der Versuchung nicht widerstehen, ihn zu bedrängen, um mehr über die Schale zu erfahren – wo er sie gefunden hatte, wer sie angefertigt hatte, doch Agazhar war unerbittlich geblieben. »Erst, wenn die Zeit für dich gekommen ist, dich ihrer vollständig anzunehmen. Dann sage ich dir alles, was es zu wissen gibt.«

Traurigerweise hatte jener Tag sie beide unvorbereitet überrascht. Agazhar war eines schönen Frühlingstages kurz nach Iyas erstem Jahrhundert tot auf den Straßen von Ero zusammengebrochen. In einem Augenblick ließ er sich noch über die Pracht eines neuen Wandlungszaubers aus, den er soeben erschaffen hatte – im nächsten glitt er, mit einer auf die Brust gepressten Hand und einem Ausdruck milder Überraschung in den starren, toten Augen, zu Boden.

Und so war Iya, die damals gerade erst am Beginn ihres zweiten Jahrhunderts stand, plötzlich zur Hüterin geworden, ohne zu wissen, was sie eigentlich hütete oder weshalb. Dennoch hielt sie sich an den Eid, den sie Agazhar geschworen hatte und wartete darauf, dass Illior ihr einen Nachfolger offenbarte. Sie wartete zwei Lebzeiten, in denen viel versprechende Schüler kamen und gingen, denen sie jedoch nichts von dem Beutel und dessen Geheimnis verriet.

Doch wie Agazhar versprochen hatte, erkannte sie ihren Nachfolger in Arkoniel in jenem Augenblick, in dem sie ihn vor fünfzehn Jahren beim Spielen in seines Vaters Obstgarten zum ersten Mal erblickte. Schon damals konnte er einen Tafelapfel in der Luft kreisen lassen und eine Kerzenflamme allein durch die Kraft seiner Gedanken löschen.

So jung er noch war, sie hatte ihm alles, was sie über die Schale wusste, anvertraut, sobald er ihrer Obhut überlassen worden war. Später, als er stark genug dafür war, hatte sie ihm beigebracht, wie man die Schutzzauber wob. Dennoch beließ sie die Bürde der Schale auf den eigenen Schultern, wie Agazhar es ihr aufgetragen hatte.

Im Verlauf der Jahre war Iya dazu übergegangen, die Schale als kaum mehr als ein geheiligtes Ärgernis zu betrachten, doch das hatte sich vor einem Monat geändert, als das vermaledeite Ding begonnen hatte, sich in ihre Träume einzuschleichen. Die grässlichen, miteinander verflochtenen Albträume hatten sie letztlich hierher getrieben, denn in allen kam die Schale vor, die hoch über ein Schlachtfeld getragen wurde, von einer schauerlichen schwarzen Gestalt, für die sie keinen Namen kannte.

»Iya? Iya, geht es dir gut?«, fragte Arkoniel.

Iya schüttelte die Tagträumerei ab, in die sie versunken war, und bedachte ihn mit einem beruhigenden Lächeln. »Ah, wie ich sehe, sind wir endlich da.«

Die in eine tiefe Felsspalte eingepferchte Ortschaft Afra war kaum groß genug, um sie als Dorf zu bezeichnen. Es gab sie ausschließlich für das Orakel und die Pilger, die zu ihm reisten. Eine Herberge für Wandersleute und die Kammern der Priester waren wie aneinandergereihte Schwalbennester in die Felswände beiderseits des kleinen, gepflasterten Platzes gehauen.

Durchbrochene Meißeleien und Säulen uralter Machart säumten die Eingänge und tief sitzenden Fenster. Gegenwärtig präsentierte sich der Platz verwaist, aber ein paar Leute winkten ihnen aus den schattigen Fenstern zu.

In der Mitte es Platzes stand eine rote Jaspissäule, die so hoch aufragte wie Arkoniel. An ihrem Fuß entsprang eine Quelle, die in ein Steinbecken und von dort weiter in einen Trog floss.

»Beim Licht!« Arkoniel stieg ab, führte sein Pferd zum Trog und ging weiter, um die Säule zu begutachten. Er fuhr mit der Handfläche über die in vier Sprachen eingemeißelte Inschrift und las die Worte, die vor drei Jahrhunderten den Verlauf der Geschichte Skalas verändert hatten. »›Solange eine Tochter der Linie des Thelátimos über das Reich herrscht und es verteidigt, wird Skala niemals unterjocht werden.‹« Ehrfürchtig schüttelte er den Kopf. »Das ist das Original, nicht wahr?«

Traurig nickte Iya. »Königin Ghërilain ließ es hier unmittelbar nach dem Krieg als Dankesgabe aufstellen. Damals wurde sie die Königin des Orakels genannt.«

In den dunkelsten Tagen des Krieges, als es schien, Plenimar würde die Länder Skala und Mycena verschlin-

gen, hatte Thelátimos, der König von Skala, die Schlachtfelder verlassen und war hierher gereist, um das Orakel zu befragen. Als er ins Gefecht zurückkehrte, nahm er seine Tochter Ghërilain mit, damals ein Mädchen von sechzehn Jahren. Er gehorchte den Worten des Orakels, salbte sie vor den Augen seiner erschöpften Armee und überreichte ihr seine Krone und sein Schwert.

Laut Agazhar hatten die Generäle wenig von der Entscheidung des Königs gehalten. Dennoch erwies sich das Mädchen von Anfang an als gesegnete Kriegerin und führte die Verbündeten binnen eines Jahres zum Sieg. Den Oberherrn Plenimars tötete sie eigenhändig bei der Schlacht von Isil. Auch in Friedenszeiten war sie eine gute Königin gewesen und hatte über fünfzig Jahre lang geherrscht. Agazhar war unter denjenigen gewesen, die um sie getrauert hatten.

»Früher standen solche Gedenksäulen in ganz Skala, nicht wahr?«, fragte Arkoniel.

»Ja, an jeder bedeutenden Kreuzung des Landes. Du warst noch ein Kleinkind, als König Erius sie alle einreißen ließ.« Iya stieg ab und berührte den Stein ehrfürchtig. Er fühlte sich heiß unter ihrer Handfläche an, und immer noch so glatt wie an dem Tag, als er die Werkstatt des Steinmetz' verlassen hatte. »Aber selbst Erius hat nicht gewagt, diese Säule anzurühren.«

»Warum nicht?«

»Als er den Befehl überbringen ließ, sie zu entfernen, weigerten sich die Priester. Um seinen Wunsch gewaltsam durchzusetzen, hätte er in Afra einmarschieren müssen, dem heiligsten Ort von ganz Skala. So sah er gnädig davon ab und begnügte sich damit, all die anderen ins Meer werfen zu lassen. Im Thronsaal des Alten Palastes

gab es eine goldene Tafel mit derselben Inschrift. Ich fragte mich, was daraus geworden ist.«

Doch der jüngere Zauberer hatte unmittelbarere Gedanken. Er schirmte die Augen gegen die Sonne ab und betrachtete den Felshang. »Wo ist der Schrein des Orakels?«

»Weiter hinten im Tal. Trink hier noch ausgiebig. Den Rest des Weges müssen wir laufen.«

Sie ließen die Pferde bei der Herberge zurück und folgten einem ausgetretenen Pfad tiefer in die Schlucht. Der Weg wurde zunehmend steiler und beschwerlicher. Es gab weder Bäume, um Schatten zu spenden, noch Feuchtigkeit, um den weißen Staub zu binden, der in der heißen, mittäglichen Luft schwebte. Bald schwand der Pfad zu einem schmalen Weg, der sich zwischen Steinblöcken und über felsige Hänge emporschlängelte, die im Verlauf mehrerer Jahrhunderte von Pilgerfüßen tückisch glatt gewetzt worden waren.

Unterwegs begegneten sie zwei anderen Bittstellergruppen, die ihnen entgegenkamen. Die erste Gefährtschaft bestand aus Soldaten, die lachten und sich unbekümmert miteinander unterhielten – bis auf einen jungen Mann, der etwas abseits ging, und dem Todesangst ins Gesicht geschrieben stand. Die zweite Gruppe umringte eine ältere Händlerin, die leise weinte, während die jüngeren Mitglieder ihrer Schar sie stützten.

Arkoniel beobachtete sie unruhig. Iya wartete, bis die Gruppe um die Händlerin hinter einer Kurve verschwand, dann setzte sie sich auf einen Stein, um sich auszuruhen. Der Weg war kaum breit genug für zwei Menschen nebeneinander. Die Hitze schwelte darin wie in einem Backofen. Iya trank einen Schluck aus dem Wasserbeu-

tel, den Arkoniel an der Quelle gefüllt hatte. Das Wasser war noch so kalt, dass es ihr Tränen in die Augen trieb.

»Ist es noch weit?«, fragte ihr junger Schüler.

»Noch ein kleines Stück.« Iya versprach sich ein kühles Bad, sobald sie zur Herberge zurückkehrten, stand auf und marschierte weiter.

»Du hast die Mutter des Königs gekannt, nicht wahr?«, fragte Arkoniel, während er hinter ihr her stapfte. »War sie wirklich so schlimm, wie man behauptet?«

Die Säule musste ihn nachdenklich gestimmt haben. »Anfangs nicht. Damals nannte man sie noch Agnalain, die Gerechte. Aber sie hatte eine dunkle Ader, die sich mit dem Alter verschlimmerte. Manche meinen, sie hätte vom Blut ihres Vaters hergerührt. Andere sagen, es hätte an ihren Schwierigkeiten gelegen, Kinder zu bekommen. Ihr erster Gemahl bescherte ihr zwei Söhne. Danach schien sie jahrelang unfruchtbar und entwickelte allmählich eine Vorliebe für junge Männer und öffentliche Hinrichtungen. Erius' eigener Vater wurde wegen Verrats aufs Schafott verbannt. Danach war niemand mehr sicher. Bei den Vieren, ich kann mich noch immer an den Gestank der Galgenkäfige erinnern, die entlang der Straßen um Ero aufgestellt wurden! Alle hofften, dass sich ihr Gemütszustand bessern würde, als sie endlich eine Tochter gebar, doch dem war nicht so. Es wurde nur noch schlimmer.«

In jenen schwarzen Tagen war es für Agnalains ältesten Sohn, Prinz Erius – schon damals ein kampferprobter Krieger und Liebkind des Volkes – einfach gewesen zu behaupten, dass die Worte des Orakels falsch ausgelegt wurden und sich die Prophezeiung nur auf König Thelátimos' Tochter, nicht auf eine weibliche Erbfolge an sich bezog. Der wackere Prinz Erius schien unbestreitbar bes-

ser für den Thron geeignet als die einzige unmittelbare weibliche Erbin; seine Halbschwester Ariani hatte gerade erst ihren dritten Geburtstag gefeiert.

Dabei ging die Tatsache unter, dass Skala unter seinen Königinnen unvergleichlich aufgeblüht war, während der bis dahin einzige andere Mann, der den Thron bestiegen hatte, Ghërilains Sohn Pelis, dem Reich während seiner kurzen Herrschaft sowohl Seuchen als auch Dürren beschert hatte. Erst, als seine Schwester seinen Platz einnahm, hatte Illior das Land wieder beschützt – wie das Orakel es versprochen hatte.

Bis jetzt.

Als Agnalain so unverhofft starb, wurde gemunkelt, Prinz Erius und sein Bruder Aron hätten die Hände dabei im Spiel gehabt. Allerdings flüsterte man das Gerücht eher erleichtert als verurteilend; jeder wusste, dass Erius während der letzten, schrecklichen Jahre des Niedergangs seiner Mutter außer dem Namen nach ohnehin bereits geherrscht hatte. Das wieder aufflammende Rumoren aus Plenimar wurde zu laut für die Adeligen, um für eine kindliche Königin das Wagnis eines Bürgerkriegs einzugehen. Somit ging die Krone unangefochten an Erius. Im selben Jahr griff Plenimar die südlichen Häfen an; Erius trieb die Eindringlinge zurück ins Meer und verbrannte ihre schwarzen Schiffe. Damit schien die Prophezeiung widerlegt.

Dennoch hatte es in den vergangenen neunzehn Jahren mehr Seuchen und Dürren gegeben, als sie selbst die ältesten Zauberer davor gekannt hatten. Die gegenwärtige Trockenheit ging in manchen Landesteilen in ihr drittes Jahr und hatte ganze Dörfer ausgelöscht, die bereits von Lauffeuern und über die nördlichen Handelspfade eingeschleppten Seuchen gezeichnet gewesen waren. Arko-

niels Eltern waren vor einigen Jahren einer solchen Massenerkrankung zum Opfer gefallen.

Binnen weniger Monate wurde ein Viertel der Bevölkerung von Ero hingerafft, darunter Prinz Aron sowie Erius' Gemahlin, seine beiden Töchter und zwei seiner drei Söhne. Nur der zweitjüngste Knabe, Korin, lebte noch. Seither wurden die Worte des Orakels in einigen Vierteln wieder getuschelt.

Iya hatte mittlerweile eigene Gründe, Erius' Handstreich zu bedauern. Seine längst erwachsene Schwester Ariani hatte Iyas Schirmherrn, den mächtigen Herzog Rhius von Atyion geheiratet. Das Paar erwartete im Herbst ihr erstes Kind.

Beide Zauberer schwitzten und keuchten, als sie die schmale Sackgasse erreichten, in der sich der Schrein befand.

»Nicht ganz, was ich erwartet hatte«, murmelte Arkoniel, während er betrachtete, was ein breiter Steinbrunnen zu sein schien.

Iya kicherte. »Urteile nicht vorschnell.«

Zwei kräftige Priester in staubigen, roten Gewändern und mit Silbermasken saßen im Schatten eines Holzverschlags neben dem Brunnen. Iya gesellte sich zu ihnen und ließ sich schwerfällig auf einen Sitz aus Stein plumpsen. »Ich brauche Zeit, um meine Gedanken zu ordnen«, sagte sie zu Arkoniel. »Du gehst zuerst.«

Die Priester trugen eine Rolle dicken Seils zum Brunnen und bedeuteten Arkoniel, zu ihnen zu kommen. Er bedachte Iya mit einem verkniffenen Lächeln, als die beiden ihm das Seil um die Hüfte schlangen. Nach wie vor schweigend geleiteten sie ihn zu der Einfriedung aus Stein – dem Eingang zur Kammer des Orakels. Von oben

betrachtet schien es sich lediglich um ein Loch im Boden mit knapp anderthalb Meter Durchmesser zu handeln.

Dieser Akt des Glaubens, der Hingabe, stellte immer eine Herausforderung dar, erst recht beim ersten Mal. Doch wie immer zögerte Arkoniel nicht. Er setzte sich auf die Einfriedung, schwang die Beine über den Rand, umfasste das Seil und nickte den beiden Priestern zu, auf dass sie ihn hinabließen. Langsam sank er außer Sicht, und die Priester hantelten das Seil weiter, bis es schlaff durchhing.

Iya blieb unter dem Verschlag und versuchte, ihr rasendes Herz zu beruhigen. Tagelang hatte sie sich bemüht, nicht zu unmittelbar darüber nachzudenken, was sie im Begriff zu tun war. Nun, da sie hier war, bedauerte sie ihre Entscheidung plötzlich. Sie schloss die Augen und versuchte, den Grund für ihre Furcht zu erkunden, fand jedoch keinen. An jenem Ort, an der Schwelle zum Orakel, erfasste sie die Vorahnung von etwas Dunklem, das sie erwartete. Stumm betete sie um die Kraft, sich dem zu stellen, was Illior ihr an jenem Tag offenbaren mochte, denn umkehren konnte sie nicht mehr.

Arkoniel zupfte eher am Seil, als sie erwartet hatte. Die Priester hievten ihn herauf. Hastig lief er zu Iya und ließ sich neben ihr mit verwirrter Miene auf den Boden fallen.

»Iya, so etwas Seltsames habe ich …«, setzte er an, doch sie hob warnend die Hand.

»Dafür ist später noch genug Zeit«, erklärte sie mit dem Wissen, dass sie sofort gehen musste oder es gar nicht tun würde.

Als sie sich das Seil anlegen ließ und ihre Beine über den Rand des Loches baumelten, stockte ihr der Atem in der Brust. In einer Hand das Seil, in der anderen den Le-

derbeutel, nickte sie den Priestern zu und begann den Abstieg.

Sie spürte das vertraute, flaue Gefühl im Magen, als sie schaukelnd in die kühle Dunkelheit hinabsank. Iya war es nie gelungen, die wahren Ausmaße der unterirdischen Kammer zu erahnen; jedenfalls deuteten die Stille und der leichte Luftzug gegen ihr Gesicht eine riesige Höhle an. Wo das Sonnenlicht auf den Boden schien, offenbarte es die sanft gewellte Glätte von Stein, den ein uralter Fluss geschliffen haben musste.

Bald berührten ihre Füße festen Boden. Iya schlüpfte aus dem Seil und trat aus dem Kreis des Sonnenlichts. Als sich ihre Augen an die Dunkelheit gewöhnten, erspähte sie in der Nähe einen leichten Schimmer und ging darauf zu. Jedes Mal, wenn sie diesen Ort aufgesucht hatte, war der Schimmer aus einer anderen Richtung gedrungen. Als sie jedoch schließlich beim Orakel eintraf, war alles noch so wie in ihrer Erinnerung.

Eine Kristallkugel auf einem Dreibein aus Silber strahlte einen breiten Lichtkreis ab. Das Orakel saß daneben auf einem niedrigen Elfenbeinstuhl, der zur Form eines kauernden Drachen geschnitzt war.

Sie ist noch so jung!, dachte Iya mit unerfindlicher Traurigkeit. Die beiden letzten Orakel waren Greisinnen mit durch jahrelange Finsternis bleicher Haut gewesen. Dieses Mädchen hingegen war höchstens vierzehn Jahre alt, dennoch wirkte auch seine Haut bereits blass. In einem schmucklosen Hängekleid aus Leinen, das die Arme und Füße nackt ließ, saß das junge Ding mit den Handflächen auf den Knien da. Das Gesicht war rundlich und schlicht, der Blick wirkte leer. So wie Zauberer entgingen auch die Weissager von Afra Illiors Berührung nicht unbeschadet.

Iya kniete sich vor das Mädchen. Ein maskierter Priester, der ein großes Silbertablett vor sich hielt, trat in den Lichtkreis. Die Stille in der Kammer verschluckte Iyas Seufzen, als sie die Schale auswickelte und auf das Tablett legte.

Der Priester brachte es zum Orakel und stellte es auf dessen Knien ab. Die Züge des Mädchens blieben starr und verrieten nichts.

Spürt sie das Böse nicht, das von diesem Ding ausgeht?, fragte sich Iya. Die unverhüllte Macht der Schale verursachte ihr Kopfschmerzen.

Endlich rührte sich das Mädchen und blickte auf das Gefäß hinab. Silbriges Licht, hell wie der Mondschein auf Schnee, schwoll um den Kopf und die Schultern des Orakels an. Iya erzitterte vor Ehrfurcht. Illior war in das Mädchen eingedrungen.

»Ich sehe Dämonen, die sich an den Toten laben. Ich sehe den Gott, dessen Name nicht ausgesprochen wird«, verkündete das Orakel leise.

Iyas Herz verwandelte sich in der Brust zu Stein, als ihre schlimmsten Befürchtungen bestätigt wurden. Das Orakel sprach von Seriamaius, dem dunklen Gott der Totenbeschwörung, den die Plenimarer anbeteten und der im Großen Krieg Skala beinah zerstört hätte. »Ich habe davon geträumt. Von Krieg und Verheerung, schlimmer als Skala sie je erfahren hat.«

»Du blickst zu weit, Zauberin.« Das Orakel hob die Schale mit beiden Händen an, und durch eine Tücke des Lichts wirkten seine Augen plötzlich wie klaffende schwarze Löcher im Gesicht. Der Priester war weit und breit nicht mehr zu sehen, obwohl Iya ihn nicht weggehen gehört hatte.

Das Orakel neigte die Schale nach vorne; grelles Blut

ergoss sich daraus, viel zu viel für ein solch kleines Gefäß. Es bildete eine runde Lache auf dem Steinboden zu Füßen des Orakels. Als Iya hineinblickte, sah sie darin das Spiegelbild eines Frauenantlitzes, umrahmt vom Visier eines blutigen Kriegshelms. Iya konnte zwei tiefblaue Augen erkennen, außerdem einen festen Mund über einem spitzen Kinn. Das Gesicht wirkte bald unbarmherzig, bald kummervoll und insgesamt so vertraut, dass sie einen Stich im Herzen verspürte, wenngleich sie nicht zu sagen vermochte, an wen sie diese Augen erinnerten. Flammen widerspiegelten sich auf dem Helm, und irgendwo in der Ferne hörte Iya den klirrenden Lärm einer Schlacht.

Langsam verblasste die Erscheinung und wurde von jener eines strahlend weißen Palastes ersetzt, der auf einem hohen Felsen stand. Das Bauwerk besaß eine funkelnde Kuppel, und an jeder der vier Ecken ragte ein schmaler Turm empor.

»Siehe das Haus der Dritten Orëska«, flüsterte das Orakel. »Dort kannst du deine Bürde ablegen.«

Iya sog ehrfürchtig die Luft ein und beugte sich vor. Der Palast wies hunderte Fenster auf, und an jedem davon stand ein Zauberer, der sie unverwandt ansah. Am höchstgelegenen Fenster des nahsten Turms erblickte sie Arkoniel in blauen Gewändern und mit der Schale in den Händen. Ein kleines Kind mit dichten, blonden Locken stand neben ihm.

Obwohl sie sich weit entfernt befand, konnte sie Arkoniel deutlich erkennen. Er war ein alter Mann mit tief zerfurchtem und unbeschreiblich erschöpftem Gesicht. Dennoch erfüllte sein Anblick ihr Herz mit Freude.

»Frag«, forderte das Orakel sie flüsternd auf.

»Was ist die Schale?«, rief sie Arkoniel zu.

»Sie ist nicht für uns, aber er wird es wissen«, antwortete Arkoniel und reichte die Schale dem kleinen Jungen. Das Kind sah Iya mit den Augen eines alten Mannes an und lächelte.

»Alles ist miteinander verwoben, Hüterin«, sprach das Orakel, als sich die Erscheinung verfinsterte. »Dies ist das Vermächtnis, das dir und deinesgleichen dargeboten wird. Eins mit der wahren Königin. Eins mit Skala. Ihr werdet mit Feuer auf die Probe gestellt werden.«

Iya sah das Zeichen ihres Handwerks – die schmale Sichel von Illiors Mond – vor einem Feuerkreis und der Zahl 222, die darunter in weißen Flammen so grell leuchtete, dass es ihre Augen schmerzte.

Dann breitete sich vor ihr Ero unter einem vollen Mond aus und stand vom Hafen zur Zitadelle in Flammen. Eine Armee unter dem Banner Plenimars, zu zahlreich, um ihre Stärke abzuwägen, umzingelte die Stadt. Erius führte seine Streitkräfte gegen sie ins Feld. Doch seine Soldaten fielen hinter ihm tot um, und das Fleisch löste sich in Fetzen von den Knochen seines Schiachtrosses. Die Plenimarer scharten sich wie Wölfe um den König, und er geriet außer Sicht. Die Erscheinung vollzog eine weitere Schwindel erregende Veränderung, und Iya sah die Krone Skalas, die verbogen und stumpf auf einem kahlen Feld lag.

»Solange eine Tochter der Linie des Thelátimos über das Reich herrscht und es verteidigt, wird Skala niemals unterjocht werden«, flüsterte das Orakel.

»Ariani?«, fragte Iya, doch bereits als sie die Worte aussprach, wurde ihr klar, dass es nicht das Antlitz der Prinzessin gewesen war, das sie in jenem Helm gesehen hatte.

Das Orakel begann, sich hin und her zu wiegen und

stimmte ein Klagelied an. Es hob die Schale an und ergoss sich wie ein Trankopfer den endlosen Strom über den Kopf, tünchte sich in Blut. Dann sank es auf die Knie und ergriff Iyas Hand; ein Wirbelwind erfasste sie und raubte Iya die Sicht.

Ein kreischender Sturm tobte rings um sie, dann drang er von oben in ihren Kopf ein und stieß wie die Ahle eines Schusters abwärts durch ihr Innerstes. Bilder flatterten wie im Wind treibende Blätter an ihr vorbei: die seltsame Zahl auf dem Schild und die behelmte Frau in zahlreichen Gestalten und Umständen – alt, jung, in Lumpen, gekrönt, nackt von einem Galgen baumelnd, bekränzt durch breite, unvertraute Straßen reitend. Nun konnte Iya sie deutlich sehen, ihr Antlitz, ihre blauen Augen, das schwarze Haar und die langen Glieder, allesamt Ariani so ähnlich. Doch es war nicht die Prinzessin.

Die Stimme des Orakels durchschnitt den Sog. »Dies ist deine Königin, Zauberin, die wahre Tochter des Thelátimos. Sie wird das Gesicht nach Westen wenden.«

Plötzlich spürte Iya, wie ihr ein Bündel in die Arme gedrückt wurde, und sie blickte hinab auf den toten Säugling, den das Orakel ihr gereicht hatte.

»Auch andere sehen es, aber nur durch Rauch und Finsternis«, fuhr das Orakel fort. »Durch den Willen Illiors gelangte die Schale in deine Hände; sie ist die lange Bürde deines Geschlechts, Hüterin, und die bitterste von allen. Doch in dieser Generation wird das Kind geboren, das die Grundfesten all dessen verkörpert, was kommen wird. Sie ist dein Vermächtnis. Zwei Kinder, eine Königin, gezeichnet mit dem Blut des Übergangs.«

Der tote Säugling schaute mit schwarzen, blicklos starrenden Augen zu Iya auf, und ein sengender Schmerz zuckte durch ihre Brust. Sie wusste, wessen Kind dies war.

Dann verschwand die Erscheinung; sie fand sich kniend vor dem Orakel wieder und hielt den ungeöffneten Beutel in den Händen. Es gab kein totes Kind, kein Blut auf dem Boden. Das Orakel saß auf seinem Stuhl, mit unbeflecktem Kleid und Haar.

»Zwei Kinder, eine Königin«, flüsterte das Orakel und sah Iya mit den strahlend weißen Augen Illiors an.

Iya erzitterte vor jenem Blick und versuchte, alles festzuhalten, was sie gesehen und gehört hatte. »Die anderen, die von diesem Kind träumen – wollen sie ihm Gutes oder Böses? Werden sie mir helfen, es aufzuziehen?«

Doch der Gott war verschwunden; das Mädchen sackte auf dem Stuhl zusammen und hatte keine Antworten mehr zu bieten.

Sonnenlicht blendete Iya, als sie die Höhle verließ. Die Hitze verschlug ihr den Atem, und ihre Beine wollten sie nicht tragen. Arkoniel fing sie auf, als sie an der Steineinfriedung zusammensackte. »Iya, was ist geschehen? Was ist mit dir?«

»Lass – lass mir nur einen Augenblick Zeit«, krächzte sie und drückte sich den Beutel an die Brust.

Eine mit Blut gegossene Saat.

Arkoniel hob sie mühelos auf und trug sie in den Schatten. Er setzte ihr den Wasserbeutel an die Lippen, und Iya trank auf ihren Schüler gestützt. Es dauerte eine Weile, bis sie sich kräftig genug fühlte, den Rückweg zur Herberge anzutreten. Arkoniel ließ den ganzen Weg einen Arm um ihre Hüfte geschlungen, und sie duldete seine Hilfe ohne Widerspruch. Sie befanden sich in Sichtweite der Säule, als sie die Besinnung verlor.

Als sie die Augen wieder aufschlug, lag sie in einem weichen Bett in einem kühlen, düsteren Zimmer der Her-

berge. Sonnenlicht zwängte sich durch einen Spalt im staubigen Fensterladen und warf Schatten an die aus dem Fels gehauene Wand neben dem Bett. Arkoniel saß unverkennbar besorgt neben ihr.

»Was ist beim Orakel geschehen«, verlangte er zu erfahren.

Illior sprach zu mir, und meine Frage wurde beantwortet, dachte Iya verbittert. Oh, wie ich wünschte, ich hätte auf Agazhar gehört.

Sie ergriff seine Hand. »Später, wenn ich mich stärker fühle. Erzähl mir davon, was du gesehen hast. Wurde deine Frage beantwortet?«

Offenbar enttäuschte ihn ihre Erwiderung, doch er war klug genug, sie nicht zu bedrängen. »Ich bin nicht sicher«, gab er stattdessen zurück. »Ich habe gefragt, was für ein Zauberer ich werden würde, welcher Pfad mir bevorstünde. Das Orakel zeigte mir eine Erscheinung in der Luft, aber ich konnte nur ein Bild von mir erkennen, in dem ich einen jungen Knaben in den Armen hielt.«

»Hatte er blondes Haar?«, fragte sie eingedenk des Kindes in dem wunderschönen weißen Turm.

»Nein, es war schwarz. Um ehrlich zu sein, war ich enttäuscht darüber, den ganzen Weg nur dafür zurückgelegt zu haben. Ich muss beim Stellen der Frage etwas falsch gemacht haben.«

»Manchmal muss man warten, bis sich die Bedeutung offenbart.« Iya wandte sich von jenem ernsten, jungen Gesicht ab und wünschte, der Lichtträger hätte ihr einen solchen Aufschub gewährt. Draußen vor dem Fenster schien immer noch die Sonne auf den Platz, doch Iya sah nur die Straße zurück nach Ero vor sich, und an ihrem Ende wartete Dunkelheit.

KAPITEL 2

Ein roter Vollmond verwandelte in jener neunzehnten Nacht des Erasin die schlafende Hauptstadt in ein hoch aufragendes Mosaik aus Licht und Schatten. Das ›krumme‹ Ero wurde sie auch genannt. Erbaut auf einem weitläufigen Hügel, der die Inseln des Inneren Meeres überblickte, erstreckten sich die Straßen wie schlecht gewobene Spitzen von den Mauern des Palatinkreises bis hinab zu den Kais, Werften und großflächigen Elendsvierteln. Arm und reich lebte Wange an Wange, und jedes Haus in Sichtweite des Hafens besaß zumindest ein Fenster, das gleich einem wachsamen Auge nach Plenimar wies.

Die Priester behaupten, der Tod kommt durch die westliche Pforte, dachte Arkoniel misslich, als er hinter Iya und der Hexe durch das Westtor ritt. Jene Nacht sollte zum Höhepunkt des Albtraums werden, der vor fast fünf Monaten in Afra begonnen hatte.

Die beiden Frauen ritten schweigend, die Gesichter tief in den Kapuzen verborgen vor sich hin. Arkoniel erfüllte die vor ihnen liegende Aufgabe mit Verzweiflung. Er wünschte sich inständig, Iya möge etwas sagen, es sich anders überlegen und umkehren, doch sie blieb stumm, und er konnte ihre Augen nicht sehen, um darin zu lesen. Mehr als die Hälfte seines Lebens war sie seine Lehrerin und wie eine zweite Mutter für ihn gewesen. Seit Afra allerdings hatte sie sich in ein Haus voller geschlossener Türen verwandelt.

Auch Lhel war verstummt. Ihresgleichen galt hier seit Generationen nicht mehr als willkommen. Nun rümpfte sie die Nase, als sie der Gestank der Stadt umfing. »Das großes Dorf? Ha! Zu viele.«

»Nicht so laut!« Unruhig sah sich Arkoniel um. Auch Zauberer auf Wanderschaft waren in der Gegend nicht mehr so willkommen wie früher. Es würde ihnen allen schlecht bekommen, in Begleitung einer Hügelhexe angetroffen zu werden.

»Riechen wie *Tok*«, murmelte Lhel.

Iya schob die Kapuze zurück und überraschte Arkoniel mit einem matten Lächeln. »Sie sagt, es riecht hier nach Scheiße, und damit hat sie Recht.«

Das muss ausgerechnet Lhel sagen, dachte Arkoniel bei sich. Seit sie der Frau aus den Hügeln begegnet waren, achtete er tunlichst darauf, den Wind im Rücken zu behalten.

Nach ihrem eigenartigen Besuch in Afra waren sie zuerst nach Ero gereist und hatten die Gastfreundschaft des Herzogs und seiner lieblichen, zerbrechlichen Prinzessin in Anspruch genommen. Tagsüber unternahmen sie Jagdausflüge und Ausritte. Jede Nacht führte Iya mit dem Herzog geheime Gespräche.

Danach hatten Iya und Arkoniel den Rest jenes heißen, verdrießlichen Sommers damit verbracht, die abgelegenen Gebirgstäler der nördlichen Provinz nach einer Hexe abzusuchen, die ihnen helfen würde, denn kein Orëska-Zauberer beherrschte die Magie, die für die ihnen von Illior gestellte Aufgabe notwendig war. Als sie schließlich eine fanden, hatten sich die Ränder der Espenblätter bereits golden verfärbt.

Das kleinwüchsige, dunkelhäutige Hügelvolk, das von den ersten Vorstößen skalanischer Siedler aus dem fruchtbaren Tiefland vertrieben worden war, blieb in seinen hoch gelegenen Tälern unter sich und hieß Reisende nicht willkommen. Wenn sich Iya und Arkoniel einem

Dorf näherten, hörten sie oft aufgeregt kläffende Hunde oder Mütter, die ihre Kinder riefen; wenn sie jedoch den Rand der Siedlung erreichten, waren nur noch ein paar bewaffnete Männer in Sicht, die zwar keine Drohungen aussprachen, aber ihnen auch keine Gastfreundschaft anboten.

Lhels Verhalten hatte sie beide überrascht, als sie zufällig auf ihre einsame Kate gestoßen waren. Lhel hatte sie nicht nur herzlich willkommen geheißen und ihnen Wasser, Apfelwein und Käse aufgetischt, sondern zudem behauptet, sie hätte sie erwartet.

Iya beherrschte die Hexensprache, und Lhel hatte irgendwo ein paar Brocken Skalanisch aufgeschnappt. Soweit Arkoniel den Wortwechseln zwischen den beiden folgen konnte, überraschte die Hexe ihre Bitte nicht. Ihr zufolge hatte ihre Mondgöttin sie ihnen in einem Traum gezeigt.

Arkoniel fühlte sich in Gegenwart der Frau äußerst unbehaglich. Ihre Magie strahlte wie die moschusartige Wärme ihres Körpers von ihr ab, doch es lag nicht nur daran. Lhel war eine Frau in der Blüte ihrer Jahre. Das schwarze Haar reichte ihr in einer verworrenen, gelockten Masse bis zur Leibesmitte hinab, und das lose Wollkleid vermochte nicht, die Rundungen ihrer Hüfte und Brüste zu verbergen, während sie in der kleinen Hüte hin und herlief, um Arkoniel mit Essen zu bewirten und ihm eine Liegestatt bereitete. Arkoniel brauchte keinen Übersetzer, um zu wissen, dass sie Iya fragte, ob sie in jener Nacht mit ihm schlafen dürfte, und dass Lhel zugleich beleidigt und belustigt war, als Iya ihr die vorgeschriebene Enthaltsamkeit für Zauberer erklärte. Die Orëska-Zauberer behielten sich alle Kraft für ihre Magie vor.

Arkoniel fürchtete darob, dass es sich die Hexe anders

überlegen könnte. Doch als sie am nächsten Morgen erwachten, wartete sie bereits draußen vor der Tür auf sie und hatte ein Reisebündel hinter dem Sattel ihres zottigen Ponys verzurrt.

Der lange Weg zurück nach Ero hatte sich für den jungen Mann höchst unerquicklich gestaltet. Lhel bereitete es ein diebisches Vergnügen, ihn zu necken, indem sie darauf achtete, dass er sie sah, wenn sie die Röcke anhob, um sich zu waschen. Zudem ließ sie keine Gelegenheit aus, ihn anzurempeln, wenn sie abends das Nachtlager durchstreifte und mit ihren knotigen, fleckigen Fingern die letzten Kräuter des Jahres pflückte. Gelübde hin, Gelübde her, Arkoniel konnte gar nicht anders, als sie wahrzunehmen, und etwas in ihm regte sich dabei unbehaglich.

Nachdem ihre Arbeit in dieser Nacht in Ero getan wäre, würde er sie nie wieder sehen, und dafür würde er zutiefst dankbar sein.

Als sie über einen offenen Platz ritten, deutete Lhel zum vollen, roten Mond empor und schnallte mit der Zunge.

»Kindermond, ganz dick und blutig. Wir uns beeilen. Kein *Shaimari*.«

Mit einer anmutigen, flüssigen Bewegung führte sie zwei Finger an die Nasenlöcher und ahmte das Einatmen von Luft nach. Arkoniel schauderte.

Iya legte sich eine Hand über die Augen, und Arkoniel verspürte einen flüchtigen Hoffnungsschimmer. Vielleicht würde sie sich doch noch eines Besseren besinnen. Aber sie sandte nur einen Sichtungsbann ins Adelsviertel voraus.

Nach ein paar Lidschlägen schüttelte sie den Kopf. »Nein. Wir haben noch Zeit.«

Eine kalte, salzige Brise zupfte an ihren Mänteln, als sie die seewärtige Seite der Zitadelle erreichten und sich dem Tor zum Palatinkreis näherten. Arkoniel holte tief Luft und versuchte, die wachsende Anspannung in seiner Brust zu lindern. Eine Gruppe Feiernder zog an ihnen vorüber, und im Licht der Laternen des Leuchtjungen warf Arkoniel einen weiteren Blick auf Iya. Das blasse, kantige Antlitz der Zauberin verriet nichts.

Es ist der Wille Illiors, sagte sich Arkoniel insgeheim zum wiederholten Male. An eine Umkehr war nicht zu denken.

Seit dem Tod der einzigen weiblichen Erbin des Königs waren Frauen und Mädchen, die der königlichen Linie nahe standen, mit erschreckender Regelmäßigkeit gestorben. Nur wenige wagten, dies in der Stadt laut auszusprechen, aber in zu vielen Fällen hatten weder Krankheit noch Hunger sie hinab zu Bilairys Tor gerafft.

Eine Base des Königs erkrankte nach einem Bankett im Ort und erwachte am nächsten Morgen nicht mehr. Einer anderen gelang es irgendwie, aus ihrem Turmfenster zu stürzen. Seine beiden hübschen jungen Nichten, die Töchter seines Bruders, ertranken an einem strahlenden Sonnentag beim Segeln. Säuglinge, die in der entfernteren Verwandtschaft geboren wurden, allesamt Mädchen, wurden tot in ihren Krippen aufgefunden. Ihre Ammen tuschelten etwas von Nachtgeistern. Als die möglichen Thronanwärterinnen eine nach der anderen aus dem Leben schieden, wandten die Bewohner Eros beunruhigte Blicke auf die Halbschwester des Königs und das ungeborene Kind in ihrem Leib.

Ihr Gemahl, Herzog Rhius, war fünfzehn Jahre älter als seine schöne junge Frau und besaß riesige Ländereien

mit Schlössern, deren größtes in Atyion lag, einen halben Tagesritt nördlich der Stadt. Manche meinten, die Ehe wäre einer Liebschaft zwischen den Ländereien des Herzogs und dem Königlichen Schatzamt entsprungen, doch Iya teilte diese Ansicht nicht.

Wenn Rhius nicht am Hof diente, lebte das Paar im großen Schloss in Atyion. Als Ariani jedoch schwanger wurde, zogen sie nach Ero in Arianis Haus neben dem Alten Palast.

Iya hatte von Anfang an vermutet, dass dies des Königs Wunsch statt des ihren gewesen war, und Ariani hatte ihren Verdacht bei ihrem Besuch in jenem Sommer bestätigt.

»Mögen Illior und Dalna uns einen Sohn gewähren«, hatte Ariani geflüstert, als sie zusammen mit ihr auf dem Hof ihres Hauses gesessen hatte, die Hände auf dem anschwellenden Bauch.

Als Kind hatte Ariani ihren gut aussehenden, älteren Bruder vergöttert, der für sie eher wie ein Vater gewesen war. Mittlerweile verstand sie nur allzu gut, dass sie völlig seiner Gnade ausgeliefert war; in diesen unsicheren Zeiten verkörperte jedes Mädchen, in dessen Adern Ghërilains Blut floss, eine Bedrohung für die neue, männliche Erbfolge, sollten die Anhänger Illiors dafür eintreten, die geheiligte Befehlsgewalt Afras wieder herzustellen.

Mit jedem neuen Ausbruch einer Seuche oder Hungersnot wurde das Tuscheln der Zweifler an der neuen Ordnung lauter.

In einer düsteren Seitengasse außerhalb des Tors zum Palatinkreis umhüllte Iya sich selbst und Lhel mit Unsichtbarkeit, und Arkoniel näherte sich den Wachen, als wäre er allein.

Um diese Zeit waren noch zahlreiche Menschen unterwegs, doch dem befehlshabenden Unteroffizier fiel das Silberamulett auf, das Arkoniel trug, weshalb er ihn beiseite rief. »Was willst du so spät noch hier, Zauberer?«

»Ich werde erwartet. Ich bin hier, um meinen Schirmherrn zu besuchen, Herzog Rhius.«

»Dein Name?«

»Arkoniel von Rhemair.«

Ein Schriftführer hielt dies auf einer Wachstafel fest, und Arkoniel schlenderte weiter in das Gewirr aus Häusern und Gärten auf jener Seite des Palatinkreises. Rechter Hand ragte die beeindruckende Masse des Neuen Palasts auf, den Königin Agnalain begonnen hatte und den ihr Sohn fertig stellte. Links befand sich der weitläufige Bau des Alten Palasts.

Iyas Zauber war so stark, dass selbst Arkoniel nicht zu sagen vermochte, ob sie und die Hexe sich noch bei ihm befanden, doch er wagte nicht, sich umzudrehen oder ihnen zuzuflüstern.

Arianis feines Haus war von eigenen Mauern und Höfen umgeben; Arkoniel betrat das Anwesen durch das vordere Tor und verriegelte es hinter sich, sobald er Iyas Berührung am Arm spürte. Unruhig sah er sich um, halb in der Erwartung, hinter den kahlen Bäumen und den Statuen im schattigen Garten könnten die Garde des Königs oder die vertrauten Gesichter der Leibgarde des Herzogs lauern. Doch es war niemand zu sehen, nicht einmal ein Wächter oder Träger. Im Garten herrschte Stille. Die Luft erfüllte der durchdringende Duft einiger letzter, hartnäckiger Herbstblüten.

Iya und die Hexe erschienen neben ihm. Zusammen überquerten sie den Hof und hielten auf den Eingangsbo-

gen zu. Sie hatten noch keine drei Schritte zurückgelegt, als ein Uhu herabstieß und sich kaum drei Meter von ihnen entfernt auf eine junge Ratte stürzte. Mit den Flügeln schlagend, um das Gleichgewicht zu halten, tötete das Tier den quiekenden Nager, dann schaute es mit Augen gleich Goldmünzen zu ihnen auf. Solche Vögel galten keineswegs als ungewöhnlich in der Stadt, dennoch verspürte Arkoniel einen Anflug von Ehrfurcht, zumal Eulen als Boten Illiors galten.

»Ein gutes Omen«, murmelte Iya, als sich der Uhu wieder in die Lüfte erhob und die tote Ratte zurückließ.

Der Verwalter des Herzogs, Mynir, öffnete auf ihr Klopfen hin die Tür. Der dürre, ernste und gebückte alte Bursche hatte Arkoniel schon immer an eine Grille erinnert. Er war einer der wenigen, die in den bevorstehenden Jahren dabei helfen würden, die Bürde seines Herrn zu tragen.

»Der Schöpferin sei Dank!«, flüsterte der Greis und ergriff Iyas Hand. »Der Herzog ist bereits halb von Sinnen vor Sorge …« Mitten im Satz verstummte er beim Anblick Lhels.

Arkoniel erahnte die Gedanken des Mannes: eine schmutzige Hexe, eine Vertraute des Todes, eine Totenbeschwörerin, die Dämonen und Geister anrufen würde.

Iya berührte ihn an der Schulter. »Schon gut, Mynir, dein Herr weiß Bescheid. Wo ist er?«

»Oben, Herrin. Ich hole ihn.«

Iya hielt ihn noch kurz zurück. »Und Hauptmann Tharin?« Tharin, der Adelige, der Rhius' Garde befehligte, wich selten von der Seite des Herzogs. Ihn hatte Illior nicht erwähnt, aber Iya und Rhius hatten noch nicht besprochen, wie er von ihrem Treiben in dieser Nacht ferngehalten werden sollte.

»Der Herzog hat ihn und die Männer nach Atyion entsandt, um dort die Pachten einzutreiben.« Mynir führte sie in den dunklen Audienzsaal. »Die Frauen wurden allesamt zum Schlafen in den Palast geschickt, um die Prinzessin nicht bei der Niederkunft zu stören. Heute Nacht sind nur Eure Nari und ich selbst hier, Herrin. Ich hole jetzt den Herzog.« Damit eilte er die gewundene Treppe hinauf.

Im großen Kamin auf der gegenüberliegenden Seite des Saals brannte ein Feuer, aber es waren keine Lampen angezündet worden. Langsam drehte sich Arkoniel herum und versuchte, die vertrauten Formen von Möbeln und Wandbehängen auszumachen. Dieses Haus hatte stets vor Musik und Heiterkeit gestrotzt. An jenem Abend erinnerte es an eine Gruft.

»Bist du das, Iya?«, rief eine tiefe Stimme. Rhius kam die Treppe herab, um sie zu begrüßen. Mittlerweile war er fast vierzig, ein gut aussehender, stämmig gebauter Krieger mit Armen und Händen gezeichnet von einem Leben, das er damit verbracht hatte, ein Schwert oder Zügel zu umklammern. An jenem Abend jedoch wirkte seine Haut unter dem schwarzen Bart blass, und sein kurzer Kittel war schweißgetränkt, als ob er gerannt wäre oder gekämpft hätte. Er mochte ein Krieger sein, dennoch stank er nach Angst.

Er starrte Lhel an, woraufhin seine Schultern herabsackten. »Du hast eine gefunden.«

Iya reichte dem Verwalter ihren Mantel. »Selbstverständlich, Herr.«

Von oben ertönte ein abgehackter Schrei. Rhius fuhr sich unwillkürlich mit der geballten Faust ans Herz. »Die Kräuter zum Auslösen der Wehen waren nicht notwendig. Ihr Wasser hat sich heute Vormittag ergossen. Seit

Sonnenuntergang ist sie so. Sie bettelt mich ununterbrochen um ihre eigenen Frauen an …«

Lhel murmelte Iya etwas zu. Iya übersetzte die Frage für den Herzog. »Sie möchte wissen, ob Eure Gemahlin irgendwelche Blutungen hat.«

»Nein. Die Frau, die du geschickt hast, behauptet, dass alles in Ordnung ist, aber …«

Oben schrie Ariani abermals auf, und Arkoniel drehte sich der Magen um. Die arme Frau hatte keine Ahnung, wer sich in dieser Nacht in ihrem Haus aufhielt. Iya hatte dem Paar den feierlichen Eid geschworen, jedwede Tochter zu beschützen, die dem Königshaus geboren würde; allerdings hatte sie der Kindesmutter nicht offenbart, welche Mittel ihr der Lichtträger dafür eingeräumt hatte. Nur Rhius wusste es. Blanker Ehrgeiz hatte den Ausschlag für seine Einwilligung gegeben.

»Kommt, es ist Zeit.« Iya setzte sich in Richtung der Treppe in Bewegung, doch Rhius hielt sie am Arm zurück.

»Bist du sicher, dass es die einzige Möglichkeit ist? Könntest du nicht eines der beiden fortbringen?«

Iya musterte ihn mit kaltem Blick. Sie stand zwei Stufen über ihm, und im vorherrschenden Licht erinnerte sie einen Augenblick lang an ein Bildnis aus Stein. »Der Lichtträger will eine Königin. Ihr wollt, dass Euer Kind herrscht. Das ist der Preis dafür. Uns ist hierbei die Gunst Illiors gewiss.«

Rhius ließ sie los und seufzte schwer. »Dann lasst es uns hinter uns bringen.« Rhius folgte den beiden Frauen hinauf, und Arkoniel folgte ihm, dicht genug, um zu hören, wie der Herzog murmelte: »Es wird andere Kinder geben.«

Die Luft in Prinzessin Arianis Schlafgemach erwies

sich als stickig. Die anderen traten ans Bett, Arkoniel hingegen blieb unmittelbar am Eingang stehen, überwältigt vom durchdringenden Geruch der Niederkunftskammer.

Diesen Teil des Hauses hatte er noch nie gesehen. Unter anderen Umständen hätte er das Zimmer als hübsch empfunden. Sowohl die Wände als auch das geschnitzte Bett zierten bunte Behänge, bestickt mit ausufernden Unterwassermotiven, und in den Kaminsims aus Marmor waren Delfine gemeißelt. Auf einem Stuhl neben dem Fenster, dessen Läden geschlossen waren, stand ein vertrauter Handarbeitskorb; ein Stoffkopf und ein Arm lugten unter dem halb geöffneten Deckel hervor – eine der Puppen der Prinzessin, noch unvollendet. Ariani war berühmt für ihr meisterliches Geschick, und alle hehren Damen in Ero, sogar einige der Fürsten besaßen eine ihrer Puppen.

In jener Nacht krampfte sich beim Anblick dieser Puppe Arkoniels Magen zusammen.

Durch die halb offenen Bettvorhänge sah er die Wölbung von Arianis Bauch und eine zur Faust geballte Hand, an der kostspielige Ringe funkelten. Ein pummeliges Dienstmädchen mit lieblichen Zügen stand über Ariani gebeugt und murmelte ihr zu, während sie ihr das Gesicht abwusch. Dies war Nari, eine verwitwete Angehörige Iyas, die zur Amme des Kindes auserkoren worden war. Ursprünglich wollte Iya, dass Nari ihr eigenes Kind als Gefährte für jenes Arianis mitbringen sollte, doch die Götter hatten andere Pläne gehabt. Naris Kind war vor wenigen Wochen einer Lungenentzündung erlegen. Trotz ihrer Trauer harte Nari pflichtbewusst die Milch aus ihren Brüsten gepresst, damit sie nicht versiegte. Die Vorderseite ihres losen Kleids wies Flecken davon auf.

Lhel machte sich an die Arbeit und erteilte leise Anweisungen, während sie am Ende des Bettes die Dinge zurechtlegte, die sie brauchen würde: Kräuterbüschel, ein schmales Silbermesser, Knochennadeln und eine Spule Seidenfaden, unvorstellbar fein.

Arianis Kehle entrang sich ein weiterer Schrei, und Arkoniel erhaschte einen Blick auf ihr Antlitz. Glasige, mittlerweile von Kräutertränken benommene Augen spähten hinter einem Gewirr glänzenden schwarzen Haars hervor.

Die Prinzessin war wenig älter als er selbst, und wenngleich er sich selten gestattete, darüber nachzudenken, hegte er insgeheim Bewunderung für sie, seit ihre Vermählung mit Rhius Arkoniel zum ersten Mal in ihre Kreise geführt hatte. Ariani war die schönste Frau, die er je gesehen hatte, und sie hatte ihn immer zuvorkommend behandelt. Scham spülte über ihn hinweg; so wurde ihr ihre Freundlichkeit nun vergolten.

Allzu bald drehte sich Iya um und bedeutete ihm, sich am Bett zu ihr zu gesellen. »Komm, Arkoniel, wir brauchen dich jetzt.«

Er und Nari hielten Arianis Füße fest, während die Hexe zwischen ihren Schenkeln umhertastete. Ariani stöhnte und versuchte matt, sich loszureißen. Arkoniel behielt das hochrote Gesicht abgewandt, bis Lhel ihre Untersuchung beendete, dann ließ er Ariani los und zog sich hastig zurück.

Lhel wusch sich in einer Schüssel die Hände, dann beugte sie sich hinab, um Ariani die Wange zu tätscheln. »Ist gut, *Keesa*.«

»Es sind – es sind zwei, Hebamme – oder?«, keuchte Ariani kraftlos.

Arkoniel warf Iya einen besorgten Blick zu, doch sie

zuckte nur mit den Schultern. »Eine Frau braucht keine Hebamme, um ihr zu sagen, wie viele Kinder sie im Bauch herumträgt.«

Nari braute aus einigen der Kräuter der Hexe einen Tee und half Ariani dabei, ihn schluckweise zu trinken. Nach einer Weile verlangsamte sich der Atem der Prinzessin, und sie wurde still. Lhel kletterte aufs Bett und massierte Arianis Bauch. Dabei murmelte sie ohne Unterlass in einem beruhigenden Singsangtonfall vor sich hin.

»Das erste Kind muss so gedreht werden, dass es in die Welt eintreten und ihm das andere folgen kann«, übersetzte Iya für Rhius, der betreten schweigend am Kopfende des Bettes stand.

Lhel verlagerte die Stellung, sodass sie zwischen Arianis Schenkeln kniete. Immer noch rieb sie ihr den Bauch. Nach einigen Augenblicken stieß sie einen leisen Triumphschrei aus. Arkoniel beobachtete aus dem Augenwinkel, wie sie mit einer Hand einen nassen, kleinen Kopf stützte, der in Sicht geriet. Mit der anderen hielt sie dem Kind die Nase und den Mund zu, bis der Rest des Körpers geboren war.

»Mädchen, *Keesa*«, verkündete sie und entfernte die Hand vom Gesicht des Säuglings.

Arkoniel stieß vor Erleichterung den angehaltenen Atem aus, als das Mädchen die erste Lunge voll Luft einsog. Dies war der *Shaimari*, der ›Seelenodem‹, der Lhel solche Sorge bereitet hatte.

Mit dem Silbermesser schnitt die Hexe die Nabelschnur durch, dann hob sie das Kind empor, auf dass alle es sehen konnten. Unter dem Geburtsschleim schien der Säugling wohlgeformt, den Kopf zierte dichtes, nasses, schwarzes Haar.

»Dem Lichtbringer sei Dank!«, rief Rhius aus und beugte sich hinab, um die Stirn seiner schlafenden Gemahlin zu küssen. »Ein erstgeborenes Mädchen, wie es das Orakel versprochen hat!«

»Und schaut nur«, meldete sich Nari zu Wort und lehnte sich vor, um ein winziges, weinfarbenes Muttermal am linken Unterarm des Kindes zu berühren. »Sie hat ein Gunstmal, das wie eine Rosenknospe aussieht.«

Iya schenkte Arkoniel ein schmallippiges, aber siegessicheres Lächeln. »Das ist unsere künftige Königin, mein Junge.«

Freudentränen ließen Arkoniels Sicht verschwimmen und schnürten ihm die Kehle zu, doch das Wissen, dass ihre Arbeit noch nicht vollendet war, beeinträchtigte den Augenblick.

Während Nari das Mädchen wusch, begann Lhel, den Zwilling hervorzulocken. Arianis Kopf rollte schlaff auf dem Kissen hin und her. Rhius zog sich an den Kamin zurück. Sein Mund glich einer schmalen, verkniffenen Linie.

Tränen gänzlich anderer Art brannten Arkoniel in den Augen. *Verzeiht uns, holde Herrin*, betete er im Stillen, außerstande, den Blick abzuwenden.

Trotz Lhels Bemühungen kam das zweite Kind verkehrt herum, in Fußlage. Unablässig in ihrer eigenen Sprache vor sich hinmurmelnd löste Lhel das zweite Bein, und der winzige Körper glitt heraus.

»Knabe, *Keesa*«, sagte Lhel leise und hielt die Hand bereit, um sie auf das Gesicht des Kindes zu senken, sobald es zum Vorschein kam, und so jenen so wichtigen ersten Atemzug zu verhindern, damit die Seele nicht in das Fleisch Einzug halten konnte.

Plötzlich jedoch ertönten draußen auf der Straße das

laute Hufgeklapper von Reitern und der Schrei: »Öffnet, im Namen des Königs!«

Lhel erschrak genauso wie der Rest der Anwesenden. In jenem Augenblick der Ablenkung glitt der Kopf des Kindes aus dem Schoß der Mutter, und der Knabe sog kräftig und tief die Luft ein.

»Beim Licht!«, zischte Iya und wirbelte zu der Hexe herum. Lhel schüttelte den Kopf und beugte sich über den sich windenden Säugling. Arkoniel wich rasch zurück; er konnte nicht mit ansehen, was unweigerlich folgen musste. Er presste die Augen so fest zu, dass er Lichtblitze hinter den Lidern sah, doch es gab kein Entrinnen vor dem kräftigen, gesunden Schrei des Knaben … der unvermittelt abgewürgt wurde. Die Stille, die darauf folgte, verursachte Arkoniel Schwindel und Übelkeit.

Was danach geschah, schien sehr lange zu dauern, wenngleich ihnen tatsächlich nur wenige Minuten blieben. Lhel nahm von Nari das lebende Kind entgegen und legte es neben den toten Zwilling auf das Bett. Während sie über den beiden einen Sprechgesang anstimmte, zeichnete sie Muster in die Luft. Das lebende Kind verstummte und erstarrte. Als Lhel zu Messer und Nadel griff, musste sich Arkoniel abermals abwenden. Er hörte, wie Rhius hinter ihm leise weinte.

Dann tauchte Iya an seiner Seite auf und scheuchte ihn hinaus auf den kalten Flur. »Geh nach unten und halt den König auf. So lange, wie du kannst! Ich schicke Nari hinunter, sobald es sicher ist.«

»Ich soll ihn aufhalten? Wie?«

Die Tür fiel ihm vor der Nase zu, und er hörte, wie der Schlüssel im Schloss herumgedreht wurde.

»Na, wunderbar.« Arkoniel trocknete sich das Gesicht am Ärmel ab und fuhr sich mit den Händen durchs Haar.

Am Kopfende der Treppe blieb er stehen, wandte das Gesicht zum ungesehenen Mond empor und sandte ein stummes Gebet zu Illior. *Hilf meiner stockenden Zunge, Lichtträger, oder umwölke die Augen des Königs. Oder beides, falls das nicht zu viel verlangt ist.*

Nun wünschte er, Hauptmann Tharin wäre hier. Der große, stille Ritter besaß die Gabe, durch seine Haltung in jeder Lage für Entspannung zu sorgen. Tharin hatte ein Leben voller Jagden, Kämpfe und Hofränke hinter sich, wodurch er weit besser geeignet gewesen wäre, einen Mann wie Erius zu unterhalten, als ein junger, hinter den Ohren noch grüner Zauberer.

Mynir hatte in der Zwischenzeit die Lampen angezündet, die zwischen den bemalten Steinsäulen in der Halle hingen. Außerdem hatte er Zedernholzscheite und Süßharz ins Feuer nachgelegt, damit es einen angenehmen Duft verströmte. Erius stand neben dem Kamin und zeichnete sich im Schein des Feuers als große, verwegene Gestalt ab. Wie Rhius hatte den König ein Leben des Krieges geformt, doch seine Züge wirkten immer noch gut aussehend und von einer jugendlichen Gutmütigkeit beseelt, die selbst der am Hof seiner Mutter verbrachten Kindheit getrotzt hatte. Erst in den letzten Jahren, in denen sich die königliche Gruft mit den Leichnamen seiner weiblichen Angehörigen gefüllt hatte, waren manche Menschen dazu übergegangen, jenes freundliche Antlitz als Maske eines dunkleren Herzens zu betrachten, das vielleicht doch die Lektionen seiner Mutter gelernt hatte.

Wie Arkoniel vermutet hatte, war der König nicht allein gekommen. Sein Hofzauberer, Fürst Niryn, war anwesend und stand so dicht neben dem König wie dessen Schatten. Er war ein schlichter Bursche in seinem zwei-

ten Lebensabschnitt, doch welche Fähigkeiten er auch besitzen mochte, sie hatten ihm einen hohen und schnellen Aufstieg beschert. Jahrelang hatte Erius ebenso wenig Verwendung für Magier gehabt wie seine Mutter, aber nach dem Tod seiner Gemahlin und Kinder war Niryns Stern am Hof stetig gestiegen. Seit kurzem trug er den dichten, roten Bart gegabelt und hatte eine Vorliebe für kostspielige, mit Silber bestickte weiße Gewänder entwickelt.

Er begrüßte Arkoniel mit einem knappen Nicken, während sich der jüngere Zauberer respektvoll verneigte.

Erius hatte auch einen Sakor-Priester mitgebracht, ferner ein Dutzend Männer seiner Leibgarde mit spitzen Sporen und goldenen Abzeichen. Arkoniels Magen verkrampfte sich unbehaglich, als er das Funkeln der Kettenpanzer unter den roten Wappenröcken und die langen Messer an ihren Gürteln sah. Es mutete eigenartig an, eine derartige Gesellschaft zu einem solchen Anlass in ein königliches Haus mitzubringen.

Arkoniel zwang sich zu einem höflichen Lächeln und fragte sich verbittert, wer Erius einen Wink gegeben haben mochte. Vielleicht eine der Frauen des Haushalts? Erius war trotz der vorgerückten Stunde eindeutig auf diesen Besuch vorbereitet gewesen.

Der ergrauende Bart und das gewellte, schwarze Haar des Königs waren tadellos frisiert. Seine Samtgewänder wirkten so frisch, als wäre er gerade unterwegs zum Audienzsaal gewesen. An seiner Hüfte hing das Schwert Ghërilains, das Zeichen skalanischer Herrschaft.

»Mein König«, setzte Arkoniel an und verneigte sich abermals. »Eure verehrte Schwester ist noch mitten in den Wehen der Niederkunft. Herzog Rhius lässt sich respektvoll entschuldigen und hat mich gebeten, Euch Ge-

sellschaft zu leisten, bis er sich Euch selbst widmen kann.«

Überrascht zog Erius eine Augenbraue hoch. »Arkoniel? Was tust du hier? Soweit ich weiß, bieten weder du noch deine Meisterin Hebammendienste an.«

»Nein, mein König. Ich war heute hier zu Gast und habe mich nützlich gemacht.« Plötzlich wurde Arkoniel unangenehm bewusst, dass der stete Blick des anderen Zauberers auf ihm ruhte. Niryns hellbraune Augen standen ein wenig vor, wodurch er dauerhaft überrascht aussah, was der jüngere Zauberer als beunruhigend empfand. Sorgfältig verschleierte er seinen Geist und betete, er würde stark genug sein, um Niryn von seinen Gedanken fernzuhalten, ohne dass der Hofmagier Verdacht schöpfte.

»Ich fürchte, die Niederkunft Eurer verehrten Schwester gestaltet sich schwierig, aber sie wird schon bald entbinden«, fuhr er fort und wünschte sogleich, er hätte geschwiegen. Der König war bei den Geburten aller seiner eigenen Kinder dabei gewesen. Sollte Erius beschließen, nach oben zu gehen, gab es nichts, was Arkoniel dagegen tun könnte, außer auf Magie zurückzugreifen. Und durch Niryns Anwesenheit war ihm selbst diese gewagte Möglichkeit verschlossen.

Vielleicht hatte Illior sein Gebet doch erhört, denn Erius zuckte nur verbindlich mit den Schultern und setzte sich zu einem Spieltisch am Kamin. »Wie gut verstehst du, mit den Steinen umzugehen?«, fragte er und bedeutete Arkoniel, auf dem anderen Stuhl Platz zu nehmen. »Diese Niederkünfte dauern in der Regel länger, als man erwartet, besonders bei Erstgeburten. Wir können uns die Zeit genauso gut auf angenehme Weise vertreiben.«

In der Hoffnung, dass seine Erleichterung nicht allzu

offenkundig war, schickte Arkoniel Mynir los, um Wein und Leckereien zu holen, dann setzte er sich hin, um zu verlieren, so gut es ging.

Niryn nahm neben ihm Platz und gab vor, das Spiel zu beobachten, doch Arkoniel spürte immer noch die Last seines musternden Blickes. Schweiß bildete sich unter seinen Armen und rann ihm den Rücken hinab. Was wollte der Mann? Ahnte er etwas?

Arkoniel ließ um ein Haar die Spielsteine fallen, als Niryn unvermittelt fragte: »Träumst du oft, junger Mann?«

»Nein, Herr«, erwiderte Arkoniel. »Oder falls ich es tue, erinnere ich mich nicht daran, wenn ich aufwache.«

Das stimmte tatsächlich: Er träumte selten im herkömmlichen Sinn, und Weissagungsträume hatten sich bislang als zu hoch für ihn erwiesen. Er wartete auf eine Folgefrage seitens Niryns, doch der Hofzauberer lehnte sich nur zurück, zwirbelte die Spitzen seines gegabelten Bartes und wirkte gelangweilt.

Arkoniel steckte mitten in der dritten Partie Gänsekaro, als Nari die Treppe herunterkam.

»Herzog Rhius lässt Euch grüßen, Majestät«, sagte sie und knickste tief. »Er erkundigt sich, ob Ihr möchtet, dass Euch Euer neuer Neffe heruntergebracht wird, damit Ihr ihn Euch ansehen könnt.«

»Unsinn!«, rief Erius aus und legte die Spielsteine beiseite. »Sag deinem Meister, dass sein Bruder gerne zu ihm hinaufkommt.«

Wieder beschlich Arkoniel das unbehagliche Gefühl, dass der König damit mehr meinte, als er sagte.

Das Empfinden verstärkte sich, als Niryn und der Priester ihn nach oben begleiteten. Nari nahm Arkoniels Blick wahr, als sie ihnen folgten, und nickte ihm kaum

merklich zu; Iya und Lhel mussten sich demnach bereits in sicherer Entfernung befinden. Als sie Arianis Zimmer betraten, spürte Arkoniel keinerlei Rückstände von Magie, weder Orëska noch sonstige.

Herzog Rhius stand am fernen Ende des Bettes und hielt die Hand seiner Gemahlin. Die Prinzessin schlief noch gesegnet, zweifellos dank kräftiger Beruhigungstränke. Mit glatt zurückgekämmtem Haar und einem geröteten Fleck hoch auf jeder Wange sah sie aus wie eine der von ihr hergestellten Puppen.

Rhius hob das dick eingewickelte Kind vom Bett und brachte es zum König. Er hatte sich ausreichend erholt, um seine Rolle würdevoll zu spielen.

»Dein Neffe, mein Lehnsherr«, sagte er und legte den Säugling in Erius' Arme. »Mit deinem Einverständnis soll er Tobin Erius Akandor heißen, zu Ehren der Linie deines Vaters.«

»Ein Sohn, Rhius!« Mit behutsamer, geübter Hand öffnete Erius die Windel.

Arkoniel hielt den Atem an und leerte seinen Geist, als Niryn und der Priester die Hände über das schlafende Kind ausstreckten. Keinem der beiden schien etwas Ungewöhnliches aufzufallen; Lhels Magie hatte sämtliche Spuren der Abscheulichkeit beseitigt, die sie an dem kleinen Körper vollbracht hatte. Und wer würde schon daran denken, im Gemach der Schwester des Königs auf Hügelhexenmagie zu achten?

»Ein prächtiger Knabe für einen solchen Namen, Rhius«, meinte Erius. Sein Blick fiel auf das Muttermal. »Und sieh dir nur das Gunstmal an, das er trägt. Noch dazu am linken Arm. Niryn, du weißt, wie man derlei Dinge deutet. Was verheißt dieses Mal?«

»Weisheit, Majestät«, antwortete der Zauberer. »Eine

höchst günstige Eigenschaft für den künftigen Gefährten Eures Sohnes.«

»In der Tat«, pflichtete der König ihm bei. »Ja, du hast meine Erlaubnis, Bruder, und meinen Segen. Und ich habe einen Priester mitgebracht, um ein Opfer für unseren kleinen Krieger darzubringen.«

»Ich danke dir, Bruder«, sagte Rhius.

Der Priester ging zum Kamin und stimmte leiernd Gebete an. Dazu warf er Süßharz und kleine Wachsopfergaben in die Flammen.

»Bei der Flamme, in ein paar Jahren wird er einen großartigen Spielgefährten für meinen Korin abgeben«, fuhr der König fort. »Stell dir die beiden nur vor, wie sie zusammen jagen und die Schwertkunst erlernen werden, wenn dein Tobin ins rechte Alter kommt, um der Gefährtschaft beizutreten. Genau wie einst du und ich, was? Aber ich glaube, es gab noch einen Zwilling, oder?«

Ja, dachte Arkoniel, die Spitzel des Königs waren doch gründlich gewesen.

Nari bückte sich und hob ein anderes winziges Bündel hinter dem Bett hervor. Mit dem Rücken zur Prinzessin brachte sie es zum König. »Ein armes Mädchen, mein König. Hat keinen einzigen Atemzug geschafft.«

Erius und die anderen untersuchten das tote Kind genauso eingehend wie das lebendige. Sie bewegten die schlaffen Glieder, überprüften das Geschlecht und tasteten Brust und Hals nach Lebenszeichen ab. Arkoniel beobachtete aus dem Augenwinkel, wie der König seinem Hofzauberer einen raschen, fragenden Blick zuwarf.

Sie wissen etwas, suchen nach etwas, dachte Arkoniel benommen. Niryns Frage über Träume nahm plötzlich eine unheilvolle Bedeutung an. Hatte der Magier selbst eine Vision gehabt – eine Vision von diesem Kind? Falls

ja, wirkte Lhels Magie abermals, denn der ältere Zauberer antwortete mit einem flüchtigen Kopfschütteln. Was immer sie gesucht hatten, hier hatten sie es nicht gefunden. Rasch wandte sich Arkoniel ab, bevor ihn eine Miene der Erleichterung verraten konnte.

Der König reichte den Leichnam zurück an Nari und umfasste Rhius' Schultern. »Es ist eine harte Prüfung, ein Kind zu verlieren. Sakor weiß, dass ich noch immer um die meinen und ihre liebe Mutter trauere. Ich weiß, es ist ein kalter Trost, aber es ist besser so, bevor ihr einander lieb gewinnen konntet.«

»Es ist, wie du sagst«, gab Rhius leise zurück.

Nach einem letzten, brüderlichen Schulterklopfen ging Erius ans Bett und küsste seine Schwester zärtlich auf die Stirn.

Der Anblick ließ das Blut pochend durch Arkoniels Kopf pulsieren, als er an die Soldaten unten in der Halle dachte. Dieser Thronräuber, dieser Meuchler von Mädchen und Frauen, mochte seine kleine Schwester genug lieben, um ihr Leben zu verschonen, doch wie der Lichtträger gezeigt hatte, erstreckte sich diese Nachsicht nicht auf ihre Kinder. Er hielt die Augen zu Boden gerichtet, während der König und seine Berater die Kammer verließen, und malte sich aus, wie anders diese Begegnung verlaufen wäre, hätte Erius ein lebendiges Mädchen angetroffen.

Sobald sich die Tür hinter ihnen schloss, verwandelten sich Arkoniels Knie in Wasser, und er sank auf einen Stuhl.

Doch die Tortur war noch nicht vorüber. Ariani schlug die Augen auf und erblickte das tote Kind, das Nari hielt. Sie rappelte sich an den Polstern hoch und streckte die Arme danach aus. »Dem Licht sei Dank! Ich wusste, dass

ich einen zweiten Schrei gehört hatte, aber ich hatte einen ganz entsetzlichen Traum …«

Die Amme tauschte einen Blick mit Rhius, und Arianis Lächeln erstarb. »Was ist? Gib mir mein Kind.«

»Es war eine Totgeburt, Liebste«, sagte Rhius. »Lass es. Sieh nur, hier ist unser prächtiger Sohn.«

»Nein, ich habe es schreien gehört!«, beharrte Ariani.

Rhius brachte den kleinen Tobin zu ihr, doch sie schenkte ihm keine Beachtung und starrte stattdessen das Kind an, das die Amme hielt. »Gib ihn mir, Weib! Ich befehle es dir!«

Sie ließ sich nicht davon abbringen. Ohne auf das leise Weinen des lebendigen Kindes zu achten, nahm sie das tote in die Arme; ihre Züge wurden noch bleicher.

In jenem Augenblick erkannte Arkoniel, dass Lhels Hexerei die Kindesmutter nicht so zu täuschen vermochte wie die anderen. Er verkrümmte den Geist, um durch ihre Augen zu sehen und erhaschte einen kurzen Blick auf die Hautstreifen, die Lhel auf der Brust jedes Kindes geschnitten und mit spinnwebfeinen Stichen in die Wunde des jeweils anderen Zwillings genäht hatte, unmittelbar über dem Herzen. Mit diesem Austausch von Fleisch war die Verwandlung besiegelt worden. Das Mädchen würde so lange das Erscheinungsbild einer männlichen Gestalt wahren, wie Iya es für nötig hielt, während der tote Bruder die Gestalt seiner Schwester erhalten hatte, um den König zu täuschen.

»Was hast du getan?«, keuchte Ariani und schaute zu Rhius auf.

»Später, Liebste, wenn du dich ausgeruht hast … Gib dieses Kind Nari zurück und nimm deinen Sohn. Siehst du, wie kräftig er ist? Und er hat deine blauen Augen …«

»Sohn? Das ist kein Sohn!«, fiel Ariani ihm mit einem

giftigen Blick ins Wort. Alles gute Zureden blieb vergebens. Als Rhius versuchte, ihr das tote Kind abzunehmen, wankte sie aus dem Bett, flüchtete in den fernsten Winkel der Kammer und drückte sich den winzigen Leichnam gegen das besudelte Nachthemd.

»Das ist zu viel!«, flüsterte Arkoniel zischend. Er ging zu der panischen Frau und kniete sich vor ihr hin.

Überrascht sah sie ihn an. »Arkoniel? Schau nur, ich habe einen Sohn. Ist er nicht hübsch?«

Arkoniel versuchte zu lächeln. »Ja, Hoheit, er – er ist vollkommen.« Behutsam berührte er sie an der Stirn, umwölkte ihren Geist und sandte sie wieder in einen tiefen Schlaf. »Verzeiht mir.«

Er griff nach dem kleinen Körper, dann erstarrte er vor Furcht.

Die Augen des toten Kindes hatten sich geöffnet. Im einen Lidschlag schimmerten sie blau, im nächsten verfärbten sie sich schwarz und starrten Arkoniel anklagend an. Der zierliche Leib strahlte eine unverkennbare Kälte ab, die sich langsam ausbreitete und den Zauberer umhüllte.

Dies war der Preis jenes ersten Atemzugs. Die Seele des gemeuchelten Kindes hatte lange genug Einzug in den Körper gehalten, um sich darin einzunisten und ein Geist oder Schlimmeres zu werden.

»Bei den Vieren, was geht hier vor sich?«, stieß Rhius hervor und beugte sich über den Zauberer.

»Es gibt nichts zu befürchten«, beteuerte Arkoniel rasch, wenngleich ihn diese winzige, übernatürliche Gestalt bis in die Tiefe seines Herzens ängstigte.

Nari kniete sich neben ihn und flüsterte: »Die Hexe hat gesagt, du musst ihn rasch wegbringen. Sie meinte, du musst ihn unter einem großen Baum vergraben. Im

hinteren Hof neben der Sommerküche steht ein mächtiger Kastanienbaum. Die Wurzeln werden den Dämon bannen. Beeil dich! Je länger er hier bleibt, desto stärker wird er!«

Arkoniel bedurfte des letzten Quäntchen Mutes, das er besaß, um das tote Kind zu berühren. Er löste es aus Arianis Armen, bedeckte das Gesichtchen mit einem Zipfel der Wickel und eilte hinaus. Nari hatte Recht; die Wogen der Kälte, die der leblose Körper aussandte, wurden mit jedem verstreichenden Lidschlag stärker. Sie ließen seine Gelenke schmerzen, als er das Kind die Treppe hinabtrug und damit durch den hinteren Gang des Hauses lief.

Der Mond beobachtete wie ein anklagendes Auge, wie Arkoniel sein verfluchtes Bündel neben dem Stamm des Kastanienbaums ablegte; erneut bildeten seine Lippen die Worte *Verzeiht mir*. Aber er erwartete keine Vergebung für die Arbeit jener Nacht und weinte, als er seinen Bann wob. Seine Tränen fielen auf das kleine Häufchen Mensch, als er sich bückte und beobachtete, wie es im kalten Schoß der Erde zwischen den knorrigen Wurzeln versank.

Der leise Schrei eines Säuglings drang zu ihm durch die frostige Nachtluft, und ihn schauderte, zumal er nicht wusste, ob der Laut von dem lebendigen Kind stammte oder von dem toten.

KAPITEL 3

Trotz all ihrer Macht sind diese Orëska-Zauberer sehr dumm. Und hochmütig, dachte Lhel, als Iya sie eine Hintertreppe hinab und weg von dem verfluchten Haus scheuchte.

In der Hoffnung, das Pech zu durchbrechen, das sie seit all den Wochen aneinander band, spuckte die Hexe dreimal nach links. Eine richtige Gewitterziege war sie, diese Zauberin. Warum hatte Lhel das nicht schon früher erkannt? Sie hatte kaum Zeit gehabt, den letzten Stich an dem lebenden Kind zu setzen, bevor die ältere Magierin sie zum Aufbruch drängte. »Ich noch nicht fertig! Der Geist …«

»Der König ist unten!«, zischte Iya, als sollte Lhel dies etwas bedeuten. »Wenn er dich hier findet, werden wir alle zu Geistern. Ich werde dich mit Gewalt zwingen, wenn es sein muss.«

Welche Wahl hatte Lhel schon gehabt? Und so war sie ihr mit dem Gedanken gefolgt: *Dann lastet es eben auf deinem Gewissen.*

Doch je weiter sie sich von jenem Haus entfernten, desto schwerer drückte es ihr selbst aufs Gemüt. Die Toten so herzlos zu behandeln, kam einer gefährlichen Schmähung der Großen Mutter und Lhels Handwerk gleich. Diese Zauberin besaß keine Ehre, wenn sie den Geist eines Kindes auf solche Weise sich selbst überließ. Arkoniel hätte vielleicht auf Lhel gehört, doch ihr war längst klar geworden, dass er in der Angelegenheit keinerlei Mitspracherecht besaß. Ihr Gott hatte zu Iya gesprochen, und Iya wollte auf niemand anderen hören.

Sicherheitshalber spuckte Lhel abermals aus.

Lhel hatte einen Monat lang von der Ankunft der beiden Zauberer geträumt, bevor sie tatsächlich in ihrem Dorf eintrafen: ein junger Mann und eine alte Frau, die eine seltsame Bürde in einem Beutel bei sich trugen. Jede Deutung, die sie vorgenommen hatte, während sie auf die beiden wartete, hatte darauf hingewiesen, dass es dem Willen der Großen Mutter entsprach. Lhel musste ihnen jede Unterstützung gewähren, die sie verlangten. Als Iya und Arkoniel letztlich eintrafen, behaupteten sie, eine Vision ihres eigenen Mondgottes habe sie zu ihr geführt. Lhel hatte dies als gutes Omen aufgefasst.

Dennoch hatte sie der Inhalt ihrer Bitte überrascht. Orëska musste fürwahr eine schale, zimperliche Art von Magie sein, wenn es zwei Menschen, die derart mächtige Seelen besaßen, am handwerklichen Rüstzeug fehlte, eine schlichte Hautbindung vorzunehmen. Hätte sie schon damals das Ausmaß ihrer Unwissenheit erkannt, sie hätte versucht, ihnen mehr von ihrem Wissen preiszugeben, bevor die Zeit gekommen war, es einzusetzen.

Doch sie hatte es erst begriffen, als es zu spät gewesen war, erst in dem Augenblick, als ihre Hand versagt hatte und den Knaben seinen ersten Atemzug tun ließ. Iya wollte die notwendige Reinigungsopfergabe nicht abwarten. Es war nur noch Zeit dafür geblieben, die Bindung zu vollenden und zu flüchten; der zornige neue Geist war verloren und alleine zurückgeblieben.

Als das Stadttor vor ihnen in Sicht geriet, lehnte sich Lhel neuerlich auf. »Eine solche Geist nicht darf bleiben erdgebunden!«, wiederholte sie und versuchte, ihr Handgelenk Iyas Griff zu entwinden. »Sonst er wird ein Dämon, und was wollen du dann machen – du, die ihn gar nicht haben binden kann?«

»Ich werde mich darum kümmern.«

»Du sein Närrin.«

Iya wirbelte herum, bis sich ihre Gesichter beinah berührten. »Ich rette gerade dein Leben, Weib, und das des Kindes und seiner Familie! Wenn der Magier des Königs auch nur deinen Geruch aufgeschnappt hat, werden wir alle hingerichtet, angefangen mit dem Säugling. Das Kind ist alles, was vorerst zählt, nicht du oder ich oder sonst irgendjemand in diesem ganzen, elenden Land. Es ist der Wille Illiors.«

Wieder spürte Lhel die gewaltige Macht, die durch die Zauberin strömte. Iya mochte anders und von einer unvertrauten Magie beseelt sein, doch es bestand kein Zweifel daran, dass sie gottberührt und Lhel hinlänglich überlegen war. Und so ließ sich Lhel widerwillig fortführen und das Kind und dessen hautgebundenen Zwilling in der stinkenden Stadt zurück. Sie hoffte, Arkoniel hatte einen starken Baum gefunden, der den Geist in der Erde halten würde.

Sie kauften Pferde und reisten zwei Tage lang zusammen. Lhel sprach wenig, betete aber insgeheim zur Großen Mutter um Geleit. Als sie den Rand des Hochlands erreichten, ließ sie sich von Iya in die Obhut der Führer eines Wagentrosses auf dem Weg nach Westen in die Berge übergeben. Als sie sich voneinander verabschiedeten, versuchte Iya sogar, Frieden mit ihr zu schließen.

»Du hast deine Sache gut gemacht, meine Freundin«, sagte sie. Traurigkeit sprach aus ihren haselnussbraunen Augen, als sie Lhels Hände ergriff. »Bleib in der Sicherheit der Berge, und alles wird gut werden. Wir dürfen uns nie wiedersehen.«

Lhel beschloss, der kaum verhohlenen Drohung keine Beachtung zu schenken. Aus einer Tasche an ihrem Gür-

tel holte sie ein kleines Silberamulett in Form eines Vollmonds hervor, zu beiden Seiten gesäumt von zierlichen Mondsicheln. »Für dann, wenn Kind wieder Frauengestalt werden.«

Iya betrachtete das Schmuckstück in ihrer Handfläche. »Der Schild der Großen Mutter.«

»Du ihn verstecken. Sein nur für Frauen. Als Knabe sie muss das da tragen.« Sie reichte Iya einen kurzen Haselzweig mit polierten Kupferhülsen an beiden Enden.

Iya schüttelte den Kopf. »Das ist zu gefährlich. Ich bin nicht die einzige Zauberin, die sich mit den Gepflogenheiten deiner Art von Magie befasst hat.«

»Dann das für sie aufheben!«, bedrängte Lhel sie. »Kind werden brauchen viel Magie für Überleben.«

Iya schloss die Hand um die Amulette, vereinte Holz mit Silber. »Das werde ich, versprochen. Leb wohl.«

Lhel blieb drei Tage bei dem Wagentross, und jeden Tag lastete das schwarze, kalte Gewicht des Geistes des toten Kindes schwerer auf ihrem Herzen. Jede Nacht wurden die Schreie des Knaben in ihren Träumen lauter. Sie betete zur leuchtenden Großen Mutter, ihr zu zeigen, weshalb sie entsandt worden war, um ein solches Geschöpf zu erschaffen, und was sie tun musste, um die Welt wieder in Ordnung zu bringen.

Die Große Mutter antwortete, und in der dritten Nacht tanzte Lhel für ihre Führer den Traumschlaftanz, mit dem sie ihre Gedanken gerade soweit verführte, um jegliche Erinnerung an sie und die Vorräte, die sie mitnahm, aus ihren Gedächtnissen zu verbannen.

Im Licht einer abnehmenden Mondsichel warf sie ihren Reisebeutel über den Hals ihres Pferdes und kehrte in Richtung der stinkenden Stadt um.

KAPITEL 4

In den unbehaglichen Tagen nach der Geburt kümmerten sich ausschließlich Nari und der Herzog um Ariani. Rhius sandte eine Botschaft an Tharin und schickte den Hauptmann zum Anwesen in Cirna, um ihn eine Weile fernzuhalten.

Über den Haushalt senkte sich Stille. Schwarze Banner wehten auf den Dachgiebeln und kündeten von der Trauer über die vermeintliche Totgeburt. Rhius stellte auf dem Hausaltar ein Becken mit frischem Wasser auf und verbrannte die Astellus geweihten Kräuter, die den Wasserpfad zu Geburt und Tod glätteten und frischgebackene Mütter vor Kindbettfieber beschützten.

Nari jedoch, die tagtäglich an Arianis Bett saß, wusste, dass die Frau an keinem Fieber krankte, sondern an einem tief sitzenden Herzensleid. Nari war alt genug, um sich an die letzten Tage von Königin Agnalain zu erinnern und betete, ihre Tochter möge nicht demselben Kurs des Wahnsinns verfallen.

Tag für Tag, Nacht für Nacht warf sich Ariani auf den Kissen hin und her, erwachte und rief: »Das Kind, Nari! Hörst du den Knaben nicht? Ihm ist so kalt.«

»Dem Kind geht es gut, Hoheit«, beschwichtigte Nari sie jedes Mal. »Seht ihr? Tobin liegt in der Krippe gleich hier neben Euch. Schaut nur, wie kräftig er ist.«

Doch Ariani würdigte das lebendige Kind keines Blickes. »Nein, ich höre ihn«, beharrte sie und starrte mit wirrem Blick um sich. »Warum habt ihr ihn hinausgesperrt? Hol ihn sofort herein!«

»Draußen ist kein Kind, Hoheit. Ihr habt nur wieder geträumt.«

Nari sagte die Wahrheit, denn sie hörte nichts, aber ei-

nige der anderen Bediensteten behaupteten, draußen in der Dunkelheit das Weinen eines Neugeborenen vernommen zu haben. Bald verbreitete sich im Haus das Gerücht, das zweite Kind wäre mit geöffneten Augen tot geboren worden; und jeder wusste, dass Dämonen durch solche Geburten auf der Welt Einzug hielten. Mehrere Mägde waren bereits mit dem Befehl zurück nach Atyion geschickt worden, ihren Klatsch für sich zu behalten. Nur Nari und Mynir kannten die Wahrheit hinter dem Tod des zweiten Kindes.

Mynirs Schweigen wurde durch seine Ergebenheit gegenüber dem Herzog gewährleistet, und Nari stand in Iyas Schuld. Die Zauberin hatte sich drei Generationen lang als Wohltäterin ihrer Familie erwiesen, und in jenen ersten, wirren Tagen nach der Geburt hatte allein diese Verbundenheit die Amme davon abgehalten, zurück in ihr eigenes Dorf zu flüchten. Iya hatte keine Dämonen erwähnt, als Nari eingewilligt hatte, ihr zu dienen.

Letztlich jedoch blieb sie um des Kindes willen. Ihre Milch floss in Strömen, sobald sie das dunkelhaarige Würmchen an ihre Brust legte, und mit ihr all die Zärtlichkeit, die sie verloren geglaubt hatte, als ihr Mann und ihr Sohn gestorben waren. Der Erschaffer wusste, weder die Prinzessin noch ihr Gemahl hatten davon etwas für das arme Kind zu erübrigen.

Sie alle mussten Tobin als ›er‹ und ›ihn‹ bezeichnen. Und dank der seltsamen Magie, die von der Hexe mit ihren Messern und Nadeln gewirkt worden war, erschien Tobin nach außen hin wie ein prächtiger, gesunder Knabe. Er schlief gut, sog voll Inbrunst und schien sich über jegliche Aufmerksamkeit zu freuen, die ihm geschenkt wurde, was von Seiten seiner eigenen Familie herzlich wenig war.

»Sie werden ihr Verhalten noch ändern, mein kleiner Schatz«, säuselte Nari ihm regelmäßig zu, wenn er zufrieden in ihren Armen schlummerte. »Wie könnten sie auch nicht, wo du doch so süß bist?«

Während jedoch Tobin blühte und gedieh, sank seine Mutter immer rascher in eine zutiefst düstere Gemütsverfassung. Das Fieber verging, dennoch blieb Ariani im Bett. Immer noch wollte sie ihr lebendes Kind nicht berühren, und ihren Gemahl sah sie nicht einmal an, ebenso wenig ihren Bruder, wenn er ihr einen Besuch abstattete.

Herzog Rhius schien der Verzweiflung nahe. Er saß stundenlang bei ihr, ertrug ihr Schweigen und holte die geachtetsten Drysier aus Dalnas Tempel herbei, doch die Heiler fanden keine Krankheit des Körpers, gegen die sie etwas zu bewirken vermocht hätten.

Am zwölften Tage nach der Geburt jedoch ließ die Prinzessin erste Anzeichen einer Besserung erkennen. An jenem Nachmittag fand Nari sie zusammengekauert auf einem Lehnstuhl neben dem Feuer vor, wo sie eine Puppe nähte. Auf dem Boden rings um sie lagen Musselinreste, Stopfwollknäuel, Stickseideschnipsel und Fäden verstreut.

Bei Einbruch der Nacht war die neue Puppe fertig – ein Knabe ohne Mund. Am nächsten Tag folgte eine weitere Puppe wie die erste, dann noch eine. Ariani scherte sich nicht darum, ihre Schöpfungen anzukleiden, sondern warf sie beiseite, sobald der letzte Stich verknüpft war, um mit einer weiteren zu beginnen. Gegen Ende der Woche säumte ein halbes Dutzend der Puppen den Kaminsims.

»Sie sind sehr hübsch, Liebste, aber warum machst du die Gesichter nicht fertig?«, fragte Herzog Rhius, als er eines Abends pflichttreu an ihrem Bett saß.

»Damit sie nicht weinen«, zischte Ariani, deren Nadel hin und her sauste, als sie einen Arm an einen mit Wolle gestopften Körper nähte. »Das Weinen treibt mich in den Wahnsinn!«

Nari wandte den Blick ab, um den Herzog nicht in Verlegenheit zu bringen, indem sie seine Tränen sah. Es war das erste Mal seit der Geburt, dass Ariani mit ihm gesprochen hatte.

Dies schien den Herzog zu ermutigen. Noch in jener Nacht ließ er Hauptmann Tharin rufen und begann, vom Vorstellungsfest zu Ehren des Kindes zu reden.

Ariani erzählte niemanden von den Träumen, die sie quälten. Mit wem konnte sie schon reden? Ihre eigene Amme, Lachi, der sie vertraut hatte, war vor Wochen fortgeschickt worden, ersetzt von dieser Fremden, die nicht von ihrer Seite wich. Rhius hatte ihr erzählt, dass Nari irgendwie mit Iya in Verbindung stand, wofür Ariani die Amme nur noch mehr hasste. Ihr Gemahl, ihr Bruder, die Zauberer, diese Frau – sie alle hatten sie verraten. Wenn sie an jene schreckliche Nacht der Geburt zurückdachte, war alles, woran sie sich erinnern konnte, ein Kreis aus Gesichtern, die ohne jedes Mitleid auf sie herabblickten. Ariani verabscheute sie alle.

Anfangs hatten Erschöpfung und Kummer wie ein Stapel dicker Wolldecken auf ihr gelastet, und ihr Geist war in einen grauen Nebel abgetrieben. Tageslicht und Dunkelheit schienen ein Spiel mit ihr zu treiben. Wenn sie die Augen aufschlug, wusste sie nie, was sie erwarten sollte und ob sie wachte oder träumte.

Zunächst dachte sie, dass die schreckliche Hebamme, die Iya mitgebracht hatte, zurückgekehrt sei. Bald jedoch wurde ihr klar, dass es ein Traum oder Einbildung sein

musste, die jene dunkle, kleinwüchsige Frau jede Nacht neben ihrem Bett erscheinen ließ. Sie tauchte stets umgeben von einem wabernden Lichtkreis auf, bildete mit den Lippen stumme, an Ariani gerichtete Worte und bedeutete ihr mit dreckigen Fingern, zu essen und zu trinken. Tagelang setzte sich dieses geräuschlose Gestenspiel fort, bis sich Ariani daran gewöhnte. Schließlich begann sie einen Teil dessen zu verstehen, was die Frau flüsterte, und die Worte jagten Feuer und Eis durch ihre Adern.

Von da an begann Ariani, wieder zu nähen, und sie zwang sich, das Brot und die dünnen Suppen zu essen, die Nari ihr brachte. Für die Aufgabe, die Ariani von der Hexe gestellt worden war, würde sie Kraft brauchen.

Die Vorstellung des Kindes erfolgte zwei Wochen nach der Geburt. Ariani weigerte sich, dem Anlass beizuwohnen, was Nari insgeheim für gut hielt. Zwar kehrte die Kraft der Prinzessin nach und nach zurück, doch sie gebarte sich immer noch zu merkwürdig für Gesellschaft. Sie wollte sich nicht anziehen und sprach selten ein Wort. Ihr leuchtend schwarzes Haar war mangels Pflege stumpf und verfilzt geworden, ihre blauen Augen starrten eigenartig wirr umher, als sähe sie etwas, das dem Rest der Welt verborgen blieb. Sie schlief, sie aß, und sie nähte eine mundlose Puppe nach der anderen.

Herzog Rhius sorgte dafür, dass sich in Adelskreisen verbreitete, es sei eine schwierige Entbindung gewesen, ferner fachte er Gerüchte über die tiefe und unverminderte Trauer seiner Gemahlin ob des Verlustes des toten Mädchens an.

Ihre Abwesenheit störte die Feierlichkeiten nicht allzu sehr. Sämtliche bedeutenden Adeligen von Ero fanden sich an jenem Abend im großen Saal ein, bis der ganze

Raum im Schein der flackernden Laternen vor Juwelen und Seide zu schimmern schien. Nari, die bei den Bediensteten am Weintisch stand, beobachtete, dass einige hinter vorgehaltener Hand tuschelten, und sie belauschte ein paar der Gäste dabei, wie sie über Agnalains Wahnsinn sprachen und sich fragen, ob die Tochter so unverhofft und ohne Vorwarnung dem Pfad der Mutter gefolgt sein mochte.

Es war eine für die Jahreszeit ungewöhnlich warme Nacht, und das leise Plätschern eines Herbstregens drang durch die offenen Fenster herein. Die Männer der Leibgarde des Herzogs säumten prunkvoll in neuen, grünen und blauen Livreen in Habachtstellung die Treppe. Sir Tharin stand in seinen Prachtgewändern und Juwelen links der Treppe und wirkte so glücklich, als wäre das Kind sein eigenes. Nari hatte den schlanken, groß gewachsenen und hellhaarigen Mann von ihrer ersten Begegnung an gemocht, und umso mehr, seit sie gesehen hatte, wie sich seine Züge aufgehellt hatten, als er Tobin in den Armen seines Vaters zum ersten Mal erblickte.

Der König stand am Ehrenplatz rechts der Treppe und trug seinen Sohn auf einer breiten Schulter. Prinz Korin war ein fröhliches, rundliches, dreijähriges Kind mit den dunklen Locken seines Vaters und klugen, braunen Augen. Er wippte aufgeregt auf und ab und verrenkte sich den Hals, um einen Blick auf seinen neuen Vetter zu erhaschen, als Rhius am Kopf der Treppe erschien. Der Herzog wirkte in seinem bestickten Gewand und mit seinem Stirnreif überaus prunkvoll. Tobins dunkles Köpfchen lugte kaum sichtbar über den Rand seiner Seidenwickel hervor.

»Seid mir gegrüßt und willkommen, mein König und meine Freunde!«, rief Herzog Rhius. Er kam die Treppe

herab auf den König zu, sank auf ein Knie und hielt das Kind empor. »Mein König, ich stelle Euch meinen Sohn und Erben vor, Prinz Tobin Erius Akandor.«

Erius stellte Korin neben sich, ergriff Tobin und zeigte ihn den Priestern und versammelten Adeligen. »Dein Sohn und Erbe wird vor Ero anerkannt, mein Bruder. Möge sein Name unter dem königlichen Geschlecht von Skala mit Ehre ausgesprochen werden.«

Damit war der zeremonielle Teil des Abends vollbracht, wenngleich sich die verschiedenen Ansprachen und Trinksprüche noch die halbe Nacht fortsetzen sollten. Nari trat rastlos von einem Bein aufs andere. Das Stillen des Kindes war überfällig, und ihre Brüste schmerzten. Sie lächelte, als sie ein vertrautes, von Schluckauf unterbrochenes Wimmern vernahm. Sobald Tobin anfangen würde, richtig um sein Abendmahl zu weinen, würde man ihn bald entlassen, und sie könnte sich mit ihm in ihre stille Kammer in den oberen Gefilden des Hauses zurückziehen.

In jenem Augenblick schrie eines der Dienstmädchen erschrocken auf und deutete auf den Weintisch. »Bei den Vieren, er ist einfach umgekippt!«

Der Silberkelch für Rhius' Trinkspruch lag umgestürzt da, sein Inhalt hatte sich neben dem Honigkuchen auf das dunkle, polierte Holz ergossen.

»Ich habe gerade hingeschaut«, fuhr das Mädchen fort, dessen Stimme gefährlich anschwoll. »Keine Seele war in der Nähe!«

»Das sehe ich selbst!«, zischte Nari und brachte das Mädchen mit einem Kneifen und einem finsteren Blick zum Schweigen. Sie löste ihre Schürze und wischte den verschütteten Wein auf. Er färbte das Leinen rot wie Blut.

Mynir entriss ihr das Tuch, knüllte es zusammen und steckte es unter den Arm, um den Fleck zu verbergen. »Beim Licht, lass das niemanden sehen!«, flüsterte er. »Das war ein Weißwein!«

Als Nari auf ihre Hände hinabblickte, stellte sie fest, dass auch sie dort rot befleckt waren, wo der Wein sie benetzt hatte, obschon die Tropfen, die noch am inneren Rand des Kelchs hingen, blass golden schimmerten.

Die Zeit reichte gerade noch, um das zitternde Mädchen um einen frischen Kelch loszuschicken, ehe sich die Adeligen für ihre Trinksprüche einfanden. Tobin wurde unruhig. Nari hielt ihn, während der Herzog den Kelch erhob und als traditionelle Opfergabe an die Vier ein paar Tropfen Wein über das Kind sprenkelte, dann ein paar weitere über den Honigkuchen. »Für Sakor, auf dass er mein Kind zu einem großen und gerechten Krieger mit Feuer im Herzen heranwachsen lasse. Für Illior, auf dass er ihm Weisheit und wahre Träume beschere. Für Dalna, auf dass sie ihn mit vielen Kindern und einem langen Leben segne. Für Astellus, auf dass er ihm sichere Reisen und einen raschen Tod gewähre.«

Nari tauschte einen flüchtigen Blick der Erleichterung mit dem Verwalter, als die Tropfen in den Kuchen einsanken und dessen klebrige Oberfläche unbefleckt zurückließen.

Sobald die kurze Zeremonie zu Ende war, zog sich Nari mit Tobin nach oben zurück. Der Säugling wand sich, grunzte und wanderte mit dem Mund suchend über das Oberteil ihres Kleids.

»Du bist ein kleiner Schatz, ja, das bist du«, murmelte Nari abwesend, immer noch erschüttert von dem, was sie bezeugt hatte. Sie dachte an die Zauberstöcke, die Iya bei ihr gelassen hatte, und fragte sich, ob sie einen davon

verwenden sollte, um die Zauberin zurückzurufen. Aber Iya hatte sich überaus deutlich ausgedrückt; Nari sollte die Stöcke nur in äußersten Notfällen einsetzen. Nari seufzte, drückte Tobin fester an sich und grübelte darüber nach, wohin solche Omen führen würden.

Als sie im oberen Gang an Arianis Tür vorbeiging, bemerkte sie einen kleinen, roten Fleck an der Wand, unmittelbar über den Binsenläufern, die den Boden bedeckten. Sie bückte sich, um den Fleck genauer zu betrachten, dann schlug sie sich die Hand über den Mund.

Es war der blutige Abdruck der Hand eines Säuglings, gespreizt wie ein Seestern. Das Blut war noch hell und nass.

»Der Erschaff er bewahre uns, er ist im Haus!«

Unten brachen Jubel und Beifall aus. Sie hörte, wie der König einen Segen auf Tobins Gesundheit aussprach. Mit zitternden Fingern wischte Nari mit dem Saum ihres Rockes über das Mal, bis der Handabdruck zu einem rosa Klecks verschmiert war. Dann schob sie die Binsen hoch, um den Klecks zu verdecken, und betrat Arianis Kammer. Ihr graute vor dem, was sie darin vorfinden mochte.

Die Prinzessin saß am Feuer und nähte besessener denn je vor sich hin. Zum ersten Mal seit der Geburt hatte sie das Nachtgewand gegen ein loses Kleid getauscht und sich ihre Ringe wieder angesteckt. Der Saum des Kleids war nass und schlammverschmiert. Arianis Haar hing ihr in feuchten Strähnen um das Gesicht. Das Fenster erwies sich wie immer als fest verschlossen, dennoch roch Nari Nachtluft an ihr, zudem einen Hauch von etwas anderem. Nari rümpfte die Nase, als sie versuchte, den rohen, unangenehmen Geruch einzuordnen.

»Ihr wart draußen, Hoheit?«

Ariani lächelte auf ihre Handarbeit hinab. »Nur kurz, Amme. Freust du dich nicht?«

»Doch, Herrin, aber Ihr hättet warten sollen, dann hätte ich Euch begleitet. Ihr seid noch nicht kräftig genug, um alleine hinauszugehen. Was würde der Herzog dazu sagen?«

Ariani nähte weiter und lächelte immer noch.

»Habt Ihr draußen … etwas Ungewöhnliches gesehen, Hoheit?«, wagte Nari schließlich zu fragen.

Die Prinzessin zog ein Wollbüschel aus einem Beutel und stopfte ihn in den Musselinarm, den sie gerade genäht hatte. »Ganz und gar nicht. Und jetzt hinfort mit dir! Und hol mir etwas zu essen. Ich bin am Verhungern!«

Nari misstraute Arianis plötzlicher Heiterkeit. Als sie ging, hörte sie, wie Ariani leise summte und erkannte die Weise als ein Wiegenlied.

Sie befand sich auf halbem Wege zur Küche, als es ihr endlich gelang, den Geruch einzuordnen. Sie blies erleichtert die Luft aus. Morgen würde sie den Bediensteten auftragen müssen, einen der Bluthunde hereinzuholen, um den Mauskadaver aufzuspüren, der sich irgendwo entlang des oberen Ganges verbergen musste.

KAPITEL 5

Arkoniel verließ Ero, ohne zu wissen, wann er Ariani oder das Kind wiedersehen würde. Er traf sich mit Iya in einer Herberge in Sylara. Gemeinsam brachen sie zum nächsten, langen Abschnitt ihrer Mission auf.

Ungeachtet Arkoniels ausgeprägter Bedenken, entschied Iya, dass es am sichersten für alle wäre, wenn sie Abstand zu dem Kind wahrten. Als Arkoniel ihr von seiner seltsamen Unterhaltung mit Niryn berichtete, stärkte dies ihre Entschlossenheit nur. Nari und der Herzog konnten in Verbindung mit ihnen bleiben, indem sie Botschaften in verschiedene Herbergen sandten, die Iya bei ihren Reisen regelmäßig besuchte. Für Notfälle hatte sie Nari einige kleine Andenken hinterlassen, bemalte Stöcke, die einen einfachen Suchzauber freisetzten, wenn sie zerbrochen wurden. Ganz gleich, wie weit sich Iya entfernt befinden mochte, sie würde die Magie spüren und so rasch wie möglich zurückkehren.

»Aber was, wenn wir zu weit weg sind, um rechtzeitig einzutreffen?«, sorgte sich Arkoniel, der über die Lage alles andere als glücklich war. »Und wie können wir sie so zurücklassen? Letzten Endes ist alles schiefgegangen, Iya. Du hast den Dämon in den Augen des toten Kindes nicht gesehen. Was, wenn der Baum ihn nicht zu fesseln vermag?«

Doch Iya blieb unerbittlich. »Sie sind am sichersten, wenn wir in der Ferne weilen.«

Und so begannen sie ihre lange Wanderschaft, suchten jeden auf, in dem ein Funken Magie schlummerte, loteten aus, wer sich wem zu Gefolgstreue verpflichtet fühlte, lauschten Befürchtungen und gewährten – einigen aus-

erwählten Wenigen – einen flüchtigen Einblick in Iyas Vision: einen neuen Bund der Orëska-Zauberer. Sie erwies sich als geduldig und vorsichtig bei der Wahl derer, die sie ansprach; die Verrückten, die Habgierigen und die dem König treu Ergebenen schied sie aus. Selbst jenen, die sie als vertrauenswürdig erachtete, offenbarte sie nicht ihr wahres Anliegen, sondern hinterließ ihnen lediglich ein kleines Andenken – einen von der Straße eingesammelten Kiesel – und das Versprechen, sie erneut aufzusuchen.

Im Verlauf der nächsten Jahre sollten Niryns Worte zurückkehren und sie heimsuchen, denn wie es schien, waren sie nicht die Einzigen, die den Gedanken an eine Einheit verbreiteten. Von anderen, denen sie unterwegs begegneten, erfuhren sie, dass der Zauberer des Königs am Hof eine eigene Gefolgschaft um sich scharte. Arkoniel fragte sich oft, welche Antwort jene Zauberer auf Niryns undurchsichtige Frage gegeben und wovon sie geträumt hatten.

Die Dürre, die Tobins Geburt vorausgegangen war, legte sich, doch bereits im nächsten Sommer folgte eine weitere. Je weiter sie nach Süden gelangten, desto häufiger sahen sie leere Kornspeicher und krankes Vieh. Seuchen zogen im Fahrwasser des Hungers durch das Land und streckten die Schwachen nieder wie ein Wolf, der eine Schafsherde riss. Am schlimmsten war ein von Händlern eingeschlepptes Fieber. Das erste Anzeichen bildete blutiger Schweiß, zumeist gefolgt von schwarzen Schwellungen unter den Achseln und im Schritt. Nur wenige, die beide Merkmale aufwiesen, überlebten. Der Rote und Schwarze Tod, als der das Fieber bekannt wurde, fiel über Nacht über ganze Dörfer her und ließ zu wenige am Leben, um die Toten zu verbrennen.

Eine Plage anderer Art suchte die Ostküste heim: Beutefahrer aus Plenimar. Ortschaften wurden geplündert und niedergebrannt, die alten Frauen getötet, die jüngeren und die Kinder als Sklaven auf die schwarzen Schiffe der Beutefahrer verschleppt. Die Männer, die das Gefecht überlebten, erwartete danach oft ein grausameres Los.

Ein solches Dorf betraten Iya und Arkoniel kurz nach einem Überfall. Sie fanden ein halbes Dutzend junger Männer vor, die an den Händen an die Seite eines Kuhstalls genagelt worden waren; alle waren ausgeweidet worden. Ein Junge lebte noch und bettelte mit einem Atemzug um Wasser, mit dem nächsten um den Tod. Iya erbarmte sich und gewährte ihm beides.

Während der Reise setzte Iya Arkoniels Ausbildung fort und freute sich darüber, wie seine Macht weiter gedieh. Er war der beste Schüler, den sie je gehabt hatte, zudem der neugierigste. Für Arkoniel galt es stets, Neues zu erschließen, neue Zauber zu meistern. Iya beherrschte etwas, das sie scherzhaft als ›Magie für unterwegs‹ bezeichnete – Banne, die sich mehr auf einen Zauberstab und Worte denn auf gewichtige Hilfsmittel und Werkzeuge verließen. Arkoniel zeigte eine natürliche Begabung dafür und begann bereits, eigene Banne zu erschaffen, eine ungewöhnliche Leistung für einen so jungen Zauberer. Getrieben von seiner Sorge um Rhius und Ariani probierte er endlos mit Suchzaubern herum und trachtete danach, deren begrenzte Macht auszuweiten, jedoch erfolglos.

Iya erklärte ihm wiederholt, dass selbst Orëska-Magie ihre Grenzen hatte, doch er ließ sich nicht beirren.

In den Häusern der wohlhabenderen, gesetzteren Zauberer, insbesondere jenen mit adeligen Schirmherren,

beobachtete sie ihn oft dabei, wie er sich sehnsüchtig in deren gut ausgestatteten Arbeitszimmern herumtrieb und die eigenartigen Behelfe und Alchemistengefäße untersuchte, die er dort vorfand. Manchmal blieben sie lange genug zu Gast, damit er etwas von diesen Zauberern lernen konnte, und Iya freute sich darüber, dass er so bereitwillig ergänzte, was sie ihm beibringen konnte.

Iya, die von jeher gern auf Reisen gewesen war, gelang es bisweilen beinah, die Verantwortung zu vergessen, die über ihnen schwebte.

Beinah.

Durch das Leben auf der Straße erfuhren sie eine Menge Neuigkeiten, allerdings berührte sie der Großteil davon kaum. Als die ersten Gerüchte um die Spürhunde des Königs sie erreichten, tat Iya sie als Lügenmärchen ab. Was jedoch schwieriger wurde, als sie einem Priester Illiors begegneten, der behauptete, sie mit eigenen Augen gesehen zu haben.

»Der König hat sie eingesetzt«, berichtete er Iya und fingerte dabei unruhig an dem Amulett an seiner Brust herum, das so sehr jenen ähnelte, die Iya und Arkoniel trugen. »Die Spürhunde sind eine besondere Garde, zugleich Soldaten und Zauberer, und sie haben den Auftrag, Thronverräter aufzuspüren. In Ero haben sie einen Zauberer verbrannt, und im Kerker schmoren Illior-Priester.«

»Zauberer und Priester?«, spottete Arkoniel. »Seit den Totenbeschwörersäuberungen während des Großen Kriegs wurde kein skalanischer Zauberer mehr hingerichtet! Und Zauberer, die ihresgleichen hetzen?«

Iya hingegen zeigte sich erschüttert. »Vergiss nicht, mit wem wir es zu tun haben«, warnte sie ihn, als sie sich

alleine in der Sicherheit ihrer gemieteten Kammer befanden. »Der Sohn der wahnsinnigen Agnalain hat bereits eigene Verwandte getötet, um seine Linie zu bewahren. Vielleicht steckt mehr von seiner Mutter in ihm, als wir befürchtet haben.«

»Niryn muss sie anführen«, meinte Arkoniel, der abermals daran denken musste, wie der Magier ihn in der Nacht von Tobins Geburt beobachtet hatte. Hatte er schon damals damit begonnen, seine Gefolgschaft auszuwählen? Und was hatte er in seinen Spürhunden gefunden, das er in Arkoniel nicht gesehen hatte?

TEIL ZWEI

Aus dem persönlichen Tagebuch von Königin Tamir II., unlängst in den Palastarchiven entdeckt

(Anmerkung des Archivars: Abschnitt undatiert)

Mein Vater zog mit uns kurz nach meiner Geburt in jene einsame Feste in den Bergen. Er ließ verbreiten, meiner Mutter Gesundheit erfordere dies, doch ich bin überzeugt, zu dem Zeitpunkt wusste bereits ganz Ero, dass sie, genau wie ihre Mutter, wahnsinnig geworden war. Wenn ich heute überhaupt noch an sie denke, sehe ich vor mir einen fahlen Geist von einer Frau mit unruhigen Händen und den Augen einer Fremden - derselben Farbe wie die meinen.

Meines Vaters Ahnen errichteten die Feste in den Tagen, als noch Hügelbewohner über die Pässe drangen, um das Tiefland zu überfallen. Sie besaß dicke Steinmauern und schmale Fenster mit splitterigen, rot und weiß bemalten Läden – ich erinnere mich noch daran, dass ich mir damit die Zeit vertrieb, die abblätternden Farbflocken vor meinem Schlafzimmerfenster abzulösen, während ich dort stand und nach der Rückkehr meines Vaters Ausschau hielt.

Ein hoher, quadratischer Wachturm ragte hinten neben dem Fluss von der Feste auf. Früher glaubte ich immer, der Dämon weilte dort und beobachtete mich von den Fenstern aus, wenn Nari oder die Männer mich zum Spielen auf den Höfen oder auf der Weide unter den Truppenunterkünften hinausbrachten. Die meiste Zeit jedoch musste ich im Haus bleiben. Bereits als ich laufen lernte, kannte ich jeden staubigen, schattigen Raum der

unteren Geschosse. Jenes bröcklige, alte Gemäuer stellte meine ersten sieben Jahre lang die gesamte Welt dar, die ich kannte – meine Amme und eine Handvoll Bediensteter blieben mir als meine einzigen Gefährten, wenn Vater und seine Männer fort waren, was viel zu häufig vorkam.

Und natürlich der Dämon. Erst Jahre später erfuhr ich, dass es nicht in allen Häusern wie in meinem zuging – dass es ungewöhnlich war, von unsichtbaren Händen gekniffen und gestoßen zu werden, oder dass sich Möbel von alleine durch ein Zimmer bewegten. Eine meiner frühesten Erinnerungen ist, wie ich auf Naris Schoß sitze und sie mir beibringt, die kleinen Finger zu einem Schutzzeichen zu krümmen …

KAPITEL 6

Tobin kniete in seinem Spielzimmer auf dem Boden und schob müßig ein kleines Schiff durch den bemalten Hafen der Spielzeugstadt. Es war die Karacke mit dem krummen Mast, die der Dämon zerbrochen hatte.

Allerdings spielte Tobin nicht richtig. Vielmehr wartete er und beobachtete die geschlossene Tür der Kammer seines Vaters auf der gegenüberliegenden Seite des Flurs. Nari hatte die Tür hinter sich zugezogen, als sie hineingegangen war, um mit seinem Vater zu reden, wodurch sie es für Tobin unmöglich gestaltete, vom Spielzimmer aus zu lauschen.

Tobins Atem bildete ein weißes Dampfwölkchen, als er seufzte und sich bückte, um das kleine Segel des Schiffs zu glätten. Es war kalt; er roch Frost in der frühmorgendlichen Brise, die durch das offene Fenster wehte. Er öffnete den Mund und blies mehrere kurze Atemstöße aus, um flüchtige Wolken über die Zitadelle treiben zu lassen.

Die Spielzeugstadt, ein Geschenk seines Vaters zu seinem letzten Namenstag, stellte seinen liebsten Besitz dar. Sie ragte beinah so hoch auf wie Tobin und nahm die Hälfte dieses ungenutzten Schlafgemachs neben seinem eigenen Zimmer ein. Außerdem war sie eigentlich kein Spielzeug. Es handelte sich um eine verkleinerte Ausgabe von Ero, die sein Vater für ihn angefertigt hatte.

»Da du zu jung bist, um Ero zu besuchen, habe ich Ero zu dir geholt!«, hatte er gesagt, als er Tobin die Stadt übergab. »Eines Tages lebst du dort vielleicht, verteidigst die Stadt womöglich sogar, also musst du sie auch kennen.«

Seither hatten sie viele glückliche Stunden zusammen damit verbracht, die Straßen und Viertel kennen zu ler-

nen. Häuser aus Holzblöcken drängten sich dicht die steilen Seiten der Zitadelle hinauf, und es gab weite, grün bemalte Flächen für die öffentlichen Gärten und Weiden. Auf einem großen Marktplatz befand sich ein den Vieren gewidmeter Tempel, umgeben von aus Zweigen und bunten Stoffstreifen gebastelten Händlerständen. Vieh aller Art aus gebranntem Ton bevölkerte die kleinen Koppeln. Den blau bemalten Hafen, der auf einer Seite am Fuß der Stadt außerhalb der mit zahlreichen Toren versehenden Mauern vorstand, füllten hübsche, kleine Schiffe, die man mit einem Stock umherschieben konnte.

Die Kuppe des Hügels war flach und wurde von einer weiteren Mauer umringt, die den so genannten Palatinkreis bildete, wenngleich die Mauer nicht völlig rund war. Darin befand sich ein weitläufiges Gewirr von Häusern, Palästen und Tempeln, alle mit verschiedenen Namen und Geschichten. Dort gab es mehr Gärten als in der eigentlichen Stadt, außerdem einen aus einem Silberspiegel angefertigten Fischteich und einen Übungsplatz für die Königlichen Gefährten. Letztere schürten Tobins Neugier zutiefst; die Gefährten waren Knaben, die im Alten Palast bei seinem Vetter, Prinz Korin, lebten und zu Kriegern ausgebildet wurden. Auch sein Vater und Tharin waren in ihrer Jugend Gefährten König Erius' gewesen. Als Tobin dies erfahren hatte, wollte er sogleich ebenfalls dorthin. Doch wie üblich wurde ihm gesagt, dass er warten müsste, bis er älter wäre.

Das größte Gebäude im Palatinkreis bildete der Alte Palast. Er besaß ein abnehmbares Dach und mehrere Räume im Inneren. Natürlich gab es einen Thronsaal mit einem winzigen Holzthron, neben dem sich in einem kleinen Holzrahmen eine gleichermaßen winzige Tafel aus echtem Gold befand.

Diese hob Tobin heraus und betrachtete mit zusammengekniffenen Augen die fein darauf eingravierten Worte. Zwar konnte er sie nicht lesen, aber er kannte sie auswendig: ›Solange eine Tochter der Linie des Thelátimos über das Reich herrscht und es verteidigt, wird Skala niemals unterjocht werden.‹ Auch die Legende über König Thelátimos und das Orakel kannte Tobin auswendig. Sie zählte zu den Lieblingsgeschichten seines Vaters.

Die Stadt wurde von etlichen kleinen Menschen aus Holzstücken bevölkert. Sie mochte Tobin am meisten an der Stadt, und er schmuggelte ganze Familien mit in sein Bett, um sie nachts unter der Decke zu halten und mit ihnen zu reden, während er wartete, bis Naris kam. Tobin stellte die goldene Tafel zurück, dann reihte er ein halbes Dutzend Stockmännchen auf dem Übungsgelände auf und malte sich aus, selbst unter den Gefährten zu sein. Er öffnete die flache, mit Samt ausgekleidete Schatulle, die sein Vater ihm von einer weiteren Reise mitgebracht hatte, holte die besonderen Leute daraus hervor und ordnete sie auf dem Dach des Palastes an, auf dass sie die Gefährten bei ihren Übungen beobachteten. Diese Leute – die Altvorderen – waren weit aufwendiger gestaltet als die Stockmännchen. Alle Figuren – außer einer – bestanden aus Silber. Sie hatten gemalte Gesichter und Kleider, und jede trug dasselbe winzige Schwert an der Seite, das Schwert von Königin Ghërilain. Auch ihre Namen und Geschichten hatte ihm sein Vater beigebracht. Der silberne Mann war König Thelátimos. Neben ihm in der Schatulle lag seine Tochter, Ghërilain, die Begründerin – die kraft der goldenen Worte des Orakels zur Königin von Skala gekrönt wurde. Nach Ghërilain folgte Königin

Tamir, die von ihrem Bruder, der selbst König werden sollte, vergiftet wurde, dann eine Agnalain und eine weitere Ghërilain. Die Namen und Reihenfolge der nächsten sechs brachte Tobin immer noch durcheinander. Nach ihnen kam Großmama Agnalain, die Zweite. Tobins Lieblingsfiguren waren die erste und die letzte Königin: Die erste Ghërilain trug die prächtigste Krone, Großmama Agnalain den am schönsten bemalten Umhang.

Die letzte Figur in der Schatulle war ein aus Holz geschnitzter Mann. Er wies einen schwarzen Bart wie Tobins Vater und eine Krone auf, und er besaß zwei Namen: ›dein Onkel Erius‹ und ›der regierende König‹.

Tobin drehte den König in den Händen. Diese Figur zerbrach der Dämon gerne. Oft stand das kleine Holzmännchen auf dem Dach des Palastes oder lag an seinem Platz in der Schatulle, und plötzlich flog der Kopf davon, oder der Körper wurde in der Mitte entzweit. Nach vielerlei Flickerei war der Onkel völlig missgestaltet.

Tobin seufzte abermals und legte alle Figuren behutsam zurück in die Schatulle. An jenem Tag vermochte nicht einmal die Stadt, seine Aufmerksamkeit zu fesseln. Er drehte sich zurück, starrte auf die Tür und wünschte sich mit aller Kraft, sie möge sich öffnen. Nari hatte das Zimmer vor einer Ewigkeit betreten! Als er die Anspannung schließlich nicht mehr ertragen konnte, schlich er über den Gang, um zu lauschen.

Die Binsen, die den Boden bedeckten, waren alt und knirschten unter seinen Pantoffeln, so vorsichtig er auch auf Zehenspitzen lief. Rasch spähte er den kurzen Gang in beide Richtungen. Zu seiner Linken befand sich die Treppe zum großen Saal. Dort hörte er Hauptmann Tharin und den alten Mynir über etwas lachen. Rechts war die Tür neben jener seines Vaters fest verschlossen, und

er hoffte, sie würde es bleiben; seine Mama hatte einen weiteren ihrer schlimmen Anfälle.

Nachdem er sich vergewissert hatte, dass er vorerst alleine war, drückte er ein Ohr an die geschnitzte Eichenholztäfelung und lauschte.

»Was kann es schaden, Herr?« Das war Nari. Tobin wippte vor Verzücken vor und zurück. Er hatte sie seit Wochen bedrängt, sich für ihn einzusetzen.

Sein Vater brummte etwas, dann hörte er wieder Nari, diesmal mit ihrer sanften Überredungskunst, die sie manchmal benutzte. »Ich weiß, was sie gesagt hat, Herr, aber bei allem Respekt, er wächst seltsam auf, wenn er so abgekapselt wird. Ich kann mir nicht vorstellen, dass sie das möchte!«

Wer ist seltsam?, fragte sich Tobin. Und wer war diese geheimnisvolle ›sie‹, die etwas dagegen haben könnte, dass er mit Vater in die Stadt ginge? Schließlich war sein Namenstag. Heute wurde er sieben und somit zweifellos alt genug, um die Reise endlich anzutreten. Außerdem war es nicht weit nach Alestun. Wenn er mit Nari auf dem Dach im Freien aß, konnten sie nach Osten über das Tal schauen und jenseits des Waldrands das Gewirr der Dächer sehen. An kalten Tagen konnte er sogar den von den Herdfeuern in der Stadt aufsteigenden Rauch ausmachen. Dorthin zu reisen, schien ihm ein bescheidener Wunsch für ein Geschenk, und es war alles, was er wollte.

Die Stimmen sprachen weiter, nunmehr jedoch zu leise, um sie zu verstehen.

Bitte!, formten seine Lippen, und er machte ein an die Vier gerichtetes Glückszeichen.

Kalte Finger, die über seine Wange strichen, ließen ihn zusammenzucken. Als sich Tobin umdrehte, stellte er

bestürzt fest, dass seine Mutter unmittelbar hinter ihm stand. Sie glich selbst fast einem Geist, allerdings einem Geist, den Tobin sehen konnte. Seine Mutter war dünn und blass. Ihre unruhigen Hände flatterten umher wie sterbende Vögel, wenn sie nicht die hübschen Lumpenpuppen nähten oder die hässliche alte Puppe umklammerten, die sie stets bei sich trug. Im Augenblick klemmte sie unter ihrem Arm und schien Tobin anzustarren, obwohl sie kein Gesicht besaß.

Dass sie ihre Kammer überhaupt verlassen hatte, überraschte ihn ebenso sehr, wie sie hier anzutreffen. Wenn Tobins Vater zu Hause war, blieb sie ansonsten stets für sich und mied ihn. Was Tobin auch am liebsten war.

Es war ihm längst in Fleisch und Blut übergegangen, rasch in die Augen seiner Mutter zu blicken; Tobin hatte schon jung gelernt, die Stimmung jener in seinem Umfeld abzuwägen, ganz besonders die seiner Mutter. Für gewöhnlich sah sie ihn bloß wie eine Fremde an, kalt und zurückhaltend. Wenn der Dämon Dinge nach Tobin warf oder ihn zwickte, umarmte sie nur ihre hässliche, alte Puppe und schaute weg. Tobin umarmte sie so gut wie nie, wenngleich sie an ganz schlimmen Tagen mit ihm sprach, als wäre er noch ein Säugling oder als wäre er ein Mädchen. An solchen Tagen schloss sein Vater sie in ihrer Kammer ein, und Nari braute einen besonderen Tee, den sie trinken sollte.

Nun jedoch wirkten ihre Augen klar, wie er feststellte. Sie lächelte beinah, als sie ihm eine Hand entgegenstreckte. »Komm her, mein kleiner Liebling.«

So hatte sie noch nie mit ihm geredet. Beunruhigt spähte Tobin auf die Tür zum Zimmer seines Vaters, doch sie bückte sich und ergriff seine Hand mit der ihren. Ihr Griff fühlte sich ein wenig zu fest an, als sie ihn auf

die verriegelte Tür am Ende des Ganges zuzog, jene Tür, die nach oben führte.

»Ich darf dort nicht hinauf«, sagte Tobin mit einer Stimme kaum lauter als das Piepsen eines Vogels. Nari hatte ihm erzählt, dass dort oben die Böden morsch wären und Ratten und Spinnen – so groß wie seine Faust – hausten.

»Mit mir darfst du hinauf«, gab sie zurück, holte einen großen Schlüssel aus dem Rock hervor und öffnete die verbotene Tür.

Eine Treppe führte zu einem Gang, der stark jenem darunter ähnelte. Auch hier gab es zu beiden Seiten Türen, aber es war staubig und roch feucht, und die Läden der kleinen Fenster hoch oben an den Wänden erwiesen sich als fest verschlossen.

Im Vorbeigehen spähte Tobin durch eine offene Tür und erblickte ein durchhängendes Bett mit ausgefransten Vorhängen, aber keine Ratten. Am Ende des Ganges öffnete seine Mutter eine kleinere Tür und führte ihn eine sehr steile, schmale Treppe hinauf, die durch ein paar Bogenschießscharten in den Wänden erhellt wurde. Das Licht reichte kaum aus, um die abgetretenen Stufen zu erkennen, aber Tobin wusste, wo sie sich befanden.

Sie waren im Wachturm.

Um besser das Gleichgewicht zu halten, ließ er eine Hand an der Wand entlanggleiten, zog sich jedoch wieder zurück, als seine Finger über Flecken von etwas Rauem strichen, die sich bei seiner Berührung lösten. Mittlerweile hatte er Angst und wollte hinab in den hellen, sicheren Teil des Hauses rennen, doch seine Mutter hielt immer noch seine Hand.

Als sie immer höher stiegen, flatterte plötzlich etwas in den Schatten über ihnen – zweifellos der Dämon oder

ein noch schlimmeres Grauen. Tobin versuchte, sich loszureißen, aber sie hielt ihn fest und lächelte ihn über die Schulter an, als sie ihn zu einer schmalen Tür am Kopf der Treppe führte.

»Das sind nur meine Vögel. Sie haben hier ihre Nester – und ich das meine. Doch nur sie können hinaus- und hereinfliegen, wann immer sie möchten.«

Sie öffnete die schmale Tür; Sonnenlicht flutete heraus. Tobin musste blinzeln, als er über die Schwelle stolperte.

Er hatte immer gedacht, der Turm stünde leer und sei verwaist, außer vielleicht von dem Dämon. Tatsächlich jedoch enthielt er ein hübsches, kleines Wohnzimmer, viel schöner eingerichtet als alle anderen Kammern unten. Erstaunt sah er sich um. Niemals hätte er sich ausgemalt, dass seine Mutter einen so wunderbaren geheimen Ort besitzen könnte.

An drei Seiten hingen ausgebleichte Vorhänge vor den Fenstern, die Westwand hingegen erwies sich als kahl, und die schweren Läden standen offen. Tobin sah auf den schneebedeckten Gipfeln in der Ferne Sonnenlicht gleißen und hörte das Rauschen des Flusses unten.

»Komm, Tobin«, forderte sie ihn auf und ging zu einem Tisch neben einem Fenster. »Setz dich an deinem Namenstag eine Weile zu mir.«

Ein kleiner Hoffnungsschimmer flammte in Tobins Herz auf, und er rückte weiter in die Kammer vor. Sie hatte sich noch nie an seinen Geburtstag erinnert.

Das Zimmer wirkte heimelig und behaglich. An der gegenüberliegenden Wand stand ein langer Tisch, auf dem sich Dinge stapelten, die man zum Puppenmachen benötigte. Auf einem weiteren Tisch saßen fertige Puppen in einer Doppelreihe an der Wand – dunkelhaarig

und mundlos wie immer, aber in Gewändern aus Samt und Seide, feiner als jene, die Tobin besaß.

Vielleicht hat sie mich hergebracht, um mir eine der Puppen zum Namenstag zu schenken, dachte er. Auch ohne Münder fand er die Puppen sehr hübsch. Hoffnungsvoll wandte er sich seiner Mutter zu. Einen Lidschlag lang sah er fast vor sich, wie sie lächeln und ihn auffordern würde, sich die Puppe auszusuchen, die ihm am besten gefiel, ein besonderes Geschenk nur von ihr. Aber seine Mutter stand lediglich am Fenster und zupfte mit den Fingern der freien Hand rastlos vorne an ihrem Rock, während sie auf den kahlen Tisch vor ihr hinabstarrte. »Ich sollte Kuchen hier haben, oder? Honigkuchen und Wein.«

»Davon haben wir immer in der Halle«, erinnerte Tobin sie und warf einen weiteren sehnsüchtigen Blick auf die Puppen. »Letztes Jahr warst du auch dort, weißt du noch? Bis der Dämon den Kuchen zu Boden geworfen hat und …«

Stockend verstummte er, als die Erinnerungen an jenen Tag ihn einholten. Seine Mutter war zunächst in Tränen ausgebrochen, als der Dämon aufgetaucht war, dann hatte sie zu kreischen begonnen. Sein Vater und Nari hatten sie weggetragen, und Tobin hatte die Reste des zerstörten Kuchens in der Küche mit Köchin und Tharin gegessen.

»Der Dämon?« Eine Träne rollte über die blasse Wange seiner Mutter, und sie umklammerte die hässliche Puppe fester. »Wie können sie ihn nur so nennen?«

Tobin schaute zur offen Tür und erwog zu fliehen. Sollte sie zu kreischen anfangen, könnte er die Treppe hinab davonlaufen, zurück zu Menschen, die ihn liebten und bei denen er sich darauf verlassen konnte, dass sie

taten, was er erwartete. Er fragte sich, ob Nari wütend auf ihn sein würde, weil er nach oben gegangen war.

Aber seine Mutter kreischte nicht. Stattdessen sank sie auf einen Stuhl, weinte und drückte sich die hässliche Puppe ans Herz.

Tobin setzte sich zögerlich in Richtung der Tür in Bewegung, doch seine Mama wirkte so entsetzlich traurig, dass er stattdessen zu ihr ging und den Kopf an ihre Schulter lehnte, wie er es sonst bei Nari tat, wenn sie traurig war und Heimweh hatte.

Ariani schlang einen Arm um ihn, zog ihn an sich und streichelte ihm über das dichte, unbändige, schwarze Haar. Wie immer umarmte sie ihn zu heftig und streichelte ihn zu grob, dennoch blieb er und war selbst für diese Zuneigung dankbar. Ausnahmsweise ließ der Dämon ihn zufrieden.

»Meine armen Kinderlein«, flüsterte sie und wiegte Tobin. »Was sollen wir nur tun?« Sie fasste in das Oberteil ihres Kleids und holte einen winzigen Beutel hervor. »Streck deine Hand aus.«

Tobin gehorchte, und sie schüttelte zwei kleine Gegenstände heraus: einen Anhänger in Form eins Silbermonds und ein kleines Stück Holz, das an beiden Enden jenes rote Metall bedeckte, das er schon auf der Rückseite von Schilden gesehen hatte.

Sie ergriff erst den einen, dann den anderen Gegenstand und drückte die beiden nacheinander gegen Tobins Stirn, als erwartete sie, dass etwas geschehen würde. Als sich nichts ereignete, steckte sie seufzend beides wieder in den Beutel.

Immer noch mit Tobin in den Armen stand sie auf und zog ihn ans Fenster. Mit überraschender Kraft hob sie ihn hoch und stellte ihn auf den breiten Steinsims. Tobin

schaute zwischen den Zehen seiner Pantoffel hinab und erblickte den Fluss, der mit weißem Schaum über die Felsen unten strömte. Wieder verängstigt klammerte er sich mit einer Hand an der Fensterlaibung fest, mit der anderen an der schmalen Schulter seiner Mutter.

»Lhel!«, brüllte sie in Richtung der Berge. »Was sollen wir tun? Warum kommst du nicht? Du hast versprochen, dass du kommen würdest!«

Sie ergriff Tobin hinten am Gewand, schob ihn leicht nach vorne und drohte, ihn aus dem Gleichgewicht zu bringen.

»Mama, ich will runter!«, flüsterte Tobin, der sie noch fester umklammerte.

Er drehte den Kopf und blickte in ihre Augen, die wieder kalt und hart wirkten. Einen Lidschlag lang sah seine Mutter aus, als wüsste sie nicht, wer er war oder was sie an diesem Fenster so hoch über der Erde taten. Dann riss sie ihn zurück, und sie polterten beide zu Boden. Tobin schlug sich den Ellbogen an und stieß einen Schmerzensschrei aus.

»Armer Schatz! Mama tut es leid«, schluchzte sie, doch sie wiegte die Puppe in den Armen, während sie auf dem Boden kauerte, nicht Tobin.

»Mama?« Tobin kroch an ihre Seite, aber sie schenkte ihm keine Beachtung.

Zutiefst verletzt und verwirrt rannte er aus der Kammer, wollte nur noch vor dem Geräusch ihres Schluchzens flüchten. Er hatte fast den Fuß des Turmes erreicht, als ihn etwas heftig in den Rücken stieß, sodass er die letzten paar Stufen hinabstürzte, wobei er sich die Schienbeine anschlug und die Handflächen aufschürfte.

Der Dämon war bei ihm, ein schwarzer Schemen, der am Rand des Gesichtsfeld flackerte. Tobin konnte sich

nicht erinnern, wann er angefangen hatte, ihn zu sehen, aber er wusste noch, dass er dazu nicht immer in der Lage gewesen war. Der Schemen huschte herbei und riss an einer verirrten Locke seines Haares.

Tobin schlug wild um sich. »Ich hasse dich! *Ich hasse dich, hasse dich, hasse dich!«*

Hasse dich!, hallte es aus den Schatten oben zurück.

Tobin humpelte hinunter ins Spielzimmer, doch selbst dort schien das Tageslicht stumpf. Der Anflug von freudiger Aufregung von zuvor war ihm ausgesaugt worden, zudem schmerzten seine Schienbeine und Hände. Alles, was er wollte, war, unter die Bettdecke zur derzeitigen Familie freundlicher, kleiner Holzmenschen zu kriechen, die dort wartete. Als er sich zum Gehen wandte, kam sein Vater herein.

»Da bist du ja!«, rief Rhius aus, hob Tobin mit seinen starken Armen hoch und gab ihm einen Kuss. Sein Bart kitzelte, und plötzlich schien der Tag ein wenig heller. »Ich habe schon überall nach dir gesucht. Wo bist du gewesen? Und wie hast du es nur geschafft, so staubig zu werden?«

Scham wallte in Tobins Brust auf, als er an den verheerenden Besuch seiner Mutter dachte. »Ich hab nur gespielt«, sagte er und starrte auf die schwere Silberbrosche an der Schulter seines Vaters hinab.

Rhius schob einen rauen, schwieligen Finger unter Tobins Kinn und begutachtete einen Fleck auf seiner Wange. Tobin wusste, dass sein Vater an den Dämon dachte; zumindest so viel verstanden sie beide, ohne Worte dafür zu brauchen.

»Na ja, egal«, meinte er und trug Tobin nach nebenan in dessen Zimmer, wo Nari frische Kleider auf dem Bett ausbreitete. »Nari findet, dass du alt genug bist, um mit

mir nach Alestun zu reiten und ein Namenstagsgeschenk für dich zu suchen. Was hältst du davon?«

»Ich darf in die Stadt?«, rief Tobin aus. Alle düsteren Gedanken verflogen vorerst.

»Nicht so, wie du aussiehst, das geht nicht!«, ergriff seine Amme das Wort und schüttete Wasser in das Becken seines Waschtischs. »Wie hast du es geschafft, so früh am Tag so schmutzig zu werden?«

Sein Vater zwinkerte ihm zu und ging zur Tür. »Wir treffen uns im Vorderhof, wenn du vorzeigbar bist.«

Tobin vergaß seine aufgeschürften Schienbeine und den wunden Ellbogen völlig, während er sich brav das Gesicht und die Hände wusch und anschließend still stand, so gut er konnte, während ihm Nari die Wirbel, die sie als Rattennester bezeichnete, aus den Haaren kämmte.

Nachdem er schließlich in ein feines neues Gewand aus weicher, grüner Wolle und eine frische Hose gekleidet war, eilte er in den Hof hinab. Wie versprochen, wartete sein Vater bereits, und mit ihm der gesamte Rest des Haushalts.

»Gesegneten Tag, kleiner Prinz!«, riefen alle, lachten und umarmten ihn.

Tobin war so aufgeregt, dass er Tharin zuerst gar nicht bemerkte, der etwas abseits stand und das Zaumzeug eines braunen Wallachs hielt, den Tobin noch nie zuvor gesehen hatte.

Das Pferd war ein paar Spannen kleiner als seines Vaters schwarzes Ross und trug einen Sattel in Kindergröße. Sein raues Winterfell und die Mähne waren gestriegelt worden, bis sie schimmerten.

»Sei gesegnet, mein Sohn«, sagte Rhius und hob Tobin in den Sattel. »Ein Bursche, der alt genug ist, um in die Stadt zu reiten, braucht sein eigenes Pferd für die

Reise. Er gehört dir – du musst dich um ihn kümmern und ihm einen Namen geben.«

Grinsend zupfte Tobin an den Zügeln und lenkte den Braunen im Gang um den Hof. »Ich nenne ihn Kastanie. Genau die Farbe hat er – wie eine Kastanienschale.«

»Dann könntest du ihn auch Gosi nennen«, schlug sein Vater mit einem Funkeln in den Augen vor.

»Warum?«

»Weil das kein gewöhnliches Pferd ist. Er stammt aus Aurënen – wie mein Rappe. Edlere Rösser gibt es nicht. Mittlerweile reiten alle Adeligen von Skala Aurënfaie-Pferde.«

Aurënfaie. Eine flüchtige Erinnerung regte sich. In einer stürmischen Nacht waren einst Aurënfaie-Händler an ihrem Tor aufgetaucht – wundervolle, fremdartig wirkende Leute mit langen, roten Kopftüchern und Tätowierungen auf den Wangen. Nari hatte ihn an jenem Abend zu früh nach oben geschickt, aber er hatte sich am Kopf der Treppe versteckt und beobachtet, wie sie allerlei Zauberkunststücke vorführten und Musik auf seltsamen Instrumenten spielten. Der Dämon hatte sie verscheucht, und Tobin hatte gesehen, wie seine Mutter mit ihrer Puppe in den Schatten der nicht mehr verwendeten Musikantengalerie gelacht hatte. Damals war ihm zum ersten Mal durch den Kopf gegangen, dass er sie vielleicht hassen könnte.

Tobin verdrängte die düsteren Gedanken; das war vor langer Zeit gewesen, vor fast zwei Jahren. Aurënen stand für Magie und ein fremdes Volk, das für skalanische Adelige geziemliche Pferde züchtete. Mehr nicht.

Er beugte sich hinab, um den Hals des Wallachs zu streicheln. »Danke, Vater! Ich nenne ihn Gosi. Darf ich eines Tages nach Aurënen reisen?«

»Jeder sollte Aurënen besuchen. Es ist ein so friedlicher Ort.«

»Da, nimm das für ein Namenstagsopfer im Tempel.« Nari reichte ihm mehrere kleine, in ein sauberes Tuch gewickelte Päckchen. Tobin verstaute sie stolz in seiner neuen Satteltasche.

»Ich habe auch ein Geschenk für dich, Tobin.« Tharin zog ein längliches, in ein Tuch gehülltes Päckchen vom Gürtel und reichte es Tobin aufs Pferd.

Darin fand Tobin ein geschnitztes Holzschwert, beinah so lang wie sein Arm. Die Klinge war dick und stumpf, aber das Heft wies hübsche Verzierungen und eine echte Bronzeparierstange auf. »Es ist wunderschön! Danke!«

Tharin zwinkerte ihm zu. »Mal sehen, ob du mir noch dankst, nachdem wir angefangen haben, es zu verwenden. Ich werde dein Schwertlehrer. Ich denke, bis wir fertig mit deiner Ausbildung sind, werden wir eine Menge solcher Schwerter verbrauchen, aber das ist das erste.«

Auch ohne echte Klinge empfand Tobin das Schwert als ebenso feines Geschenk wie das Pferd. Er versuchte, seine neue Waffe zu schwingen, doch sie erwies sich als schwerer, als er gedacht hatte.

Sein Vater kicherte. »Keine Sorge, mein Junge. Tharin wird dir schon bald beibringen, wie es geht. Aber vorerst lässt du das Schwert am besten bei Mynir. Wir wollen schließlich nicht, dass du gleich auf deiner ersten Reise in Zweikämpfe verwickelt wirst.«

Widerwillig gab Tobin die Waffe dem Verwalter, doch bald schon vergaß er sie völlig, als er hinter seinem Vater und Tharin durch das Tor hinaus und über die Brücke ritt. Zum ersten Mal in seinem Leben musste er nicht am fernen Ende innehalten und ihnen nachwinken. Als sie den Weg über die Weide fortsetzen, fühlte er sich be-

reits wie ein Krieger, der auszog, um die weite Welt zu erkunden.

Kurz bevor sie zwischen die Bäume gerieten, spürte er jedoch plötzlich ein frostiges Kribbeln zwischen den Schulterblättern, als wäre ihm eine Ameise ins Gewand gefallen. Er drehte sich um, schaute zur Feste zurück und vermeinte zu sehen, wie sich die Läden des Südfensters des Wachturms bewegten. Rasch wandte er sich ab.

Laub, gleich runden Goldmünzen, pflasterte den Waldpfad. Blätter, gleich roten oder orangen Händen, wiegten sich über ihm in der Brise, zusammen mit Eichenblättern, so glänzend und braun wie poliertes Leder.

Tobin vertrieb sich die Zeit, indem er mit den Zügeln und den Knien übte, um Gosi nach seinen Befehlen traben zu lassen.

»Tobin reitet bereits wie ein richtiger Soldat, Rhius«, meinte Tharin, woraufhin Tobins Brust vor Stolz anschwoll.

»Reitest du mit deinem Pferd auch gegen die Plenimarer in die Schlacht, Vater?«, fragte der Junge.

»Wenn wir zu Land kämpfen, aber ich habe dafür ein großes, schwarzes Schlachtross namens Sakors Feuer mit Hufeisen, die der Schmied vor jeder Schlacht schärft.«

»Warum habe ich dieses Pferd noch nie gesehen?«, wollte Tobin wissen.

»Er ist in Atyion eingestellt. Solche Rösser eignen sich nur für den Kampf. Er ist stark und schnell und fürchtet sich nicht vor Blut oder Feuer, aber man fühlt sich auf ihm wie auf einer Kiste mit eckigen Rädern. Der alte Majyer hier und dein Gosi sind richtige Reitpferde.«

»Warum darf ich nie nach Atyion?«, verlangte Tobin – nicht zum ersten Mal – zu erfahren.

Die Antwort fiel oft unterschiedlich aus. An jenem

Tag lächelte sein Vater nur und erwiderte: »Das wirst du eines Tages.«

Tobin seufzte. Aber da er nun alt genug war, sein eigenes Pferd zu reiten, würde ›eines Tages‹ vielleicht schon bald sein?

Der Ritt in die Stadt erwies sich als wesentlich kürzer, als Tobin ihn sich vorgestellt hatte. Die Sonne hatte sich kaum zwei Stunden über den Himmel bewegt, als sie an den ersten Hütten neben der Straße vorbeikamen.

Die Bäume, vorwiegend Eichen und Espen, wuchsen lichter, und Tobin sah Schweineherden, die im Mast unter ihren Ästen schnüffelten. Etwa eine Meile weiter wich der Wald offenem Weideland, auf dem Herden von Schafen und Ziegen unter den wachsamen Augen von Hirten, kaum älter als Tobin, grasten. Die Hirten winkten ihm zu, und er erwiderte die Geste verhalten.

Bald begegneten sie auf der Straße mehr Menschen, die von Ziegen oder Ochsen gezogene Karren fuhren oder Lasten in langen Körben auf den Rücken trugen. Drei junge Mädchen in kurzen, schmutzigen Hängekleidern starrten Tobin an, als er an ihnen vorbeiritt, dann tuschelten sie hinter vorgehaltenen Händen miteinander, während sie ihm nachschauten.

»Geht nach Hause zu euren Müttern«, knurrte Tharin in einem Tonfall, den Tobin noch nie zuvor von ihm gehört hatte. Die Mädchen zuckten wie erschrockene Kaninchen zusammen und flüchteten über den Graben, doch Tobin hörte in ihrem Gefolge Gelächter.

Aus den Hügeln herab wand sich ein Fluss auf die Stadt zu, und die Straße beschrieb eine Biegung, um seinem Ufer nach Alestun zu folgen. In breiten Streifen angelegte Felder umgaben die Ortschaft. Einige schienen

bereits für den Frühling bestellt, auf anderen standen noch gelbe und braune Herbststoppel.

Sein Vater deutete auf eine Gruppe von Leuten, die auf einem Gerstenfeld arbeiteten und die letzten Garben des Herbstes ernteten. »Wir haben hier Glück. In anderen Gegenden des Landes hat die Seuche so viele Menschen getötet, dass die Felder mangels Arbeitern verkommen sind. Und diejenigen, die nicht an der Krankheit sterben, verhungern.«

Tobin wusste, was eine Seuche war. Er hatte die Männer auf dem Kasernenhof darüber reden gehört, als sie dachten, er könnte sie nicht vernehmen. Durch die Seuche begann die Haut zu bluten, und man bekam schwarze Knoten unter den Armen. Er war froh, dass sie sich nicht hierher ausgebreitet hatte.

Als sie sich der Holzpalisade der Stadt näherten, hatte Tobin vor Aufregung bereits große Augen. Immer mehr Menschen tauchten auf, und er winkte ihnen allen zu, verzückt darüber, so viele Leute auf einmal zu sehen. Die meisten winkten zurück und begrüßten seinen Vater respektvoll, aber einige starrten ihn an wie zuvor die Mädchen auf der Straße.

Unmittelbar außerhalb der Palisade stand am Flussufer eine Mühle. Daneben wuchs eine mächtige Eiche voller Kinder, Mädchen und Jungen, die auf langen, an die Äste des Baumes geknüpften Seilen über dem Wasser schaukelten.

»Werden die gehängt?«, fragte Tobin atemlos, als sie vorbeiritten. Er hatte von solchen Bestrafungen gehört, sie sich jedoch ganz anders vorgestellt. Die Kinder schienen Spaß zu haben.

Sein Vater lachte. »Nein, sie spielen Schaukeln.«

»Könnte ich das auch?«

Die beiden Männer vor ihm wechselten einen eigenartigen Blick, den Tobin nicht recht zu deuten wusste.

»Möchtest du das denn?«, fragte Tharin.

Tobin schaute zu den lachenden Kindern zurück, die wie Eichhörnchen durch die Äste kletterten. »Vielleicht.«

Am Tor trat ein mit einer Pike bewaffneter Soldat vor, verneigte sich vor seinem Vater und legte eine Hand aufs Herz. »Guten Tag, Herzog Rhius.«

»Guten Tag, Lika.«

»Sagt, dieser prächtige junge Bursche ist nicht zufällig Euer Sohn, oder?«

»Und ob er das ist. Er kommt endlich die Stadt besuchen.«

Tobin richtete sich im Sattel ein wenig gerader auf.

»Willkommen, junger Prinz«, sagte Lika und verneigte sich vor Tobin. »Kommt Ihr, um die Freuden der Stadt zu betrachten? Heute ist Markttag, da gibt es jede Menge zu sehen.«

»Es ist mein Namenstag«, verriet Tobin scheu.

»Dann seid gesegnet, bei den Vieren!«

Alestun war nur eine kleine Marktgemeinde, doch Tobin erschien sie als riesige Stadt. Niedrige Hütten mit Reetdächern säumten die schlammigen Straßen, und überall tummelten sich Kinder und Tiere. Schweine jagten Hunde, Hunde jagten Katzen und Hühner, und kleine Kinder jagten einander und alles andere. Tobin konnte nicht anders, als ihnen hinterherzustarren, denn er hatte noch nie so viele Kinder an einem Ort gesehen. Diejenigen, die ihn bemerkten, blieben stehen und starrten zurück oder deuteten auf ihn, wodurch er sich wieder recht unbehaglich fühlte. Ein kleines Mädchen mit einer Holzpuppe

unter dem Arm glotzte ihn an; er blickte finster zurück, bis das Mädchen wegschaute.

Der Hauptplatz der Ortschaft erwies sich als zu bevölkert, um zu reiten, deshalb ließen sie die Tiere bei einem Pferdeknecht zurück und setzten den Weg zu Fuß fort. Tobin umklammerte fest die Hand seines Vaters, weil er fürchtete, sich in der Menschenmenge hoffnungslos zu verirren, sollten sie voneinander getrennt werden.

»Geh mit stolz erhobenem Haupt, Tobin«, murmelte sein Vater. »Es ist nicht alltäglich, dass ein Prinz den Markt von Alestun besucht.«

Zuerst begaben sie sich zum Schrein der Vier auf der Mitte des Hauptplatzes. Der Schrein in der Feste bestand lediglich aus einer Steinnische in der Halle mit den eingemeißelten und gemalten Zeichen der vier Gottheiten von Skala. Dieser hier glich eher Köchins Sommerküche. Vier Pfosten stützten ein Reetdach, jeder mit einer anderen Farbe bemalt: weiß für Illior, rot für Sakor, blau für Astellus und gelb für Dalna. Am Fuß jedes Pfostens brannte ein kleines Kohlenbecken für Opfergaben. Unter dem Dach saß eine ältere Priesterin umgeben von Töpfen und Körben auf einem Stuhl. Sie nahm Tobins Gaben entgegen und sprenkelte das Salz, das Brot, die Kräuter und den Weihrauch mit den entsprechenden Gebeten auf die Kohlenbecken.

»Möchtet Ihr ein besonderes Gebet sprechen, mein Prinz?«, fragte sie, nachdem sie fertig war.

Tobin schaute zu seinem Vater, der lächelte und der Priesterin einen Silbersester gab.

»Wen der Vier möchtet Ihr anrufen?«, erkundigte sie sich und legte Tobin eine Hand auf den Kopf.

»Sakor, damit ich ein großer Krieger wie mein Vater werden kann.«

»Kühn gesprochen! Nun denn, wir müssen die Kriegeropferung vollführen, um den Gott zu erfreuen.«

Die Priesterin schnitt mit einer Stahlklinge eine Locke von Tobins Haar ab und knetete sie in einen Klumpen Wachs, zusammen mit Salz, ein paar Tropfen Wasser und einigen Pulvern, die das Wachs schillernd rot werden ließen.

»Da«, sagte sie und legte ihm das weiche Wachs in die Hand. »Formt es zu einem Pferd.«

Tobin mochte, wie glatt sich das Wachs in seinen Fingern anfühlte, als er es drückte und verformte. Er dachte an Gosi, als er die Tiergestalt anfertigte, dann verwendete er einen Fingernagel, um Furchen für die Mähne und den Schwanz einzuritzen.

»Hui!«, stieß die Priesterin hervor und drehte das Stück in den Händen, als er fertig war. »Das ist eine beachtliche Arbeit für einen so kleinen Burschen wie Euch. Ich habe schon erwachsene Männer gesehen, die es nicht so gut gemacht haben. Sakor wird erfreut sein.« Sie fügte mit einem Fingernagel selbst ein paar Zeichen in das Wachs hinzu, dann gab sie ihm das Pferd zurück. »Sprecht Euer Gebet und überreicht dem Gott die Gabe.«

Tobin beugte sich über das Kohlenbecken am Fuß des Sakor-Pfostens und atmete den beißenden Rauch ein. »Mach aus mir einen großen Krieger, einen Verteidiger Skalas«, flüsterte er, ehe er die kleine Figur auf die Kohlen warf. Grünliche Flammen loderten auf, als das Wachs schmolz.

Danach verließen sie den Schrein und tauchten wieder in die Menschenmassen des Markttags ein. Tobin umklammerte immer noch die Hand seines Vaters, aber bald verdrängte Neugier seine Angst.

Ein paar Gesichter erkannte Tobin, Leute, die in die

Feste kamen, um Köchin ihre Waren auf dem Küchenhof zu verkaufen. Balus, der Messerschleifer, erblickte ihn und grüßte ihn, indem er sich an die Stirn fasste.

Bauern priesen ihr Obst und Gemüse von den Ladeflächen ihrer Karren aus an. Es gab Haufen von Rüben, Zwiebeln, Wildbrokkoli und Kürbissen, und Körbe voller Äpfel, bei deren Anblick Tobin das Wasser im Mund zusammenlief. Auf einem säuerlich riechenden Karren stapelten sich gewachste Käselaibe und Eimer mit Milch und Butter. Auf dem nächsten türmten sich Schinken. Ein Kesselflicker verkaufte neue Töpfe und flickte alte, wodurch es in seiner Ecke am Dorfbrunnen ständig klapperte. Händler trugen ihre Waren in von Schulterjochen hängenden Körben umher und riefen dabei: »Mandelmilch!«, »Gute Markknochen!«, »Kerzen und Feuersteine!«, »Korallenperlen als Glücksbringer!«, »Nadeln und Faden!«

So muss es in Ero sein, dachte Tobin überwältigt.

»Was möchtest du als Geschenk?«, fragte sein Vater, der die Stimme erheben musste, um sich über den Lärm Gehör zu verschaffen.

»Ich weiß nicht«, gab Tobin zurück. Alles, was er sich wirklich gewünscht hatte, war, diesen Ort zu besuchen, was er nunmehr getan hatte. Und obendrein hatte er noch ein Pferd und ein Schwert bekommen.

»Dann komm mal mit, wir sehen uns um.«

Tharin zog zu eigenen Besorgungen los, und sein Vater stieß auf Leute, die mit ihm reden mussten. Tobin stand geduldig daneben, während mehrere Pächter seines Vaters ihm Neuigkeiten und Beschwerden vortrugen. Tobin hörte halbherzig zu, wie ein Schafzüchter etwas von verstopften Zitzen leierte, als er eine um einen Tisch in der Nähe gescharte Gruppe von Kindern erblickte.

Mittlerweile verwegener, verließ er seinen Vater und ging hinüber, um nachzusehen, was die Kinder anzog.

Eine Spielzeugmacherin hatte ihre Waren auf dem Tisch ausgebreitet. Es gab Kreisel, Kugelfänger, Säckchen mit roten Tonmurmeln und ein paar grob bemalte Spielbretter mit Leinenüberzug. Was jedoch Tobin ins Auge sprang, waren die Puppen.

Nari und Köchin zufolge stellte seine Mutter die hübschesten Puppen in ganz Skala her, und er sah vor sich nichts, was dem widersprach. Einige der Puppen waren aus flachen Holzstücken geschnitzt wie jene, die er bei dem kleinen Mädchen gesehen hatte. Andere bestanden aus ausgestopften Lumpen wie die seiner Mutter, aber sie wirkten nicht so gut geformt und trugen keine feinen Kleider. Dafür besaßen ihre bestickten Gesichter Münder – lächelnde Münder –, was ihnen ein freundliches, heimeliges Aussehen verlieh. Tobin ergriff eine Puppe und drückte sie. Die raue Füllung knirschte angenehm unter seinen Fingern. Er lächelte und malte sich aus, diesen lustigen kleinen Burschen unter die Bettdecke zu der Holzfamilie zu stecken. Vielleicht konnte Nari ihm Kleider dafür machen …

Als er aufschaute, stellte er fest, dass die anderen Kinder und die Händlerin ihn anstarrten. Einer der älteren Knaben kicherte.

Dann tauchte sein Vater neben ihm auf und riss ihm die Puppe wütend aus den Händen. Seine Züge waren blass, seine Augen hart und zornig. Tobin wich gegen den Tisch zurück; so hatte er seinen Vater noch nie erlebt. Der Blick, mit dem er ihn bedachte, entsprach jenen, die er von seiner Mutter an ihren schlimmsten Tagen erhielt.

Dann verflog der Ausdruck und wurde von einem ge-

zwungenen Lächeln ersetzt, das noch erschreckender wirkte.

»Was für ein dummes Ding das ist!«, rief sein Vater aus und warf die Puppe zurück auf den Haufen der anderen. »Das hier wollen wir!« Damit ergriff er etwas vom Tisch und drückte es Tobin in die Hände – ein Säckchen mit Murmeln. »Hauptmann Tharin wird Euch bezahlen, gute Frau. Komm mit, Tobin, es gibt noch mehr zu sehen.«

Er führte Tobin weg, wobei er ihn zu fest am Arm hielt. Tobin hörte, wie die anderen Kinder hinter ihm in höhnisches Gelächter ausbrachen, und jemand murmelte: »Ich hab doch gesagt, dass er nicht richtig im Kopf ist.«

Tobin blickte stur zu Boden, um die Tränen der Demütigung zu verbergen, die ihm in den Augen brannten. Dies war schlimmer, viel schlimmer als die Begegnung mit seiner Mutter an jenem Morgen. Er konnte sich nicht vorstellen, weshalb sein Vater so wütend geworden war oder sich die Dorfbewohner plötzlich so gemein verhielten, aber er ahnte mit der plötzlichen, klaren Überzeugung eines Kindes, dass es seine Schuld war.

Sie begaben sich geradewegs zurück zum Pferdeknecht, um die Tiere abzuholen. Mit der Stadt schien es für Tobin vorbei. Als er aufsteigen wollte, stellte er fest, dass er immer noch die Murmeln in der Hand hielt. Er wollte sie eigentlich nicht, fürchtete jedoch, seinen Vater zusätzlich zu erzürnen, wenn er sie wegwürfe, deshalb stopfte er sie unter den Kragen seines Kittels. Sie rutschten zu seinem Gürtel hinab, wo sie schwer und unangenehm an seiner Seite zum Liegen kamen.

»Komm, wir reiten nach Hause«, sagte sein Vater und trabte los, ohne auf Tharin zu warten.

Auf der Heimreise herrschte bedrückendes Schweigen.

Tobin fühlte sich, als umklammerte eine Hand seine Kehle, auf dass sie schmerzte. Er hatte vor langer Zeit gelernt, lautlos zu weinen. Sie hatten den halben Weg nach Hause zurückgelegt, bevor sein Vater zurückschaute und es sah.

»Ach, Tobin!« Er zügelte das Pferd und wartete, bis Tobin zu ihm aufschloss. Wütend wirkte er nicht mehr, nur erschöpft und traurig, als er grob in Richtung der Stadt deutete und sagte: »Puppen … sind dummes, dreckiges Zeug. Jungen spielen nicht damit, erst recht nicht Jungen, die einmal tapfere Krieger werden wollen. Verstehst du das?«

Die Puppe! Eine frische Woge von Scham spülte über Tobin hinweg. Deshalb war sein Vater so wütend geworden. Sein Herz sank noch tiefer, als ihn eine weitere Erkenntnis ereilte. Deshalb hatte auch seine Mutter ihm an jenem Morgen keine Puppe geschenkt. Es war schändlich, dass er sich eine wünschte.

Tobin fühlte sich zu entsetzt über sich selbst, um sich zu fragen, warum niemand, nicht einmal Nari, daran gedacht hatte, es ihm zu sagen.

Sein Vater klopfte ihm auf die Schulter. »Lass uns nach Hause reiten und deinen Kuchen essen. Morgen beginnt Tharin mit deiner Ausbildung.«

Als sie jedoch zu Hause eintrafen, war ihm zu übel, um Honigkuchen zu essen oder Wein zu trinken. Nari betastete seine Stirn, erklärte ihn für erschöpft und steckte ihn ins Bett.

Er wartete, bis sie gegangen war, dann griff er unter das Kissen, um die vier kleinen, dort versteckten Stockmännchen hervorzuholen. Was früher ein vergnügliches Geheimnis gewesen war, brachte seine Wangen nunmehr zum Lodern. Auch das waren Puppen. Tobin kramte alle

zusammen, schlich damit nach nebenan und stellte sie auf einen der Marktplätze der Spielzeugstadt. Dort gehörten sie hin. Sein Vater hatte sie angefertigt und dort angebracht, also musste es in Ordnung sein, dort mit ihnen zu spielen.

Zurück in seinem Zimmer versteckte Tobin das unerwünschte Säckchen mit Murmeln im hintersten Winkel seines Schrankes. Dann kroch er unter die kalten Laken und bat Sakor in einem weiteren Gebet, dass er einen besseren Jungen aus ihm und seinen Vater stolz auf ihn machen möge.

Selbst, nachdem er neuerlich geweint hatte, fiel es ihm schwer, einzuschlafen. Das Bett fühlte sich entsetzlich leer an. Schließlich holte er das Holzschwert, das Tharin ihm geschenkt hatte, und kuschelte sich damit unter die Decke.

KAPITEL 7

Tobin vergaß die schlimmen Erinnerungen jenes Namenstags nicht, sondern beschloss, sie wie den ungewünschten Sack mit Murmeln, der in seinem Schrank Staub ansetzte, einfach nicht anzufassen. Die übrigen Geschenke, die er erhalten hatte, sorgten über das nächste Jahr dafür, dass er vergnüglich abgelenkt wurde.

Auf dem Kasernenhof erlernte er mit Tharin die Schwert- und Bogenkunst, und er ritt jeden Tag auf Gosi. Auf die Straße nach Alestun warf er keine sehnsüchtigen Blicke mehr. Die wenigen Händler, denen er auf dem Gebirgspfad begegnete, verneigten sich respektvoll; hier deutete niemand mit dem Finger auf ihn oder tuschelte hinter vorgehaltenen Händen.

Eingedenk des Vergnügens, das es ihm bereitet hatte, jenes Wachspferd in dem Schrein zu formen, erbettelte er sich Kerzenreste aus Köchins Schmelzkessel, und bald bevölkerten winzige gelbe Tiere und Vögel den Fenstersims in seinem Schlafzimmer. Nari und Tobins Vater lobten ihn dafür, aber es war Tharin, der ihm Klumpen sauberen, frischen Wachses besorgte, damit er größere Tiere anfertigen konnte. Verzückt verwendete Tobin das erste Stück dafür, um dem Hauptmann ein Pferd zu machen.

An seinem achten Namenstag besuchten sie abermals die Stadt. Diesmal achtete er sorgsam darauf, sich so zu verhalten, wie man es von einem jungen Krieger erwartete. Im Schrein formte er wunderbare Wachspferde, und als er sich später als Geschenk ein feines Jagdmesser aussuchte, kicherte niemand.

Bald danach beschloss sein Vater, dass es an der Zeit für Tobin war, schreiben und lesen zu lernen.

Anfangs genoss Tobin diesen Unterricht sehr, wenngleich vorwiegend, weil er es liebte, in der Kammer seines Vaters zu sitzen. Dort roch es nach Leder, und an den Wänden hingen Landkarten und ansprechende Dolche.

»Kein skalanischer Adeliger sollte der Gnade von Schreibern ausgeliefert sein«, erklärte sein Vater, während er Pergament und ein Tintenfässchen auf einem kleinen Tisch am Fenster vorbereitete. Dann spitzte er eine Gänsefeder an und hielt sie hoch, um sie Tobin zu zeigen. »Das ist eine Waffe, mein Sohn, und manche Menschen verstehen sie, so geschickt wie ein Schwert oder einen Dolch zu führen.«

Tobin konnte sich zwar nicht vorstellen, was er damit meinte, war jedoch wie immer darauf bedacht, ihn zu erfreuen. Allerdings hatte er dabei wenig Glück. So sehr er sich bemühte, es gelang ihm einfach nicht, eine Verbindung zwischen den krummen, schwarzen Malen herzustellen, die sein Vater auf den Bogen zeichnete, und den Lauten, für die sie angeblich standen. Schlimmer noch, seine Finger, so geschickt sie dabei sein mochten, Wachs oder Lehm vom Flussufer zu formen, vermochten den kratzenden Federkiel nicht zu beherrschen. Er kleckste. Er rutschte ab. Er verfing sich am Pergament und spuckte Tinte in alle Richtungen. Seine Striche glichen Schlangenlinien, seine Schleifen wurden zu groß, und ganze Buchstaben endeten verkehrt herum oder auf den Kopf gestellt. Sein Vater zeigte sich geduldig, Tobin hingegen nicht. Tag für Tag kämpfte er, kleckste und kratzte vor sich hin, bis die schiere Hoffnungslosigkeit des Unterfangens ihn zum Weinen brachte.

»Vielleicht heben wir uns das besser für später auf«, räumte sein Vater schließlich ein.

In jener Nacht träumte Tobin davon, sämtliche Federkiele im Haus zu verbrennen, nur für den Fall, dass sein Vater es sich anders überlegte.

Zum Glück erfuhr Tobin keine solchen Schwierigkeiten beim Erlernen der Schwertkunst. Tharin hatte sein Versprechen gehalten; wann immer er sich in der Feste aufhielt, übten sie auf dem Kasernenhof oder in der Halle. Mit Holzschwertern und -schilden brachte der Hauptmann Tobin die Grundlagen von Hieben und Abwehrstößen bei, wie man angriff und wie man sich verteidigte. Tobin arbeitete bei diesen Lehrstunden inbrünstig und bewahrte sich in seinem Herzen sein Gelübde an die Götter und an seinen Vater; er würde ein großer Krieger werden.

Dieses Versprechen zu halten, fiel ihm nicht schwer, denn er liebte die Waffenübungen. Als er noch klein gewesen war, hatte er mit Nari oft den Männern dabei zugesehen, wie sie Schaukämpfe gegeneinander bestritten. Nun fanden sie sich ein, um ihn zu beobachten, indem sie sich aus den Kasernenfenstern lehnten oder auf Kisten und Hockern vor dem langen Gebäude saßen. Sie bedachten ihn mit Ratschlägen, scherzten mit ihm und traten vor, um ihm ihre eigenen, besonderen Kniffe und Drehs zu zeigen. Tobin standen so viele Lehrer zur Verfügung, wie er wollte. Tharin ließ ihn manchmal gegen die Linkshänder Manies oder Aladar antreten, um ihm vor Augen zu führen, wie anders es war, gegen einen Mann zu kämpfen, der die Waffe auf derselben Seite wie man selbst führte. Zwar konnte er ob seiner geringen Größe noch gegen niemanden richtig kämpfen, aber sie

gingen die Bewegungen mit ihm durch und vermittelten ihm, so viel sie konnten. Koni, der Pfeilmacher, der Kleinste und Jüngste der Garde, kam Tobin in der Größe am nächsten. Zudem fühlte er sich Tobin auch so besonders nah, weil sie beide gerne Dinge herstellten. Tobin machte ihm Wachstiere, und im Gegenzug brachte Koni ihm bei, wie man Pfeilschäfte und Pfeifen aus Zweigen schnitzte.

Wenn Tobin seine Übungen für den Tag beendet hatte, luden die anderen ihn ein, mit ihnen zu schießen, oder sie erzählten Geschichten über die Schlachten, die sie gegen die Plenimarer geschlagen hatten. Den großen Helden dieser Schilderungen verkörperte Tobins Vater, stets an vorderster Front, immer der Tapferste auf dem Feld. Auch Tharin kam groß zur Geltung und kämpfte den Erzählungen zufolge stets an der Seite seines Vaters.

»Bist du schon immer bei Vater gewesen?«, fragte Tobin den Hauptmann eines Wintertages, als sie sich zwischen zwei Übungen ausruhten. In der Nacht zuvor hatte es geschneit. Um den Mund, wo sein Atem gefroren war, schimmerte Tharins Bart weiß.

Er nickte. »Mein ganzes Leben. Mein Vater war einer der Lehnsmänner deines Großvaters. Ich war sein dritter Sohn und wurde im selben Jahr wie dein Vater in Atyion geboren. Wir sind zusammen aufgewachsen, beinah wie Brüder.«

»Also bist du fast mein Onkel?«, hakte Tobin nach, den die Vorstellung freute.

Tharin zerzauste Tobin das Haar. »So gut wie, mein Prinz. Als ich alt genug war, wurde ich zu seinem Knappen, und später machte er mich zu einem Ritter und verlieh mir meine Ländereien in Falkenport. Wir sind noch nie in einer Schlacht getrennt worden.«

Tobin dachte über all das eine Weile nach, dann fragte er: »Warum habe ich keinen Knappen?«

»Oh, du bist noch zu jung dafür. Ich bin sicher, du wirst einen haben, wenn du älter bist.«

»Aber keinen, mit dem ich zusammen aufgewachsen bin«, warf Tobin trübsinnig ein. »Hier wurde kein Junge geboren. Es gibt hier überhaupt keine anderen Kinder. Warum können wir nicht in Atyion leben, wie früher du und Vater? Und warum zeigen die Kinder im Dorf mit dem Finger auf mich und starren mich an?«

Halb erwartete Tobin, dass Tharin ablenken und von anderen Dingen reden würde, wie sein Vater und Nari es stets taten. Stattdessen schüttelte er den Kopf und seufzte. »Ich vermute, wegen des Dämons und weil deine Mama so unglücklich ist. Dein Vater findet, dass es so am besten ist, aber ich weiß nicht …«

Dabei sah er so traurig aus, dass Tobin beinah hervorgesprudelt hätte, was an jenem Tag im Turm vorgefallen war. Er hatte nie jemandem davon erzählt.

Bevor es jedoch aus ihm herausplatzen konnte, kam Nari, um ihn zu holen. Tobin versprach sich, dass er Tharin am nächsten Tag während ihres Ausritts davon berichten würde, doch da begleiteten sie Koni und der alte Lethis, und es fühlte sich nicht richtig an, vor jemand anderem davon zu reden. Ein weiterer Tag verstrich, dann noch einer, und er vergaß es, doch sein Vertrauen in Tharin blieb.

Im Verlauf des Cinrin fiel wenig Schnee, kaum genug, um die Weide zu bedecken, dafür wurde es bitterkalt. Tharin ließ die Männer unablässig Feuerholz aus dem Wald holen, und alle schliefen in der Halle, wo das Feuer im Kamin Tag und Nacht brannte. Tobin trug selbst im

Haus zwei Kittel und seinen Mantel. Untertags ließ Köchin einen Feuerkessel im Spielzeugzimmer brennen, damit sich Tobin dort vergnügen konnte, dennoch bildete sein Atem Wölkchen in der Luft.

Der Fluss fror so fest zu, dass man darauf gehen konnte, und einige der jüngeren Soldaten und Bediensteten nutzten dies, um eiszulaufen, doch Nari erlaubte Tobin nur, ihnen vom Ufer aus zuzusehen.

Eines strahlenden Morgens spielte er gerade alleine oben im Haus, als er das Geräusch eines auf der gefrorenen Straße galoppierenden Pferdes vernahm. Ein einsamer Reiter kam mit hinter ihm herwallenden, roten Umhang die Weide herauf und über die Brücke geritten. Tobin beugte sich über den Sims vor und sah, dass sein Vater hinausging, um den Mann zu begrüßen und ins Haus einzuladen. Das rote und goldene Abzeichen kannte Tobin nur zu gut: Es war ein Bote des Königs, was für gewöhnlich nur eines bedeutete.

Allerdings blieb der Mann nicht lange und brach bald wieder auf. Kaum hatte Tobin gehört, wie die Hufe seines Pferds über die Brücke klapperten, eilte er die Treppe hinab.

Sein Vater saß auf einer Bank am Kamin und musterte eine lange Schriftrolle, gewichtet mit den Siegeln und Bändern des Königs. Tobin setzte sich neben ihn, spähte auf das Dokument und wünschte, er könnte es lesen. Obwohl das eigentlich gar nicht nötig war; er wusste, wie die Botschaft lautete. »Du musst wieder fort, nicht wahr, Vater?«

»Ja, und schon sehr bald, fürchte ich. Plenimar nutzt den trockenen Winter, um entlang der mycenischen Küste zu plündern. Die Mycener haben Erius um Hilfe gebeten.«

»Um diese Jahreszeit kannst du nicht segeln! Das Meer ist doch zu stürmisch, oder?«

»Ja, wir müssen reiten«, antwortete sein Vater abwesend. In seine Augen war bereits ein ferner Blick getreten, und Tobin wusste, dass er über Vorräte, Pferde und Männer nachdachte. Das würde das Einzige sein, worüber er und Tharin sich abends am Kamin unterhalten würden, bis sie aufbrächen.

»Warum führt Plenimar ständig Krieg?«, fragte Tobin und verspürte Zorn auf diese Fremden, die andauernd Ärger verursachten und ihm seinen Vater wegnahmen. Das Sakor-Fest stand in wenigen Wochen bevor, und sein Vater würde bestimmt noch davor abreisen.

Rhius schaute zu ihm auf. »Erinnerst du dich an die Karte, die ich dir gezeigt habe, an die drei Länder um das Innere Meer?«

»Ja.«

»Nun, einst waren sie ein einziges Land, beherrscht von Priesterkönigen, die man Hierophanten nannte. Ihre Hauptstadt war Benshâl in Plenimar. Vor langer Zeit teilte der letzte Hierophant das Reich in drei Länder, aber die Plenimarer waren damit nie einverstanden und wollen von jeher das gesamte Gebiet zurückhaben.«

»Wann darf ich mit dir in den Krieg ziehen?«, wollte Tobin wissen. »Tharin sagt, ich bin beim Unterricht sehr gut!«

»Ist mir zu Ohren gekommen.« Sein Vater umarmte ihn und lächelte auf eine Weise, die ein ›nein‹ bedeutete. »Ich mache dir einen Vorschlag: Sobald du groß genug bist, um mein zweites Ringpanzerhemd zu tragen, darfst du mich begleiten. Komm, lass uns ausprobieren, wie es dir passt.«

Das schwere Kettengewand hing auf einem Ständer im Schlafgemach seines Vaters. Natürlich war es Tobin viel

zu groß, sammelte sich wie eine Pfütze um seine Füße und verankerte ihn felsenfest an Ort und Stelle. Die Helmkappe hing ihm über die Augen. Lachend setzte sein Vater den Stahlhelm auf Tobins Kopf. Es fühlte sich an, als trüge er einen von Köchins Suppenkesseln. Das Ende des langen Nasenschutzes ragte ihm bis über das Kinn. Dennoch schlug Tobins Herz schneller, als er sich den großen, starken Mann vorstellte, der er eines Tages sein und der all dies richtig ausfüllen würde.

»Tja, viel länger wird es nicht mehr dauern, bevor du die Sachen brauchen kannst«, meinte sein Vater kichernd. Danach schleifte er den Ständer durch den Gang in Tobins Zimmer und verbrachte den Rest des Nachmittags damit, ihm zu zeigen, wie man die Ketten ölte und bereithielt.

Tobin klammerte sich immer noch an die Hoffnung, sein Vater und die anderen könnten bis zum Sakor-Fest bleiben, aber die Lehnsmänner seines Vaters, Fürst Nyanis und Fürst Solari, trafen wenige Tage später mit ihren Soldaten ein. Ein paar Tage strotzte die Weide vor Männern und deren Zelten, aber noch in derselben Woche brachen alle nach Atyion auf und ließen Tobin und die Bediensteten zurück, die somit ohne sie feiern mussten.

Ein paar Tage schlich Tobin trübselig herum, aber Nari lockte ihn mit gutem Zureden aus seiner düsteren Stimmung und teilte ihn dafür ein, beim Schmücken des Hauses zu helfen. Kränze aus Tannenzweigen wurden über jeden Eingang gehängt, golden und schwarz bemalte Holzschilde an die Säulen der Halle. Tobin füllte die Opferablage des Hausschreins mit einer ganzen Herde von Wachspferden für Sakor. Am nächsten Morgen jedoch fand er sie über den mit Binsen bedeckten Boden ver-

streut vor. An ihrer Stelle auf der Ablage lag stattdessen dieselbe Anzahl schmutziger, knorriger Baumwurzeln.

Dies war einer der Lieblingsstreiche des Dämons – ein Streich, den Tobin besonders hasste, weil er seinen Vater so sehr aufregte. Beim Anblick der Wurzeln erblasste der Herzog jedes Mal. Danach musste er süße Kräuter verbrennen und Gebete sprechen, um den Schrein zu reinigen. Wenn Tobin die Wurzeln vor ihm fand, warf er sie weg und putzte die Ablage mit dem Ärmel ab, damit sein Vater nichts davon erfuhr und nicht traurig war.

Mit finsterer Miene schleuderte Tobin den ganzen Unrat in das Kaminfeuer und zog von dannen, um neue Pferde anzufertigen.

In der Trauernacht löschte Köchin – als Symbol des Todes des Alten Sakor – alle Feuerschalen bis auf eine, und alle spielten im Mondschein auf dem verwaisten Kasernenhof Blinde Kuh.

Tobin versteckte sich gerade hinter einem Heuschober, als er zufällig zum Turm hinaufschaute. Der fahle Schimmer eines verbotenen Feuers zeichnete sich durch die Läden ab. Er hatte seine Mutter seit Tagen nicht gesehen, was ihm sehr gut passte. Dennoch kroch ihm ein Schauder über den Rücken, als er sie sich dort oben vorstellte, wie sie auf ihn herabblickte.

Plötzlich stieß ihn etwas Schweres zu Boden, und ein lodernder Schmerz flammte in seiner rechten Wange unmittelbar unter dem Auge auf. Der unsichtbare Angreifer verschwand so schnell, wie er aufgetaucht war, und Tobin stolperte hinter dem Schober hervor, schluchzend vor Angst und Schmerz.

»Was ist denn, mein Schatz«, rief Nari und hob ihn hoch.

Zu erschüttert, um zu antworten, drückte er die pochende Wange gegen ihre Schulter, als sie ihn in die Halle trug.

»Macht jemand Licht!«, befahl sie.

»Nicht in der Trauernacht …«, sagte die Hausgehilfin, Sarilla, die an ihrer Seite auftauchte.

»Dann hol das eine Kohlenfeuer, das brennt, und fach die Flammen an, damit man etwas sehen kann. Das Kind ist verletzt!«

Tobin schmiegte sich mit fest verschlossenen Augen eng an sie. Die Schmerzen waren zu einem dumpfen Pochen verflacht, aber der Schreck des Angriffs ließ ihn immer noch zittern. Er hörte, wie Sarilla zurückkehrte, dann vernahm er das Schrammen des Feuertopfdeckels.

»So, mein Liebling, jetzt lass Nari mal sehen.«

Tobin hob den Kopf und ließ sie die Wange dem matten Schein zudrehen. Mynir und die anderen standen in einem Kreis um sie und blickten zutiefst besorgt drein.

»Beim Licht, er wurde gebissen!«, rief der greise Verwalter aus. »Hol ein Becken und ein sauberes Tuch, Mädchen.« Sarilla eilte davon.

Tobin hob eine Hand an die Wange und spürte klebrige Nässe.

Nari ergriff das von Sarilla gebrachte Tuch und wischte Tobin damit die Finger und die Wange ab. Danach prangten Blutschlieren auf dem Tuch.

»Könnte es einer der Hunde gewesen sein, Tobin? Vielleicht hat einer im Heuschober geschlafen«, meinte Mynir angespannt. Hunde konnten Tobin nicht leiden; sie knurrten ihn an und wichen vor ihm zurück. Mittlerweile hielten sich in der Feste nur noch ein paar alte Köter auf, die Nari nicht ins Haus ließ.

»Das ist kein Hundebiss«, flüsterte Sarilla. »Schaut nur, man sieht …«

»Es war der Dämon!«, schrie Tobin. Das Mondlicht hatte ausgereicht, um zu erkennen, dass sich hinter dem Heuschober nichts bei ihm befunden hatte, was einen festen Körper besaß. »Er hat mich zu Boden gestoßen und gebissen!«

»Schon gut«, sagte Nari beschwichtigend, drehte das Tuch auf die saubere Seite um und tupfte seine Tränen ab. »Schon gut. Wir reden morgen früh darüber. Komm, wir gehen jetzt ins Bett, und Nari wird den gemeinen Dämon fernhalten.«

Tobin konnte hören, dass die anderen immer noch untereinander tuschelten, als Nari ihn zur Treppe führte.

»Es stimmt, was man munkelt«, flüsterte Sarilla in weinerlichem Tonfall. »Wen sonst greift er so an? Er ist verflucht geboren!«

»Das reicht jetzt, Mädchen«, zischte Mynir. »Da draußen wartet eine lange, einsame Straße auf jene, die ihren Mund nicht halten können.«

Tobin schauderte. Also tuschelten die Leute sogar hier.

Mit Nari neben ihm schlief er tief und fest. Er erwachte alleine, aber ordentlich zugedeckt, und der Winkel der durch die Läden einfallenden Sonne verriet ihm, dass es bereits Mitte des Vormittags sein musste.

Enttäuschung fegte all den Schrecken der vergangenen Nacht hinweg. Bei Sonnenaufgang am Sakor-Tag weckten Mynir und er sonst immer den Haushalt im neuen Jahr, indem sie auf den Schildgong neben dem Schrein schlugen. Der Verwalter musste es dieses Jahr ohne ihn getan haben, und Tobin hatte es nicht einmal gehört.

Barfuß lief er über den kalten Boden zu dem kleinen Bronzespiegel über seinem Waschbecken und begutach-

tete seine Wange. Ja, da war das Mal; eine Doppellinie rötlicher Zahnabdrücke, gekrümmt wie der Umriss eines Auges. Tobin biss sich gerade so fest in den Unterarm, um einen Abdruck in der Haut zu hinterlassen, und sah, dass die beiden Male einander stark ähnelten. Abermals blickte Tobin in den Spiegel, starrte in seine blauen Augen und fragte sich, was für einen unsichtbaren Körper der Dämon besitzen mochte. Bisher hatte er ihn nur als dunklen Schemen wahrgenommen, den er manchmal aus dem Augenwinkel sehen konnte. Nun stellte er ihn sich als einen der Kobolde aus Naris Gutenachtgeschichten vor – als einen jener, die ihr zufolge wie ein in einem Feuer gerösteter Knabe aussahen. Einen Kobold mit Zähnen wie den seinen. War dies das Geschöpf, das sich ständig an den Rändern seiner Welt herumdrückte?

Beunruhigt sah sich Tobin im Zimmer um und vollführte dreimal das Schutzzeichen, bevor er sich mutig genug fühlte, sich anzuziehen.

Er saß gerade auf dem Bett und verschnürte die Lederriemen über seine Hosenbeine, als er hörte, wie sich der Riegel der Tür hob. Tobin schaute auf und erwartete Nari.

Stattdessen stand seine Mutter mit der Puppe im Eingang. »Ich habe gehört, wie sich Mynir und Köchin darüber unterhalten haben, was letzte Nacht geschehen ist«, sprach sie leise. »Du hast an diesem Sakor-Tag lange geschlafen.«

Es war das erste Mal seit über einem Jahr, dass beide alleine waren. Seit jenem Tag im Turm.

Tobin konnte sich nicht bewegen. Er saß nur da und starrte sie an, während sich der Lederriemen in seine Finger einschnitt, sie auf ihn zukam und die Hand ausstreckte, um seine Wange zu berühren.

An diesem Tag trug sie das Haar gekämmt und geflochten. Ihr Kleid war sauber, und sie roch leicht nach Blumen. Ihre Finger fühlten sich kühl und zärtlich an, als sie ihm das Haar zurückstrich und das geschwollene Fleisch rings um den Biss betastete. An diesem Tag konnte Tobin keine Schatten in ihren Zügen erkennen. Sie sah nur traurig aus. Seine Mutter legte die Puppe auf das Bett, nahm sein Gesicht in beide Hände und küsste ihn auf die Stirn.

»Es tut mir so leid«, murmelte sie. Dann schob sie seinen Ärmel zurück und küsste das Weisheitsmal auf seinem Unterarm. »Wir leben in einem unheilvollen Traum, du und ich. Ich muss mich besser um dich kümmern, mein kleiner Liebling. Was haben wir schon außer einander?«

»Sarilla sagt, ich bin verflucht«, flüsterte Tobin, entwaffnet von ihrer unverhofften Zärtlichkeit.

Die Augen seiner Mutter verengten sich gefährlich, aber ihre Berührung blieb liebevoll. »Sarilla ist ein ahnungsloses Bauernweib. Du darfst auf derlei Gerede niemals hören.«

Sie ergriff wieder die Puppe, streckte die Hand nach jener Tobins aus und sagte lächelnd: »Kommt, meine Lieblinge, lasst uns sehen, was uns Köchin zum Frühstück gemacht hat.«

KAPITEL 8

Ab jenem seltsamen Vormittag am Sakor-Tag hörte seine Mutter auf, ein Geist in ihrem eigenen Haus zu sein.

Ihre erste Tat bestand darin, Sarilla zu entlassen und anschließend Mynir in die Stadt zu schicken, um einen geeigneten Ersatz zu suchen. Er kehrte am nächsten Tag mit einer stillen, gutmütigen Witwe namens Tyra zurück, die ihre Dienstmagd wurde.

Sarillas Entlassung verängstigte Tobin. Er hatte sie zwar nicht besonders gemocht, aber sie war ein Teil des Haushalts gewesen, solange er zurückdenken konnte. Dass seine Mutter Nari nicht mochte, war kein Geheimnis, und er fürchtete, sie könnte auch die Amme fortschicken. Aber Nari blieb und kümmerte sich unverändert weiter um ihn, wie sie es schon immer getan hatte.

Mittlerweile kam seine Mutter fast jeden Morgen herunter, ordentlich angekleidet, das glänzende, schwarze Haar geflochten oder zu einem glatten Schleier über die Schultern gekämmt. Sie trug sogar einen Duft, der wie Frühlingsblumen auf der Weide roch. Zwar verbrachte sie immer noch einen Großteil des Tages damit, am Kamin in ihrem Schlafgemach Puppen zu nähen, nahm sich jedoch auch Zeit, um mit Mynir die Ausgabenaufstellungen durchzugehen und Köchin auf den Küchenhof zu begleiten, um mit den Bauern und Straßenhändlern zu feilschen, die in die Feste kamen. Bei solchen Gelegenheiten war auch Tobin dabei und erfuhr überrascht, dass die umliegenden Ortschaften von Hungersnot und Seuchen heimgesucht wurden. Bisher hatten derlei Dinge nur weit entfernt gewütet.

Und dennoch, so unbeschwert seine Mutter während des Tages wirkte, sobald die Nachmittagsschatten länger

zu werden begannen, schien auch aus ihr das Licht zu entweichen, und sie zog sich nach oben in das verbotene dritte Stockwerk zurück. Anfangs betrübte dies Tobin, aber er fühlte sich nie versucht, ihr zu folgen. Am nächsten Morgen tauchte sie stets lächelnd wieder auf.

Auch der Dämon schien mit dem Tageslicht zu kommen und zu gehen. Am umtriebigsten gab er sich in der Dunkelheit.

Der Zahnabdruck, den er auf Tobins Wange hinterlassen harte, verheilte und verblasste, nicht jedoch Tobins Grauen vor dem Geschöpf. Wenn er nachts neben Nari im Bett lag, konnte er das Bild einer verschrumpelten, schwarzen Gestalt nicht abschütteln, die in den Schatten lauerte, klauenartige Finger ausstreckte, um ihn zu zwicken und zu kratzen, und die scharfen Zähne bleckte, um ihn erneut zu beißen. Tobin ließ die Decke bis ans Kinn hochgezogen und gewöhnte sich an, nach dem Abendmahl nichts mehr zu trinken, damit er nicht in der Dunkelheit aufstehen musste, um den Nachttopf zu benutzen.

Der zerbrechliche Friede mit seiner Mutter hielt an, und als Tobin ein paar Wochen später sein Spielzimmer betrat, fand er darin seine Mutter vor, die ihn an einem neuen Tisch erwartete.

»Für unseren Unterricht«, erklärte sie und bedeutete ihm, auf dem zweiten Stuhl Platz zu nehmen.

Tobins Herz sank, als er das Pergament und Schreibzeug erblickte. »Vater hat versucht, mich zu unterrichten«, sagte er. »Ich konnte es nicht lernen.«

Eine leichte Furche runzelte ihre Stirn bei der Erwähnung seines Vaters, aber sie verflog rasch wieder. Sie tauchte den Federkiel in das Tintenfässchen und streckte

ihn Tobin entgegen. »Lass es uns noch einmal versuchen, ja? Vielleicht bin ich eine bessere Lehrmeisterin.«

Nach wie vor zweifelnd ergriff Tobin die Feder und versuchte, seinen Namen zu schreiben, das einzige Wort, das er kannte. Ein paar Augenblicke beobachtete sie, wie er sich damit quälte, dann nahm sie ihm den Federkiel behutsam wieder ab.

Tobin saß stockstill und fragte sich, ob ein Anfall ihrerseits folgen würde. Stattdessen stand sie auf und ging zum Fenstersims, wo einige seiner kleinen Wachsfiguren und Holzschnitzereien in einer Reihe standen. Sie ergriff einen Fuchs und schaute zu Tobin. »Die hast doch du gemacht, oder?«

Tobin nickte.

Sie begutachtete nacheinander jedes einzelne Stück: den Falken, den Bären, den Adler, ein rennendes Pferd und seinen Versuch, Tharin mit einem Holzsplitterschwert zu formen.

»Das sind nicht meine Besten«, meinte er verlegen. »Die verschenke ich.«

»An wen?«

Er zuckte mit den Schultern. »An jeden.« Die Bediensteten und Soldaten hatten seine Arbeiten immer gelobt und ihn sogar um bestimmte Tiere gebeten. Manies hatte einen Otter gewollt, Laris einen Bären. Koni mochte Vögel; als Gegenleistung für einen Adler hatte er Tobin eines seiner scharfen kleinen Messer überlassen und ihm weiche Holzstücke gesucht, die sich einfach bearbeiten ließen.

So sehr es Tobin liebte, sie alle zu erfreuen, die besten Stücke hob er immer für seinen Vater und Tharin auf. Allerdings war ihm nie in den Sinn gekommen, auch seiner Mutter eines zu schenken. Er fragte sich, ob sie sich dadurch verletzt fühlte.

»Möchtest du den da haben?«, fragte er und deutete auf den Fuchs, den sie immer noch in einer Hand hielt.

Sie neigte leicht das Haupt und lächelte. »Oh, danke, mein kleiner Prinz.«

Dann kehrte sie auf ihren Stuhl zurück, stellte den Fuchs auf den Tisch zwischen sie beide und reichte ihm abermals den Federkiel. »Kannst du die Figur für mich zeichnen?«

Tobin hatte nie daran gedacht, etwas zu zeichnen, zumal es ihm so leicht fiel, etwas zu formen. Er blickte auf das leere Pergament hinab und klopfte sich mit dem gefiederten Ende des Kiels gegen das Kinn. Eine Form aus weichem Wachs zu fertigen, empfand er als einfach; dieselbe Form auf diese Weise darzustellen, war etwas völlig anderes. Er stellte sich eine Füchsin vor, die er eines Morgens auf der Weide gesehen hatte, und versuchte, eine Linie zu zeichnen, die der Form ihrer Schnauze und der wachsam angelegten Ohren entsprach, als sie im Gras Mäuse gejagt hatte. Im Geiste sah er das Tier klar und deutlich vor sich, doch so sehr er sich bemühte, er konnte den Federkiel nicht dazu bringen, sich zu benehmen. Das verwackelte Gekritzel, das er zeichnete, glich der Füchsin nicht annähernd. Niedergeschlagen warf er den Federkiel hin und starrte auf seine tintenfleckigen Finger hinab.

»Schon gut, mein Liebling«, sagte seine Mutter. »Deine Figuren sind so gut wie jede Zeichnung. Ich war nur neugierig. Aber lass uns mal versuchen, ob wir die Buchstaben nicht einfacher für dich gestalten können.«

Sie drehte den Bogen herum und schrieb eine Weile, dann löschte sie die Seite und drehte sie wieder zu Tobin herum. Am oberen Rand befanden sich drei sehr groß geschriebene *A*. Sie tauchte den Federkiel in das Tinten-

fässchen, reichte ihn Tobin, erhob sich und stellte sich neben ihn. Mit der Hand auf der seinen führte sie ihn beim Nachzeichnen der von ihr geschriebenen Buchstaben und zeigte ihm die richtigen Schwünge. Nachdem sie dies mehrere Male wiederholt hatten, stellte er, als er es alleine versuchte, fest, dass seine Krakel begannen, dem Buchstaben zu ähneln, den er zu schreiben versuchte.

»Schau, Mama, ich habe es geschafft!«, rief er aus.

»Es ist genau, wie ich dachte«, murmelte sie, während sie weitere Übungsbuchstaben für ihn aufschrieb. »Bei mir war es in deinem Alter dasselbe.«

Tobin beobachtete wie sie arbeitete, und er versuchte, sie sich als junges, Zöpfe tragendes Mädchen vorzustellen, das nicht schreiben konnte.

»Auch ich habe kleine Figuren angefertigt, wenngleich nicht annähernd so schöne wie du«, fuhr sie fort, nach wie vor schreibend. »Dann brachte mir meine Amme bei, wie man Puppen macht. Du hast meine Puppen ja gesehen.«

Der Gedanke an die Puppen bereitete Tobin Unbehagen, aber er wollte nicht ungehobelt erscheinen, indem er nicht antwortete. »Sie sind sehr hübsch«, meinte er. Sein Blick wanderte zu ihrer Puppe, die zu einem unansehnlichen Haufen zusammengesunken auf der Truhe neben ihnen lag. Seine Mutter schaute auf und ertappte ihn dabei, wie er darauf starrte. Es war zu spät. Sie wusste, was er ansah, und vielleicht sogar, was er dachte.

Ihre Züge glätteten sich zu einem liebevollen Lächeln, als sie die hässliche Puppe auf den Schoß nahm und ihre missgestalteten Glieder ordnete. »Das hier ist die beste, die ich je gemacht habe.«

»Aber – warum hat sie kein Gesicht?«

»Dummes Kind, natürlich hat sie ein Gesicht!« Sie

lachte und strich mit den Fingern über die leere, runde Stofffläche. »Das hübscheste Gesichtchen, das ich je gesehen habe!«

Einen Lidschlag lang wirkten ihre Augen wieder wahnsinnig und wild wie an jenem Tag im Turm. Tobin zuckte zusammen, als sie sich vorbeugte, aber sie tauchte lediglich den Federkiel erneut in die Tinte und schrieb weiter.

»Ich konnte mit den Händen alles formen, aber ich konnte weder schreiben, noch lesen. Mein Vater – dein Großvater, der fünfte Königinnengemahl Tanaris – hat mir gezeigt, wie ich meiner Hand die Formen beibringen konnte, genau so, wie ich es jetzt dir zeige.«

»Ich habe einen Großvater? Werde ich ihn eines Tages kennen lernen?«

»Nein, mein Liebling, deine Großmama hat ihn vor Jahren vergiftet«, erwiderte seine Mutter, während sie emsig weiterschrieb. Nach einer Weile drehte sie das Blatt zu ihm um. »So, hier, eine neue Reihe für dich zum Nachziehen.«

Sie verbrachten den restlichen Vormittag über den Pergamenten. Als er das Nachziehen beherrschte, ließ sie ihn den Laut jedes Buchstabens aussprechen, während er ihn nachahmte. Immer und immer wieder fuhr er nach und versuchte es selbst, bis er durch das schiere Auswendiglernen zu verstehen begann. Als ihnen Nari die Mittagsmahlzeit auf einem Tablett heraufbrachte, hatte Tobin das eigenartige Los seines Großvaters völlig vergessen.

Von diesem Tag an verbrachten sie jeden Vormittag so. Seine Mutter arbeitete mit überraschender Geduld daran, ihm die Buchstaben beizubringen, die sich ihm zuvor hoffnungslos entzogen hatten. Und nach und nach begann er zu lernen.

Herzog Rhius blieb den Rest des Winters fort und kämpfte in Mycena an der Seite des Königs. Seine Briefe quollen über vor Beschreibungen der Gefechte, die er als Übung für Tobin verfasste. Manchmal schickte er mit den Briefen Geschenke, Trophäen vom Schlachtfeld: einen feindlichen Dolch mit einer um das Heft geschnitzten Schlange, einen Silberring, ein Säckchen mit Spielsteinen, einen winzigen, aus Bernstein gefertigten Frosch. Einmal brachte ein Bote Tobin einen verbeulten Helm mit einer Zier aus purpurnem Rosshaar.

Tobin reihte die kleineren Schätze auf einer Ablage im Spielzimmer auf und fragte sich, welche Menschen sie besessen hatten. Den Helm brachte er an der Rückenlehne eines mit einem Mantel verhüllten Stuhls an und bestritt mit seinem Holzschwert Zweikämpfe gegen ihn. Manchmal stellte er sich dabei vor, neben seinem Vater und dem König zu kämpfen. Andere Male wurde aus dem Stuhlsoldaten sein Knappe, und gemeinsam führten sie eigene Armeen an.

Nach solchen Spielen verspürte er Sehnsucht nach dem Vater, doch er wusste, dass er eines Tages an seiner Seite kämpfen würde, wie sein Vater es ihm versprochen hatte.

Im Verlauf der letzten grauen Wochen des Winters begann Tobin, die Gesellschaft seiner Mutter wirklich zu genießen. Zuerst trafen sie sich nach seinem morgendlichen Ausritt mit Mynir in der Halle. Ein paar Mal begleitete sie die beiden sogar, und Tobin erstaunte, wie sicher sie rittlings im Sattel saß, während das lange Haar wie ein schwarzes Seidenbanner offen hinter ihr herwallte.

Doch trotz der Besserung ihres Verhaltens gegenüber Tobin änderte sich an ihrer Haltung gegenüber den ande-

ren Mitgliedern des Haushalts nichts. Mit Mynir sprach sie selten, mit Nari so gut wie nie. Die neue Frau, Tyra, kümmerte sich um sie und verhielt sich auch Tobin gegenüber freundlich, bis der Dämon sie die Treppe hinunterstieß, woraufhin sie die Feste verließ, ohne auch nur Lebewohl zu sagen. Danach fanden sie ohne eine Magd das Auslangen.

Als am enttäuschendsten jedoch empfand Tobin ihre unveränderte Kälte gegenüber seinem Vater. Sie redete nie von ihm, verschmähte jegliche Geschenke, die er ihr sandte, und verließ die Halle, wenn Mynir abends am Kamin Tobin Briefe von ihm vorlas. Niemand konnte ihm sagen, weshalb sie ihn derart zu hassen schien, und er wagte nicht, seine Mutter selbst zu fragen. Dennoch keimte in Tobin Hoffnung. Wenn sein Vater nach Hause käme und sähe, wie viel besser es ihr ging, würden sich die Dinge zwischen ihnen vielleicht entspannen. Schließlich hatte sie auch gelernt, Tobin zu lieben. Wenn er nachts im Bett lag, malte er sich aus, wie sie zu dritt den Gebirgspfad entlangritten, sie alle lächelnd.

KAPITEL 9

Eines Morgens am Ende des Kiesin waren Tobin und seine Mutter gerade mit seinem Unterricht beschäftigt, als sie hörten, wie sich ein Reiter im Galopp der Feste näherte.

Tobin rannte in der Hoffnung zum Fenster, endlich seinen Vater auf dem Heimweg zu erblicken. Seine Mutter folgte ihm und legte ihm eine Hand auf die Schulter.

»Ich kenne dieses Pferd nicht«, sagte Tobin und schirmte mit der Hand die Augen ab. Der Reiter hatte sich zu sehr gegen die Kälte vermummt, um ihn auf die Entfernung zu erkennen. »Darf ich schauen gehen, wer es ist?«

»Aber ja. Warum siehst du bei der Gelegenheit nicht auch gleich nach, ob Köchin etwas Gutes für uns in der Speisekammer hat? Ich könnte einen Apfel vertragen. Aber beeil dich. Wir sind für heute noch nicht fertig.«

»Mach ich!«, rief Tobin und preschte los.

In der Halle befand sich niemand, also ging er durch die Küche und stellte zu seinem Verzücken fest, dass es sich um Tharin handelte, der gerade von Nari und den anderen begrüßt wurde. Sein Bart war über den Winter lang gewachsen. Schlamm und Schnee hatten seine Stiefel verdreckt, und um ein Handgelenk trug er einen Verband.

»Ist der Krieg vorbei? Kommt Vater nach Hause?«, rief Tobin aus und warf sich in die Arme des Hauptmanns.

Tharin hob ihn hoch, bis ihre Nasen einander fast berührten. »Ja zu beidem, kleiner Prinz, und er bringt Gäste mit. Sie folgen ein kurzes Stück hinter mir.« Er stellte Tobin wieder auf die Füße. Zwar versuchte er zu lächeln, doch als Tharin zu Nari und dem Verwalter blickte, las

Tobin in den Furchen um seine Augen etwas anderes. »Sie werden bald hier sein. Lauf los und spiel, Tobin. Köchin kann dich jetzt hier nicht gebrauchen. Es gibt viel zu tun.«

»Aber …«

»Kein aber«, ergriff Nari scharf das Wort. »Tharin nimmt dich später zu einem Ausritt mit. Und jetzt hinfort mit dir!«

Tobin war nicht daran gewöhnt, auf solche Weise entlassen zu werden. Mürrisch schlurfte er zurück zur Halle. Tharin hatte nicht einmal verraten, wen Vater mitbrachte. Tobin hoffte, Fürst Nyanis oder Herzog Archis. Von all den Lehnsmännern seines Vaters mochte er sie am meisten.

Er befand sich auf halbem Wege durch die Halle, als ihm einfiel, dass seine Mutter ihn um einen Apfel gebeten hatte. Die anderen konnten ihn wohl kaum schelten, wenn er dafür noch einmal zurückging.

Die Küchentür stand offen, und als er sich ihr näherte, hörte er, wie Nari sagte: »Wieso kommt der König nach all den Jahren hierher?«

»Zur Jagd, behauptet er zumindest«, erwiderte Tharin. »Unlängst auf der Heimreise, als Ero schon fast in Sicht war, erwähnte Rhius beiläufig, was für prächtige Hirsche es hier zu jagen gibt. Der König hat das als Einladung aufgefasst. In letzter Zeit packen ihn öfter solch eigenartige Launen …«

Der König! Tobin vergaß den Apfel, als er zurück nach oben huschte. Stattdessen beherrschte ihn der Gedanke an die kleine Holzfigur in der Kiste – der regierende König, sein Onkel. Aufgeregt fragte sich Tobin, ob er seine goldene Krone tragen und ob er Tobin Ghërilains Schwert halten lassen würde.

Seine Mutter stand immer noch am Fenster. »Wer war das auf der Straße, Kind?«

Tobin rannte zu ihr und schaute hinaus, sah jedoch noch niemanden kommen. Er ließ sich auf seinen Stuhl plumpsen und japste nach Atem. »Vater hat Tharin vorausgeschickt … Der König – der König kommt! Er und Vater sind …«

»Erius?« Ariani wich an die Wand zurück und umklammerte die Puppe. »Er kommt hierher? Bist du sicher?«

Die kalte, zornige Gegenwart des Dämons umhüllte Tobin so eindringlich, dass es sich schwierig anfühlte zu atmen. Pergamentbögen und Tintenfässchen flogen vom Tisch und landeten verstreut auf dem staubigen Boden.

»Mama, was ist denn?«, flüsterte Tobin, den der Blick in den Augen seiner Mutter auf einmal ängstigte.

Mit einem erstickten Aufschrei stürzte sie sich auf ihn; halb schleifte, halb trug sie ihn aus der Kammer. Der Dämon tobte um sie herum, ließ die trockenen Binsen zu wirbelnden Schwaden aufwallen und schlug die Lampen von ihren Haken. Im Gang hielt seine Mutter inne und sah sich wild um, als suchte sie einen Fluchtweg. Tobin bemühte sich, nicht zu wimmern, als sich ihre Finger in seinen Arm bohrten.

»Nein, nein, nein!«, murmelte sie. Das leere, schmuddelige Gesicht der Lumpenpuppe lugte unter ihrem Arm hervor zu Tobin.

»Mama, du tust mir weh. Wohin gehen wir?«

Doch sie hörte ihm nicht zu. »Nicht noch einmal. Nein!«, flüsterte sie und zerrte ihn auf die Treppe zum dritten Stockwerk zu.

Tobin versuchte, sich loszureißen, aber seine Mutter erwies sich als zu stark für ihn. »Nein, Mama, ich will dort nicht hinauf!«

»Wir müssen uns verstecken!«, zischte sie und packte ihn an beiden Schultern. »Letztes Mal konnte ich das nicht, sonst hätte ich es getan. Bei den Vieren, ich wollte es tun, aber sie haben mich nicht gelassen! Bitte, Tobin, komm mit Mama. Wir haben keine Zeit!«

Sie zog ihn die Stufen hinauf und den Gang zur Turmtreppe entlang. Als sich Tobin diesmal zu befreien versuchte, stießen ihn unsichtbare Hände von hinten vorwärts. Die Tür flog vor ihnen auf und prallte so heftig gegen die Wand, dass ein Teil der Täfelung splitterte.

Aufgeschreckte Vögel flatterten und kreischten rings um sie, als Ariani ihren Sohn die Treppe zum Turmzimmer hinaufbugsierte. Dessen Tür schlug geräuschvoll hinter ihnen zu, und der Weintisch segelte durch den Raum. Er verfehlte nur knapp Tobins Schulter, als er quer vor den Eingang prallte und ihm die Flucht versperrte. Staubige Wandbehänge flogen von den Wänden, und die Fensterläden schwangen weit auf. Sonnenlicht flutete von allen Seiten herein, dennoch blieb es in der Kammer düster und tödlich kalt. Von draußen hörten sie nunmehr eine große Gruppe von Reitern, die sich die Straße herauf näherte.

Ariani ließ Tobin los, lief gehetzt auf und ab und weinte, wobei sie sich eine Hand auf den Mund presste. Tobin kauerte neben dem zerbrochenen Tisch. Dies war die Mutter, die er am besten kannte – verletzend und unberechenbar. Der Rest war eine Lüge gewesen.

»Was sollen wir nur tun?«, heulte sie. »Er hat uns wieder gefunden. Er kann uns überall finden. Wir müssen fliehen! Lhel, du Miststück, du hast mir versprochen …«

Das Rasseln von Pferdegeschirr wurde draußen lauter, und sie rannte zum Fenster, das auf den vorderen Hof zeigte. »Zu spät. Da ist er. Wie kann er nur? Wie kann er nur?«

Tobin schlich neben sie, gerade nah genug, um über den Sims zu spähen. Sein Vater und eine Gruppe von Fremden in scharlachroten Mänteln stiegen gerade ab. Einer der Männer trug einen goldenen Helm, der in der Sonne wie eine Krone leuchtete.

»Ist das der König, Mama?«

Sie riss ihn zurück und drückte ihn so fest an sich, dass sein Gesicht gegen die Puppe gepresst wurde. Sie roch säuerlich und muffig.

»Präg ihn dir ein«, flüsterte sie; er spürte, wie sie zitterte. »Präg ihn dir ein, den Mörder! Dein Vater hat ihn hergebracht. Aber diesmal bekommt er dich nicht.«

Damit zog sie ihn zum gegenüberliegenden Fenster, das zu den Bergen im Westen hinauswies. Der Dämon kippte einen weiteren Tisch um, wodurch sich münderlose Puppen über den Boden ergossen. Seine Mutter wirbelte ob des Lärms herum, und Tobins Kopf prallte so heftig gegen die Kante des Steinsims, dass er sich benommen fühlte. Er spürte, wie er fiel, spürte, wie seine Mutter wieder an ihm zerrte, spürte Sonnenlicht und Wind auf dem Gesicht. Als er die Augen aufschlug, stellte er fest, dass er über den Fenstersims hinaushing und auf den gefrorenen Fluss hinabblickte.

Genau wie beim letzten Mal, als sie ihn an diesen Ort mitgenommen hatte.

Allerdings kauerte sie diesmal auf dem Sims neben ihm und wandte das tränenüberströmte Gesicht den Bergen zu, während sie ihn hinten am Kittel hielt und versuchte, ihn herauszuzerren.

Aus dem Gleichgewicht geratend, fuchtelte er wild um sich, tastete nach irgendetwas – der Fensterlaibung, seiner Mutter Arm, ihren Kleidern –, um sich daran festzuklammern, doch seine Füße kippten bereits über seinen

Kopf. Er sah, wie sich das dunkle Wasser gleich Tinte unter dem Eis bewegte. Seine Gedanken rasten voraus; würde das Eis zerbrechen, wenn er darauf aufschlug?

Dann kreischte seine Mutter und stürzte an ihm vorbei; ihre Röcke und ihr offenes, schwarzes Haar bauschten sich um sie, als sie fiel. Den Bruchteil eines Lidschlags sahen sie einander dabei unmittelbar in die Augen, und Tobin hatte das Gefühl, als springe ein Blitz zwischen ihnen über, der sie unendlich kurz vereinte, von Auge zu Auge, von Herz zu Herz.

Dann packte jemand Tobin am Knöchel und zerrte ihn unsanft zurück in die Kammer. Sein Kinn schlug gegen die Außenkante des Fenstersimses, und er wirbelte mit dem Geschmack von Blut im Mund hinab in Finsternis.

Rhius und der König wollten gerade absteigen, als sie hinter der Feste ein Kreischen hervorhallen hörten.

»Bei der Flamme! Ist das dieser Dämon?«, rief Erius aus und sah sich erschrocken um.

Doch Rhius wusste, dass der Dämon keine Stimme besaß. Er drängte sich an den anderen Reitern vorbei, rannte zum Tor hinaus und sah vor seinem geistigen Auge, was er vorausahnen hätte müssen, was ihn für den Rest seines Lebens in seinen Träumen heimsuchen sollte: Ariani an einem hoch gelegenen Fenster, das fest verschlossen sein sollte, wo sie das Funkeln des goldenen Helms ihres Bruders am Rand der Weide erblickte und sich ausmalte, weshalb er gekommen war …

Er stolperte am Flussufer entlang und folgte der Mauer der Feste um eine letzte Ecke. Dann hielt er jäh inne und stieß einen gequälten Schrei aus, als er nackte, weiße Beine in unnatürlichem Winkel zwischen zwei Felsbrocken am Rand des Flusses gespreizt erblickte. Rhius raste

zu seiner Gemahlin und zerrte an ihren Röcken, die ihr im Fallen den Kopf verhüllt hatten. Er schaute zum hoch über sie aufragenden Turm auf. Auf dieser Seite gab es nur ein einziges, rechteckiges Fenster unmittelbar über der Stelle, an der er sich befand. Die Läden standen offen.

Ein Stein hatte ihr das Rückgrat gebrochen, und ihr Kopf war auf dem Eis aufgeschlagen und aufgeplatzt. Schwarzes Haar und rotes Blut breiteten sich gleich einem schauerlichen Kranz um ihr Gesicht aus. Ihre wunderschönen Augen standen offen und starrten ihn blicklos mit einem qualvollen, entrüsteten Ausdruck an; selbst im Tod klagte sie ihn noch an.

Rhius schrak vor dem Blick zurück und taumelte rücklings in die Arme des Königs.

»Bei der Flamme«, stieß Erius hervor und starrte auf sie hinab. »Meine arme Schwester, was hast du getan?«

Rhius presste die Fäuste gegen die Schläfen und kämpfte gegen den Drang an, damit auszuholen und dem Mann ins Gesicht zu schlagen.

»Mein König«, brachte er hervor und sank neben ihr zu Boden, »deine Schwester ist tot.«

Tobin erinnerte sich daran, gefallen zu sein. Als er allmählich das Bewusstsein wiedererlangte, nahm er einen harten Boden unter sich war und drückte sich unwillkürlich mit dem Bauch dagegen, zu verängstigt, um sich zu bewegen. Irgendwo in der Nähe sprachen widerhallende Stimmen durcheinander, doch er verstand die Worte nicht. Er wusste nicht, wo er lag oder wie er dorthin geraten war.

Als er schließlich die schweren Lider aufschlug, erkannte er, dass er sich im Turmzimmer befand. Totenstille herrschte.

Der Dämon war bei ihm. Tobin hatte ihn noch nie so

stark gespürt. Allerdings fühlte sich etwas an ihm anders an, wenngleich er nicht zu sagen vermochte, was.

Tobin fühlte sich ganz seltsam, als durchlebte er einen Traum, aber die Schmerzen in seinem Kinn und Mund verrieten ihm, dass dem nicht so war. Als er versuchte, sich zu erinnern, wie er hierher gelangt war, zerfranste sein Verstand und wurde laut, als wäre sein Kopf voller Bienen.

Seine Wange, die er gegen den Steinboden presste, schmerzte. Er drehte den Kopf in die andere Richtung und blickte in das leere Gesicht der Puppe seiner Mutter, die nur wenige Fingerbreit von seiner ausgestreckten Hand entfernt lag.

Wo konnte seine Mutter sein? Sie ließ die Puppe nie zurück, niemals.

Vater wird sie mich nicht behalten lassen, dachte er. Aber plötzlich wünschte er sie sich mehr als alles andere auf der Welt. Sie war hässlich, und er hatte sie sein ganzes Leben lang verabscheut, dennoch streckte er sich danach und dachte an die innigen Worte seiner Mutter: *Das hier ist die beste, die ich je gemacht habe.* Es war fast so, als hätte sie es gerade laut ausgesprochen.

Wo ist sie?

Das Summen in seinem Kopf wurde lauter, als er sich aufsetzte und die Puppe umarmte. Sie war klein, rau und klobig, trotzdem fest und tröstlich. Benommen sah sich Tobin um und stellte überrascht fest, dass er selbst neben einem zerbrochenen Tisch am gegenüberliegenden Ende der Kammer kauerte. Doch jener Tobin war nackt, dreckig und wütend, und Tränen verschmierten sein Gesicht. Dieses andere Ich hatte keine Puppe und bedeckte immer noch mit beiden Händen die Ohren, um etwas auszusperren, an das sie sich beide nicht erinnern wollten.

Nari schrie einmal auf, dann schlug sie sich die Hand auf den Mund, als der Herzog mit Arianis verheertem Körper in den Armen in die Halle wankte. Nari erkannte auf einen Blick, dass sie tot war. Blut rann aus den Ohren und dem Mund der Frau, und ihre offenen Augen wirkten stumpf wie Steine.

Tharin und der König folgten dicht hinter dem Herzog. Erius streckte immer wieder die Hand aus, um das Gesicht seiner Schwester zu berühren, aber Rhius wollte es nicht zulassen. Er schaffte es bis zum Kamin, ehe seine Knie unter ihm einknickten. Er sank zu Boden, drückte sie fester an sich und vergrub das Gesicht in ihrem schwarzen Haar.

Wahrscheinlich ist dies das erste Mal seit Tobins Geburt, dass er sie umarmen konnte, dachte Nari.

Erius ließ sich schwerfällig auf eine der Kaminbänke plumpsen, dann schaute er zu Nari und den Männern auf, die ihn begleitet hatten und ihm gefolgt waren. Sein Antlitz wirkte grau, seine Hände zitterten.

»Raus hier«, befahl er, ohne sich damit an jemand bestimmten zu wenden, was nicht nötig war. Alle außer Tharin entfernten sich. Zuletzt sah Nari, wie er reglos ein Stück abseits stand und mit völlig ausdrucksloser Miene die beiden Männer beobachtete.

Nari befand sich auf halbem Weg die Treppe hinauf, als ihr einfiel, dass Tobin beim vormittäglichen Unterricht mit seiner Mutter gewesen war.

Sie nahm die verbleibenden Stufen zwei auf einmal und rannte den Gang hinab. Ihr Herz setzte einen schmerzlichen Schlag aus, als sie die zerbrochenen Lampen auf dem Boden erblickte. Sowohl Tobins Schlafgemach als auch das Spielzimmer standen leer. Das Schreibzeug, das er und seine Mutter verwendet hatten,

lag über den Boden verstreut, und einer der Stühle war auf die Seite gekippt.

Angst schloss sich gleich einer Faust um Naris Herz. »O Illior, lass das Kind in Sicherheit sein!«

Sie hastete zurück auf den Gang und sah, dass die Tür zum dritten Stockwerk offen stand.

»Erschaffer, erbarme dich, nein!«, flüsterte sie und eilte hinauf.

Oben lagen zerrissene Wandbehänge über den feuchten Gang verstreut. Sie schienen sich an Naris Füßen zu verheddern, als sie auf die gesplitterte Turmtür zu und weiter hinauf über die schmale Treppe dahinter rannte. Als Ariani noch gelebt hatte, war sie in diesen Gefilden nicht erwünscht gewesen; selbst jetzt noch fühlte sie sich wie ein Eindringling. Was sie sah, als sie am oberen Ende der Treppe angelangte, fegte derlei Zweifel schlagartig hinfort.

Das Turmzimmer übersäten zerbrochene Möbel und verstümmelte Puppen. Alle vier Fenster standen offen, dennoch herrschten in der Kammer Düsternis und Gestank vor.

Sie kannte jenen Geruch.

»Tobin? Wo bist du, Kind?«

Ihre Stimme schien den kleinen Raum kaum zu durchdringen, aber sie hörte deutlich das Geräusch abgehackten Atmens und folgte ihm um die von dem tödlichen Fenster am weitesten entfernte Ecke. Halb unter einem herabgefallenen Wandbehang verborgen kauerte Tobin an der Wand, die dünnen Arme um die Knie geschlungen; seine Augen starrten geweitet ins Leere.

»Oh, mein armer Liebling!«, stieß Nari hervor und sank neben ihm auf die Knie.

Das Gesicht und der Kittel des Kindes waren blutver-

schmiert, was sie zunächst befürchten ließ, dass Ariani versucht hatte, Tobin die Kehle durchzuschneiden, dass er in ihren Armen sterben würde, dass all die Schmerzen, die Lügen und das Warten vergebens gewesen waren.

Sie wollte ihn hochheben, aber Tobin wich zurück und drückte sich noch enger in seinen Winkel, die Augen immer noch ausdruckslos.

»Tobin, mein Schatz, ich bin es. Komm, lass uns nach unten in dein Zimmer gehen.«

Das Kind rührte sich weder, noch ließ es erkennen, dass es ihre Gegenwart überhaupt wahrnahm. Nari ließ sich dicht neben ihm nieder und streichelte ihm über das Haar. »Bitte, mein Liebling. Das ist ein garstiger, kalter Ort. Komm für einen Teller von Köchins guter Suppe mit in die Küche. Tobin? Sieh mich an, Kind. Bist du verletzt?«

Schwere Schritte pochten die Turmtreppe herauf, und Rhius stürmte mit Tharin im Gefolge herein.

»Hast du …? Oh, Dank sei dem Licht!« Rhius stolperte über Möbeltrümmer und kniete neben ihr nieder. »Ist er schlimm verletzt?«

»Nein, nur sehr verängstigt, Herr«, flüsterte Nari, die immer noch Tobins Haar streichelte. »Er muss gesehen haben, wie …«

Rhius beugte sich vor, ergriff behutsam Tobins Kinn und versuchte, den Kopf des Jungen anzuheben. Tobin riss sich los.

»Was ist geschehen? Warum hat sie dich hierher gebracht?«, fragte Rhius leise.

Tobin erwiderte nichts.

»Seht euch nur um, Herr!« Nari strich Tobin das schwarze Haar zurück, um den großen, blauen Fleck zu begutachten, der sich in seinem Gesicht ausbreitete. Das

Blut darin und an seinen Kleidern stammte von einer halbmondförmigen Platzwunde an der Kinnspitze. Sie war nicht groß, aber tief. »Sie muss gesehen haben, wie der König mit Euch angeritten kam. Es war das erste Mal, seit … Nun, Ihr wisst ja, wie sie war.«

Nari betrachtete Tobins bleiche Züge eingehender. Keine Tränen, aber seine Augen waren geweitet und starr, als beobachte er immer noch, was immer sich zugetragen haben mochte.

Er widersetzte sich nicht, als ihn sein Vater aufhob und hinunter in sein Schlafzimmer trug. Allerdings entspannte er sich auch nicht, sondern blieb zu einem engen Knäuel zusammengerollt. Ihm die besudelten Kleider auszuziehen, stand vorläufig außer Frage, und so befreite Nari ihn von seinen Schuhen, wusch ihm das Gesicht und steckte ihn mit zusätzlichen Decken ins Bett. Der Herzog kniete sich daneben und ergriff mit beiden Händen Tobins Hand, murmelte ihm leise zu und beobachtete, ob das fahle Antlitz auf dem Kissen eine Regung zeigte.

Als sich Nari umdrehte, sah sie Tharin an der Tür stehen, bleich wie Milch. Sie ging zu ihm und ergriff eine seiner kalten Hände. »Er kommt wieder in Ordnung, Tharin. Er ist nur völlig verängstigt.«

»Sie hat sich aus dem Turmfenster gestürzt«, flüsterte Tharin, der nach wie vor auf Rhius und den Knaben starrte. »Sie hat Tobin mit hinauf genommen … Sieh ihn dir an, Nari. Glaubst du, sie hat versucht …«

»Keine Mutter könnte so etwas tun!« In ihrem Herzen jedoch war sie nicht so sehr davon überzeugt.

Eine Weile harrten sie in Tobins Zimmer aus, stumm wie eine Pantomimentruppe. Schließlich rappelte sich Rhius auf die Beine und strich sich mit der Hand abwesend über die Vorderseite seines blutverschmierten Ge-

wandes. »Ich muss mich um den König kümmern. Er beabsichtigt, sie mitzunehmen, um sie in der königlichen Gruft in Ero zu bestatten.«

Nari krallte die Hände wütend in ihre Schürze. »Um des Kindes willen, sollten wir nicht noch warten?«

Rhius bedachte sie mit einem von solcher Verbitterung erfüllten Blick, dass ihr die Worte auf der Zunge verwelkten. »Der König hat gesprochen.« Er wischte sich die Hände abermals am Kittel ab und verließ den Raum. Nach einem letzten, traurigen Blick auf das schlafende Kind folgte ihm Tharin.

Nari zog sich einen Stuhl ans Bett und tätschelte Tobins schmale Schulter durch die Decken. »Mein armer, kleiner Liebling«, seufzte sie. »Sie wollten dich nicht einmal um sie trauern lassen!«

Während sie die Stirn des schlafenden Kindes streichelte, stellte sie sich vor, wie es wäre, ihn zu nehmen und weit fort von diesem Haus des Elends zu tragen. Sie schloss die Augen und malte sich aus, ihn in einer schlichten Hütte wie ihr eigenes Kind aufzuziehen, fernab von Königen, Geistern und wahnsinnigen Frauen.

Tobin hörte Geheul und kauerte sich noch krampfhafter zusammen, als es lauter wurde. Nach und nach verwandelte sich die schluchzende Stimme in das Geräusch eines heftigen Ostwinds, der sich gegen die Mauern der Feste schleuderte. Er spürte das Gewicht schwerer Decken auf sich, dennoch war ihm so kalt.

Als er die Augen aufschlug, erblickte er blinzelnd die kleine Nachtlampe, die auf dem Tischchen neben seinem Bett flackerte. Nari schlief auf einem Stuhl daneben.

Sie hatte ihn angezogen ins Bett gelegt. Tobin streckte langsam seinen verkrampften Körper, drehte sich der

Wand zu und zog die Lumpenpuppe aus seinem Kittel hervor.

Er wusste nicht mehr, weshalb er sie hatte. Etwas Schlimmes war geschehen, etwas so Schlimmes, dass er sich nicht dazu überwinden konnte, daran zu denken, was.

Meine Mama ist …

Er kniff die Augen zu und umarmte verzweifelt die Puppe.

Wenn ich die Puppe habe, dann ist meine Mama …

Er konnte sich nicht entsinnen, die Puppe unter seinen Kleidern versteckt zu haben. Eigentlich konnte er sich an gar nichts erinnern, aber nun verbarg er die Puppe wieder unter der Decke, schob sie mit den Füßen ganz hinab und wusste, dass er bald ein besseres Versteck dafür finden müsste. Ihm war klar, dass es schändlich von ihm war, sie haben zu wollen, beschämend für einen Jungen, der ein Krieger werden sollte, aber er versteckte sie trotzdem mit schlechtem Gewissen und voller Sehnsucht.

Vielleicht hatte seine Mama sie ihm doch einfach geschenkt.

Als er wieder in einen unruhigen Schlummer glitt, träumte er immer wieder davon, wie seine Mutter ihm die Puppe reichte. Jedes Mal lächelte sie, als sie zu ihm sagte, dies sei die beste, die sie je gemacht hätte.

KAPITEL 10

Tobin musste zwei Tage lang das Bett hüten. Anfangs schlief er die meiste Zeit, eingelullt vom Geräusch des stetig gegen die Läden prasselnden Regens und dem Ächzen und Rumoren des aufbrechenden Flusseises.

Manchmal vermeinte er in halb wachem Zustand, seine Mama befände sich bei ihm im Zimmer und stünde am Fußende seines Bettes, die Hände krampfhaft ringend, so, wie sie es getan hatte, als sie den König den Hügel heraufreiten sah. Er fühlte sich so sicher, dass sie da war, dass er sie sogar atmen hören konnte, doch wenn er die Augen aufschlug und hinschaute, erblickte er nichts.

Dafür war der Dämon bei ihm. Tobin spürte, dass er nunmehr ständig in seiner Nähe weilte. Nachts schmiegte er sich eng an Nari und versuchte, so zu tun, als fühlte er nicht, wie er angestarrt wurde. Doch so mächtig die Empfindung war, der Dämon rührte ihn nicht an und zerbrach nichts.

Am Nachmittag des zweiten Tages war er wach und ruhelos. Untertags saßen Nari und Tharin bei ihm, erzählten ihm Geschichten und brachten ihm kleines Spielzeug, als wäre er ein Säugling. Auch die Bediensteten kamen, um ihm die Hand zu tätscheln und ihn auf die Stirn zu küssen.

Alle besuchten sie ihn, außer Vater. Als Tharin ihm schließlich erklärte, dass er den König eine Weile zurück nach Ero begleiten musste, schmerzte Tobins Kehle, aber er fand keine Tränen zum Weinen.

Von seiner Mutter sprach niemand. Er fragte sich, was ihr widerfahren war, nachdem sie sich in den Turm begeben hatte, doch er konnte sich nicht dazu überwinden,

sich danach zu erkundigen. Tatsächlich war ihm überhaupt nicht nach Reden zumute, weshalb er es nicht tat, auch wenn die anderen ihn dazu zu bewegen versuchten. Stattdessen spielte er mit seinem Wachs oder vergrub sich unter den Decken und wartete, bis alle gegangen waren. Bei den spärlichen Gelegenheiten, wenn er alleine war, holte er die Lumpenpuppe aus ihrem neuen Versteck hinter dem Schrank hervor und hielt sie in den Armen, wobei er auf das leere Rund aus Stoff hinabstarrte, wo sich ein Gesicht befinden sollte.

Natürlich hat sie ein Gesicht. Das hübscheste …

Doch die Puppe war überhaupt nicht hübsch. Sie war hässlich. Die Füllung fühlte sich klobig an und verklumpte im Inneren, außerdem spürte er kleine, spitze Brocken wie Splitter in den unebenmäßigen Beinen und Armen. Die dicke Musselinhaut war schmutzig und vielfach geflickt. Allerdings entdeckte Tobin etwas Neues: eine dünne, glänzende, schwarze, eng um den Hals geschnürte Kordel – so eng, dass sie sich erst zeigte, wenn man den Kopf scharf zurückbeugte.

Aber so hässlich die Puppe sein mochte, Tobin vermeinte, an ihr den Blumenduft riechen zu können, den seine Mutter während jener letzten, glücklichen Wochen getragen hatte, und das genügte ihm. Eifersüchtig wachte er über die Puppe, und als er am dritten Tage endlich aufstehen durfte, verlagerte er sie auf den Boden der alten Truhe im Spielzimmer.

Das Wetter hatte umgeschlagen; es war wieder kalt geworden, und draußen zischte Schneeregen. Bei solchem Tageslicht präsentierte sich das Spielzimmer trüb und trostlos. Auf dem Boden und auf den flachen Dächern der Holzblockhäuser der Stadt hatte sich Staub angesammelt; die kleinen Holzmännchen lagen um den Pa-

latinkreis verstreut, wie die Seuchenopfer, über die sein Vater geschrieben hatte. In der Ecke schien ihn der plenimarische Stuhlkrieger zu verhöhnen, weshalb Tobin ihn zerlegte, den Mantel in den leeren Kleiderschrank hängte und den Helm in seiner Truhe verstaute.

Danach ging Tobin hinüber zum Schreibtisch am Fenster und berührte zart die Dinge, die er und seine Mutter geteilt hatten – die Pergamente, den Sandstreuer, die Schabklingen und die Federkiele. Sie hatten fast das halbe Alphabet durchgearbeitet. Bögen mit neuen Buchstaben in ihrer auffallenden, kantigen Handschrift warteten darauf, dass er mit ihnen übte. Er ergriff einen und roch daran, in der Hoffnung, auch daran ihren Duft wahrzunehmen, doch ihm stieg nur der Geruch von Tinte in die Nase.

Der Schneeregen ging in einen Frühlingsbeginnregen über, als sein Vater ein paar Tage später heimkehrte. Er wirkte seltsam und traurig, und niemand schien zu wissen, was man zu ihm sagen sollte, nicht einmal Tharin. Nach dem Abendmahl an jenem Tag schickte Rhius alle aus der Halle, danach setzte er sich am Kamin Tobin auf den Schoß. Eine lange Weile schwieg er.

Irgendwann hob er Tobins verletztes Kinn an und sah ihm ins Gesicht. »Kannst du nicht sprechen, Kind?«

Entsetzt sah Tobin, dass seinem Vater Tränen in den schwarzen und silbergrauen Bart liefen. *Nicht weinen! Krieger weinen nicht*, dachte er. Es verängstigte ihn regelrecht, seinen tapferen Vater Tränen vergießen zu sehen. Tobin hörte die eigenen Worte im Kopf, trotzdem gelang es ihm immer noch nicht, einen Laut über die Lippen zu bringen.

»Na ja, schon gut.« Sein Vater zog ihn dicht an sich, und Tobin lehnte den Kopf an seine breite Brust, lauschte dem tröstlichen Pochen seines Herzens und war dankbar,

dass er nicht beobachten musste, wie jene Tränen kullerten. Vielleicht hatte sein Vater deshalb alle weggeschickt … damit es niemand sähe.

»Deiner Mutter … ging es nicht gut. Früher oder später wirst du hören, dass die Leute sagen, sie wäre wahnsinnig gewesen, und das war sie auch.« Er setzte ab, und Tobin spürte, wie er seufzte. »Was sie im Turm getan hat … das war der Wahn. Auch ihre Mutter war davon befallen.«

Was war im Turm geschehen? Tobin schloss die Augen und wurde von einem seltsamen Gefühl beseelt. Die Bienen hatten wieder begonnen, in seinem Kopf zu summen. Wurde man davon verrückt, Puppen zu machen? Er erinnerte sich an die Spielzeugmacherin, die er in der Stadt gesehen hatte. An ihr war ihm nichts Ungewöhnliches aufgefallen. Hatte seine Großmutter auch Puppen genäht? Nein, sie hatte ihren Gemahl vergiftet.

Rhius seufzte abermals. »Ich glaube nicht, dass deine Mama vorhatte, dir weh zu tun. Wenn sie einen ihrer schlimmen Anfälle hatte, wusste sie nicht, was sie tat. Verstehst du, was ich dir sage?«

Tobin verstand es ganz und gar nicht, nickte jedoch trotzdem in der Hoffnung, seinen Vater damit zufrieden zu stellen. Er wollte jetzt nicht an seine Mutter denken. Wenn er es tat, schien er zwei verschiedene Menschen zu sehen, und das jagte ihm Angst ein. Die gemeine, unnahbare Frau, die ›schlimme Anfälle‹ gehabt hatte, war immer Furcht einflößend gewesen. Die andere – die ihm gezeigt hatte, wie man Buchstaben nachfuhr, die rittlings mit im Wind wehenden Haar ritt und nach Blumen duftete – sie war eine Fremde, die ihn eine kurze Weile besucht und danach wieder verlassen hatte. In Tobins Verstand war sie aus dem Turm wie einer ihrer Vögel verschwunden.

»Eines Tages wirst du es verstehen«, meinte sein Vater. Er zog Tobin hoch und betrachtete ihn. »Du bist etwas ganz Besonderes, mein Kind.«

Der Dämon, der sich bislang völlig ruhig verhalten hatte, riss einen Behang von der Wand auf der gegenüberliegenden Seite der Halle und fetzte ihn heftig mitten entzwei, so heftig, dass sogar die Holzstange zerbrach, an der er befestigt war. Klappernd fiel das Ding zu Boden, aber Tobins Vater achtete nicht darauf.

»Du bist noch zu jung, um darüber nachzudenken, aber ich verspreche dir, wenn du erwachsen bist, wirst du ein großer Krieger sein. Du wirst in Ero leben, und jeder wird sich vor dir verneigen. Alles, was ich getan habe, Tobin, habe ich für dich getan, und für Skala.«

Tobin brach in Tränen aus und drückte das Gesicht neuerlich gegen die Brust seines Vaters. Es kümmerte ihn nicht, ob er je in Ero oder einer anderen Stadt leben würde. Er wollte nur nicht diesen seltsamen, neuen Ausdruck im Gesicht seines Vaters sehen. Er erinnerte ihn zu sehr an seine Mutter.

Die mit den schlimmen Anfällen.

Am nächsten Tag sammelte Tobin die Pergamente, Federkiele und Tintenfässchen ein und verstaute sie in einer unbenutzten Truhe in seinem Schlafzimmer, dann legte er die Puppe darunter, verborgen in einem alten Mehlsack, den er auf dem Küchenhof gefunden hatte. Er wusste, dass dies ein gewagtes Versteck darstellte, aber er fühlte sich ein wenig besser, wenn er die Puppe in der Nähe hatte.

Danach konnte er im Spiegel am Waschtisch in seine umwölkten Augen blicken und die Worte *Meine Mama ist tot* formen, ohne dabei irgendetwas zu empfinden.

Wann immer jedoch sein Verstand zu den Fragen aus-

scherte, weshalb sie tot war oder was sich an jenem Tag im Turm ereignet hatte, stoben seine Gedanken auseinander wie eine Handvoll verschütteter Bohnen, und ein heiß lodernder Schmerz setzte unter seinem Brustbein ein, so schlimm, dass er kaum atmen konnte. Es schien besser, überhaupt nicht daran zu denken.

Mit der Puppe verhielt es sich anders. Er wagte nicht, irgendjemandem von ihr zu erzählen, doch er konnte auch nicht von ihr lassen. Das Bedürfnis, sie zu berühren, weckte ihn mitten in der Nacht und zog ihn zu der Truhe. Einmal schlief er sogar auf dem Boden ein und erwachte gerade noch rechtzeitig, um die Puppe vor Nari zu verstecken, die am nächsten Morgen kam, um ihn zum Frühstück zu rufen.

Danach suchte er ein neues Versteck dafür und entschied sich letztlich für eine Truhe in einem der verfallenen Gästezimmer oben. Es schien niemanden mehr zu kümmern, wenn er dort hinaufging. Sein Vater verbrachte die meiste Zeit in seiner Kammer, in der er sich einschloss. Da ein Großteil der Bediensteten mittlerweile geflüchtet oder entlassen worden war, verrichtete Nari untertags mehr Arbeit in der Feste, indem sie putzte und Köchin in der Küche half. Tharin war zwar wie immer da, aber Tobin verspürte keine Lust zu reiten, zu schießen oder auch nur mit dem Schwert zu üben.

Sein einziger Gefährte während der langen, trostlosen Tage jenes Frühlings war der Dämon. Er folgte Tobin überallhin und drückte sich in den Schatten des staubigen Zimmers oben herum, wenn er die Puppe besuchte. Tobin konnte spüren, wie er ihn beobachtete. Er kannte sein Geheimnis.

Ein paar Tage später schob Tobin gerade ein kleines Stockmännchen in den Straßen seiner Stadt herum, als Tharin an der Tür erschien.

»Wie ist das Leben heute in Ero?« Tharin setzte sich neben Tobin und half ihm, einige der Tonschafe in ihrem Pferch auf dem Marktplatz wieder auf die Füße zu stellen. In Tharins kurzem, blonden Bart prangten Regentropfen, und er roch nach frischer Luft und Blättern. Ihn schien es nicht zu stören, dass Tobin nichts sagte. Im Gegenteil, er führte die Unterhaltung für sie beide weiter, als wüsste er, was Tobin dachte. »Du musst deine Mutter vermissen. In ihren guten Zeiten war sie eine wunderbare Frau. Nari hat mir erzählt, dass es ihr die letzten paar Monate besser ging. Wie ich höre, hat sie dir Buchstaben beigebracht?«

Tobin nickte.

»Das freut mich.« Tharin setzte ab, um ein paar weitere Schafe so aufzustellen, wie es ihm gefiel. »Vermisst du sie?«

Tobin zuckte mit den Schultern.

»Bei der Flamme, ich schon.«

Überrascht schaute Tobin auf, und Tharin nickte. »Ich habe beobachtet, wie dein Vater ihr den Hof machte. Damals liebte er sie und sie ihn. Oh, ich weiß schon, für dich muss es anders gewirkt haben, aber damals war es so. Sie waren das ansehnlichste Paar in ganz Ero – er ein Krieger im besten Mannesalter, sie die schöne, junge Prinzessin, die eben erst zur Frau geworden war.«

Tobin spielte mit einem Schiff herum. Er konnte sich nicht vorstellen, dass sich seine Eltern einander gegenüber je anders verhalten hatten, als er es kannte.

Tharin stand auf und streckte Tobin eine Hand entgegen. »Komm mit, Tobin. Du hast lange genug hier drin-

nen Trübsal geblasen. Der Regen hat aufgehört, und die Sonne scheint. Es ist prächtiges Wetter zum Bogenschießen. Hol deine Stiefel und deinen Mantel. Deine Waffen sind unten, wo du sie zurückgelassen hast.«

Tobin ließ sich auf die Beine ziehen und folgte dem Hauptmann hinaus auf den Kasernenhof. Die Männer lümmelten in der Sonne herum und begrüßten Tobin mit falscher Herzlichkeit.

»Da ist er ja endlich!«, rief der graubärtige Laris aus und schwang sich Tobin auf die Schulter. »Du hast uns gefehlt, Junge. Setzt Tharin deinen Unterricht fort?«

Tobin nickte.

»Was soll denn das, junger Prinz?«, schalt Koni ihn schalkhaft und schüttelte Tobins Fuß. »Sprich doch.«

»Das wird er, wenn er bereit dazu ist«, ergriff Tharin das Wort. »Holt das Schwert des Prinzen und lasst uns sehen, woran er sich noch erinnert.«

Tobin salutierte Tharin mit seiner Klinge und ging in Stellung. Er fühlte sich rundum steif und ungelenk, als sie die Bewegungsabläufe begannen, aber bis sie bei der letzten Abfolge von Stößen und Abwehren angelangten, feuerten die Männer ihn jubelnd an.

»Nicht schlecht«, meinte Tharin. »Aber ich möchte dich wieder jeden Tag hier draußen sehen. Es wird eine Zeit kommen, in der du froh über all die Übungen bist. Und jetzt lass uns sehen, wie es um deinen Bogenarm bestellt ist.«

Tharin verschwand kurz in die Kaserne und kehrte mit Tobins Bogen samt Übungspfeilen und dem Sack mit Holzspänen zurück, den sie als Ziel verwendeten. Er warf den Sack auf die Mitte des Hofes, etwa zwanzig Schritte entfernt.

Tobin überprüfte die Sehne, dann legte er einen Pfeil

an und zog. Der Pfeil flog hoch und schief und landete im Schlamm in der Nähe der Mauer.

»Achte auf deine Atmung und spreiz die Beine ein wenig«, erinnerte Tharin ihn.

Tobin holte tief Luft und blies den Atem langsam aus, als er den Bogen erneut spannte. Diesmal fand der Pfeil sein Ziel, schlug in den Sack ein, stieß ihn einige Schritte weiter.

»Genau so. Und gleich noch mal.«

Tharin gestattete ihm zum Üben nur drei Pfeile. Nachdem er sie alle verschossen hatte, sollte er, während er sie einsammelte, darüber nachdenken, wie er seine Schießkunst verbessern konnte.

Bevor er sich dazu anschicken konnte, wandte Tharin sich an Koni. »Hast du die neuen Pfeile für den Prinzen gemacht?«

»Hier sind sie.« Koni griff hinter das Fass, auf dem er saß, und holte einen Köcher mit einem halben Dutzend neuer, mit Wildgansfedern versehener Schäfte hervor. »Ich hoffe, sie bringen dir Glück, Tobin«, sagte er, als er sie dem Jungen überreichte.

Tobin zog einen Pfeil heraus und sah, dass er als Spitze einen kleinen, runden Stein besaß. Grinsend schaute er zu Tharin auf; dies waren Jagdpfeile.

»Köchin wünscht sich sehnlichst, Kaninchen oder Waldhuhn zu kochen«, verriet Tharin. »Willst du mir helfen, ein Abendessen für uns aufzuspüren? Gut. Laris, geh und frag den Herzog, ob er sich einer Jagdgesellschaft anschließen möchte. Manies, sattle Gosi.«

Laris eilte los, kehrte jedoch kurze Zeit später kopfschüttelnd zurück.

Tobin verbarg seine Enttäuschung, so gut er konnte, während er mit Tharin und Koni den schlammigen Ge-

birgspfad hinaufritt. Die Bäume waren noch kahl, aber ein paar grüne Triebe drängten sich bereits durch das Laub des Vorjahrs. Die ersten Anzeichen des wahren Frühlings lagen in der Luft, und der Wald roch nach verrottendem Holz und nasser Erde. Als sie einen in Tharins Augen viel versprechenden Abschnitt des Waldes erreichten, stiegen sie ab und brachen einen schmalen, gewundenen Pfad entlang auf.

Es war das erste Mal, dass Tobin so weit in den Wald vordrang. Die Straße geriet schnell hinter ihnen außer Sicht, die Bäume wuchsen dichter, das Gelände wurde rauer. Da nur ihre vorsichtigen Schritte die Stille durchbrachen, hörte er das gespenstische Schaben von Bäumen, deren Äste aneinander rieben, und das Trappeln kleiner Tiere im Unterholz. Als am besten empfand er, dass der Dämon ihm nicht gefolgt war. Er fühlte sich frei.

Tharin und Koni zeigten ihm, wie man die neugierigen Waldhühner hervorlockte, indem man ihren lustigen Ruf – *Puk-puk-puk* – nachahmte. Tobin schürzte die Lippen, wie sie es taten, doch über die seinen drang nur ein leiser Gluckslaut.

Auf Tharins Ruf antworteten ein paar Vögel, indem sie die Köpfe aus dem Unterholz hervorstreckten oder auf Erhöhungen hopsten, um nachzusehen, was vor sich ging. Die Männer ließen Tobin auf alle schießen, und letztlich traf er eines der Waldhühner, das durch die Wucht des Pfeils von einem umgestürzten Baumstamm kippte.

»Gut gemacht!«, rief Tharin aus und klopfte ihm stolz auf die Schulter. »Lauf los und hol deine Beute.«

Mit dem Bogen in der Hand eilte Tobin zu dem Baumstamm und spähte darüber. Das Waldhuhn war auf der Brust gelandet, aber noch nicht tot. Der gestreifte Kopf war zu einer Seite verdreht und starrte mit einem schwarzen Auge zu ihm empor. Das Schwanzgefieder

flatterte matt, als sich Tobin darüber beugte, aber der Vogel konnte sich nicht bewegen. An der Schnabelspitze prangte ein greller Blutstropfen hervor, so rot wie …

Da vernahm Tobin ein seltsames Summen wie von Bienen, doch für sie war es noch zu früh im Jahr. Das Nächste, was er wusste, war, dass er auf dem feuchten Boden lag und in Tharins besorgtes Antlitz aufschaute, als der Mann seine Handgelenke und seine Brust rieb.

»Tobin? Was ist mit dir, Junge?«

Verwirrt setzte sich Tobin auf und sah sich um. Sein Bogen lag auf der nassen Erde, doch daran schien sich niemand zu stören. Koni saß auf dem umgestürzten Baum neben ihm und hielt das tote Waldhuhn an den Füßen hoch.

»Du hast es erlegt, Prinz Tobin. Du hast den alten Meister Waldhuhn sauber von seinem Baumstamm geschossen. Warum bist du ohnmächtig geworden, hm? Bist du krank?«

Tobin schüttelte den Kopf. Er wusste nicht, was geschehen war. Der Junge griff nach dem Vogel, breitete dessen Schwanz aus und bewunderte den Fächer gestreifter Federn.

»Es war ein guter Schuss, aber ich denke, das genügt für heute«, meinte Tharin.

Abermals schüttelte Tobin den Kopf, diesmal heftiger, dann sprang er auf, um zu zeigen, wie gut es ihm ging.

Tharin zögerte einen Lidschlag lang, ehe er lachte. »Na schön, wenn du es sagst!«

Vor Einbruch der Dunkelheit erlegte Tobin ein weiteres Waldhuhn, und als sie die Straße entlang aufbrachen, hatten alle den kleinen Ohnmachtsanfall beinah vergessen, sogar Tobin selbst.

Im Verlauf der nächsten Wochen wurden die Tage länger, und sie verbrachten mehr Zeit im Wald. Der Frühling hielt in den Bergen Einzug, kleidete die Bäume in frisches Grün und zog zarte Triebe und bunte Pilze aus dem braunen Lehmboden. Damgeiße wagten sich auf die Waldlichtung vor und brachten ihren gescheckten Kitzen bei, wie man graste. Auf sie wollte Tharin nicht schießen, nur auf Waldhühner und Kaninchen.

Manchmal verbrachten sie den ganzen Tag draußen und brieten ihre Beute auf Spießen über einem Feuer, wenn die Jagd gut verlaufen war, oder aßen das Brot und den Käse, die Köchin ihnen mitgegeben hatte, wenn sie weniger Glück hatten. Tobin war beides recht, solange er nur im Freien sein konnte. Er hatte nie zuvor so viel Spaß gehabt.

Tharin und Koni lehrten ihn, wie er zwischen den Bäumen die Richtung bestimmen konnte, indem er auf den Stand der Sonne über seiner Schulter achtete. Einmal stolperten sie über ein Nest noch vom Winterschlaf träger Waldschlangen in einem Steinhaufen, und Koni erklärte Tobin, wie er anhand der Kopfform bestimmen konnte, ob es sich um Giftschlangen handelte oder nicht. Tharin zeigte ihm die Spuren und Fährten der Tiere, die sich diesen Wald teilten. Vorwiegend waren es Abdrücke von Kaninchen, Füchsen und Hirschen. Als sie jedoch eines Tages einen Wildpfad entlangwanderten, beugte sich Tharin plötzlich neben einem Flecken weicher Erde hinab.

»Siehst du das?«, fragte er und deutete auf einen Abdruck breiter als seine Hand. Er erinnerte an den eines Jagdhundes, war jedoch runder. »Das ist ein Berglöwe. Deshalb spielst du auf dem Hof, mein Junge. Eine so große Katze mit Jungen, die sie füttern muss, würde dich als gute Tagesbeute betrachten.«

Als er Tobins erschrockene Miene sah, kicherte er und zerzauste dem Jungen das Haar. »Bei Tageslicht ist es unwahrscheinlich, dass man auf sie trifft, und wenn der Sommer kommt, ziehen sie weiter hinauf in die Berge. Aber du solltest dich nie nachts allein hier draußen herumtreiben.«

Tobin sog all diese Lektionen emsig auf und machte selbst ein paar Beobachtungen: Eine einladende Spalte unter einem umgestürzten Baum, ein geschützter Kreis aus Steinen, ein schattiges Loch unter einem Felsbrocken – alles wunderbare Verstecke, groß genug für die ärgerliche Puppe. Zum ersten Mal fragte er sich, wie es wäre, allein durch den Wald zu streifen und diese Verstecke zu erkunden.

Mittlerweile begleitete sein Vater sie ab und an zur Jagd, doch er verhielt sich zu still, als dass sich Tobin in seiner Gegenwart behaglich fühlen konnte. An den meisten Tagen blieb er in seiner versperrten Kammer, wie es früher Tobins Mutter getan hatte.

Tobin schlich sich des Öfteren zur Tür seines Vaters, presste ein Ohr daran und wünschte sich innig, dass alles wieder so würde, wie es gewesen war. Früher.

Eines Nachmittags fand Nari ihn so vor, kniete sich neben ihn und schlag die Arme um ihn. »Gräm dich nicht«, flüsterte sie und streichelte ihm die Wange. »Männer ringen alleine mit ihrem Kummer. Bald wird es ihm wieder besser gehen.«

Aber auch, als Wildblumen hervorbrachen und das frische Gras auf der Weide sprenkelten, blieb Rhius nur ein Schatten im Haus.

Gegen Ende des Lithion wurden die Straßen trocken genug, um mit dem Karren zum Markt zu fahren. Am Markttag nahmen Köchin und Nari ihn mit nach Alestun, weil sie dachten, es würde Tobin Freude bereiten, auf Gosi neben dem Karren einherzureiten. Er schüttelte den Kopf und versuchte, Nari zu bedeuten, dass er nicht wollte, aber sie schnalzte nur mit der Zunge und beharrte, dass er den Ausritt genießen würde.

Auf den Weiden rings um die Ortschaft tummelten sich Lämmer und Kinder, und die Felder voll jungem Hafer und junger Gerste sahen wie weiche, über den Boden ausgebreitete Wolldecken aus. Am Straßenrand wuchs dicht wilder Krokus, und sie hielten an, um ein paar Handvoll davon für den Schrein zu pflücken.

Mittlerweile barg Alestun keinerlei Reiz mehr für Tobin. Den anderen Kindern schenkte er keine Beachtung, und er gestattete sich nie, irgendwelche Puppen anzusehen. Seine Blumen fügte er dem duftenden Haufen um den Dalna-Pfosten hinzu, dann wartete er gleichmütig, bis die Erwachsenen ihre Besorgungen erledigt hatten.

Als sie an jenem Abend nach Hause zurückkehrten, fanden sie Rhius und die anderen auf dem Hof vor, wo sie ihre Pferde zum Aufbruch bepackten. Tobin glitt von Gosis Rücken und rannte zu seinem Vater.

Rhius umfasste seine Schultern. »Ich werde am Hof gebraucht. Ich komme zurück, sobald ich kann.«

»Ich auch, kleiner Prinz«, versprach Tharin, der über die Abreise trauriger als sein Vater wirkte.

Ich brauche dich hier!, wollte Tobin schreien. Aber es wollten immer noch keine Worte über seine Lippen, und er musste sich abwenden, auf dass niemand seine Tränen sähe. Bei Einbruch der Nacht waren sie fort und ließen Tobin einsamer denn je zuvor zurück.

KAPITEL 11

Iya und Arkoniel verbrachten die Spätwintermonate ein Stück außerhalb von Ilear als Gäste einer Zauberin namens Virishan. Die Frau besaß keine andere Vision als ihre eigene, die sie dazu antrieb, unter den Armen gottberührte Kinder herauszupicken und unter ihre Fittiche zu nehmen. Insgesamt hatte sie bereits fünfzehn junge Schüler, viele bereits schwer verkrüppelt oder geschunden von den Unwissenden, denen sie geboren worden waren. Die meisten von ihnen würden nie große Zauberer werden, doch die bescheidenen Kräfte, die sie sich bewahrt hatten, wurden unter Virishans geduldigem Geleit gehegt und gefördert. Iya und Arkoniel halfen ihr als Gegenleistung für die Unterkunft, so gut sie konnten, und Iya ließ einen ihrer Kiesel bei Virishan zurück, als sie schließlich wieder aufbrachen.

Als das Wetter aufklarte, traten sie den Weg nach Sylara an, wo Iya Vorkehrungen für eine Überfahrt nach Süden getroffen hatte. Sie erreichten das Dorf kurz vor Sonnenuntergang und begegneten auf der Straße einer ungewöhnlich großen Zahl von Menschen, die allesamt in den kleinen Hafenort strömten.

»Was ist denn los?«, erkundigte sich Arkoniel bei einem Bauer. »Ist gerade ein Jahrmarkt?«

Der Mann beäugte argwöhnisch ihre Silberamulette. »Nein, es lodert ein Feuer mit Euresgleichen.«

»Die Spürhunde sind hier?«, fragte Iya.

Der Mann spuckte über die Schulter. »Ja, gute Frau, und sie haben eine Rotte Verräter mitgebracht, die es gewagt haben, sich gegen die Herrschaft des Königs auszusprechen. Ihr tätet gut daran, Euch heute aus Sylara fernzuhalten.«

Iya zügelte ihr Pferd am Straßenrand. Arkoniel tat es ihr gleich. »Vielleicht sollten wir seinen Rat beherzigen«, murmelte er und ließ beunruhigt den Blick über die Menge wandern. »Immerhin sind wir hier Fremde und kennen niemanden, der für uns bürgen würde.«

Natürlich hatte er Recht, dennoch schüttelte Iya den Kopf. »Der Lichtträger hat uns eine Gelegenheit in den Pfad geworfen. Ich will sehen, was sie tun, solange wir ihnen noch unbekannt sind. Und wir sollten dafür sorgen, dass dies vorerst so bleibt. Nimm dein Amulett ab.«

Sie verließen die Straße, und Iya führte ihn zu einem kleinen Eichenhain auf einem nahen Hügel. Dort ließen sie, geschützt von einem Steinkreis und magischen Symbolen, ihre Amulette und jegliche sonstige Ausstaffierung zurück, die sie als Zauberer kennzeichneten, mit Ausnahme des Lederbeutels. Im Vertrauen darauf, dass ihre schlichten Reisegewänder keinen Verdacht erregen würden, ritten sie weiter nach Sylara.

Selbst ohne das Amulett sah sich Arkoniel immer wieder beunruhigt um, als sie die Stadt betraten. Konnten die Spürhunde einen Zauberer allein an dessen Kräften erkennen? Einige der Gerüchte, die ihnen zu Ohren gekommen waren, schrieben den weiß gewandeten Magiern eine Macht zu, die über das gewöhnliche Maß hinausging. Wenn dies zutraf, hatten sie einen eigenartigen Ort dafür gewählt, jene Macht zur Schau zu stellen. Sylara war lediglich eine verwinkelte, schmutzige Hafenstadt.

Nahe der Küste drängten sich bereits die Massen der Schaulustigen. Arkoniel hörte Hohn und Pfiffe über das Wasser hallen, als sie sich einen Weg die schlammige Straße hinab zum Ufer bahnten.

Die Menge erwies sich als zu dicht, um hindurchzuge-

langen, also bezahlte Iya einen Herbergswirt, um das Geschehen von einem schäbigen, kleinen, auf den Hafen weisenden Zimmer im oberen Stockwerk zu beobachten. Am Ufer war zwischen zwei Steinmolen eine breite Plattform errichtet worden. Soldaten in dunkelgrauen Wappenröcken mit dem in Rot auf die Brust gestickten Umriss eines fliegenden Falken standen in Zweierreihen auf der landwärtigen Seite. Arkoniel zählte insgesamt vierzig.

Hinter ihnen ragte ein langer Galgen auf, und neben zwei großen Holzrahmen befand sich eine Gruppe von Zauberern. Die Holzrahmen erinnerten an hochkant aufgestellte Bettrahmen, nur größer.

»Weiße Gewänder«, murmelte Iya, während sie die Zauberer betrachtete.

»Niryns Kluft. In der Nacht, in der Tobin geboren wurde, trug er ein weißes Gewand.«

Sechs Menschen baumelten bereits vom waagerechten Balken des Galgens. Die vier Männer hingen schlaf am Ende ihres Stricks; einer trug die Roben eines Priesters Illiors. Die restlichen zwei, eine Frau und ein Knabe, waren so zierlich, dass ihr Gewicht nicht gereicht hatte, um ihnen das Genick zu brechen. An Händen und Füßen gefesselt, wanden und krümmten sie sich wild.

Kämpfen sie um ihr Leben oder um den Tod?, fragte sich Arkoniel entsetzt. Auf abartige Weise erinnerten sie ihn an einen Schmetterling, den er einst dabei beobachtet hatte, wie er sich aus seiner Winterpuppe hervorgearbeitet hatte – an einem Stück Seide von einem Ast baumelnd, hatte er in der glänzenden, braunen Hülle gezuckt und sich gewunden. Diese beiden Gestalten sahen ähnlich aus, allerdings würde ihr Kampf nicht mit Flügeln und Farben enden.

Schließlich erfassten einige Soldaten ihre Beine und zogen daran ruckartig nach unten, um ihnen das Genick zu brechen. Vereinzelter Jubel erhob sich unter der Menge, aber die meisten Zuschauer waren verstummt.

Arkoniel, der bereits Übelkeit verspürte, umklammerte krampfhaft den Fensterrahmen, doch es sollte noch Schlimmeres folgen.

Die Zauberer hatten die ganze Zeit reglos in der Nähe der Holzgestelle ausgeharrt. Sobald der letzte der Gehängten erschlafft war, verteilten sie sich zu einer Linie über die Plattform und offenbarten die beiden nackten, knienden Männer, die sie in ihrem Kreis abgeschirmt hatten. Der eine war ein Greis mit weißem Haar, der andere jung und dunkel. Beide trugen dicke Eisenfesseln um den Hals und die Handgelenke.

Mit verkniffenen Augen spähte Arkoniel eingehender auf die Spürhunde hinab und stieß ein bestürztes Japsen aus. Die Gesichter konnte er zwar auf die Entfernung nicht erkennen, sehr wohl jedoch den gegabelten roten Bart des Mannes, der den Rahmen am nächsten stand.

»Das ist Niryn persönlich!«

»Ja. Mir war nicht klar, dass es so viele sein würden, aber es erscheint einleuchtend … Diese Gefangenen sind Zauberer. Siehst du die Eisenfesseln? Sehr mächtige Magie ist darin enthalten. Sie umwölkt den Verstand.«

Soldaten zerrten die Gefangenen auf die Beine und banden sie ausgestreckt mit silbernen Kabeln an die Gestelle. Dabei erkannte Arkoniel die verschlungenen Bannmuster, die bei beiden Männern die Brust bedeckten. Bevor er Iya fragen konnte, was sie bedeuteten, stieß sie ein Stöhnen aus und umklammerte seine Hand.

Nachdem die Opfer gesichert waren, stellten sich die Zauberer zu beiden Seiten in zwei Reihen auf und be-

gannen mit ihren Beschwörungen. Der alte Mann heftete den Blick stoisch an den Himmel, doch sein Gefährte geriet in Panik, kreischte und flehte die Menge und Illior an, ihn zu retten.

»Können wir denn nichts tun, um …« Arkoniel taumelte, als ein blendender Schmerz hinter seinen Augen einfuhr. »Was ist das? Spürst du es auch?«

»Das ist ein Schutzzauber«, flüsterte Iya und drückte sich eine Hand gegen die Stirn. »Und eine Warnung an alle von uns, die vielleicht zusehen.«

Mittlerweile war die Menge in völliges Schweigen verfallen. Arkoniel hörte, wie die Sprechgesänge lauter und lauter wurden. Die geleierten Worte blieben unverständlich, aber das Pochen in seinem Kopf wurde stärker und breitete sich auf seine Brust und seine Arme aus, bis sich sein Herz anfühlte, als würde es zwischen zwei mächtigen Steinen zerdrückt.

Langsam sank er vor dem Fenster auf die Knie, konnte den Blick jedoch nicht abwenden.

Beide Gefangene begannen, heftig zu zittern, dann kreischten sie, als sich an ihrem Fleisch weiße Flammen entzündeten und sie verschlangen. Rauch gab es nicht. Das weiße Feuer brannte so lodernd, dass an den Gestellen binnen weniger Augenblicke nur noch verschrumpelte, geschwärzte Hände und Füße zurückblieben, die von den Silberfesseln baumelten. Iya flüsterte heiser neben Arkoniel, und er schloss sich ihrem Gebet für die Toten an.

Als alles vorüber war, sackte Iya auf das schmale Bett und wob mit zittrigen Fingern einen Bann der Stille um sie beide. Arkoniel blieb unter dem Fenster, konnte sich nicht bewegen. Eine lange Weile sprachen sie beide kein Wort.

Schließlich flüsterte Iya: »Wir hätten nichts tun kön-

nen. Gar nichts. Jetzt erkenne ich ihre Macht. Sie haben sich zusammengerottet und ihre Stärke vereint. Der Rest von uns ist so versprengt …«

»Daran liegt es, und am Erlass des Königs!«, spie Arkoniel hervor. »Er ist doch der Sohn seiner wahnsinnigen Mutter.«

»Er ist schlimmer. Sie war wahnsinnig, er hingegen ist ruchlos und klug genug, Zauberer gegen ihresgleichen zu wenden.«

Angst ließ sie bis zum Einbruch der Nacht in dem winzigen Zimmer ausharren, bis der Herbergswirt sie hinausscheuchte, um Platz für ein Freudenmädchen und dessen Freier zu schaffen.

Die Schänken hatten geöffnet, und es befanden sich noch zahlreiche Menschen auf den Straßen, aber niemand wagte sich auf die Plattform. Brennende Fackeln waren dort zurückgelassen worden. Arkoniel konnte die in der nächtlichen Brise schwingenden Leichname am Galgen erkennen. Die Gestelle jedoch waren verschwunden.

»Sollen wir hingehen und nachsehen, ob wir etwas in Erfahrung bringen können?«

»Nein.« Hastig zog Iya ihn weg. »Das ist zu gefährlich. Sie könnten den Ort beobachten.«

Nachdem sie sich durch die dunkelsten Gassen aus der Stadt geschlichen hatten, ritten sie zurück zu dem Hain und holten ihre Habseligkeiten. Als Arkoniel nach den Amuletten griff, schüttelte Iya den Kopf. Sie ließen sie dort und ritten wortlos weiter, bis die Ortschaft weit hinter ihnen lag.

»Acht Zauberer waren dazu in der Lage, Arkoniel, bloß acht!«, platzte es letztlich aus Iya hervor, wobei ihre Stimme vor Wut zitterte. »Und wir hätten nichts gegen sie zu unternehmen vermocht. Allmählich sehe ich kla-

rer. Die Dritten Orëska, die mir das Orakel in meiner Vision offenbart hat – es war ein mächtiger Bund von Zauberern in einem glänzenden Palast, der ihnen allein gehörte, mitten in einer großen Stadt. Wenn acht genügen, um ein solches Übel zu vollbringen, wie wir es heute bezeugt haben, was könnten dann einhundert zum Besseren bewirken? Und wer könnte sich gegen uns stellen?«

»Wie im Großen Krieg«, meinte Arkoniel.

Iya schüttelte den Kopf. »Jene Vereinigung währte nur für die Dauer des Krieges und wurde im Angesicht entsetzlicher Streitigkeiten und Unruhen geschlossen. Denk nur, was wir in Frieden und mit genug Zeit zum Arbeiten erreichen könnten! Stell es dir vor – das Wissen, das du und ich im Zuge unserer Reisen gesammelt haben, vereint mit jenem hundert anderer Zauberer. Und was das für Virishans arme Kinder verhieße! Sie würden eher gerettet und an einem solchen Ort großgezogen, mit Dutzenden von Lehrern statt nur einem und mehreren Bibliotheken, die sie nutzen könnten.«

»Aber stattdessen wird dieselbe Macht eingesetzt, um uns untereinander zu spalten.«

Mit im Sternenlicht unlesbaren Zügen starrte Iya in die Ferne. »Hungersnot. Seuchen. Beutefahrer. Und jetzt das. Manchmal, Arkoniel, erscheint mir Skala wie ein Opferbulle zur Sakor-Tide. Aber statt mit einem sauberen Schwertstreich getötet zu werden, wird immer wieder mit kleinen Messern darauf eingestochen, bis es schwach wird und auf die Knie sinkt.« Mit grimmiger Miene drehte sie sich Arkoniel zu. »Und unmittelbar jenseits des Wassers liegt Plenimar und wittert Blut wie ein Wolf.«

»Es ist fast so, als hätte Niryn dieselbe Vision gehabt, sie aber auf den Kopf gestellt«, murmelte Arkoniel. »Warum würde der Lichtträger so etwas tun?«

»Du hast den Priester auf dem Galgen gesehen, mein Junge. Glaubst du, es ist wirklich Illior, der ihn leitet?«

KAPITEL 12

Der Frühling ging in den Sommer über, und die Weide unterhalb der Feste strotzte vor Gänseblümchen und Lorbeerbüschen. Tobin sehnte sich danach, auszureiten, aber Mynir kränkelte, und sonst war niemand übrig, um ihn zu begleiten. Also musste er sich mit Spaziergängen mit Nari begnügen.

Mittlerweile war er zu alt, um sich damit zufriedenzugeben, unter den wachsamen Augen der Frauen in der Küche zu spielen. Doch Nari ließ ihn nur dann hinaus auf den Kasernenhof, um zu üben, wenn einer der Bediensteten Zeit hatte, mit ihm zu gehen. Köchin war die Einzige im Haus, die etwas vom Schießen oder Schwertkampf verstand, und sie war zu alt und zu beleibt, um ihm mehr als Ratschläge bieten zu können.

Zwar hatte er immer noch Pergament und Tinte von seiner Mutter, doch sie beschworen zu viele dunkle Erinnerungen herauf. Er begann, mehr Zeit damit zu verbringen, sich in der Kammer im dritten Stockwerk einzuschließen, nur mit der Puppe und dem Dämon als Gesellschaft. Manchmal schnitzte er mit dem scharfen, kleinen Messer, das Koni ihm geschenkt hatte, wofür er Klötze aus weicher Kiefer und Zeder verwendete, die er vom Feuerholzstapel entwendete. Das Holz duftete unter seinen Händen und schien für seine Klinge Formen zum Entdecken bereitzuhalten. Während er darin aufging, sich zu überlegen, wie er dem Klotz ein Bein, eine Flosse oder ein Ohr entlocken könnte, vergaß er eine Weile, wie einsam er sich fühlte.

Oft jedoch saß er mit der Puppe auf dem Schoß da wie früher seine Mutter und fragte sich, was er mit ihr tun sollte. Sie war nicht nützlich wie ein Schwert oder ein

Bogen. Ihr blankes Gesicht machte ihn traurig. Er erinnerte sich daran, wie seine Mutter mit der Puppe geredet hatte, doch er konnte nicht einmal das, denn seine Stimme hatte sich noch nicht wieder eingestellt. Er saß nur da und drückte die Finger in die ausgestopften Glieder, um die geheimnisvollen Klumpen und scharfkantigen Teile darin zu ertasten, doch ihm wollte nicht einfallen, weshalb seine Mutter ihm dieses seltsame, missgestaltete Spielzeug gegeben hatte. Nichtsdestotrotz klammerte er sich an die greifbare Wirklichkeit der Puppe und den Gedanken, dass seine Mutter ihn zuletzt doch ein wenig geliebt hatte.

Jemand hatte die Tür zum Turm durch eine solide neue ersetzt, worüber Tobin froh war, ohne zu wissen, warum. Wann immer er sich nach oben begab, vergewisserte er sich, dass er sie fest hinter sich verriegelte.

Als er eines Tages davor stand, beschlich ihn das höchst merkwürdige Gefühl, seine Mutter befände sich auf der anderen Seite und starre ihn durch das Holz an. Der Gedanke sandte einen Schauder der Sehnsucht und Furcht durch ihn. Jenes Hirngespinst wurde mit jedem Tag ausgeprägter, bis er überzeugt davon war, im Turm hören zu können, wie sie mit hinter ihr herraschelnden Röcken die Steinstufen auf und ab lief oder wie ihre Hände auf der Suche nach dem Riegel über das Holz der Tür glitten. Er versuchte angestrengt, sie sich freundlich und glücklich auszumalen, häufiger jedoch schien sie ihm wütend zu sein.

Diese dunklere Vision wurzelte und erblühte in seiner Vorstellung wie ein Nachtschattengewächs. Eines Nachts träumte er, dass sie unter der Tür hervorgriff und ihn wie einen Bogen Pergament darunter auf ihre Seite zog. Auch

der Dämon war dabei, und zusammen schleiften sie ihn die Treppe hinauf zum offenen, auf die Berge weisenden Fenster, um …

Wild um sich schlagend, erwachte er in Naris Armen, konnte jedoch nicht sprechen, um ihr zu sagen, was ihn heimsuchte. Aber er wusste, dass er von da an nicht mehr nach oben gehen wollte.

Am folgenden Nachmittag schlich er sich mit heftig in der Brust hämmerndem Herzen ein letztes Mal in das dritte Stockwerk.

Der Tür zum Turm näherte er sich diesmal nicht. Stattdessen holte er hastig die Puppe aus ihrem Versteck hervor und sauste zurück, so schnell er konnte, überzeugt davon zu hören, wie der Geist seiner Mutter versuchte, sich unter der Turmtür hindurchzuzwängen, um ihn zu fangen.

Nie wieder, gelobte er sich und vergewisserte sich, dass die Tür am Fuß der Treppe fest verriegelt war. Dann rannte er ins Spielzeugzimmer, kauerte sich in eine Ecke neben dem Schrank und wiegte die Puppe in den Armen.

Die nächsten Tage verbrachte Tobin damit, sich den Kopf über ein neues Versteck zu zerbrechen, doch er fand keinen Ort, der ihm sicher erschien. Ganz gleich, wie sorgfältig er sie verstaute, er konnte nicht aufhören, sich zu sorgen.

Letztlich beschloss er, sein Geheimnis mit Nari zu teilen. Mittlerweile liebte sie ihn mehr als irgendjemand sonst, und vielleicht würde sie nicht so schlecht von ihm denken, zumal sie eine Frau war.

Er entschied, ihr die Puppe zu zeigen, wenn sie käme, um ihn zum Abendessen zu holen. Tobin wartete, bis er sie den Flur betreten hörte, dann holte er die Puppe aus

ihrem jüngsten Versteck unter dem Schrank im Spielzeugzimmer hervor und wandte sich der Tür zu.

Einen Lidschlag lang vermeinte er, jemanden im offenen Eingang stehen zu sehen. Dann schlug die Tür laut zu, und der Dämon verfiel in Raserei. Wandbehänge segelten zu Boden und sprangen ihn wie lebendige Kreaturen an. Staub erstickte ihn, als ihn mehrere Schichten des schweren Gewebes auf die Knie zwangen und das Licht aussperrten. Er ließ die Puppe fallen, und es gelang ihm, sich gerade noch rechtzeitig unter den Behängen hervorzukämpfen, um zu sehen, wie der Kleiderschrank vorwärtskippte und mit einem Krachen nur wenige Zoll von der Stelle entfernt landete, an der er lag. Die Truhe richtete sich auf und ergoss Spielzeug und Tintenfässer auf den Boden.

Das Siegel eines der größeren Fässchen brach auf, und eine Pfütze klebriger, schwarzer Flüssigkeit breitete sich auf dem Steinboden aus.

Wie Mamas Haare auf dem Eis …

Der Gedanke kam und ging wie eine über die Wasseroberfläche des Flusses streifende Libelle.

Dann griff der Dämon seine Stadt an.

Er riss Holzhäuser von ihren Plätzen und schleuderte sie in die Luft. Menschen und Tiere flogen gegen die Wand. Winzige Schiffe stoben auseinander, als hätte eine Sturmbö sie erfasst.

»Nicht! Hör auf damit!«, kreischte Tobin und befreite sich von den gefallenen Wandteppichen, um seine geliebte Spielzeugstadt zu beschützen. Eine Herde Tonschafe segelte an seinem Kopf vorbei und zerbarst an der Wand in Scherben. »Hör auf! Das gehört *mir*!«

Tobins Sicht schien zu einem langen, dunklen Tunnel zu schrumpfen, und alles, was er an dessen Ende sehen

konnte, war, wie sein liebster Besitz in Stücke gerissen wurde. Er schlug wild um sich, fuchtelte mit den Fäusten, um den abscheulichen Geist zu vertreiben. Von irgendwo in der Nähe hörte er ein lautes Pochen; voll blinder Wut kämpfte er noch verbissener, bis seine Hand etwas Festes traf. Er vernahm einen erschrockenen Aufschrei. Starke Hände packten ihn und rangen ihn zu Boden.

»Tobin! Tobin, hör auf damit!«

Nach Luft ringend, schaute Tobin zu Nari auf. Tränen strömten ihr über die rundlichen Wangen, und Blut troff ihr aus der Nase.

Ein roter Tropfen auf dem Schnabel eines Waldhuhns – dasselbe schillernde Rot auf dem Eis des Flusses …

Tobins Sicht wurde völlig schwarz. Schmerzen erblühten in seiner Brust wie eine Blume aus Feuer, pressten ihm ein abgehacktes Heulen aus den Lungen.

Seiner Mutter Vögel, die sich gegen die Turmmauern hinter ihm schleudern, als er hinabblickt …

Nein, nicht daran denken!

… auf ihren zerschmetterten Leib am Rand des Flusses.

Schwarzes Haar und rotes Blut auf dem Eis.

Der sengende Schmerz verschwand, ließ ihn kalt und leer zurück.

»O Tobin, wie konntest du nur?« Nari weinte und drückte ihn immer noch zu Boden. »All deine schönen Sachen! Warum?«

»Das war ich nicht«, flüsterte er, zu müde, um sich zu bewegen.

»Oh, mein armer Schatz – der Schöpfer erbarm sich, du hast gesprochen!« Nari zog Tobin in ihre Arme. »Oh, mein Liebling, du hast endlich deine Stimme wiedergefunden.«

Sie trug ihn nach nebenan in sein Bett und deckte ihn zu, doch er bemerkte es kaum. Schlaff wie die Puppe lag er da und erinnerte sich.

Er erinnerte sich daran, weshalb er im Turm gewesen war.

Er erinnerte sich daran, weshalb seine Mama tot war.

Weshalb er die Puppe hatte.

Sie hatte sie ihm gar nicht geschenkt.

Ein weiterer kurzer, scharfer Stich zuckte durch Tobins Brust, und er fragte sich, ob es das war, was Nari meinte, wenn sie bei ihren Gutenachtgeschichten davon erzählte, dass jemandes Herz brach.

Sie legte sich neben ihn, hielt ihn durch die Decke fest und streichelte ihm übers Haar, wie sie es immer tat. Tobin wurde dadurch schläfrig.

»Warum?«, brachte er zuletzt hervor. »Warum hat Mama mich gehasst?« Doch sofern Nari eine Antwort darauf hatte, schlief er ein, bevor er sie hörte.

Mit einem Ruck erwachte Tobin mitten in der Nacht und wusste sofort, dass er die Puppe irgendwo im Spielzeugzimmer gelassen hatte.

Er glitt aus dem Bett und huschte im Nachthemd nach nebenan, wo er feststellte, dass der Raum bereits aufgeräumt worden war. Die Behänge kleideten wieder die Wände. Der Schrank und die Truhe standen an ihren Plätzen. Die Tinte war ebenso verschwunden wie all das verstreute Spielzeug. Seine Stadt lag in Trümmern mitten auf dem Boden; Tobin müsste sie unbedingt wieder richten, bevor sein Vater nach Hause käme und sie so sähe.

Die Puppe aber entdeckte er nirgends. Er verließ das Zimmer und durchsuchte das Haus Raum für Raum, sah sogar in der Kaserne und in den Ställen nach.

Niemand sonst hielt sich im Haus auf. Dies verängstigte ihn entsetzlich, denn er war noch nie so alleine gewesen. Schlimmer noch, er wusste, dass als einziger Ort, an dem er noch nicht gesucht hatte, der Turm übrig blieb. Er stand auf dem Hof und blickte hinauf zu den geschlossenen Läden der Fenster über dem Dachrand.

»Ich kann nicht«, sprach er laut aus. »Ich will nicht da hinaufgehen.«

Wie zur Antwort schwang das Hoftor mit knarrenden Angeln auf, und Tobin erhaschte einen flüchtigen Blick auf eine kleine, dunkle Gestalt, die über die Brücke huschte.

Er folgte ihr, doch kaum hatte er das Tor durchschritten, fand er sich tief im Wald wieder und wandelte auf einem Pfad, der entlang des Flussufers verlief. Weit voraus, halb von Zweigen verborgen, erspähte er abermals eine Bewegung und wusste, dass es sich um den Dämon handelte.

Tobin ging ihm auf eine Lichtung nach, doch der Dämon verschwand. Mittlerweile war der Mond aufgegangen, und er sah zwei Rehe, die auf der silbrigen, taufeuchten Wiese grasten. Als er sich näherte, legten sie die Ohren an, sprangen jedoch nicht davon. Tobin ging zu ihnen und streichelte ihre weichen, braunen Schnauzen. Sie neigten unter seiner Hand die Köpfe, dann schlichen sie in den dunklen Wald davon. Im Boden, wo sie gegrast hatten, prangte ein Loch gleich einem Eingang zu einem Fuchsbau. Die Öffnung erwies sich als gerade groß genug für ihn zum Hineinkriechen, also tat er es.

Tobin schlängelte sich hindurch und fand darunter einen Raum vor, der stark der Turmkammer seiner Mutter ähnelte. Die Fenster standen offen, wurden jedoch von dichter Erde und Wurzeln versperrt. Dennoch war es

nicht dunkel in dem Raum, da ihn ein fröhlich knisterndes Feuer im Kamin in der Mitte erhellte. Ein Tisch daneben war mit Honigkuchen und Milchgläsern gedeckt. Davor stand ein Stuhl mit der Rückenlehne zu Tobin, doch er konnte erkennen, dass jemand darauf saß, jemand mit langem, schwarzem Haar.

»Mama?«, fragte Tobin, gefangen zwischen Freude und Grauen. Die Frau begann, sich umzudrehen …

Und Tobin erwachte.

Eine Weile lag er da und blinzelte Tränen zurück, während er Naris leisem Schnarchen neben ihm lauschte. Der Traum hatte sich so echt angefühlt, und er hatte sich so sehr gewünscht, seine Mutter wiederzusehen. Er wollte, dass sie lächelte und freundlich war. Er wollte mit ihr gemeinsam am Tisch neben dem Feuer sitzen und zusammen die Honigkuchen essen, wie sie es nie an einem seiner Namenstage getan hatten.

Tobin grub sich tiefer unter die Decke und fragte sich, ob es ihm gelingen könnte, in den Traum zurückzugleiten. Plötzlich ließ ihn ein Bruchstück davon vollständig erwachen.

Er hatte die Puppe im Spielzeugzimmer gelassen.

Tobin kroch aus dem Bett, ergriff die Nachtlampe von ihrem Tischchen, ging ins nächste Zimmer und fragte sich dabei, ob alles so wie in seinem Traum sein würde.

Aber in dem Raum herrschte immer noch ein wüstes Durcheinander. Alles lag noch, wohin es gefallen war. Tobin versuchte, nicht auf die zerbrochene Stadt zu blicken, als er die schweren Wandbehänge beiseite hievte, um nach der Puppe zu suchen, die er fallen gelassen haben musste.

Sie war nicht da.

Elend kauerte er sich mit den Armen um die Knie hin

und malte sich aus, wie jemand – Nari oder Mynir vermutlich – sie gefunden und vor Missbilligung kopfschüttelnd fortgetragen hatte. Würden sie es seinem Vater erzählen? Würden sie Tobin die Puppe zurückgeben?

Etwas traf ihn am Kopf; er kippte zur Seite und würgte einen Aufschrei des Erschreckens zurück.

Neben ihm auf dem Boden, wo sich einen Lidschlag zuvor zweifelsfrei noch nichts befunden hatte, lag die Puppe. Tobin konnte den Dämon zwar nicht sehen, aber er spürte ihn, konnte fühlen, wie er ihn aus der fernen Ecke des Zimmers beobachtete.

Langsam, vorsichtig hob Tobin die Puppe auf und flüsterte: »Danke.«

KAPITEL 13

Da Tobin nicht das Wagnis eingehen wollte, die Puppe erneut zu verlieren, brachte er sie zurück in sein Zimmer, wo er sie im Mehlsack verstaute und tief in der zweckentfremdeten Kleidertruhe unter seinen Pergamenten, einigen alten Spielsachen und seinem zweitbesten Mantel vergrub.

Danach war ihm etwas wohler ums Herz, doch der Traum von seinem Gang in den Wald kehrte in der nächsten Woche noch dreimal wieder und endete stets, bevor er die Frau auf dem Stuhl erreichen konnte.

Es war jedes Mal dasselbe, in allen Einzelheiten bis auf eine. In diesen Träumen brachte er die Puppe zurück zu seiner Mutter, da er wusste, sie würde sie für ihn in ihrem unterirdischen Zimmer sicher aufbewahren.

Eine weitere Woche zog ins Land, und der Traum stellte sich abermals ein, wurde in seinem Verstand so wirklich, dass ihm letztlich klar wurde, er musste sich aufmachen und nachsehen, ob es einen solchen Ort tatsächlich gab. Das bedeutete, dass er ungehorsam sein und die Feste alleine verlassen musste, doch der Traum war zu eindringlich, um ihn zu verleugnen.

Geduldig harrte er aus und erblickte seine Gelegenheit an einem Waschtag Mitte des Gorathin, an dem alle bis zum Abend auf dem Küchenhof beschäftigt sein würden. Am Vormittag half er mit, schleppte Wassereimer zum Füllen der Waschzuber vom Fluss herauf und schleifte Gezweigbündel vom Holzschuppen herbei, um das Feuer zu entzünden. Der östliche Himmel, im Morgengrauen noch so klar, verfinsterte sich bedrohlich über den Baumwipfeln, und alle beeilten sich, um fertig zu werden, ehe der Regen einsetzte.

Tobin aß mit den anderen zu Mittag, danach entschuldigte er sich.

Nari zog ihn dicht an sich und küsste ihn auf den Kopf. Sie schien ihn in diesen Tagen ständig zu herzen. »Was willst du denn alleine anstellen, mein Schatz? Bleib bei uns und leiste uns Gesellschaft.«

»Ich will an meiner Stadt arbeiten.« Tobin drückte das Gesicht fest an ihre Schulter, damit sie nicht sehen würde, dass er log. »Glaubst du … glaubst du, Vater wird wütend, wenn er es sieht?«

»Natürlich nicht. Ich kann mir nicht vorstellen, dass dein Vater je wütend auf einen so guten Jungen sein könnte, wie du es bist. Stimmt's nicht, Köchin?«

Die Frau nickte über ihrem Brot und Käse. »Du bist für ihn die Sonne und der Mond.«

Die Ascheschaufel neben dem Kamin sprang mit lautem Klappern von ihrem Nagel, doch alle gaben vor, es nicht zu bemerken.

Tobin befreite sich aus Naris Umarmung, rannte nach oben und wartete am Fenster, bis er wieder alle draußen auf dem Hof hörte. Dann versteckte er die Puppe unter seinem längsten Mantel, schlich wieder hinunter und huschte zum vorderen Tor hinaus. Halb erwartete er, auf magische Weise in den Wald versetzt zu werden, wie es sich immer in seinem Traum begab, endete jedoch lediglich außerhalb der Mauer. Als das Tor hinter ihm zuschwang, erstarrte er einen Augenblick, überwältigt vom Ausmaß dessen, was er zu tun gedachte. Was, wenn Nari herausfände, dass er verschwunden war? Was, wenn er einem Berglöwen oder einem Wolf begegnete?

Eine aufkeimende Brise strich ihm mit dem Duft von Regen übers Gesicht, als er zwischen der Hofmauer und dem Flussufer auf den Wald zuschlich. Irgendwo in der

Nähe sangen Wanderdrosseln über den aufziehenden Sturm, und Tauben riefen einander in den Bäumen klagend zu.

Das Tor zum Küchenhof stand noch offen. Im Vorübergehen sah er Nari und Köchin bei der Arbeit. Sie lachten, während sie den Waschzuber mit ihren Holzpaddeln umrührten. Es fühlte sich äußerst seltsam an, draußen zu stehen und hineinzublicken.

Tobin setzte den Weg fort, folgte der Mauer am Fuß des Turms vorbei. Als er an den Felsbrocken vorbeikam, auf denen seine Mutter gestorben war, hielt er die Augen zu Boden gerichtet.

Endlich erreichte er den Schutz der Bäume, und erst da erkannte Tobin, dass er keine Ahnung hatte, wohin er gehen sollte; in seinen Träumen führte ihn stets der Dämon. Aber in dem Traum gab es einen Fluss wie jenen neben ihm, und so beschloss er, ihm zu folgen und das Beste zu hoffen. Er blieb stehen, um den Stand der Sonne über seiner Schulter zu überprüfen, wie Tharin es ihm beigebracht hatte. An jenem Tag gestaltete es sich schwierig, zumal die Sonne wenig mehr als einer hellen Schliere hinter dem Wolkenschleier glich.

Der Fluss ist so gut wie ein Pfad, dachte er. *Alles, was ich tun muss, ist, ihm nach Hause zu folgen.*

Er war diesen Weg noch nie gegangen. Das Flussufer erwies sich als steil, und die Bäume wuchsen bis dicht zum Wasser hin. Um dem Fluss zu folgen, musste er über Felsbrocken klettern und sich durch dichte Gruppen von Weiden und Erlen schlängeln. An tiefer gelegenen Stellen entdeckte er Tierspuren im Schlamm und überprüfte sie beunruhigt nach Anzeichen auf umherstreunende Berglöwen. Zwar fand er keine, dennoch wünschte er, daran gedacht zu haben, seinen Bogen mitzunehmen.

Der Himmel verfinsterte sich zunehmend, während er sich weiter vorwärts mühte, und der Wind begann, die Äste über ihm hin und her zu peitschen. Mittlerweile tschilpten keine Wanderdrosseln und gurrten keine Tauben mehr, nur ein paar Raben krächzten noch in der Nähe. Tobins Arm verkrampfte sich allmählich vom Tragen der Puppe. Er dachte an all die Verstecke, die er bei seinen Ausritten gesehen hatte, doch die wenigen Löcher, auf die er hier in Flussnähe stieß, schienen allesamt zu nass. Selbst wenn er ein trockenes Versteck fände, war er nicht sicher, ob er es häufig wagen würde, die Feste zu verlassen, um die Puppe zu besuchen. Unmittelbar auf jenen Gedanken folgte die Erkenntnis, dass er eigentlich überhaupt nicht von ihr getrennt sein wollte.

Es ist besser, weiterzugehen und nach jenem verborgenen Raum zu suchen, dachte er bei sich.

Allerdings sah nichts so aus wie in seinem Traum. Es gab keine Lichtung, keine freundlichen Rehe, die ihn erwarteten, nur Steine und Wurzeln, zwischen denen sich seine Füße verfingen, kleine, stechende Mücken, die ihm in den Ohren summten, und Schlamm, der seine Schuhe durchtränkte. Er war fast bereit aufzugeben, als er auf einen deutlichen Pfad stieß, der zu einem höher gelegenen Kiefernhain führte.

Jener Weg gestaltete sich erheblich einfacher. Duftende, rostfarbige Nadeln bedeckten dick den Boden, und seine Füße verursachten beim Gehen kaum ein Geräusch. Freudig folgte er dem Pfad, überzeugt davon, er würde ihn zu der Lichtung und den Rehen führen. Stattdessen verblasste er zusehends, bis er gänzlich unter den mächtigen, geraden Stämmen der Kiefern verschwand. Als sich Tobin umdrehte, konnte er den Rückweg nicht erkennen. Seine Füße hatten keine Abdrücke auf dem dich-

ten Nadelbett hinterlassen. Selbst das Geräusch des Flusses hörte er nicht mehr, nur das erste Prasseln von Regen durch das Geäst. Gleichgültig, in welche Richtung er sich wandte, alles ähnelte sich. Der Fleck Himmel, den er durch das Geflecht der Zweige erspähen konnte, glich einer ebenmäßigen, grauen Decke ohne ein Anzeichen der Sonne.

Die Brise war abgeflaut, und der Tag neigte sich dem Ende zu. Fliegen mit großen, grünen Augen gesellten sich zu den Schwärmen winziger Stechmücken, die ihn umschwirrten und ihn in den Hals und hinter den Ohren stachen. Das große Abenteuer war vorüber. Tobin war es heiß, und er war verängstigt und verwirrt.

Verzweifelt sah er sich um und hielt Ausschau nach dem Weg, doch vergeblich. Schließlich gab er es auf, setzte sich auf einen Stein und fragte sich, ob Nari schon bemerkt hatte, dass er verschwunden war.

Stille herrschte. Er vernahm nur das zornige Quieken eines roten Eichhörnchens und die Laute kleiner Geschöpfe, die rings um ihn durch das Unterholz schlichen. Kleine, schwarze Ameisen wuselten durch die Nadeln um seine Füße, trugen ihre Eier und Teile von Blättern. Erschöpft beugte er sich vor und beobachtete sie. Eine Ameise trug ein glänzendes Käferbein zwischen den Zangen. Eine lange, schwarze Schlange, so dick wie Tobins Handgelenk, kam aus einem Loch unter einem Baum in der Nähe hervor und kroch an seinem Fuß vorbei, ohne ihm auch nur die geringste Beachtung zu schenken. Regentropfen rieselten sanft durch die Zweige, und ihm fiel auf, welch unterschiedliche Geräusche sie verursachten, je nachdem, ob sie auf Laub, Pflanzen, Steinen oder den Nadeln auf dem Boden landeten. Unbehaglich überlegte er, wie die Tatzen eines Berglöwen auf

Kiefernnadeln klängen, oder ob sie überhaupt nicht zu hören waren.

»Ich mir schon gedacht, dass heute du kommst vielleicht.«

Tobin kippte beinahe von seinem Stein, als er herumwirbelte. Eine kleine, schwarzhaarige Frau saß – die Hände im Schoß gefaltet – auf einem wenige Schritte entfernten, moosigen Baumstrunk. Sie wirkte äußerst schmutzig und trug zerfranste, braune Lumpen von einem Kleid, verziert mit Tierzähnen. Ihre Hände und bloßen Füße waren fleckig, und in ihrem langen, krausen Haar hatten sich Stöcke und Laubflicken verfangen. Sie grinste ihn an, doch aus ihren schwarzen Augen sprach kein Hohn.

Tobin warf die Puppe hinter sich, schämte sich dafür, damit überrascht worden zu sein, selbst einer Fremden gegenüber. Und er fürchtete sich, als er das lange Messer in der Scheide an ihrem Gürtel bemerkte. Sie sah nicht wie ein Pächter seines Vaters aus und sprach seltsam.

Sie bedachte ihn mit einem breiten Lächeln, in dem mehrere Zähne fehlten. »Schau, was ich haben, *Keesa*.« Sie bewegte die Hände, und Tobin sah, dass sie ein junges Kaninchen auf dem Schoß hatte. Sie streichelte die Ohren und den Rücken des Tiers. »Du kommen schauen?«

Tobin zögerte, doch Neugier überwog seine Vorsicht. Er stand auf, ging langsam auf sie zu und blieb vor ihr stehen.

»Du sie streicheln«, sagte die Frau und zeigte ihm, wie er das Kaninchen kraulen sollte. »Sie mögen.«

Tobin streichelte über den Rücken des Tiers. Das Fell fühlte sich weich und warm unter seiner Hand an, und wie die Rehe in seinem Traum schien es kein bisschen scheu.

»Sie dich mag.«

Ja, dachte Tobin, diese Frau sprach tatsächlich anders als alle, denen er bisher in Alestun begegnet war. Nun befand er sich ihr nahe genug, um zu bemerken, dass sie auch nicht besonders gut roch, aber aus unerfindlichem Grund fürchtete er sich nicht mehr.

Er behielt die Puppe unter dem Mantel versteckt, kniete sich hin und streichelte das Kaninchen weiter. »Sie ist weich. Hunde lassen sich nicht von mir kraulen.«

Die Frau schnalzte mit der Zunge gegen die Zähne. »Hunde nicht verstehen.« Bevor Tobin sie fragen konnte, was sie damit meinte, sagte sie: »Ich lange auf dich warten, *Keesa*.«

»Mein Name ist nicht Keesa. Ich bin Prinz Tobin. Dich kenne ich nicht, oder?«

»Aber ich dich kenne, *Keesa* mit Namen Tobin. Auch deine arme Mama ich gekannt. Du etwas hast, was von ihr.«

Also hatte sie die Puppe gesehen. Errötend holte Tobin sie langsam unter dem Mantel hervor. Sie nahm sie an sich und gab ihm dafür das Kaninchen zum Halten.

»Ich Lhel. Du nicht Angst vor mir.« Sie legte sich die Puppe auf den Schoß und strich sie mit ihren fleckigen Fingern glatt. »Ich dich von Geburt kenne. Über dich gewacht.«

Lhel? Irgendwo hatte er den Namen schon einmal gehört. »Wieso kommst du nie in die Feste?«

»Ich kommen.« Sie zwinkerte ihm zu. »Ich nicht gesehen.«

»Warum redest du nicht richtig?«

Spielerisch berührte Lhel ihn mit einem Finger an der Nase. »Vielleicht du mich lehren? Ich auch lehren. Ich darauf warten, dich lehren, alle Zeit draußen in den

Bäumen. Einsame Zeit, aber ich warten. Du bereit, Dinge lernen?«

»Nein. Ich war auf der Suche nach … nach …«

»Mama?«

Tobin nickte. »Ich habe sie in einem Traum gesehen. In einem Zimmer unter der Erde.«

Lhel schüttelte traurig den Kopf. »Nicht sie. Das ich. Du diese Mama jetzt nicht mehr brauchen.«

Gram überwältigte Tobin. »Ich will nach Hause!«

Lhel tätschelte ihm die Wange. »Nicht so weit. Aber du nicht kommen zu verirren, oder?« Sie klopfte auf die Puppe. »Das dir Ärger machen.«

»Na ja …«

»Ich wissen. Du kommen, *Keesa*.«

Damit stand sie auf und stapfte mit der Puppe durch die Bäume davon. Tobin hatte keine andere Wahl, als ihr zu folgen.

Wenn Rhius und die Männer fort waren, dauerte das Waschen nicht so lange. Da Regen drohte, beeilten sich Nari und Köchin mit den Kleidern und Laken, während Mynir in der Halle Wäscheleinen zum Trocknen aufhängte.

Sie wurden rechtzeitig fertig, um ein ordentliches Abendmahl zuzubereiten.

»Ich mache das Brot«, verkündete Nari, während sie zufrieden die Schnüre voll tropfender Wäsche betrachtete. »Ich sehe nur rasch nach, ob Tobin dabei helfen möchte.«

In Wahrheit fühlte sie sich nicht wohl dabei, das Kind so viel alleine zu lassen, erst recht nicht seit dem Vorfall im Spielzeugzimmer. Es konnte der Geist gewesen sein, der den Raum verwüstet hatte – die Vorstellung, dass Tobin jenen schweren Kleiderschrank umgekippt haben könnte, jagte ihr einen Heidenangst ein. Aber es war Tobin

gewesen, den sie gesehen hatte, wie er Spielzeug und zerrissene Wandbehänge umherwarf, und er hatte sie angegriffen, ihr die Nase blutig geschlagen, bevor sie ihn festhalten konnte. Es wurde zunehmend schwieriger zu unterscheiden, wann dem Dämon die Schuld zu geben war und wann Tobin einen seiner Anfälle erlitt. Seit dem Tod seiner Mutter gebarte er sich so seltsam, kapselte sich ab und verhielt sich ständig, als hütete er ein großes Geheimnis.

Nari seufzte, als sie die Treppe erklomm. Ariani hatte als Mutter nie viel getaugt, außer vielleicht während jener letzten, ruhigen Monate. Und Rhius? Nari schüttelte den Kopf. Aus ihm war sie nie richtig klug geworden, umso weniger nach dem Tod seiner Gemahlin. Wenn sich Tobin ein wenig eigenartig entwickelte – nun, wer konnte ihm daraus einen Vorwurf machen?

Sie fand Tobin kniend neben seiner Spielzeugstadt vor. Das schwarze Haar hing ihm als verworrene Masse um das Gesicht, während er an einem zerbrochenen Schiff arbeitete.

»Möchtest du mir beim Backen helfen, mein Schatz?«, fragte sie.

Er schüttelte den Kopf und versuchte, den winzigen Mast wieder anzubringen.

»Soll ich dir dabei helfen?«

Abermals schüttelte er den Kopf und wandte sich ab, griff nach etwas neben ihm.

»Wie du willst, Meister Schweigen.« Nari bedachte ihn mit einem letzten liebevollen Blick, dann begab sie sich zurück in die Küche und überlegte bereits, welches Brot sie für das Abendmahl backen sollte.

Sie hörte nicht, wie das kleine Schiff auf den Boden des leeren Zimmers hinter ihr fiel.

Tobin wiegte das Kaninchen in den Armen, während er Lhel tiefer in den Wald folgte. Er konnte keinen Pfad erkennen, dennoch bahnte sie sich so flink einen Weg durch die Bäume, als könnte sie einen sehen. Der Wald wurde dunkler, und die Bäume wuchsen höher als alle, die Tobin bisher kannte. Bald marschierten sie zwischen riesigen Eichen und Tannen. Breite Streifen mit gelbem Frauenschuh, Wintergrün und übel riechenden, purpurnen Waldlilien bedeckten den Boden wie ein bunter Flickenteppich.

Tobin musterte Lhel, während er ihr folgte. Sie war kaum größer als er, ihr Haar so schwarz wie das seiner Mutter, aber struppig, kraus, mit dichten, silbrigen Strähnen darin.

Sie gingen eine lange Weile. Tobin wollte nicht so tief in den Wald, nicht mit ihr, aber sie hatte die Puppe und schaute nicht zurück, um zu sehen, ob er ihr folgte. Er blinzelte frische Tränen zurück und gelobte sich, nie mehr alleine die Feste zu verlassen.

Schließlich hielt sie an der größten Eiche an, die Tobin je gesehen hatte. Hoch wie der Turm der Feste ragte sie über ihnen auf, und der Stamm schien fast ebenso dick. Tierschädel, Geweihe und zum Trocknen aufgehängte Felle zierten den Baum. Ein paar kleine Fische hingen an Trockengestellen daneben, und Tobin erblickte aus Gras und Weidenruten geflochtene Körbe. Unmittelbar dahinter bildete eine Quelle einen klaren, runden Teich, der einen gurgelnden Bach den Hügel hinabentsandte. Sie tranken mit den Händen das Wasser, dann führte Lhel ihn zurück zu dem mächtigen Baum.

»Mein Haus«, verkündete sie und verschwand im Stamm.

Tobin sog scharf die Luft ein und fragte sich, ob der

Baum sie verschluckt hatte, doch sie spähte seitlich daraus hervor und bedeutete ihm, ihr zu folgen.

Als er näher trat, erkannte er, dass im Stamm eine Ritze klaffte, groß genug, um sie zu durchschreiten, ohne sich zu bücken. Im Inneren des uralten Baumes befand sich ein hohler Raum, fast so groß wie Tobins Schlafzimmer, mit einem Boden aus festgetretener, trockener Erde. Das glatte, silbrige Holz der Wände erstreckte sich hoch hinauf in Dunkelheit. Durch eine zweite Ritze ein paar Ellen über der Tür fiel genug Licht ein, dass Tobin eine mit Fellen bedeckte Pritsche, eine Feuergrube und einen kleinen Eisenkessel daneben erkennen konnte. Der Kessel sah genau wie einer jener aus, die Köchin verwendete.

»Hast du diesen Ort gemacht?«, fragte er und vergaß seine Furcht, während er sich umsah. Das hier war noch besser als ein Raum unter der Erde.

»Nein. Alte Großmamabäume öffnen Herzen, machen guten Platz drinnen.« Sie küsste sich auf die Handfläche und drückte sie gegen das Holz, als bedankte sie sich bei dem Baum.

Lhel ließ Tobin auf der Pritsche Platz nehmen und entfachte ein kleines Feuer in der Grube. Er legte das Kaninchen neben sich, wo es sich niederließ und begann, sich mit den Pfötchen die Schnurrhaare zu putzen. Lhel griff in die Schatten nahe der Tür und holte einen Korb mit wilden Erdbeeren und einen geflochtenen Laib Brot hervor.

»Das sieht aus wie das Brot, das Köchin unlängst gebacken hat«, bemerkte Tobin.

»Sie gute Bäcker«, erwiderte Lhel und stellte das Essen vor ihm ab. »Ich gesagt, gehen zu deine Heim.«

»Du hast das Brot gestohlen?«

»Ich es verdienen, warten auf dich.«

»Wie kommt es dann, dass ich dich noch nie gesehen habe?«, fragte Tobin erneut. »Warum habe ich noch nie von dir gehört, wenn du so nahe der Feste lebst?«

Die Frau steckte sich eine Handvoll Beeren in den Mund und zuckte mit den Schultern. »Ich nicht will, mich Leute sehen, Leute mich nicht sehen. Jetzt wir machen gut diese *Bekka, ja*?«

Bevor Tobin Einwände erheben konnte, zog Lhel ihr Messer und schnitt das glänzende, schwarze Garn vom Hals der Puppe. Kaum hatte es sich durchtrennt, wickelte es sich zu einem dünnen Strang schwarzer Haare auf.

»Mamas.« Lhel kitzelte Tobins Wange damit, dann warf sie den Strang ins Feuer. Sie verwendete neuerlich das Messer, öffnete damit eine Naht am Rücken der Puppe und schüttelte in die Flammen einige braune, bröckelige Flocken, die sie anschließend durch Kräuterzweige aus einem Korb ersetzte. Darunter erkannte Tobin die dornigen Spitzen von Rosmarin und Raute.

Sie holte eine silberne Nadel und etwas Faden aus dem Beutel an ihrem Gürtel hervor und streckte Tobin die Hand entgegen. »Brauchen bisschen von deine Rot, *Keesa,* bannen den Zauber. Machen das deine *Hekka*.«

»Sie gehört bereits mir«, begehrte Tobin auf und schrak zurück.

Lhel schüttelte den Kopf. »Nein.«

Da Tobin nicht wusste, was er sonst tun sollte, ließ er sich von ihr in den Finger stechen und sie einen Tropfen seines Blutes in den Körper der Puppe pressen. Danach vernähte sie den Rücken wieder, setzte die Puppe aufrecht auf ihr Knie und rümpfte die Nase zu einer komischen Grimasse. »Braucht Gesicht, aber du machen das. Ich getan letzte Sache jetzt. Kleine Sache.«

Vor sich hin summend schnitt Lhel eine Locke von Tobins Haar ab, rieb den Strang wie eine Bogensehne mit Wachs ein und verdrillte ihn zu einer neuen Halskordel für die Puppe. Tobin beobachtete ihre Finger, als sie die Kordel mit einem eigenartigen Knoten sicherte, der die Enden des Stranges zusammenzufügen schien. »Bist du eine Zauberin?«

Lhel schnaubte und reichte ihm die fertige Puppe. »Was du glauben das ist?«

»Bloß – bloß eine Puppe?«, gab Tobin zurück, der bereits vermutete, dass dem nicht so war. »Ist sie jetzt magisch?«

»Immer magisch sein«, klärte Lhel ihn auf. »Mein Volk das nennen *Bekkamari*. Hat Geist drin. Du kennen.«

»Der Dämon?« Tobin starrte auf die Puppe hinab.

Lhel bedachte ihn mit einem traurigen Lächeln. »Dämon, *Keesa*? Nein. Geist. Gespenst. Das dein Bruder.«

»Ich habe keinen Bruder.«

»Du haben, *Keesa*. Mit dir geboren, aber sterben. Ich deiner Mama zeigen, wie das machen für sein arme *Mari*. Er auch warten. Lange. Du sagen …« Sie setzte ab und presste die Handflächen unter dem Kinn aneinander, während sie nachdachte. »Du sagen: ›Blut, mein Blut. Fleisch, mein Fleisch. Knochen, mein Knochen. ‹«

»Was bewirkt das?«

»Ihn zu dich binden. Du dann sehen. Er dich braucht. Du ihn brauchst.«

»Ich will ihn nicht sehen!«, rief Tobin aus und dachte an all die Ungeheuer, die er im Geiste stets heraufbeschwor, wenn er versuchte, der Gegenwart, die sein Leben überschattete, eine Gestalt beizufügen.

Lhel streckte den Arm aus und legte die raue Handfläche auf seine Wange. »Du lange genug Angst. Sein tap-

fer jetzt wie Krieger. Dir Dinge bevorstehen, du nicht wissen. Du immer sein tapfer, ganze Zeit.«

Immer tapfer, wie ein Krieger, dachte Tobin. Wenngleich er sich alles andere als tapfer fühlte, schloss er die Augen und sprach mit zaghafter Stimme: »Blut, mein Blut. Fleisch, mein Fleisch …«

»Knochen, mein Knochen«, half Lhel ihm leise.

»Knochen, mein Knochen.«

Er spürte, wie der Dämon die Eiche betrat und ihm so nahe kam, dass er die Hand auszustrecken und ihn zu berühren vermocht hätte, wenn er es gewagt hätte. Lhels kühle Hand legte sich auf die seine.

»*Keesa*, schau.«

Tobin öffnete die Augen und schnappte nach Luft. Ein Junge, der genau wie er aussah, kauerte wenige Schritte entfernt. Aber dieser Junge war schmutzig und nackt, und das stumpfe, schwarze Haar hing ihm verfilzt, in dreckigen Strähnen um das Gesicht.

Ich habe ihn an dem Tag gesehen, als Mama … Tobin verdrängte den Gedanken. An *jenen Tag* dachte er nicht. Niemals.

Der andere Junge funkelte Tobin mit so dunklen Augen an, dass die Pupillen darin nicht erkennbar waren.

»Er sieht aus wie ich«, flüsterte Tobin.

»Er du. Du er. Gleichkinder.«

»Zwillinge, meinst du?« Tobin hatte in Alestun Zwillinge gesehen.

»Zwillinge, ja.«

Der Dämon bleckte Lhel mit einem lautlosen Zischen die Zähne entgegen, huschte zur gegenüberliegenden Seite des Feuers und kauerte sich dort nieder. Das Kaninchen hüpfte zurück auf Tobins Schoß neben die Puppe und putzte sich weiter.

»Er mag dich nicht«, sagte Tobin zu Lhel.

»Hasst«, pflichtete Lhel ihm bei. »Deine Mama ihn haben. Jetzt du ihn haben. Du *Hekkamari* sicher halten, sonst er verloren. Er dich brauchen, dir helfen.«

Beunruhigt vom starrenden, finsteren Blick des Dämons, schmiegte sich Tobin an Lhel. »Warum ist er gestorben?«

Sie zuckte mit den Schultern. »Manchmal, *Keesa*, sterben.«

Der Geist duckte sich tiefer, schien bereit, sie anzuspringen. Sie schenkte ihm keine Beachtung.

»Aber – aber warum ist er nicht zu Bilairy gelangt?«, verlangte Tobin zu erfahren. »Nari sagt, wenn wir sterben, gelangen wir zu Bilairy an die Tore, und er bringt uns zu Astellus, der uns in die Lande der Toten geleitet.«

Abermals zuckte Lhel mit den Schultern.

Tobin wand sich vor Enttäuschung. »Na ja, wie heißt er?«

»Tote keine Namen.«

»Ich muss ihn doch irgendwie nennen!«

»Nennen ihn Bruder. Das er sein.«

»Bruder?« Der Geist starrte ihn nur weiter an, und Tobin schauderte. Dies war schlimmer als etwas, das er überhaupt nicht sehen konnte. »Ich will nicht, dass er mich die ganze Zeit ansieht. Und außerdem tut er mir weh! Er hat meine Stadt zerbrochen!«

»Er das nicht mehr tun, jetzt du haben *Hekkamari*. Du ihm sagen: ›Geh weg!‹, er gehen weg. Du ihn auch rufen zurück, mit Worten ich dir gezeigt. Du sagen, so ich weiß, du sie kennst.«

»Blut, mein Blut. Fleisch, mein Fleisch. Knochen, mein Knochen.«

Der Geistjunge zuckte zusammen, dann kroch er näher

zu Tobin, der zurückschreckte und das Kaninchen fallen ließ.

Lhel umarmte ihn und lachte. »Er dir nicht tun weh. Du ihm sagen, gehen weg.«

»Geh weg, Bruder!«

Der Geist verschwand.

»Kann ich ihn für immer verschwinden lassen?«

Plötzlich ernst, ergriff Lhel seine Hand. »Nein! Du ihn brauche, ich dir sagt.« Traurig schüttelte sie den Kopf. »Denken, wie einsam er sein? Er Mama vermissen, wie du Mama vermissen. Sie *Hekka* gemacht, für ihn gesorgt. Sie tot. Niemand gesorgt. Du ihn jetzt gesorgt.«

Tobin gefiel ganz und gar nicht, wie sich das anhörte. »Was soll ich tun? Muss ich ihn füttern? Kann ich ihm Kleider geben?«

»Geister essen mit Augen. Müssen sein bei Leute. So du ihn sehen, deine Mama ihn halten. Mehr sie nicht können, so krank in Herz. Du ihn manchmal rufen, ihn lassen schauen bei dir, damit er nicht einsam und hungrig. Du das tun, *Keesa?«*

Tobin konnte sich nicht vorstellen, einen Geist vorsätzlich zu rufen, aber er verstand nur allzu gut, was Lhel ihm darüber zu sagen versuchte, dass sich Bruder einsam und verloren fühlte.

Er seufzte, dann flüsterte er abermals die Worte. »Blut, mein Blut. Fleisch, mein Fleisch. Knochen, mein Knochen.«

Bruder tauchte wieder vor ihm auf, immer noch mit finsterer Miene.

»Gut!«, rief Lhel aus. »Du und Geist …« Sie schlang die Zeigefinger ineinander.

Tobin musterte das verdrießliche Gesicht, das so sehr

seinem eigenen ähnelte und doch auch nicht. »Wird er mein Freund sein?«

»Nein. Du tun, was er tun. Sein viel schlimmer bevor Mama machen *Hekkamari*.« Sie vollführte abermals das Verbindungszeichen mit den Fingern. »Ihr nah.«

»Werden Nari und Vater ihn sehen können, wenn ich ihn rufe?«

»Nein, außer sie haben Auge. Oder er wollen.«

»Aber du kannst ihn sehen.«

Lhel tippte sich an die Stirn. »Ich haben Auge. Du auch, ja? Du sehen ihn bisschen?« Tobin nickte. »Sie ihn kennen, ohne sehen. Vater. Nari. Alter Mann an Tür. Sie wissen.«

Tobin fühlte sich, als hätte jemand die Luft aus ihm gepresst. »Sie *wissen*, wer der Dämon ist? Dass ich einen Bruder habe? Warum haben sie es mir nicht gesagt?«

»Sie nicht bereit. Bis dann, du Geheimnis wahren.« Sie klopfte ihm aufs Herz. »Sie nicht wissen *Hekkamari*. Nur dein Mama und ich. Du Geheimnis wahren, nur du. Du *niemand* zeigen!«

»Aber wie?« Tobin fühlte sich in seine ursprüngliche Zwangslage zurückversetzt. »Ich verstecke sie an immer anderen Orten, aber …«

Lhel stand auf und ging zur Tür. »Dein, *Keesa*. Du sie tragen. Gehen heim jetzt.«

Bruder begleitete sie, als sie den Rückweg antraten, bald vor ihnen, bald hinter ihnen. Er schien zu laufen, doch es sah nicht ganz richtig aus, wenngleich Tobin nicht zu sagen vermochte, weshalb.

Binnen überraschend kurzer Zeit erblickte Tobin das Dach des Wachturms über den Baumwipfeln.

»Du lebst ja wirklich gar nicht weit von uns entfernt!«, rief er aus. »Darf ich dich wieder besuchen kommen?«

»Weile warten, *Keesa*.« Lhel blieb unter einer Birke mit tief herabhängenden Ästen stehen. »Dein Vater nicht mögen, du mich kennen. Du bald Neues lernen.« Damit streckte sie den Arm aus, legte ihm erneut die Hand auf die Wange und zeichnete ihm mit dem Daumen ein Symbol auf die Stirn. »Du großer Krieger, *Keesa*. Ich sehen. Du dann erinnern, ich dir helfen, ja?«

»Das werde ich«, versprach Tobin. »Und ich werde mich um Bruder kümmern.«

Lhel tätschelte ihm die Wange und lächelte dabei nicht ganz. Ihre Lippen schienen sich nicht zu bewegen, als sie sagte: »Du tun wirst alles, was muss getan sein.«

Damit wandte sie sich ab und ging davon, verschwand so rasch, dass Tobin nicht einmal sicher war, in welche Richtung. Bruder hingegen blieb bei ihm, beobachtete ihn mit jenem Furcht einflößenden, starrenden Blick. Ohne Lhel fluteten Tobins alte Ängste zurück.

»Geh weg!«, befahl Tobin hastig. *»Blut, mein Blut, Fleisch, mein Fleisch, Knochen, mein Knochen!«* Zu seiner Erleichterung gehorchte der Geist, wurde schlagartig unsichtbar wie eine gelöschte Kerze. Dennoch war Tobin überzeugt, seine ihn verfolgenden Schritte zu spüren, als er nach Hause eilte.

Mit dem Wachturm als Geleit fand er zurück zum Flussufer, dem er flink zur hinteren Mauer der Feste folgte. Aus der Küche und dem Hof ertönten die üblichen Abendgeräusche, als er durch das Tor huschte, aber in der Halle hielt sich niemand auf. Tobin huschte hindurch und schaffte es bis in sein Zimmer, ohne jemandem zu begegnen.

Im ganzen Haus roch es angenehm nach Backgut. Tobin versteckte die Puppe wieder in der Truhe, schob seine besudelten Schuhe unter den Kleiderschrank, wusch sich

Hände und Gesicht und begab sich nach unten zum Abendessen.

Zurück in der Sicherheit seines Heims, vergaß er bald, wie sehr er sich gefürchtet hatte. Er war stundenlang fort gewesen, hatte ein Abenteuer erlebt, und niemand hatte es bemerkt. Auch wenn er sich geängstigt hatte, auch wenn Bruder nicht sein Freund oder auch nur viel weniger Furcht erregend sein würde, irgendwie fühlte er sich älter und näher daran, der Krieger zu werde, der eines Tages seines Vaters Rüstung tragen würde.

Nari und Mynir legten Löffel auf den Küchentisch, während Köchin etwas Leckeres in einem Kessel über dem Feuer umrührte.

»Da bist du ja!«, rief Nari aus, als er eintrat. »Ich wollte dich gerade holen kommen. Du bist heute Nachmittag so still gewesen, dass ich dich kaum bemerkt habe!«

Tobin griff sich ein warmes Brötchen von dem Haufen, der auf der Anrichte abkühlte, biss hinein und lächelte.

Lhel würden diese Brötchen schmecken.

KAPITEL 14

Am nächsten Tag saß Tobin neben seiner Spielzeugstadt und hielt die Puppe auf dem Schoß. Nari war mit Mynir in die Stadt gereist, und bei Köchin konnte man sich darauf verlassen, dass sie oben nicht nach ihm suchen würde.

Der durchdringende Duft frischer Kräuter stieg Tobin in die Nase, während er in das leere Gesicht hinabstarrte und wie schon so oft überlegte, was seine Mutter darin erkannt haben mochte, wenn sie es betrachtet hatte. Hatte sie Bruder darin gesehen? Er hakte einen Finger unter die Haarkordel um den Puppenhals und zupfte müßig daran, dachte dabei: *Mein Haar; mein Blut.*

Und seine Verantwortung, hatte Lhel gesagt, wenngleich er sie nicht wollte. Es war schlimm genug gewesen, Bruder zu rufen, als sie bei ihm gewesen war. Es nun zu tun? Hier? Allein beim Gedanken daran, schlug sein Herz schneller.

Stattdessen holte er Tinte und einen Federkiel aus der Truhe und trug die Puppe zum Fenster, wo besseres Licht herrschte. Er tauchte den Kiel in die Tinte und versuchte, ein rundes Auge in das blanke Stoffgesicht zu zeichnen. Die Tinte sickerte in den Musselin, wodurch ein spinnengliedriger, schwarzer Klecks entstand. Seufzend schnippte er ein paar Tropfen Tinte vom Kiel und versuchte es mit einer trockeneren Spitze erneut. Diesmal gelang es ihm besser, und er zeichnete um den Klecks herum, füllte dessen Kanten zu einer großen, dunklen Netzhaut und umrahmte sie mit zwei geschwungenen, waagerechten Linien als Lider. Nachdem er ein zweites Bild selber Machart hinzugefügt hatte, blickte er in große, schwarze Augen, die durchaus an jene Bruders erin-

nerten. Danach versuchte er sich an der Nase und dunklen Brauen. Als er jedoch beim Mund anlangte, zeichnete er ihn lächelnd. Das sah gar nicht richtig aus; die Augen wirkten immer noch zornig, doch er konnte nichts mehr ändern. Es war kein besonders gelungenes Gesicht, dennoch eine Verbesserung gegenüber dem leeren, das er sein Leben lang gekannt hatte.

Zudem ließ es die Puppe mehr wie die seine erscheinen, aber Bruder zu rufen, empfand Tobin deshalb nicht als weniger beunruhigend. Tobin trug die Puppe in den von der Tür entferntesten Winkel und setzte sich mit dem Rücken an die Wand gepresst hin. Was, wenn Bruder ihn angriffe? Was, wenn er die Stadt erneut zerbräche oder davonraste, um jemanden zu verletzen?

Letzten Endes waren es Lhels Worte über Bruders Hunger, die Tobin dazu bewogen, den Ruf zu wagen. Er drückte sich in die Ecke, so gut er konnte, kniffe die Augen halb zusammen und flüsterte: »Blut, mein Blut. Fleisch, mein Fleisch. Knochen, mein Knochen.«

Am Vortag in der Eiche hatte sein Bruder wie ein wildes Tier unmittelbar vor seinen Füßen gekauert. Diesmal hingegen musste sich Tobin umsehen, um ihn zu entdecken.

Bruder stand an der Tür, als wäre er gerade hereingekommen – wie ein lebendiger Mensch. Er war immer noch dünn und schmutzig, aber er trug einen schlichten, sauberen Kittel ähnlich jenem, der Tobin kleidete. Außerdem wirkte er an diesem Tag nicht so zornig. Er stand einfach da und starrte Tobin völlig ausdruckslos aus, als wartete er auf etwas.

Langsam erhob sich Tobin, ohne die Augen von dem Geist abzuwenden. »Möchtest – möchtest du hier herüberkommen?«

Bruder durchschritt das Zimmer nicht. Vielmehr befand er sich schlagartig neben Tobin und starrte ihn mit jenen schwarzen Augen an, die niemals blinzelten. Lhel hatte gesagt, man musste ihn füttern, indem man ihn Dinge ansehen ließ. Tobin streckte die Puppe aus. »Siehst du? Ich habe ihr ein Gesicht gemalt.«

Bruder ließ keine Anzeichen von Neugier oder Verständnis erkennen. Zaghaft musterte Tobin das seltsame Antlitz. Abgesehen von der halbmondförmigen Narbe am Kinn besaß Bruder dieselben Züge wie er, dennoch sah er eigentlich gar nicht wie Tobin aus.

»Bist du hungrig?«, fragte er.

Bruder erwiderte nichts.

»Komm mit. Ich zeige dir Sachen. Dann kannst du gehen.«

Tobin fühlte sich ein wenig töricht, als er durch das Zimmer schritt und einem stummen Geist seine Lieblingsbesitztümer vorführte. Er hielt seine kleinen Skulpturen und Schnitzereien hoch, und die Schätze, die sein Vater ihm geschickt hatte. Würde Bruder eifersüchtig werden? Er ergriff einen plenimarischen Schildbuckel und streckte ihn Bruder entgegen. »Möchtest du das haben?«

Bruder nahm ihn mit einer Hand an, die fest wirkte, aber als sich ihre Finger zu berühren schienen, spürte Tobin nur einen Hauch kalter Luft.

Er kauerte sich neben die Stadt, und Bruder tat es ihm gleich, immer noch mit dem Schildbuckel in der Hand. »Ich bringe all die Dinge wieder in Ordnung, die du an jenem Tag zerbrochen hast«, sagte er und ließ ein wenig Groll in seine Stimme kriechen. Er ergriff ein Schiff und zeigte Bruder, wo der Mast geflickt worden war. »Nari glaubt, ich hätte es getan.«

Immer noch schwieg Bruder.

»Aber ich denke, es ist schon gut. Du hattest Angst, ich würde Nari die Puppe zeigen, stimmt's?«

Du musst sie behalten.

Tobin erschrak so heftig, dass er das Schiff fallen ließ. Bruders Stimme klang matt und ausdruckslos, und seine Lippen bewegten sich nicht, dennoch bestand kein Zweifel daran, dass er gesprochen hatte.

»Du kannst reden!«

Bruder starrte ihn an. *Du musst sie behalten.*

»Das werde ich, versprochen. Aber du hast geredet! Was kannst du sonst noch sagen?«

Bruder starrte ihn weiter an.

Kurz stockte Tobin und überlegte, was er zu einem Geist sagen könnte. Dann fiel ihm plötzlich ein, was er fragen wollte. »Siehst du Mama im Turm?«

Bruder nickte.

»Besuchst du sie?«

Ein weiteres Nicken.

»Will – will sie mir wehtun?«

Manchmal.

Ein Knoten des Grams und der Furcht nistete sich in Tobins Brust ein. Er schlang die Arme um sich und musterte suchend das Gesicht des Geistes. Erkannte er darin einen Ansatz von Befriedigung? »Aber warum?«

Bruder konnte oder wollte ihm nicht antworten.

»Dann geh weg! Ich will dich hier nicht haben!«, schrie Tobin.

Bruder verschwand, und der Messingbuckel fiel scheppernd zu Boden. Kurz starrte Tobin darauf, dann schleuderte er ihn durchs Zimmer.

Mehrere Tage verstrichen, ehe Tobin den Mut aufbrachte, Bruder erneut zu rufen. Als er es jedoch letztlich tat, stellte er fest, dass er sich nicht mehr vor ihm fürchtete.

Tobin war neugierig, ob Nari ihn sehen könnte, deshalb befahl er Bruder, ihm ins Schlafzimmer zu folgen, wo Nari die Bettwäsche wechselte. Die Frau blickte geradewegs durch Bruder hindurch, ohne ihn wahrzunehmen.

Auch niemand sonst konnte ihn sehen, als Tobin ihn an jenem Abend kurz in die Küche mitnahm, da er dachte, es könnte dagegen helfen, dass Bruder so schrecklich hungrig wirkte, wenn er Essen zu sehen bekäme.

Als sich Tobin in jener Nacht allein im Schlafzimmer befand, rief er ihn wieder, um zu überprüfen, ob sich eine Veränderung eingestellt hatte. Dem war allerdings nicht so. Bruder sah so ausgehungert aus wie immer.

»Hast du mit den Augen nichts von den Mahlzeiten gegessen?«, fragte Tobin, während Bruder reglos am Fußende des Bettes stand.

Bruder legte den Kopf schief, als wöge er die Frage ab. *Ich* esse *alles mit den Augen.*

Tobin schauderte, als Bruder ihn ansah. »Hasst du mich, Bruder?«

Eine lange Pause. *Nein.*

»Warum bist du dann so gemein?«

Darauf wusste Bruder keine Antwort. Tobin vermochte nicht abzuschätzen, ob er die Frage überhaupt verstanden hatte.

»Magst du es, wenn ich dich rufe?«

Wieder stieß er auf keinerlei Verständnis.

»Wirst du nett zu mir sein, wenn ich dich jeden Tag erscheinen lasse? Wirst du tun, was ich sage?«

Bruder blinzelte ihn träge an wie eine Eule in der Sonne.

Das musste Tobin vorerst reichen. »Du darfst nichts mehr zerbrechen und niemanden mehr verletzen. Das ist sehr böse. Wenn du lebendig wärst, würde Vater nicht zulassen, dass du dich so benimmst.«

Vater …

Bei dem kalten, zischenden Flüstern richteten sich die feinen Härchen an Tobins Armen auf. Er befahl Bruder zu verschwinden, zog sich die Decke wie eine Kapuze über den Kopf und starrte die flackernde Nachttischlampe an, bis Nari ins Bett kam. Danach rief er Bruder nur noch tagsüber.

KAPITEL 15

Iya und Arkoniel verbrachten den Sommer in den südlichsten Provinzen, wo Iya eine greise Zauberin namens Ranai aufsuchte, die in einem kleinen Fischerdorf nördlich von Erind lebte. Als Mädchen hatte Ranai im Großen Krieg an der Seite von Iyas Meister gekämpft und war dabei schwer verwundet worden. Iya hatte Arkoniel auf die Begegnung mit ihr vorbereitet, dennoch zuckte er beim ersten Anblick ihres Gesichts innerlich zusammen, als sie auf ihr Klopfen hin die Tür ihres Häuschens öffnete.

Sie erwies sich als zerbrechliche, gebückte Frau. Der Dämon eines Totenbeschwörers hatte ihr linkes Bein verkrüppelt und mit Klauen aus Feuer über die linke Hälfte ihres Kopfes gekratzt; die Haut dort klebte in fahlen, wachsartigen Graten am Schädel, die sich nicht bewegte, wenn sie lächelte oder sprach.

Vermutlich hat sie deshalb entschieden, sich in diesem winzigen Weiler abzukapseln, dachte Arkoniel. Die Macht in der Frau ließ ein Kribbeln durch die Härchen an den Armen des jungen Zauberers laufen.

»Seid gegrüßt, Frau Ranai«, sagte Iya und verneigte sich vor der alten Frau. »Erinnert Ihr Euch an mich?«

Ranai musterte sie einen Augenblick mit verengten Augen, dann lächelte sie. »Na, so was, du bist Agazhars Mädchen, nicht wahr? Allerdings kein Mädchen mehr. Komm herein, Liebes. Und wie ich sehe, hast du mittlerweile einen eigenen Schüler. Nur herein und willkommen, junger Mann, gern will ich meinen Tisch mit euch teilen.«

Regen prasselte einlullend auf das Reetdach, während die Greisin vom Tisch zum Herd und wieder zurück

humpelte, ihnen mit Brot und Suppe aufwartete. Iya trug Käse und einen Schlauch guten Weins bei, den sie im Dorf gekauft hatten. Die nächtliche Brise wehte den Geruch von Wildrosen und des Meeres durch das einzige Fenster des Häuschens.

Während sie speisten, sprachen sie über belanglose Dinge, doch nachdem das Geschirr abgeräumt war, heftete Ranai das heile Auge auf Iya und sagte: »Ich denke, du bist aus einem bestimmten Grund gekommen.«

Arkoniel lehnte sich mit seinem Wein zurück. Die Unterhaltung, die folgen würde, kannte er mittlerweile auswendig.

»Fragst du dich jemals, Ranai, was wir Zauberer erreichen könnten, wenn wir die Köpfe zusammensteckten?«, begann Iya.

Das ist das zweihundertunddreizehnte Mal, dachte Arkoniel. Er hatte mitgezählt.

»Dein Meister und ich haben erlebt, wozu Zauberer fähig sind, zum Guten und zum Schlechten«, erwiderte Ranai. »Bist du deswegen den weiten Weg hierher gekommen, Iya? Um mich das zu fragen?«

Iya lächelte. »Nur wenigen gegenüber würde ich das geradeheraus sagen, aber dir gegenüber schon. Wie ist deine Haltung, was den König angeht?«

In den unversehrten Teil von Ranais Gesicht trat ein vertrauter Ausdruck der Verwunderung und Hoffnung. Sie schwenkte eine Hand, und das Fenster schloss sich von selbst. »Du hast von ihr geträumt!«

»Von wem?«, fragte Iya ruhig, doch Arkoniel spürte ihre Aufregung. Sie hatten eine weitere gefunden.

»Ich nenne sie die Traurige Königin«, flüsterte Ranai. »Die Träume haben vor etwa zwanzig Jahren angefangen, aber in letzter Zeit sendet Illior sie häufiger, beson-

ders in den Nächten zwischen den beiden Sicheln des Mondes. Manchmal ist sie jung, manchmal alt. Manche Male eine Siegerin, andere Male ein Leichnam. Ihr Gesicht sehe ich nie deutlich, aber es umgibt sie immer ein Gefühl tiefen Kummers. Ist sie echt?«

Iya beantwortete die Frage nicht unmittelbar. Das tat sie nie, ebenso wenig, wie sie je die Schale herzeigte, die sie in dem abgewetzten Lederbeutel bei sich trug. »Mir wurde in Afra eine Vision zuteil. Arkoniel kann das bezeugen. Darin sah ich zunächst die Zerstörung von Ero, dann eine neue Stadt und ein neues Zeitalter der Zauberer. Allerdings muss eine Königin über jene neue Stadt herrschen. Du weißt, dass Erius das niemals zulassen wird. Er folgt von den Vieren Sakor, obschon es Illior war, die Skala im Großen Krieg und seither beschützt hat. Auch über uns Zauberer hält Illior die Hand. Haben wir dem Lichtträger gut gedient, indem wir alle die Jahre tatenlos mit angesehen haben, wie die große, Thelátimos bescherte Prophezeiung mit Füßen getreten und missachtet wurde?«

Ranai zeichnete Muster in ein paar Weintropfen auf der Tischfläche. »Das habe ich mich selbst schon gefragt. Aber im Vergleich zu seiner Mutter ist Erius kein übler Herrscher, und er wird nicht ewig leben. Sogar ich konnte ihn noch überdauern. Und diese Sache mit den weiblichen Erben? Dafür gibt es Beispiele. Ghërilains eigener Sohn Pelis entriss seiner Schwester den Thron …«

»Und das Land wurde von einer Seuche heimgesucht, die ihn und Tausende andere noch im selben Jahr umbrachte«, erinnerte Arkoniel sie.

Ranai zog eine Augenbraue hoch, und er sah ein Aufblitzen der großen Frau, die sie einst gewesen sein musste. »Belehr du mich nicht über Geschichte, junger Mann.

Ich war dabei. Pelis streckten die Götter rasch nieder. Aber König Erius herrscht seit mittlerweile über zwei Jahrzehnten. Vielleicht hat er Recht damit, dass die Prophezeiung des Orakels falsch ausgelegt wurde. Du weißt so gut wie ich, dass seine Mutter zwar eine Nachkommin Thelátimos', aber trotzdem keine geeignete Herrscherin war.«

»Vielleicht wurde sie geschickt, um uns auf die Probe zu stellen«, erwiderte Arkoniel und versuchte, der älteren Zauberin gegenüber einen respektvollen Tonfall zu wahren. Er hatte zehn Jahre und Tausende Meilen Zeit gehabt, um darüber nachzugrübeln. »König Pelis erlitt eine schreckliche Seuche. Seit Erius den Thron übernahm, gab es Dutzende, wenngleich in kleinerem Ausmaß. Vielleicht waren sie Warnhinweise. Vielleicht neigt sich die Geduld des Lichtträgers dem Ende zu. Was Iya in Afra sah … .«

»Hast du von den Spürhunden gehört, junger Mann?«, herrschte Ranai ihn an. »Weißt du, dass der Zauberer des Königs ihm dient, indem er seinesgleichen jagt?«

»Ja, Ranai«, schritt Iya ein. »Wir haben sie bei der Arbeit gesehen.«

»Habt ihr auch gesehen, wie sie jemand umgebracht haben, den ihr kanntet? Nein? Nun, ich schon. Hilflos musste ich daneben stehen, während ein lieber Freund von mir, ein Zauberer, der vier Königinnen gedient hatte, an einem Eibengestell verbrannt wurde, weil er laut über einen Traum gesprochen hatte, der dem meinen – und zweifellos auch dem deinen – sehr ähnlich war. Er wurde verbrannt, weil er von einem Traum sprach! Stell dir vor, so du kannst, welche Macht die Spürhunde besitzen müssen, um in der Lage zu sein, derart grausam zu töten. Und sie verfolgen nicht nur uns, sondern jeden, der es wagt,

gegen die männliche Thronfolge zu sprechen. Ganz besonders Anhänger Illiors. Bei den Vieren, wenn er seine eigene Schwester tötet …«

Der Kelch glitt Arkoniel aus der Hand und verspritzte Wein über den Tisch. »Ariani ist tot?«

Naris Briefe trafen unverändert in regelmäßigen Abständen an den vereinbarten Orten ein. Wie konnte sie dies nie erwähnt haben?

»Ich glaube, es war letztes Jahr«, sagte Ranai. »Habt ihr sie gekannt?«

»Ja«, antwortete Iya, die sich ruhiger anhörte, als Arkoniel es für möglich gehalten hätte.

»Dann tut es mir leid, dass ihr es auf diese Weise erfahren musstet«, meinte Ranai.

»Der König hat sie getötet?«, stieß Arkoniel heiser hervor und bekam kaum Luft.

Ranai zuckte mit den Schultern. »Dessen bin ich nicht sicher, aber allen Berichten zufolge war er dort, als sie starb. Ihr seht also, sie war die Letzte, und Prinz Korin wird den Thron erben. Vielleicht wird er unsere Traurige Königin zeugen.«

»Vielleicht«, murmelte Iya, und Arkoniel wusste, das sie dieser Frau nichts mehr von ihrer Vision erzählen würde.

Unbehagliches Schweigen senkte sich über den Raum. Arkoniel kämpfte Tränen zurück und mied Iyas wachsamen Blick.

»Ich habe Illior und Skala brav gedient«, meinte Ranai schließlich, wobei sie sich geschlagen und alt anhörte. Sie berührte mit einer Hand ihr verheertes Gesicht. »Alles, was ich je wollte, war ein wenig Frieden.«

Iya nickte. »Verzeih, dass wir dich gestört haben. Was wirst du den Spürhunden sagen, sollten sie hierher kommen?«

Die ältere Zauberin besaß den Anstand, verlegen dreinzublicken. »Ich habe ihnen nichts zu sagen. Darauf hast du mein Wort.«

»Danke.« Iya streckte den Arm aus und bedeckte Ranais entstellte Hand mit der eigenen. »Das Leben ist lange, werte Freundin, und aus Rauch und Wasser geformt, nicht aus Stein. Lass uns beten, dass wir einander in besseren Tagen wieder sehen.«

Ein schrecklicher Verdacht wurzelte in Arkoniels Herz, als sie das Häuschen der Zauberin verließen und den schlammigen Pfad entlang aufbrachen, der aus dem Dorf führte. Allerdings konnte er noch nicht darüber reden; er wusste nicht ob er die Antwort ertragen könnte.

Sie schlugen das Lager unter einer riesigen Tanne am Meer auf. Iya sang einen Bann, um die Feuchtigkeit fernzuhalten, Arkoniel beschwor seine unlängst vervollkommnete magische Schöpfung, eine Kugel aus schwarzem Feuer, herauf und bannte sie in der Luft vor ihren Beinen.

»Ah, das ist angenehm.« Iya zog die triefnassen Stiefel aus und wärmte sich die Füße. »Gut gemacht.«

Eine Weile saßen sie da und lauschten dem Regen und dem gleichmäßigen Branden der Wogen gegen die Felsvorsprünge. Arkoniel versuchte, über Ariani zu reden, musste von Iyas Lippen hören, dass sein düsterer Verdacht falsch war, doch er schien außer Stande, die Worte zu formen. Kummer schnürte ihm wie ein Strick die Kehle zu.

»Ich wusste es«, sagte Iya schließlich und ließ sein Herz damit zu Asche zerfallen.

»Wie lange schon?«

»Seit es geschehen ist. Nari hat mich benachrichtigt.«

»Und du hast es mir nicht gesagt?« Unfähig, Iya anzusehen, starrte er durch die Zweige über ihm. All die Jahre war er von Erinnerungen an jene schreckliche Nacht heimgesucht worden, an jenes seltsame Kind, das sie geschaffen hatten, und an die liebliche Frau, die sie betrogen hatten. Seither waren sie nicht zurück nach Ero gereist – Iya verbot es noch immer –, dennoch hatte er sich immer ausgemalt, dass sie den Ort eines Tages aufsuchen und die Dinge irgendwie richtigstellen würden.

Arkoniel spürte ihre Hand auf seiner Schulter. »Wie konntest du es mir einfach nicht sagen?«

»Es gab nichts, was wir hätten tun können. Nicht, bis das Kind ins Erwachsenenalter übertritt. Erius hat seine Schwester nicht getötet, zumindest nicht unmittelbar. Ariani hat sich aus einem Turmfenster gestürzt. Anscheinend hat sie versucht, auch das Kind mit in den Tod zu reißen. Wir können dort nichts ausrichten.«

»Das sagst du immer!« Zornig wischte er die Tränen fort, die in seinen Augen aufwallten. »Ich stelle nicht in Frage, dass es Illiors Wille ist, was wir tun. Das habe ich nie. Aber bist du dir so sicher, dass wir ihn *auf diese Weise* erfüllen sollen? Es ist fast zehn Jahre her, Iya, und wir waren nicht ein einziges Mal dort, um nachzusehen, ob es ihr gut geht oder ob wir bei dem Schlamassel helfen können, den Lhel hinterlassen hat. Die Mutter des Kindes geht in den Freitod, und du behauptest immer noch, wir hätten wichtigere Arbeit?«

Zu erregt, um stillzusitzen, kroch er aus ihrem Unterstand und stapfte zum Ufer hinab. Die Tide stand hoch, das Wasser wogte sanft unter dem wechselnden Muster des Regens. In der Ferne warf der Schein einer Schiffslaterne einen Lichtfaden über die glasige Oberfläche. Arkoniel stellte sich vor, zu jenem Schiff hinauszuschwim-

men und um eine Koje zwischen den Seeleuten zu bitten. Er würde Fracht schleppen und Schote ziehen, bis seine Hände bluteten, und nie wieder an Magie, Geister oder sich aus Türmen stürzende Frauen denken.

O Illior! betete er stumm und wandte das Gesicht zum hinter den Wolken verborgenen Mond empor, während er am Ufer entlangschritt.

Wie kann dies dein Wille sein, wenn mein Herz bricht? Wie kann ich eine Lehrmeisterin lieben und ihr folgen, die solche Taten mit ansehen kann, ohne mit der Wimper zu zucken, und ein solches Schweigen zwischen uns wahrt?

Tief in seinem Herzen wusste er, dass er Iya noch immer liebte und ihr vertraute, dennoch fehlte zwischen dem Zweck und den Mitteln ein entscheidendes Gleichgewicht, was nur er zu spüren schien. Und wie konnte das sein? Schließlich war er nur ihr Schüler, ein völlig belangloser Zauberer.

Er blieb stehen, sank auf die Hacken zurück und vergrub das Gesicht in den Händen. *Irgendetwas stimmt nicht. Irgendetwas fehlt, wenn schon nicht für Iya, dann für mich.*

Seit Afra.

Bisweilen schien ihm, dass sein Leben an jenem schicksalshaften Sommertag neu begonnen hatte. Er legte die Stirn auf die Knie und rief sich das Gleißen der Sonne in Erinnerung, den Geschmack von Staub, die glatte Hitze der von der Sonne aufgeheizten Gedenksäule unter seiner Hand. Arkoniel dachte zurück an die kühle Dunkelheit der Höhle des Orakels, wo er gekniet hatte, um eine seltsame Antwort in Empfang zu nehmen, die eigentlich gar keine war; eine Vision seiner selbst, wie er einen dunkelhaarigen Knaben in den Armen hielt …

Eine eigenartige Stille umfing ihn, als er sich erinnerte.

Das Kind. Welches Kind?

Plötzlich erfasste ihn die Kälte des zornigen Geistes des ermordeten Kindes, ließ seine Hände steif werden und seine Knochen schmerzen. Einen Lidschlag lang schien es, als stünde er wieder unter jenem Kastanienbaum und beobachtete, wie der winzige Körper in die Erde hinabsank.

Die Magie der Hexe hatte nicht gereicht, um den wütenden Geist zu bannen.

Die Vision wurde vor seinem geistigen Auge heller, nahm neue Gestalt und Form an. Ein Kind erhob sich aus dem Boden zu seinen Füßen, kämpfte gegen die Umklammerung der Wurzeln und der harten Erde. Arkoniel ergriff die Hände des kleinen Geschöpfs und zog, blickte hinab in dunkelblaue, nicht schwarze Augen. Aber die Wurzeln hielten das Kind fest, zerrten an dessen Armen und Beinen. Eine Wurzel hatte den Rücken durchdrungen und ragte durch die Wunde in der Brust heraus, wo Lhel einen Hautstreifen mit Stichen feiner als Wimpern eingenäht hatte. Der Baum trank das Blut des Kindes. Arkoniel sah mit an, wie der Knabe vor seinen Augen verschrumpelte …

Immer noch umfing Arkoniel jene übernatürliche Kälte, ließ ihn zittern und taumeln wie einen Greis, als er sich langsam den Weg zurück zur Tanne bahnte.

Zauberer vermochten durchaus, in der Dunkelheit zu sehen, doch was Iya spürte, als Arkoniel zu ihr zurückgewankt kam, ließ sie dennoch ein Licht entfachen.

Sein Gesicht schimmerte aschfahl unter dem lichten Bart, seine rot geränderten Augen starrten sie geweitet

an. »In Afra!«, stieß er japsend hervor und sank neben ihr auf die Knie. »Meine Vision. Diejenige, die ich nicht – Tobin ist mein Pfad. Deshalb – o Iya, ich muss gehen! Wir müssen gehen!«

»Arkoniel, du redest wirres Zeug! Was ist denn?« Iya umfasste sein Gesicht mit beiden Händen und drückte die Stirn gegen die seine. Er zitterte wie ein von der Frühlingspest Befallener, doch sie spürte keine Anzeichen von Fieber. Vielmehr fühlte sich seine Haut eisig an. Behutsam sandte sie ihren Geist aus und empfing sofort eine Vision: Arkoniel stand auf einer hohen Klippe und blickte nach Westen über ein dunkelblaues Meer. Unmittelbar vor ihm, viel zu nah am Rand des Abgrunds, standen Arianis Zwillinge, mittlerweile groß und schlank. Strahlen goldenen Lichts verbanden den jungen Zauberer mit den Kindern.

»Siehst du?« Arkoniel zog sich zurück, ergriff ihre Hände und berichtete ihr von der dunkleren Vision, die am Ufer über ihn hereingebrochen war. »Ich muss zu dem Kind reisen. Ich muss Tobin sehen.«

»Na schön. Verzeih mir, dass ich es dir nicht gesagt habe. Meine Vision …« Sie streckte die leeren Hände mit den Handflächen nach oben aus. »Sie breitet sich so klar und doch so dunkel vor mir aus. Solange das Kind lebt, habe ich andere Dinge zu erledigen. Ich denke, ich habe vergessen, wie viel Zeit verstrichen ist, seit Ariani starb, und wie viel schneller sie für dich vergeht als für mich. Aber du musst mir glauben, wenn ich dir sage, dass ich das Kind nicht vergessen habe. Wir haben uns um Tobins willen all die Jahre von der Feste ferngehalten, und nun scheint es mir noch entscheidender, Erius' Aufmerksamkeit nicht auf jenes Haus zu lenken, zumal er mittlerweile allen Zauberern außer seinen eigenen misstraut.«

Sie setzte ab, als sie ein neuer Gedanke beschlich. Bereits zwei Mal hatte sie einen Blick darauf erhascht, wie Arkoniel vom Lichtträger berührt wurde, und während er in ihren Visionen vorkam, tauchte sie in den seinen nicht auf. Die Erkenntnis brachte Traurigkeit und einen Anflug von Furcht mit sich.

»Tja, anscheinend musst du tatsächlich gehen«, räumte sie ein.

Er küsste ihre beiden Hände. »Danke, Iya. Ich werde nicht lange fort sein, das verspreche ich. Ich will mich nur vergewissern, dass das Kind in Sicherheit ist und versuche herauszufinden, was Illior mir zu sagen versucht. Wenn es mir morgen gelingt, ein Schiff zu finden, bin ich in einer Woche zurück. Wo soll ich dich treffen?«

»Es besteht keine Notwendigkeit für solche Hast. Ich reise nach Ylani weiter, wie wir es geplant hatten. Schick mir dorthin eine Nachricht, wenn du das Kind gesehen hast …« Da war sie wieder, jene Traurigkeit. »Dann sehen wir weiter.«

KAPITEL 16

Arkoniel schaute über die Schulter zurück, als er am nächsten Tag aufbrach. Iya stand neben der Tanne und wirkte überaus klein und gewöhnlich. Sie winkte, und er winkte zurück, dann wandte er sich dem Dorf zu und versuchte, dem plötzlichen Kloß in seinem Hals keine Beachtung zu schenken. Es fühlte sich seltsam an, nach all den Jahren alleine zu reisen.

Seine Zaubereranhängsel trug er, sicher vor neugierigen Blicken geschützt, im über seine Schulter geschlungenen Schlafsack verstaut. Hoffentlich würde jeder, der ihn betrachtete, lediglich einen Reisenden in schlammigen Stiefeln und mit einem staubigen Hut mit ausgefranster Krempe sehen. Dennoch beabsichtigte er, Iyas Warnung zu beherzigen, Priester sowie andere Zauberer zu meiden und wie üblich wachsam nach Männern Ausschau zu halten, die das Falkenabzeichen der Spürhunde trugen.

Er fand einen Fischer, der sich als bereit erwies, ihn bis nach Ylani mitzunehmen, wo er auf ein größeres Schiff auf dem Weg nach Volchi umstieg. Als er zwei Tage später von Bord ging, erstand er einen kräftigen, rotbraunen Wallach und brach nach Alestun zu den Aufgaben auf, die der Lichtträger dort für ihn vorgesehen hatte, wie immer sie aussehen mochten.

Aus Rhius' und Naris Briefen wusste er, dass der Herzog mit seiner Familie im Frühling nach Tobins Geburt von Ero in die Feste übersiedelt war; zu jenem Zeitpunkt hatten sich bereits Gerüchte über den ›Dämon‹ in der Stadt verbreitet. Der Geist, so hieß es, schleuderte Dinge auf Besucher, schlug sie, ließ Juwelen und Hüte ver-

schwinden. Und die wunderschöne Ariani, die mit ihrem fleckigen Kleid und der seltsamen Puppe auf der Suche nach ihrem Kind durch die Flure streifte – auch daran erinnerte man sich immer noch.

Anscheinend hatte sich der König damit zufriedengegeben, Rhius ziehen zu lassen. Für den ›Dämon‹ galt dies nicht – er war dem Haushalt irgendwie in die Feste gefolgt.

Ein Schauder lief Arkoniel über den Rücken, als er sich ihn vorzustellen versuchte. Unruhige Geister waren etwas Furcht einflößendes, schändliches, und jeglichen Umgang mit ihnen überließ man in der Regel den Priestern und Drysiern. Iya und er hatten von ihresgleichen in Erfahrung gebracht, so viel sie konnten, und wussten, dass sie sich früher oder später dem Geist stellen mussten, den zu erschaffen sie geholfen hatten. Allerdings hatte Arkoniel nie damit gerechnet, es alleine tun zu müssen.

Arkoniel erreichte Alestun am dritten Tag des Shemin. Der Ort erwies sich als nette, blühende Marktgemeinde in den Ausläufern des Skala-Gebirges. Ein paar Meilen weiter westlich prangte eine Linie scharfkantiger Gipfel vor dem wolkenlosen, nachmittäglichen Himmel. In diesen Gefilden war es kühler als an der Küste, und die Felder zeigten keine Anzeichen von Dürre.

Er blieb auf dem Marktplatz stehen, um eine Frau nach dem Weg zu fragen, die frischen Käse von einem Karren aus verkaufte.

»Herzog Rhius? Den findet Ihr oben in der alten Feste am Pass«, erklärte sie ihm. »Er ist seit gut einem Monat zurück, obwohl ich gehört habe, dass er angeblich nicht lange bleibt. Er wird morgen beim Schrein weilen, um

sich Gesuche anzuhören, falls es das ist, was Ihr braucht.«

»Nein, ich suche nach seinem Heim.«

»Folgt einfach der Hauptstraße durch den Wald. Falls Ihr allerdings hausieren wollt, könnt Ihr Euch den Weg sparen. Wenn man Euch dort nicht kennt, hetzt man Euch die Wachen auf den Hals. Dort oben machen sie keine Geschäfte mit Fremden.«

»Ich bin kein Fremder«, verriet ihr Arkoniel. Er kaufte etwas Käse und zog lächelnd von dannen, erfreut darüber, für einen Landstreicher gehalten worden zu sein.

Als er weiterritt, gelangte er an goldenen Gerstenfeldern und Weiden voller geschorener Schafe und fetter Schweine vorbei, ehe er in den dunklen Wald geriet. Die Straße, auf die ihn die Frau geschickte hatte, wirkte weniger bereist als jene, die in die Ortschaft führte. Welkes Gras wucherte dicht zwischen den Radfurchen, und er erspähte mehr Spuren von Wild und Schweinen im Schlamm als Hufabdrücke. Mittlerweile wurden die Schatten rasch länger; er trieb sein schwitzendes Ross in einen Galopp und wünschte, er hätte sich erkundigt, wie weit es bis zur Feste war.

Schließlich gelangte er neben einem Fluss am Fuß einer steilen Weide wieder in offenes Gelände. An der Kuppe des Hanges ragte eine hohe, graue Festung auf, dahinter ein einzelner, eckiger Wachturm.

Sie hat sich aus einem Turmfenster gestürzt …

Arkoniel schauderte. Als er das Pferd weiter die Straße hinauftreiben wollte, erblickte er einen kleinen Bauernjungen, der keine zwanzig Schritte von ihm entfernt im Unkraut neben dem Pfad kauerte.

Unter dem zerschlissenen Kittel des Jungen ragten

dürre, nackte Arme und Beine hervor. Schlamm verschmierte seine Haut, Kletten und Laub staken in seinem dunklen, verfilzten Haar.

Arkoniel wollte ihm gerade etwas zurufen, als ihm einfiel, dass es in diesem Haushalt nur ein einziges Kind gab – ein Kind mit schwarzem Haar. Entsetzt über den Zustand des Prinzen drängte er das Pferd vorwärts, um den Jungen zu begrüßen.

Tobin kauerte mit dem Rücken zur Straße und starrte eindringlich auf etwas im langen Gras oberhalb des Flussufers. Er schaute nicht auf, als sich Arkoniel näherte. Der Zauberer setzte dazu an, abzusteigen, dann verharrte er doch im Sattel. Etwas an Tobins Reglosigkeit warnte ihn, Abstand zu wahren.

»Weißt du, wer ich bin?«, fragte er schließlich.

»Du bist Arkoniel«, antwortete der Junge, der immer noch auf das hinabblickte, was seine Aufmerksamkeit gefangen hielt.

»Dein Vater wäre nicht damit einverstanden, dass du dich allein so weit vom Haus entfernt herumtreibst. Wo ist deine Amme?«

Das Kind überging die Frage. »Was denkst du, wird sie beißen?«

»Was wird beißen?«

Tobin ließ eine Hand ins Gras schnellen und holte eine Spitzmaus daraus hervor, die er an einem Hinterbein hochhielt. Kurz beobachtete er, wie sie sich zur Wehr setzte, dann brach er ihr geübt wie ein Wilderer das Genick. Ein Blutstropfen quoll an der Spitze der winzigen Schnauze der Kreatur hervor.

»Meine Mama ist tot.« Endlich drehte er sich zu Arkoniel um, und der Zauberer starrte in zwei Augen, so schwarz und tief wie die Nacht.

Arkoniel erstarb die Stimme in der Kehle, als er begriff, womit er sich unterhalten hatte.

»Ich kenne den Geschmack deiner Tränen«, sagte der Dämon.

Bevor der Zauberer ein Schutzzeichen vollführen konnte, sprang das Geschöpf auf und schleuderte dem Pferd die tote Spitzmaus ins Gesicht. Der Wallach bäumte sich auf und warf Arkoniel ins hohe Gras ab. Er landete ungeschickt auf der linken Hand und spürte ein grässliches Brechen unmittelbar über dem Gelenk. Schmerzen und der Sturz raubten ihm den Atem; er krümmte sich eng zusammen, kämpfte gegen finstere Übelkeit und nackte Angst an.

Der Dämon. Er hatte noch nie von einem Geist gehört, der sich so deutlich zeigte oder sprach. Arkoniel gelang es, den Kopf anzuheben, und erwartete, das Geschöpf würde neben ihm hocken und ihn mit diesen toten, schwarzen Augen beobachten. Stattdessen sah er, wie sein Wallach auf der Weide jenseits des Flusses den Kopf hin und her warf und austrat.

Langsam setzte er sich auf und hielt sich behutsam den verletzten Arm. Seine linke Hand hing in einem üblen Winkel herab und fühlte sich kalt an. Ein weitere Woge von Übelkeit brannte ihm in der Kehle, und er legte sich vorsichtig zurück ins Gras. Die Sonne erhitzte seine nach oben gewandte Wange, Insekten erkundeten seine Ohren. Er beobachtete, wie der grüne Roggen und das Wiesenlieschgras vor dem Himmel tanzten, und versuchte, sich vorzustellen, wie er den Rest des Weges die steile Straße zur Feste hinauf zu Fuß zurücklegte.

Als es ihm misslang, wandte er die Gedanken stattdessen wieder dem Dämon zu. Nun erst sickerten ihm dessen Worte vollständig ins Bewusstsein.

Meine Mama ist tot.

Ich kenne den Geschmack deiner Tränen.

Dies war nicht der tobende Poltergeist, den Arkoniel erwartet hatte. Er schien gereift wie ein lebendiges Kind und hatte offenbar eine Art Bewusstsein entwickelt. Von etwas Derartigem hatte Arkoniel noch nie gehört.

»Lhel, du verfluchte Totenbeschwörerin, was hast du getan?«, stöhnte er.

Was haben wir getan?

Er musste eine Weile eingedöst sein, denn als er die Augen wieder aufschlug, stellte er fest, dass der Kopf und die Schultern eines Mannes die Sonne verdeckten.

»Ich bin kein Hausierer«, murmelte er.

»Arkoniel?« Starke Arme griffen unter seine Schultern und halfen ihm auf die Beine. »Was tust du hier ganz allein?«

Er kannte diese Stimme und das verwitterte, bärtige Gesicht, das dazu gehörte, wenngleich es über ein Jahrzehnt zurücklag, dass er den Mann zuletzt zu Gesicht bekommen hatte. »Tharin? Bei den Vieren, was bin ich froh, dich zu sehen.«

Arkoniel wankte, und der Hauptmann schlang einen Arm um seine Hüfte, um ihn zu stützen.

Blinzelnd versuchte er, den Blick auf das zu nah vor ihm schwebende Gesicht zu schärfen. Tharins helles Haar und der Bart waren mit dem Alter ausgebleicht, und die Furchen rings um die Augen und den Mund wirkten tiefer, aber das ruhige, ungezwungene Gebaren des Mannes schien unverändert, wofür Arkoniel dankbar war. »Ist Rhius hier? Ich muss …«

»Ist er, ja; obwohl du Glück hast, uns zu erwischen. Wir brechen morgen nach Ero auf. Warum hast du keine Nachricht geschickt?«

Arkoniels Beine knickten unter ihm ein, und er taumelte.

Tharin hievte ihn wieder aufrecht. »Na, egal. Bringen wir dich erst mal ins Haus.«

Tharin half ihm zu einem hohen, grauen Pferd hinüber und in den Sattel. »Was ist geschehen? Ich habe beobachtet, wie du hier unten auf deinem Pferd gesessen und auf den Fluss geschaut hast, dann warf dich das Tier plötzlich ab. Sah aus, als wäre es verrückt geworden. Sefus versucht gerade, es dort drüben für dich einzufangen, und hat alle Hände voll damit zu tun.«

Arkoniel sah, wie drüben auf der Weide ein Mann versuchte, seinen ausgebüxten Wallach zu beruhigen, doch das Tier scheute und trat aus, so oft er nach dem Zaumzeug griff. Arkoniel schüttelte den Kopf, fühlte sich noch nicht bereit, über das zu sprechen, was ihm widerfahren war. Jedenfalls hatte Tharin den Dämon eindeutig nicht gesehen. »Schreckhaftes Vieh.«

»Anscheinend. Also, wie sollen wir dich hinauf zum Haus schaffen? Langsam und schmerzlich oder schnell und schmerzlich?«

Arkoniel brachte ein gequältes Lächeln zustande. »Schnell.«

Tharin stieg hinter ihm auf, griff um ihn herum nach den Zügeln und trieb das Pferd in einen Kanter. Jeder holpernde Hufschlag sandte eine heiße Lanze durch Arkoniels Arm. Er heftete die Augen auf ihr Ziel und hielt sich mit der heilen Hand fest, so gut er konnte.

An der Kuppe des Hügels ritten sie über eine breite Holzbrücke und weiter durch ein Tor auf einen gepflasterten Hof. Mynir und Nari warteten dort zusammen mit einer grobschlächtigen Frau in der fleckigen Schürze einer Köchin.

Auch Nari war gealtert. Sie war immer noch drall und rosig, allerdings hatten sich graue Strähnen in ihr dichtes, braunes Haar eingeschlichen.

Sie halfen Arkoniel vom Pferd, und Tharin stützte ihn beim Weg durch einen düsteren, widerhallenden Saal in die Küche.

»Was um alles in der Welt machst du hier?«, fragte Nari, als Tharin den Zauberer auf eine Bank neben einem gescheuerten Eichenholztisch niederließ.

»Das Kind«, krächzte Arkoniel und stützte den Kopf, in dem sich alles drehte, auf die heile Hand. »Ich bin gekommen, um das Kind zu sehen. Geht es ihm gut?«

Tharin nahm behutsam sein geschwollenes Gelenk in beide Hände. Arkoniel rang nach Luft, als der Mann den Schaden abtastete.

Nari musterte den Zauberer mit einer hochgezogenen Augenbraue. »Natürlich geht es ihm gut. Wieso glaubst du, dass dem anders sein könnte?«

»Ich habe gerade …« Abermals stockte ihm der Atem, als Tharin ihn eingehender untersuchte.

»Was für ein Glück«, meinte er zu Arkoniel. »Es ist nur der äußere Knochen, und ein sauberer Bruch obendrein. Sobald er geschient und verbunden ist, sollte er dir keine allzu großen Schwierigkeiten mehr bereiten.«

Mynir holte eine Leiste und ein paar Stoffstreifen.

»Trink besser zuerst das hier«, meinte die Köchin und reichte ihm einen Tonbecher.

Dankbar stürzte Arkoniel den Inhalt hinab und spürte, wie sich rasch eine betäubende Hitze in seinem Bauch und seinen Gliedern ausbreitete. »Was ist das?«

»Essig, Branntwein, etwas Mohn und Bilsenkraut«, antwortete sie und tätschelte ihm die Schulter.

Es schmerzte zwar trotzdem noch grausam, als Tharin

den Knochen richtete, aber Arkoniel war in der Lage, es klaglos über sich ergehen zu lassen.

Mit den Stoffstreifen und einem Lederriemen band Tharin die Schiene fest. Als er fertig war, setzte er sich zurück und grinste Arkoniel an. »Du bist zäher, als du aussiehst, Junge.«

Arkoniel stöhnte nur und trank einen weiteren Schluck aus dem Becher. Allmählich fühlte er sich ziemlich schläfrig.

»Hat Iya dich geschickt?«, wollte Nari wissen.

»Nein. Ich dachte, ich sollte herkommen, um …«

»Also habt ihr es doch noch geschafft, die Zeit für einen Besuch bei uns zu erübrigen?«, schnitt ihm eine harsche Stimme das Wort ab.

Augenblicklich wieder hellwach, stellte Arkoniel fest, dass Rhius ihn von der Küchentür her finster anstarrte.

Tharin erhob sich trat auf den Herzog zu, als erwartete er Gewalt. »Rhius, er ist verletzt.«

Der Herzog schenkte ihm keine Beachtung, sondern durchquerte die Küche und funkelte auf Arkoniel hinab. »Ihr seid also endlich zurückgekommen, wie? Wo ist deine Meisterin?«

»Sie weilt noch im Süden, Herr. Ich bin hier, um Euch unser Beileid und Mitgefühl kundzutun. Es hat uns beiden so leid getan, vom Tod Eurer Gemahlin zu erfahren.«

»So leid, dass du ein Jahr gebraucht hast, um dich aufzuraffen?« Rhius nahm ihm gegenüber Platz und betrachtete das verbundene Handgelenk des Zauberers. »Aber wie ich sehe, wirst du uns so bald nicht verlassen. Ich breche morgen nach Ero auf, aber du kannst bleiben, bis du in der Lage bist zu reiten.«

Das klang weit weniger herzlich als die Gastfreundschaft, die sie früher stets unter Rhius' Dach genossen

hatten, aber Arkoniel vermutete, dass er sich glücklich wähnen konnte, vom Herzog nicht in den Fluss geworfen zu werden.

»Wie geht es dem König?«, erkundigte sich der junge Zauberer.

Aufgestauter Zorn ließ Rhius die Lippen schürzen. »Hervorragend, danke. Die plenimarischen Überfälle haben für die Erntezeit geendet. Das Getreide reift. Die Sonne scheint. Es hat den Anschein, dass die Vier auf seine Herrschaft herablächeln.« Rhius sprach leise und mit tonloser Stimme, doch Arkoniel vermochte, in jenen harten, müden Augen zu lesen. Iya hätte von Geduld und Visionen gesprochen, aber Arkoniel wusste nicht, wo er anfangen sollte.

In jenem Augenblick lugte ein auf schauerliche Weise vertrautes Antlitz um die Ecke zum Flur. »Wer ist das, Vater?«

Alle Verbitterung fiel von Rhius' Gesicht ab, als er die Hand dem Jungen entgegenstreckte, der herbeikam, sich an die Seite seines Vaters schmiegte und Arkoniel mit scheuen, blauen Augen musterte.

Tobin.

Nichts an dem schlichten, dürren Burschen erinnerte an das in ihm verborgene Mädchen. Lhel hatte ihre Aufgabe zu gut erfüllt. Aber Tobins Augen besaßen dasselbe strahlende Blau wie jene seiner Mutter, und im Gegensatz zu seinem dämonischen Zwilling wirkte Tobin gut versorgt, abgesehen von einer verblassten, leicht rosigen Narbe, die sein spitzes Kinn verunstaltete. Arkoniel warf einen verstohlenen Blick auf das Dreieck glatter, blasser Haut, das unter dem unverschnürten Kragen des Kittels des Kindes hervorlugte, und fragte sich, wie Lhels Nähte nach all den Jahren aussehen mochten.

Das lange, schwarze Haar des Jungen glänzte, und wenngleich ihn in einer solchen Aufmachung niemand für den Sohn einer Prinzessin gehalten hätte, war sein schlichter Kittel sauber und fein gearbeitet. Als Arkoniel den Blick über die anderen Anwesenden wandern ließ, erkannte er eine Liebe für dieses ernste Kind, die sein Herz schmerzlich mit einem sonderbaren Anflug von Mitgefühl für den Dämon erfüllte, der als verstoßenes Kind von der Wärme des Ofens und der Familie ausgeschlossen war, während sein Ebenbild in Behagen und Herzlichkeit aufwuchs. Der Dämon besaß ein Bewusstsein. Er musste es wissen.

Tobin lächelte nicht und kam nicht herbei, um ihn zu begrüßen; er starrte Arkoniel nur an. Etwas an seiner Stille ließ ihn ebenso merkwürdig erscheinen wie seinen gespenstischen Zwilling.

»Das ist Arkoniel«, erklärte Rhius. »Er ist ein – Freund, den ich sehr lange nicht gesehen habe. Komm jetzt, stell dich ihm ordentlich vor.«

Der Junge vollführte mit der linken Hand am Gürtel, wo eines Tages ein Schwert hängen würde, eine steife, förmliche Verneigung. An der Außenseite seines Unterarms prangte das weinfarbene Gunstmal gleich dem Abdruck einer entzweigeschnittenen Rosenknospe. Arkoniel hatte es vergessen gehabt, das einzige äußerliche Anzeichen auf die wahre Gestalt des Mädchens.

»Ich bin Prinz Tobin Erius Akandor, Sohn von Ariani und Rhius.« Die Art, wie er sich bewegte, bestärkte Arkoniels ursprünglichen Eindruck. Nichts an seinem Gebaren wies auf ein gewöhnliches Kind hin. Er besaß die Würde seines Vaters, nicht jedoch den Körperbau und das Alter, um sie überzeugend zu vermitteln.

Arkoniel erwiderte die Verneigung, so gut er es im

Sitzen konnte. Der Trank der Köchin schien umso stärker zu wirken, je länger er ihn in sich hatte; Benommenheit stellte sich bei Arkoniel ein. »Ich fühle mich zutiefst geehrt, deine Bekanntschaft zu machen, mein Prinz. Ich bin Arkoniel, Sohn von Fürst Coran und Fürstin Meika von Rhemair, Mündel der Zauberin Iya. Ich biete dir und deinem Haus meine bescheidenen Dienste an.«

Tobins Augen weiteten sich. »Ihr seid ein Zauberer?«

»Ja, mein Prinz.« Arkoniel hob das verbundene Handgelenk an. »Wenn sich das hier etwas besser anfühlt, kann ich dir vielleicht einige der Kunststücke zeigen, die ich gelernt habe.«

Die meisten Kinder begrüßten solcherlei Angebote mit Ausrufen der Verzückung oder wenigstens einem Lächeln, Tobin hingegen schien sich zurückzuziehen, ohne auch nur eine Miene zu verziehen.

Ich hatte Recht, dachte Arkoniel, als er in jene dunklen Augen sah. *Hier stimmt etwas ganz und gar nicht.*

Er versuchte aufzustehen und stellte fest, dass seine Beine und sein Kopf dabei nicht mitarbeiten wollten.

»Köchins Trank ist noch nicht mit dir fertig«, sagte Nari und drückte ihn zurück auf die Bank. »Herr, er muss sich irgendwo hinlegen, aber keines der Gästegemächer ist dafür hergerichtet.«

»Eine Pritsche hier am Feuer ist alles, was ich brauche«, murmelte Arkoniel, dem wieder übel wurde. Trotz des Branntweins, der in seinem Bauch loderte, und der Wärme des Tages, fror er am ganzen Leib.

»Wir könnten ein Bett in Tobins zweitem Zimmer aufstellen«, schlug Mynir vor und ging auf Arkoniels Vorschlag gar nicht ein. »Dafür brauchte er nicht viele Stufen steigen.«

»Na schön«, erwiderte Rhius. »Lass ein paar der Männer holen, was immer du für nötig hältst.«

Arkoniel sackte gegen den Tisch zusammen und wünschte, man hätte ihn einfach hier am Kamin schlafen lassen, wo er sich hätte wärmen können. Die Frauen gingen los, um Bettlaken zu holen. Tobin begleitete Tharin und den Verwalter hinaus, sodass der Zauberer mit Rhius allein zurückblieb.

Eine Weile schwiegen beide Männer.

»Der Dämon hat mein Pferd erschreckt«, verriet Arkoniel schließlich. »Ich habe ihn deutlich neben der Straße am Fuß der Weide gesehen.«

Rhius zuckte mit den Schultern. »Er ist jetzt gerade hier bei uns. Du hast Gänsehaut an den Armen. Du spürst ihn auch.«

Arkoniel schauderte. »Ja, ich spüre ihn, aber auf der Weide konnte ich ihn so deutlich *sehen* wie jetzt Euch. Tobin ähnelt ihm wie ein Ei dem anderen.«

Rhius schüttelte den Kopf. »Niemand hat ihn je gesehen, außer vielleicht …«

»Tobin?«

»Bei den Vieren, nein!« Rhius vollführte ein Zeichen gegen Unheil. »Wenigstens das wurde ihm erspart. Aber ich glaube, Ariani konnte ihn sehen. Sie hat eine Puppe als Ersatz für das tote Kind angefertigt, und manchmal sprach sie damit, als wäre sie echt. Allerdings hatte ich oft das Gefühl, dass es nicht die Puppe war, die sie sah. Weiß Illior, ihrem lebendigen Kind hat sie außer zum Ende hin herzlich wenig Aufmerksamkeit geschenkt.«

Wieder setzte sich ein Kloß in Arkoniels Hals fest. »Herr, Worte vermögen nicht auszudrücken, wie sehr ich …«

Rhius ließ eine Hand auf den Tisch niedersausen, dann

beugte er sich vor und knurrte: »*Wag* es nicht, um sie zu weinen! Du hast kein Recht dazu, genauso wenig wie ich!« Damit rappelte er sich auf die Beine, stapfte aus dem Raum und ließ den erschrockenen Zauberer allein in einer von dem Dämon heimgesuchten Küche zurück.

Frost umfing ihn, und Arkoniel war sicher, die kalten Hände eines Kindes im Genick zu spüren. Als er an die tote Spitzmaus denken musste, flüsterte er: »Bei den Vieren – beim Erschaffer, beim Reisender, bei der Flamme und beim Lichtträger – ich befehle dir, begib dich zur Ruhe, Geist, bis Bilairy dich zum Tor geleitet!«

Die Kälte um ihn verstärkte sich, und der helle Raum verfinsterte sich, als hätte sich eine Gewitterwolke vor die Sonne geschoben. Ein großer Tontopf flog von einem Regal und zerbarst an der gegenüberliegenden Wand, verfehlte nur knapp Arkoniels Schulter. Darauf folgte ein Korb mit Zwiebeln, dann eine Holzschale mit Teig und ein Teller. Arkoniel vergaß das gebrochene Handgelenk und kroch hastig unter den Tisch.

Wenige Schritte entfernt schleifte ein Eisenschürhaken über den Steinboden in seine Richtung. Arkoniel wollte in Richtung der Tür die Flucht ergreifen, verlagerte dabei jedoch das Gewicht auf das verletzte Handgelenkt und brach mit einem erstickten Schrei zusammen, die Augen vor Qualen fest zugepresst.

»Nein!« Die hohe, klare Stimme eines Jungen.

Der Schürhaken fiel klirrend zu Boden.

Arkoniel hörte Geflüster und Schritte. Als er die Augen öffnete, erblickte er Tobin, der neben ihm kniete. Die Kälte war verschwunden.

»Er mag Euch nicht«, sagte Tobin.

»Ja, das glaube ich auch«, keuchte Arkoniel, der sich vorerst damit begnügte, liegen zu bleiben. »Ist er weg?«

Tobin nickte.

»Hast du ihn fortgeschickt?«

Tobin bedachte ihn mit einem erschrockenen Blick und erwiderte nichts. In wenigen Monaten stand sein zehnter Geburtstag bevor, doch als Arkoniel jenes Gesicht betrachtete, hätte er ihm kein Alter beizumessen vermocht. Tobin wirkte gleichzeitig zu alt und zu jung.

»Er hört auf dich, nicht wahr?«, fragte er. »Ich habe gehört, wie du mit ihm gesprochen hast.«

»Sagt es bitte nicht Vater!«

»Warum?«

Mit einemmal glich Tobin einem gewöhnlichen, verängstigten kleinen Jungen. »Es – es würde ihn traurig machen. Bitte, sagt ihm nicht, was Ihr gesehen habt!«

Arkoniel zögerte und dachte an den heftigen Gefühlsausbruch des Herzogs zurück. Er kroch unter dem Tisch hervor, setzte sich neben Tobin auf den Boden und legte die Hand in den Schoß. »Gehe ich recht in der Annahme, dass all das …«, er ließ den Blick über die zerbrochenen Ton waren wandern, »niemanden überraschen wird?«

Tobin nickte.

»Na schön, mein Prinz. Ich bewahre dein Geheimnis. Aber ich wüsste zu gern, weshalb der Dämon dir gehorcht.«

Tobin schwieg.

»Hast du ihm gesagt, er soll das Geschirr nach mir werfen?«

»Nein! So etwas würde ich nie tun, bei meiner Ehre.«

Arkoniel musterte das angespannte, ernste Gesichtchen und wusste, das Tobin die Wahrheit sprach, dennoch verbarg sich hinter diesen Augen ein großes Geheimnis. *Ein weiteres Haus mit geschlossenen Türen,*

dachte er, aber wenigstens spürte er hier die Möglichkeit, die Schlüssel zu finden.

Aus der Richtung der Halle drangen Stimmen zu ihnen. »Lauf schnell«, flüsterte Arkoniel.

Wortlos huschte Tobin zur Hoftür hinaus.

Danke, Illior, dass du mich hergeschickt hast, dachte Arkoniel und schaute dem Jungen nach. *Welche Dunkelheit auch immer das Kind umgibt, ich werde dagegen angehen und dem Mädchen beistehen, bis ich erlebe wie es in seiner rechtmäßigen Gestalt gekrönt wird.*

KAPITEL 17

Arkoniel taumelte ein wenig, als Nari und Tharin ihm die Treppe hinaufhalfen. Die Sonne war hinter die Gipfel gesunken, wodurch eine trübe Düsternis das Haus umfing. Tharin trug eine Handlampe aus Ton, in deren Licht Arkoniel die ausgebleichten, abblätternden Farben der bemalten Säulen in der großen Halle erkannte, außerdem die ausgefransten Banner längst vergessener Schlachten, die in Fetzen von den geschnitzten Deckenbalken hingen, und die beschlagenen, mit Spinnweben überzogenen Messinglampen. Trotz der frisch ausgestreuten Kräuter unter den Binsen auf dem Boden herrschte unterschwellig der Moder von Feuchtigkeit und Mäusen vor.

Der obere Flur erwies sich als noch dunkler. Sie brachten Arkoniel in eine staubige, unordentliche Kammer zur Rechten. Eine Lampe auf einem Ständer spendete genug Licht, um etwas zu erkennen, das wie eine kleine Stadt aussah und eine Seite des Raumes in Anspruch nahm. Ein paar weitere Spielsachen lagen in den Winkeln verstreut, aber sie wirkten wenig benutzt.

Entlang der kahlen Steinwände standen ein paar alte Truhen und ein Schrank mit einer gesprungenen Tür. In der Nähe des Fensters war in einem merkwürdigen Winkel ein Zierbettgestell aus Eichenholz aufgestellt worden. Es war ein schönes Stück, beschnitzt mit Weinranken und Vögeln, aber an einigen Stellen klebten noch Spinnweben.

Tharin half Arkoniel ins Bett und zog ihm die Stiefel und den Kittel aus. Der Zauberer konnte ein weiteres Stöhnen nicht unterdrücken, als der Ärmel über sein gebrochenes Handgelenk glitt.

»Hol noch etwas von Köchins Gebräu«, forderte Nari

den Hauptmann auf. »Ich kümmere mich einstweilen um ihn.«

»Ich lasse sie ihn stark genug brauen, damit du schlafen kannst«, sagte Tharin zu Arkoniel.

Der Geruch von Zedern und Lavendel stieg von der Daunendecke auf, als Nari sie über ihn zog und seinen Arm auf ein Kissen stützte. Das blaue Seidenlaken wies noch frische Falten auf, weil es offenbar lange verstaut gewesen war. »Wie ich sehe, bekommt ihr hier nicht viele Gäste«, sagte Arkoniel und sank dankbar in das weiche, wenngleich etwas muffig riechende Bett zurück.

»Seine Gäste empfängt der Herzog zumeist woanders.« Sie glättete die Tagesdecke über seiner Brust. »Du weißt, dass es so am besten ist. Tobin ist in Sicherheit.«

»Aber nicht glücklich.«

»Das habe nicht ich zu entscheiden. Er ist ein guter Junge, unser Tobin. Ich könnte mir keinen besseren wünschen. Und sein Vater vergöttert ihn, zumindest hat er das … So, wie er sich heute gab?« Sie schüttelte den Kopf. »Es war schwer für ihn, seit die Prinzessin … Dass sie so gestorben ist – beim Licht, Arkoniel, ich fürchte, es hat ihn gebrochen.«

»Wie ist es geschehen? Ich habe nur Gerüchte gehört.«

Nari zog sich einen Stuhl herbei und setzte sich. »Der König kam zur Jagd her. Sie sah ihn auf der Straße von einem Fenster aus und hat den armen Tobin in den Turm hinaufgeschleift. Na ja, Tobin spricht nicht darüber, aber er hatte eine Platzwunde am Kinn, und ich habe Blut auf dem Fenstersims entdeckt.«

»Die Narbe?«

»Ja, daher hat er sie.«

»Du glaubst, sie wollte ihn töten?«

Nari erwiderte nichts.

So benommen sich Arkoniel von dem Trank fühlte, er starrte sie eindringlich an und versuchte, ihr Schweigen auszuloten. »Du denkst doch nicht – Nari, er ist kaum zehn Jahre alt und noch dazu nicht gerade kräftig für sein Alter! Wie sollte er eine erwachsene Frau aus einem Fenster stoßen?«

»Ich sage ja nicht, dass er es getan hat! Aber es kommt manchmal vor, dass er vom Dämon besessen zu sein scheint. Einmal hat er sein Zimmer kurz und klein geschlagen. Ich habe ihn dabei erwischt! Und das Turmzimmer, als wir ihn schließlich gefunden haben? Dort sah es genauso aus.«

»Das ist lächerlich.«

Nari faltete die Hände und musterte ihn mit gerunzelter Stirn. »Ich bin sicher, du hast Recht. Glaub mir, ich will nicht schlecht von ihm denken. Aber inzwischen redet er auch mit dem Dämon.«

»Mit dem Dämon?« Arkoniel dachte an das Geflüster, das er in der Küche gehört hatte, und an Tobins Bitte, sein Geheimnis für sich zu behalten.

»Er denkt, ich höre es nicht, aber das tue ich. Manchmal nachts, manchmal, wenn er hier drin ist und alleine spielt. Armes Ding. Er ist so einsam, dass er mit einem Geist redet, nur um einen Spielgefährten zu haben.«

»Er hat dich und seinen Vater. Und Tharin und den anderen scheint sehr viel an ihm zu liegen.«

»O ja. Aber für ein Kind ist das nicht dasselbe, oder? Du bist jung genug, um dich daran zu erinnern. Was hättest du getan, weggesperrt in einem alten Haus wie diesem, nur mit Bediensteten und Soldaten? Und die Männer die meiste Zeit nicht einmal da? Ich wette, du stammst aus einem Haus voller Kinder.«

Arkoniel kicherte. »Ich hatte fünf Brüder. Wir haben

alle im selben Bett geschlafen und uns gezankt wie Dachse. Als Iya mich aufnahm, fand ich anfangs überall, wohin wir reisten, immer noch Kinder zum Spielen, bis sich zu zeigen begann, dass ich anders war.«

»Tja, unser Tobin ist auch anders, ganz anders, und er hat nie erfahren, wie es ist, mit einem anderen Kind zu spielen. Das ist nicht richtig. Das habe ich von Anfang an gesagt. Woher soll er wissen, wie die Menschen wirklich sind, wenn er hier abgekapselt ist?«

Ja, wie?, dachte Arkoniel. »Was stellt er denn mit seiner Zeit an?«

Nari schnaubte. »Schuftet wie ein Bauernlümmel und übt, um ein großer Krieger zu werden. Du solltest ihn mal sehen, wenn er mit den Männern zugange ist, wie ein Welpe, der sich auf Bären stürzt. Er kann von Glück reden, wenn er den Sommer ohne einen weiteren gebrochenen Finger übersteht. Tharin und sein Vater sagen, er ist flink und schießt so gut wie einige der Erwachsenen.«

»Das ist alles?«

»Er reitet gern, wenn ihn jemand begleiten kann, und er macht seine kleinen Schnitzereien – oh, und darin ist er wirklich gut!« Sie griff hinüber zum Fenstersims und legte mehrere kleine Tiere aus Wachs und Holz auf die Tagesdecke, damit er sie betrachten konnte. Sie waren ziemlich gut geraten.

»Und er spielt hier, in diesem Zimmer.« Sie deutete auf die Stadt und lächelte innig. »Der Herzog hat das vor Jahren für ihn gemacht. Sie haben etliche Stunden damit verbracht. Die Stadt soll Ero darstellen. Aber er darf nicht alleine nach draußen, um die Umgebung zu durchstreifen oder zu fischen, wie wir es als Kinder getan haben. Jedes Kind sollte das dürfen! Adlige Jungen dienen in seinem Alter bereits am Hof. Natürlich kann er das

nicht. Aber Rhius erlaubt nicht einmal, dass ihn Kinder aus dem Dorf besuchen. Er fürchtet zu sehr, Aufmerksamkeit zu erregen.«

»Damit hat er Recht. Trotzdem …« Arkoniel überlegte kurz. »Was ist mit dem Rest des Haushalts? Weiß es sonst noch jemand?«

»Nein. Manchmal vergesse ich es selbst. Er ist unser kleiner Prinz. Ich darf nicht einmal daran denken, wie es für ihn sein wird, wenn die Veränderung kommt. Stell du dir mal vor, jemand sagt zu dir: ›Ach, übrigens, mein Schatz, du bist eigentlich gar kein …‹«

Sie brach den Satz ab, als Tharin mit dem Becher für Arkoniel zurückkehrte. Der Hauptmann wünschte eine gute Nacht und ging wieder, Nari hingegen verweilte noch kurz. Sie beugte sich dicht an das Ohr des Zauberers und flüsterte: »Jammerschade, dass Iya dem Herzog nicht erlaubt hat, ihn einzuweihen. Einen besseren Freund hat diese Familie nicht. Geheimnisse. Hier dreht sich alles nur um Geheimnisse.«

Der zweite Trank erzielte die versprochene Wirkung. Arkoniel schlief wie ein Stein und träumte davon, mit seinen Brüdern im Obstgarten seines Vaters Fuchs und Gans zu spielen.

Irgendwann bemerkte er, dass Tobin sie beobachtete, doch er fand keine Wort, um das Kind einzuladen, sich ihnen anzuschließen. Danach saß er in der Küche seiner Mutter, und der Dämon war dort.

»Ich kenne den Geschmack deiner Tränen«, sagte der Geist neuerlich.

Er erwachte spät am nächsten Morgen mit einer vollen Blase und einem widerwärtigen Geschmack im Mund. Seine linke Seite wies von dem Sturz blaue Flecken auf,

sein Arm pochte vom Handgelenk bis zur Schulter. Mit der Hand an die Brust gedrückt, fand er unter dem Bett einen Nachttopf, den er gerade benutzte, als sich die Tür einen Spaltbreit öffnete. Tobin lugte herein.

»Guten Morgen, mein Prinz!« Arkoniel schob den Nachttopf beiseite und ließ sich zurück aufs Bett sinken. »Du wärst wohl nicht so nett, Köchin zu sagen, dass ich einen weiteren ihrer Tränke brauche?«

Tobin verschwand so plötzlich, dass sich Arkoniel fragte, ob der Junge ihn überhaupt verstanden hatte.

Oder ob es wirklich Tobin war, mit dem ich gesprochen habe.

Bald jedoch kehrte der Junge mit einem Becher und einem kleinen, braunen Laib auf einer Serviette zurück. Von der Zaghaftigkeit des Vorabends war nichts mehr zu erkennen, dennoch lächelte er immer noch nicht und wirkte zurückhaltend. Er reichte Arkoniel das Essen, dann stand er da und starrte den Zauberer mit jenen zu alten Augen an, während dieser schmauste.

Arkoniel biss in das dichte, warme Brot. Köchin hatte es durchgeschnitten und eine dicke Scheibe gut gereiften Käse hineingelegt. »Ah, herrlich!«, rief er aus und spülte den Happen mit dem Branntweintrunk hinunter. Diesmal schmeckte er schwächer.

»Ich habe beim Backen geholfen«, verriet Tobin.

»Wirklich? Tja, dann bist du ein großartiger Bäcker.«

Auch damit errang er bestenfalls den Hauch eines Lächelns. Allmählich fühlte sich Arkoniel wie ein mittelmäßiger Gaukler vor einer äußerst anspruchsvollen Zuschauerschaft. Er versuchte es mit einem anderen Ansatz. »Nari hat mir erzählt, dass du sehr gut schießt.«

»Letzte Woche habe ich fünf Waldhühner mit nach Hause gebracht.«

»Ich habe früher selbst recht gut geschossen.«

Tobin zog eine Augenbraue hoch, genau wie es Iya zu tun pflegte, wenn sie im Begriff war, etwas zu missbilligen, was er gesagt oder getan hatte. »Jetzt nicht mehr?«

»Ich habe mich anderen Lehren zugewandt und scheine einfach keine Zeit mehr dafür zu finden.«

»Brauchen Zauberer nicht zu schießen?«

Arkoniel lächelte. »Wir haben andere Mittel und Wege, uns Nahrung zu beschaffen.«

»Du bettelst aber doch nicht, oder? Vater sagt, es ist schändlich für jeden gesunden Mann, zu betteln.«

»Mein Vater hat mir dasselbe beigebracht. Nein, meine Lehrmeisterin und ich reisen und verdienen uns unser Brot. Und manchmal sind wir Gäste, so wie jetzt ich bei euch.«

»Wie willst du dir hier dein Brot verdienen?«

Arkoniel rang den Drang zu kichern zurück. Als Nächstes würde dieses Kind noch seine Matratze überprüfen, um sich zu vergewissern, dass er keine Löffel stahl. »Zauberer verdienen sich ihren Lebensunterhalt mit Magie. Wir erschaffen Dinge und richten Dinge. Und wir unterhalten.«

Er streckte den rechten Arm aus und bündelte alle Aufmerksamkeit auf die Mitte seiner Handfläche. Ein apfelgroßer Ball aus Licht nahm dort Gestalt an und formte sich zu einem winzigen Drachen mit durchscheinenden, fledermausähnlichen Flügeln. »Solche habe ich in Aurënen gesehen.«

Als er aufschaute, stellte er fest, dass Tobin langsam zurückwich, die Augen vor Furcht geweitet.

Dies war nicht gerade, was zu bewirken Arkoniel erhofft hatte. »Hab keine Angst. Das ist nur ein Trugbild.«

»Es ist nicht echt?«, fragte Tobin von der Sicherheit der Tür aus.

»Es ist nur ein Bild, eine Erinnerung von meinen Reisen. An einem Ort namens Sarikali habe ich jede Menge dieser Däumlinge gesehen. Manche werden größer als diese Feste, aber sie sind sehr selten und leben in den Bergen. Diese kleinen hier hingegen wuseln überall umher. Für die Aurënfaie sind sie geheiligte Geschöpfe. Es gibt bei ihnen eine Legende darüber, wie der erste Faie erschaffen wurde …«

»Aus elf Tropfen Drachenblut. Mein Vater hat mir die Geschichte erzählt, und ich weiß, was Faie sind«, fiel Tobin ihm so knapp ins Wort, dass er sein Vater hätte sein können. »Einmal kamen welche hierher. Sie haben Musik gespielt. Hat dich ein Drache gelehrt?«

»Nein, eine Zauberin namens Iya ist meine Lehrmeisterin. Du wirst sie eines Tages kennen lernen.« Er ließ das Drachentrugbild verblassen. »Möchtest du etwas anderes sehen?«

Immer noch in Fluchthaltung, spähte Tobin über die Schulter auf den Flur hinaus, dann fragte er: »Was zum Beispiel?«

»Oh, eigentlich was du willst. Was möchtest du denn am liebsten sehen?«

Tobin überlegte. »Ich möchte die große Stadt sehen.«

»Du meinst Ero?«

»Ja. Ich möchte das Haus meiner Mutter in Ero sehen, wo ich geboren wurde.«

»Hmmm.« Arkoniel unterdrückte eine aufkeimende innere Unruhe. »Ja, das kann ich machen, aber dafür brauchen wir eine andere Art von Magie. Ich muss deine Hand halten. Lässt du mich das tun?«

Der Junge zögerte einen Augenblick, dann kehrte er langsam zu ihm zurück und streckte die Hand aus.

Arkoniel ergriff sie und bedachte ihn mit einem beru-

higenden Lächeln. »Es ist ganz einfach, aber du wirst dich vielleicht etwas merkwürdig fühlen. Es wird sein, als hättest du einen Traum, während du wach bist. Schließ die Augen.«

Arkoniel spürte die Spannung in der zarten Hand des Jungen, aber Tobin tat, wie ihm geheißen.

»Gut, und jetzt stell dir vor, dass wir zwei große Vögel sind, die über den Wald fliegen. Was für ein Vogel möchtest du gerne sein?«

Tobin zog die Hand weg und wich einen Schritt zurück. »Ich will kein Vogel sein!«

Neuerliche Furcht, oder bloß Misstrauen? »Wir tun nur so, Tobin. Beim Spielen machst du das doch auch, oder?«

Das brachte ihm einen verständnislosen Blick ein.

»So tun, als ob etwas echt wäre. Sich Dinge vorstellen, die nicht wirklich da sind.« Ein weiterer Fehltritt. Tobin warf einen beunruhigten Blick zur Tür.

Arkoniel sah sich um, welches Spielzeug zur Verfügung stand. Bei jedem anderen Kind hätte er die kleinen Schiffe im Hafen der Stadt über den Boden segeln oder das staubige Holzpferd auf Rädern durch das Zimmer kreisen lassen, aber ein Gefühl warnte ihn davor. Stattdessen glitt er aus dem Bett und humpelte zu der Spielzeugstadt hinüber. Aus der Nähe betrachtet, bestand kein Zweifel daran, welchen Ort die Anordnung der Straßen und größeren Gebäude darstellte, obwohl recht unsanft damit umgegangen worden war. Ein Teil der Westmauer fehlte, und an einigen Stellen, von denen ein paar der Holzhäuser verschwunden waren, klafften Löcher. Die verbliebenen Bauwerke reichten von schlichten Holzklötzen bis hin zu liebevoll geschnitzten und bemalten Stücken, die man als die Herrschaftshäuser und Tempel

des Palatinkreises erkennen konnte. Der Neue Palast war mit Säulenreihen aus Stöckchen entlang der Seiten und winzigen Goldemblemen der Vier entlang des Daches in erlesenen Einzelheiten gefertigt.

Kleine Stockmännchen lagen auf den Märkten und dem Dach des Holzklotzes verstreut, der als der Alte Palast diente. Arkoniel ergriff eine der Figuren.

»Dein Vater muss sehr hart gearbeitet haben, um all das zu machen. Wenn du damit spielt, stellst du dir dann nicht vor, einer dieser kleinen Burschen zu sein, die durch die Stadt wandern?« Er hielt das Stockmännchen am Kopf und marschierte damit über den Hauptmarkt. »Siehst du, jetzt bist du auf dem großen Marktplatz.« Er verstellte die Stimme und fistelte: »Was soll ich heute kaufen? Ich glaube, ich schaue mal, was für Süßigkeiten Großmama Sheda auf ihrem Stand anbietet. Und dann laufe ich die Pfeilmacherstraße hinunter, um zu sehen, ob es einen neuen Jagdbogen genau in meiner Größe gibt.«

»Nein, du machst das falsch.« Tobin kauerte sich neben ihn und ergriff eine andere Figur. »Du kannst nicht ich sein. Du musst du sein.«

»Aber ich kann doch so tun, als wäre ich du, oder?«

Tobin schüttelte eindringlich den Kopf. »Ich *will* aber nicht, dass jemand anders ich ist.«

»Na schön, ich bin ich, und du bist du. Also, wie wäre es, wenn du du bleibst, aber deine Gestalt änderst?« Arkoniel legte die Hand auf jene Tobins und verwandelte die Figur, die der Junge hielt, in einen kleinen Holzadler. »Das bist immer noch du, aber jetzt siehst du aus wie ein Adler. Dasselbe kannst du in Gedanken tun. Stell dir dich selbst einfach in einer anderen Gestalt vor. Das hat gar nichts mit Magie zu tun. Meine Brüder und ich haben Stunden damit verbracht, alle möglichen Dinge zu sein.«

Halb hatte er erwartet, dass Tobin das Spielzeug fallen lassen und flüchten würde, stattdessen jedoch betrachtete er den kleinen Vogel eingehend. Und er lächelte.

»Darf ich dir etwas zeigen?«, fragte er.

»Selbstverständlich.«

Immer noch mit dem Vogel in der Hand rannte Tobin aus dem Zimmer und kehrte bald darauf mit zu einer Schale geformten Händen vor sich zurück. Er hockte sich wieder neben Arkoniel und schüttete ein Dutzend kleiner Schnitzereien und Wachsfiguren auf den Boden zwischen ihnen. Sie ähnelten jenen, die Nari dem Zauberer zuvor gezeigt hatte, allerdings waren diese neuen Arbeiten noch besser. Unter ihnen befanden sich ein Fuchs, mehrere Pferde, ein Reh und ein hübscher Holzvogel etwa derselben Größe wie jener, den Arkoniel gezaubert hatte.

»Hast du die alle gemacht?«

»Ja.« Tobin hielt seinen und Arkoniels Vogel hoch. »Aber deiner ist besser als meiner. Kannst du mir beibringen, sie so zu machen wie du?«

Arkoniel ergriff ein Holzpferd, bewunderte es und schüttelte den Kopf. »Nein. Und in Wahrheit sind deine besser. Meine sind nur ein Trick. Die hier sind das Ergebnis deiner Hände und Vorstellungskraft. Du musst ein Künstler wie dein Vater sein.«

»Und meine Mama«, fügte Tobin hinzu, der erfreut über das Lob wirkte. »Vor den Puppen hat sie auch Schnitzereien gemacht.«

»Das wusste ich gar nicht. Bestimmt vermisst du sie.«

Das Lächeln verschwand. Tobin zuckte mit den Schultern und begann, die Tiere und Menschen über den aufgemalten Hafen in Rängen aufzustellen. »Wie viele Brüder hast du?«

»Jetzt noch zwei. Ich hatte fünf, aber zwei sind an der

Pest gestorben, und der älteste wurde im Kampf gegen die Plenimarer getötet. Die beiden anderen sind auch Krieger.«

»Aber du nicht.«

»Nein, für mich hatte Illior andere Pläne.«

»Bist du schon immer ein Zauberer gewesen?«

»Ja, aber ich wusste es nicht, bis meine Lehrmeisterin mich entdeckt hat, als ich …« Arkoniel hielt überrascht inne. »Tja, als ich ein wenig jünger war, als du es jetzt bist.«

»Warst du sehr traurig?«

»Warum hätte ich traurig sein sollen?«

»Weil du kein Krieger bist wie deine Brüder. Und Skala nicht mit dem Herzen und dem Schwert dienst.«

»Wir alle dienen auf unsere eigene Weise. Wusstest du, dass Zauberer im Großen Krieg gekämpft haben? Der König hat derzeit einige in seiner Armee.«

»Aber nicht dich«, stellte Tobin fest. Ein Umstand, durch den Arkoniel in seiner Hochachtung eindeutig sank.

»Wie ich schon sagte, es gibt viele Arten zu dienen. Und ein Land braucht nicht nur Krieger, sondern auch Gelehrte, Handwerker und Bauern.« Er hielt Tobins Vogel hoch. »Und Künstler! Man kann sowohl Künstler als auch Krieger sein. Also, möchtest du nun die große Stadt sehen, die du einst beschützen wirst, mein junger Krieger? Bist du bereit?«

Tobin nickte und streckte neuerlich die Hand aus. »Ich soll also so tun, als sei ich ein Vogel, aber ich werde immer noch ich sein?«

Arkoniel grinste. »Du wirst immer du sein. Jetzt entspann dich und atme, als würdest du schlafen, ganz tief und fest. Gut. Was für ein Vogel wirst du sein?«

»Ein Adler.«

»Dann werde ich auch einer sein, sonst kann ich nicht mit dir mithalten.«

Diesmal entspannte sich Tobin mühelos, und Arkoniel wob stumm den Bann, der seine eigenen Erinnerungen in Tobins Geist schützen würde. Behutsam, um einen plötzlichen Übergang zu vermeiden, begann er die Vision, indem sie beide auf einer hohen Tanne hockten, von der aus sie die Weide draußen überblickten. »Siehst du den Wald und das Haus?«

»Ja!«, stieß Tobin in ehrfürchtigem Flüsterton hervor. »Es ist wie in einem Traum.«

»Gut. Du weißt, wie man fliegt, also breite die Schwingen aus und komm mit mir.«

Überraschend bereitwillig tat Tobin, wie ihm geheißen. »Jetzt kann ich das Dorf sehen.«

»Wir fliegen gleich nach Osten.« Arkoniel beschwor erst ein Bild von Bäumen und Feldern herauf, die rasch unter ihnen vorbeizogen, dann jenes von Ero. Er brachte sie hoch über den Alten Palast und versuchte, dem Jungen eine erkennbare Aussicht zu bescheren. Der Palatinkreis unter ihnen sah aus wie ein rundes, grünes Auge auf einem dicht besiedelten Hügel.

»Ich sehe die Stadt!«, flüsterte Tobin. »Sie sieht aus wie meine, nur hat sie viel mehr Häuser und Straßen und Farben. Darf ich auch den Hafen und die Schiffe sehen?«

»Wir müssen hinfliegen. Die Sicht ist beschränkt.« Arkoniel lächelte bei sich. Also steckte hinter dem ernsten Gesicht doch ein Kind. Zusammen schwebten sie hinab zum Hafen und umkreisten die dort vertäuten, rundbäuchigen Karacken und Barkassen.

»Auf solchen Schiffen will ich segeln!«, rief Tobin aus. »Ich möchte alle drei Länder sehen, und die Aurënfaie auch.«

»Vielleicht kannst du ja mit ihnen singen.«

»Nein …«

Die Vision verschwamm, als etwas den Jungen ablenkte. »Du musst die Gedanken bündeln«, erinnerte ihn Arkoniel. »Lass dich nicht von Sorgen zerstreuen. Sehr lange kann ich das nicht aufrechterhalten. Wohin möchtest du noch?«

»Zum Haus meiner Mutter.«

»Ah ja. Also zurück zum Palatin.« Er geleitete Tobin durch den Irrgarten ummauerter Häuser, der sich zwischen dem Alten und dem Neuen Palast erstreckte.

»Das da ist Mamas Haus«, sagte Tobin. »Ich erkenne es an den goldenen Greifen entlang des Daches.«

»Ja.« Rhius hatte seinen Sohn gut unterrichtet.

Als sie sich dem Bauwerk näherten, verschwamm die Vision abermals, diesmal jedoch lag es nicht an dem Jungen. Arkoniel verspürte wachsendes Unbehagen, als die Form des Hauses und dessen Geländes deutlicher wurde. Er konnte die Höfe und Nebengebäude sowie den großen Hof erkennen, auf dem der hohe Kastanienbaum stand, der das Grab des toten Zwillings kennzeichnete. Als sie jedoch näher hinflogen, verwelkte der Baum vor seinen Augen. Knorrige, kahle Ästen reckten sich empor, um ihn wie klauenartige Finger zu packen, genau wie die Wurzeln, die Tobin in seiner Vision am Meer umklammert hatten.

»Beim Licht!«, keuchte er und versuchte, die Vision zu beenden, bevor Tobin es sah. Stattdessen jedoch wurde sie für ihn beendet, als sie beide von einer kalten Bö erfasst wurden. Die Vision fiel in sich zusammen. Arkoniel blieb taumelnd und vorübergehend geblendet zurück.

»Nein, nein!«, schrie Tobin.

Arkoniel spürte, wie die Hand des Jungen aus der sei-

nen gerissen wurde. Dann schlug ihm jemand mit brennender Wucht auf die Wange, und der Schmerz ließ den letzten Rest Magie verfliegen, seinen Geist aufklaren und seine Augen wieder sehen.

Der gesamte Raum bebte. Die Schranktüren flogen auf und knallten anschließend wieder zu. Truhen ratterten gegen die Wände, Gegenstände segelten in alle Richtungen durch die Luft.

Tobin kniete neben der Stadt und hielt mit beiden Händen das Dach des Palastes fest. »Hör auf!«, rief er. »Geh weg, Zauberer. *Bitte*! Geh hinaus!«

Arkoniel blieb, wo er war. »Tobin, ich …«

Nari eilte herein und rannte zu dem Jungen. Tobin umklammerte sie und presste das Gesicht an ihre Schulter.

»Was tust du denn da?«, rief sie aus und schleuderte Arkoniel einen anklagenden Blick zu.

»Ich habe bloß …« Das Dach des Palastes wirbelte in die Luft, und er fing es mit der heilen Hand auf. »Wir haben uns die Stadt angesehen. Das hat eurem Dämon nicht gefallen.«

Er konnte genug von Tobins Gesicht erkennen, um zu wissen, dass sich die Lippen des Jungen bewegten und rasche, stumme Worte am Stoff von Naris losem Kleid formten.

In das Zimmer kehrte wieder Stille ein, aber es blieb eine beunruhigende Schwere zurück, die an die Ruhe vor einem Sturm erinnerte. Tobin löste sich von seiner Amme und flüchtete aus der Kammer.

Nari sah sich in der Unordnung um und seufzte. »Siehst du jetzt, wie es für uns ist? Niemand vermag vorherzusehen, was er tun wird oder warum. Illior und Bilairy mögen uns vor zornigen Geistern beschützen!«

Arkoniel nickte, doch er wusste genau, weshalb die Kreatur den Augenblick diesmal gewählt hatte. Er dachte zurück daran, wie er sich einst unter jenem Kastanienbaum über einen winzigen, leblosen Körper gebeugt und geweint hatte, als er außer Sicht versank. Seine Tränen waren damals in die harte Erde gesickert. Ja, der Dämon wusste, wie seine Tränen schmeckten.

Danach wollte Tobin nichts mit ihm zu tun haben, also verbrachte Arkoniel den Rest des Tages damit, still und leise die Feste zu erkunden. Die Schmerzen in seinem Arm erforderten mehrere Schlucke von Köchins Aufguss, und die betäubende Wirkung des Tranks ließ ihn wie in einem Traum umherwandeln.

Sein ursprünglicher Eindruck von dem Bauwerk wurde bei Tageslicht bestätigt; es erwies sich als nur teilweise bewohnbar. Das Obergeschoss stellte sich als völlig verwahrlost heraus. Einst wunderschöne Gemächer waren verfallen, von Ratten und Moder heimgesucht. Wassereintritt vom Dach oder Dachboden hatte die erlesenen Wandgemälde und die edle Einrichtung zerstört.

Seltsamerweise gab es Anzeichen dafür, dass jemand diese düsteren Räumlichkeiten regelmäßig besuchte. Im Staub, der die kahlen Böden bedeckte, zeichneten sich mehrere Fußspuren ab. Insbesondere ein Raum war häufig von einem Besucher mit kleinen Füßen aufgesucht worden, wenngleich mittlerweile eine feine Schicht neuer Ablagerungen die Abdrücke überzog. Dieser Raum befand sich auf halbem Weg den Flur hinab und war besser erhalten als die angrenzenden Kammern, zudem heller, da die Läden an den hohen, schmalen Fenstern darin fehlten.

Tobin war offenbar bei zahlreichen Gelegenheiten hier

gewesen und hatte sich stets zur hinteren Ecke des Raumes begeben. Eine Zedernholztruhe mycenischer Machart stand dort. Der Staub auf ihrem bemalten Zierdeckel erzählte dieselbe Geschichte. Arkoniel beschwor eine kleine Lichtkugel herauf und bückte sich, um die Flecke und Fingerabdrücke darauf zu betrachten. Tobin war hierher gekommen, um die Truhe zu öffnen. Arkoniel fand darin lediglich ein paar Wappenröcke uralten Schnitts.

Ob es eine Art Spiel gewesen war? Doch was für ein Spiel würde ein Kind alleine spielen, erst recht ein Kind, das nicht wusste, wie man sich etwas vorstellte? Arkoniel sah sich in dem schmutzigen, schattigen Zimmer um und malte sich Tobin alleine darin aus. Seine kleinen Schritte kreuzten einander für so viele Tage, wie das Spiel gedauert hatte. Ein weiterer Anflug von Mitgefühl versetzte dem Zauberer einen Stich ins Herz, diesmal für den lebenden Zwilling.

Als gleichermaßen rätselhaft empfand er die Spuren, die zum fernen Ende des Flurs führten. Die Tür dort schien neu zu sein und war als einzige abgeschlossen.

Arkoniel legte die Hand auf die Schlüsselplatte aus Bronze und begutachtete die Feinheiten des Schlosses. Es wäre vergleichsweise einfach gewesen, es zu öffnen, aber die ungeschriebenen Gesetze der Inanspruchnahme von Gastfreundschaft verboten einen derart derben Übergriff. Zudem ahnte er ohnedies bereits, wohin die Tür führte.

Sie hat sich aus dem Turmfenster gestürzt …

Arkoniel lehnte die Stirn an die kühle Oberfläche der Tür. Ariani war hierher geflüchtet – in den Tod geflüchtet, und sie hatte ihr Kind mitgenommen. Oder war Tobin ihr gefolgt? Es lag zu lange zurück, und zu viele andere waren seither an diesen Ort gekommen und wieder ge-

gangen, um die Geschichte der Spuren noch lesen zu können.

Naris ungewisser Verdacht nagte noch immer an ihm. Besessenheit kam selten vor, und er konnte nicht glauben, dass Tobin seine Mutter selbst verletzt hätte. Hingegen hatte Arkoniel mittlerweile bereits drei Mal die Wut des Dämons gespürt; er besaß sowohl die Kraft als auch den Willen zu töten. Aber weshalb hätte er seine Mutter töten sollen, die ebenso ein Opfer der Umstände gewesen war wie er und seine Zwillingsschwester?

Zurück im Erdgeschoss durchquerte er die düstere Halle und ging nach draußen. Der Herzog war weit und breit nicht zu sehen, aber seine Männer beluden emsig Pferde und stapelten Waffen für die Reise zurück nach Ero.

»Wie geht’s dem Arm heute?«, erkundigte sich Tharin und kam zu ihm herüber.

»Ich denke, er wird gut verheilen. Danke.«

»Hauptmann Tharin sorgt dafür, dass wir alle heil bleiben«, meldete sich ein junger, rotblonder Mann zu Wort, der unter der Last einer Hand voll Werkzeug wankte. »Du bist also der junge Zauberer, der mit einem zweijährigen Wallach nicht zurechtkommt?«

»Hüte deine Zunge, Sefus, sonst verwandelt er dich in etwas Nützliches«, bellte ein älterer Mann von einer an die Hofmauer angebauten Werkstatt herüber. »Komm lieber her und hilf mir mit dem Geschirr, du fauler Geck!«

»Schenk Sefus einfach keine Beachtung«, riet ihm ein anderer junger Soldat grinsend. »Er wird reizbar, wenn er zu lange kein Freudenhaus besucht hat.«

»Ich könnte mir vorstellen, dass es niemandem von euch Freude bereitet, so weit von der Stadt entfernt zu

weilen. Dies hier scheint mir kein sehr heiterer Ort zu sein.«

»Und um das zu erkennen, hast du den ganzen Vormittag gebraucht?«, gab Tharin kichernd zurück.

»Sind die Männer gut zu dem Jungen?«

»Glaubst du, Rhius würde etwas anderes dulden? Für ihn geht mit diesem Kind die Sonne auf und unter. Für uns alle eigentlich. Es ist nicht Tobins Schuld.« Er deutete auf das Haus. »Nichts von allem ist seine Schuld.«

Der rechtfertigende Tonfall, in dem er dies erklärte, entging Arkoniel nicht. »Selbstverständlich nicht«, pflichtete er dem Hauptmann bei. »Behauptet das jemand?«

»Es gibt immer lose Zungen. Wenn etwas wie ein Dämon die Schwester des Königs heimsucht, kannst du dir ja vorstellen, was der Klatsch daraus macht. Warum sonst glaubst du, hat Rhius seine arme Gemahlin und seinen Sohn hier draußen versteckt, so weit fernab anständiger Gesellschaft? Eine Prinzessin, die hier lebt? Ein Prinz? Kein Wunder … Nun, genug davon. Jedenfalls gibt es im Ort reichlich törichtes Gerede. Sogar in Ero.«

»Vielleicht hat Rhius Recht. Bei all den losen Zungen wäre Tobin in der Stadt vermutlich nicht glücklich. Mittlerweile ist er alt genug, um die Gerüchte zu verstehen.«

»Ja. Und es würde seinem Vater das Herz brechen. Mir übrigens auch. Er ist ein guter Junge, unser Tobin. Schon bald wird er zeigen, was wirklich in ihm steckt.«

»Das bezweifle ich nicht.«

Damit überließ Arkoniel den Hauptmann seinen Vorbereitungen und begab sich auf einen Rundgang um die Außenmauer.

Auch dabei stieß er auf Anzeichen für Vernachlässigung und Verwahrlosung. Einst hatte es hier Gärten ge-

geben. Ein paar Buschrosen verliefen ungepflegt entlang der zerbröckelnden Überreste der Einfriedung aus Stein, und vereinzelt erblickte er die braunen, trockenen Samenköpfe seltener Bauernrosen, die inmitten der wild wuchernden, in der Gegend heimischen Blüten von Lorbeerweiden, Gänseblümchen, Schwalbenwurzelgewächsen und Ginster um ihren Platz kämpften. Arkoniel erinnerte sich daran, dass Ariani in ihrem Garten in Ero Bauernrosenbeete gehabt hatte. In den frühen Sommermonaten hatten riesige Vasen mit den Blumen das ganze Haus mit ihrem Duft erfüllt.

Hier wurde indes nur noch ein Küchengarten zwischen einem hinteren Tor und dem Flussufer gehegt. Arkoniel pflückte einen Fenchelzweig und kaute darauf, während er durch das Hintertor trat.

Es führte auf einen Hof. Arkoniel ging durch eine offene Tür und stellte fest, dass er sich wieder in der Küche befand. Köchin, die keinen anderen Namen zu besitzen schien, bereitete gerade mit Tobins, Naris und Sefus' Hilfe das Abendmahl zu.

»Ich weiß es nicht, Schatz«, sagte Nari und hörte sich dabei verärgert an. »Warum fragst du solche Dinge?«

»Was für Dinge?«, erkundigte sich Arkoniel und gesellte sich am Tisch zu ihnen. Als er sich setzte, sah er, was Tobin gemacht hatte, und grinste. Fünf weißen Rübenschafen wurde von zwei Betewurzelbären und einem Karottenetwas aufgelauert, das grob an den Drachen erinnerte, den Arkoniel dem Jungen an jenem Morgen gezeigt hatte.

»Köchin war früher Bogenschützin und hat wie Tharin mit Vater gegen die Plenimarer gekämpft«, erklärte Tobin. »Aber sie sagt, der König will keine Frauen mehr in seiner Armee. Warum nicht?«

»Ihr wart Soldatin?«, fragte Arkoniel.

Köchin richtete sich vom Umrühren eines Kessels auf und wischte sich die Hände an der Schürze ab. Bislang hatte Arkoniel ihr wenig Beachtung geschenkt, nun jedoch sah er das Aufblitzen von Stolz, als sie nickte. »Das war ich. Zusammen mit Herzog Rhius' Vater habe ich der letzten Königin und nach ihr noch eine Zeit lang dem König gedient. Ich würde immer noch dienen – meinen Augen und meinem Arm mangelt es an nichts –, aber der König will keine Frauen in den Rängen sehen.« Sie zuckte mit den Schultern. »Deshalb trefft Ihr mich hier an.«

»Aber *warum*?«, beharrte Tobin und begann, an einer weiteren Rübe zu schnitzen.

»Vielleicht, weil Frauen nicht richtig kämpfen können«, meinte Sefus grinsend.

»Ich war drei von deiner Sorte wert, und dabei war ich gar nicht die Beste!«, herrschte Köchin ihn an. Sie ergriff ein Hackbeil und bearbeitete damit ein Stück Hammelfleisch, als wäre es ein plenimarischer Fußsoldat.

Arkoniel kannte Sefus' selbstgefälliges Gebaren. In den letzten Jahren hatte er davon reichlich gesehen. »Frauen können wunderbare Kriegerinnen und Zauberinnen sein, wenn sie das Herz dafür und die richtige Ausbildung haben«, sagte Arkoniel zu Tobin. »Herz und Ausbildung; das braucht man bei allem, um gut darin zu sein. Erinnerst du dich daran, wie ich dir heute Morgen erzählt habe, dass ich nicht mehr schieße? Tja, ich war darin nicht besonders gut, ebenso wenig im Umgang mit dem Schwert. Als Krieger wäre ich niemandem nütze gewesen. Wenn Iya keinen Zauberer aus mir gemacht hätte, wäre ich heute wahrscheinlich Küchenjunge statt ein Gelehrter!« Er warf einen Seitenblick zu Sefus. »Vor nicht allzu langer Zeit habe ich eine alte Frau kennen

gelernt, die in den Kriegen sowohl Soldatin als auch Zauberin war. Sie kämpfte mit Königin Ghërilain, die den Krieg gewann, weil sie selbst eine so gute Kämpferin war. Du weißt doch von den Kriegerköniginnen Skalas, oder?«

»Ich habe sie oben in einer Truhe«, antwortete Tobin, nach wie vor in seine Schnitzerei versunken. Im Singsangtonfall sagte er auf: »Es gab den König Thelátimos, dem vom Orakel gesagt wurde, er solle seine Krone an seine Tochter übergeben, dann Ghërilain, die Begründerin, Tamir, die Gemeuchelte, Agnalain, die nicht meine Großmama ist, Ghërilain, die Zweite, Iaair, die gegen den Drachen kämpfte, Klia, die den Löwen tötete, Klie, Markira, Oslie mit den sechs Fingern, Marnil, die sich so sehr eine Tochter wünschte, doch stattdessen vom Orakel einen neuen Gemahl bekam, und Agnalain, die meine Großmama ist. Und dann den König, meinen Onkel.«

»Ah, ich verstehe.« Arkoniel verstummte und versuchte, die gemurmelte Litanei nachzuvollziehen. Abgesehen von ein paar sonderbaren oder bemerkenswerten Tatsachen, verstand Tobin eindeutig herzlich wenig von dem, was er gerade aufgesagt hatte. »Du meinst Agnalain, die Erste, und Königin Tamir, die ermordet wurde.«

Tobin zuckte mit den Schultern.

»Also, die Namen hast du richtig aufgezählt, aber …«

Nari räusperte sich laut und bedachte Arkoniel mit einem warnenden Blick. »Herzog Rhius kümmert sich um Tobins Bildung. Er wird dem Jungen derlei Dinge beibringen, wenn er es für richtig hält.«

Er braucht einen richtigen Lehrer, dachte Arkoniel, dann blinzelte er ob des Widerhalls, den der Gedanke in seinem Geist auslöste. Einen Lehrer, einen Freund, einen Gefährten. Einen Beschützer. »Wann bricht der Herzog auf?«, erkundigte er sich.

»Morgen beim ersten Tageslicht«, antwortete Sefus.

»Nun, dann werde ich ihm heute Abend meine Aufwartung machen. Werden er und die Männer in der Halle speisen?«

»Klar«, murmelte Tobin. Unter seinem Messer verwandelte sich eine Rübe in einen weiteren Drachen.

Arkoniel entschuldigte sich, eilte nach oben, um seine Gedanken zu ordnen, und hoffte, dass der Einfall, der ihn ereilt hatte, tatsächlich eine vom Lichtträger gesandte Eingebung darstellte.

Zumindest musste er unbedingt daran glauben, denn genau das würde er Rhius erklären.

Und Iya.

KAPITEL 18

Beim Abendmahl fand sich Arkoniel zu Rhius' Rechter wieder, wo er von Tharin und einigen der Männer bedient wurde. Das Essen war zwar gut gewürzt, aber erschreckend schlicht und karg, was die Besorgnis des Zauberers zusätzlich schürte. In Ero und Atyion hatte Rhius stets verschwenderisch bewirtet. Dort hatte es immer Farben und Musik gegeben, Festmahle mit zwanzig Gängen und hundert Gästen, die vor Juwelen glitzerten und vor Seide und Pelzen strotzten. Das Leben, das Tobin hier erfuhr, unterschied sich kaum von dem eines landbesitzlosen Ritters aus dem Hinterland.

Rhius selbst war streng gekleidet. Er trug eine kurze, dunkle Robe, betont durch etwas Fuchspelz und Gold. Sein einziger Schmuck bestand aus einem großen Trauerring. Tobin hätte man in seinem schlichten Kittel mit einem Dienstjungen verwechseln können. Arkoniel bezweifelte, dass der Junge mehr als zwei Kleidungssätze besaß, und dies waren wahrscheinlich seine besten Gewänder.

Während des Essens schenkte der Herzog Arkoniel wenig Beachtung und widmete sich stattdessen Tobin, indem er ihm Geschichten vom Hof und über die Kriege erzählte. Arkoniel lauschte stumm. Dabei drängte sich ihm der Eindruck auf, dass die Unterhaltung hohl und gezwungen wirkte. Tobin sah elend aus. Nari, die weit entfernt am Tisch saß, suchte den Blick des Zauberers und schüttelte wortlos den Kopf.

Nach der Mahlzeit begab sich Rhius zu einem großen Stuhl am offenen Kamin und starrte in das kleine Feuer darin. Arkoniel, der weder entlassen noch eingeladen worden war, ließ sich unbehaglich auf der Herdbank ne-

ben ihm nieder und wartete, lauschte dem Knistern der Flammen und suchte in Gedanken nach den richtigen Worten, um sein Anliegen vorzutragen.

»Herr?«, wagte Arkoniel schließlich einen Versuch.

Rhius schaute nicht auf. »Was willst du jetzt von mir, Zauberer?«

»Nur ein paar Worte unter vier Augen, wenn Ihr gestattet.«

Erst dachte er, der Herzog wolle sich weigern, aber Rhius stand auf und führte Arkoniel nach draußen auf einen Pfad zur Weide, dem sie hinab zum Flussufer folgten.

Es war ein kühler, angenehmer Abend. Die letzten Strahlen der Sonne erhellten den Himmel hinter den Gipfeln und warfen lange Schatten über die Feste und die Weide. In der Luft hetzten Schwalben ihrem Abendessen hinterher. Am Fluss stimmten Frösche ihre Kehlköpfe.

Eine Weile standen sie schweigend da und beobachteten das sanft fließende Wasser, dann wandte sich Rhius Arkoniel zu. »Nun? Ich habe euch eine Gemahlin und ein Kind gegeben. Was will deine Meisterin jetzt von mir?«

»Nichts, Herr, nur die Sicherheit und das Wohlbefinden Eures verbliebenen Kindes.«

Rhius stieß spöttisches Gelächter aus. »Ich verstehe.«

»Ich glaube, das tut Ihr nicht. Wenn Tobin werden soll, was wir hoffen, muss er die Welt verstehen, die er erben wird. Ihr habt richtig damit gehandelt, ihn hier zu beschützen, aber mittlerweile ist er älter. Er muss lernen, wie man sich kleidet und benimmt, muss in die höfischen Künste eingeführt werden. Er braucht Lehrer. Außerdem braucht er gleichaltrige Freunde, andere Kinder …«

»Nein! Du hast den Dämon gesehen, der ihn dank der Stümperei eurer dreckigen Hexe in jener Nacht seither

heimsucht. Mütter von hier bis Ero jagen ihren Bälgern Angst mit Geschichten über das ›verwunschene Kind in der Feste‹ ein. Wusstest du das nicht? Oh, aber wie solltest du auch, zumal sich weder du noch deine Meisterin bisher dazu herabgelassen haben, zu uns zurückzukehren. Soll ich Tobin und seinen Dämon an den Hof schicken und sie dem König vorstellen? Wie lange würde es wohl dauern, bis eines von Erius' Geschöpfen mit ihren scharfen Augen und todbringenden Zaubern den Schleier durchschauen?«

»Aber das ist nicht möglich. Deshalb haben wir die Hexe hergebracht …«

»Ich werde dieses Wagnis nicht eingehen! Erius mag immer noch einen Trauerring für seine Schwester tragen, aber wie gefühlsselig wird er sich zeigen, wenn er erfährt, dass ihr überlebendes Kind ein …« Er fing sich gerade noch rechtzeitig, dann senkte er die Stimme zu einem scharfen Zischen. »Eine wahre Thronerbin? Falls du denkst, dass *irgendjemand* von uns, die in jener Nacht in der Geburtskammer anwesend waren, verschont würde, bist du ein Narr. So sehr ich selbst den Tod begrüßen würde, denk an das Kind. Sind wir so weit gekommen, um nun alles wegen der Launen eines …« Kurz setzte er ab und schwenkte die Hand auf Arkoniel. »… eines halb ausgebildeten Zauberlehrlings wegzuwerfen?«

Arkoniel überging die Beleidigung. »Dann lasst mich Kinder hierher bringen, Herr. Kinder aus einer anderen Gegend, die von den Geschichten nichts gehört haben. Tobin ist ein Prinz; von Rechts wegen sollte er bald in die Gefährtschaft des Königlichen Prinzen aufgenommen werden oder zumindest eine eigene Gruppe von Gefährten haben. Was werden die Adeligen in Ero über den Neffen des Königs sagen, das Kind einer Prinzessin und

eines erhabenen Fürsten, wenn es wie ein Bauer aufwächst? Tobin muss vorbereitet werden.«

Rhius blickte auf den Fluss und erwiderte nichts, doch Arkoniel spürte, dass er Wirkung erzielt hatte.

»Tobin mag noch jung sein, dennoch wird seine Abwesenheit am Hof bald auffallen – vielleicht sogar den Zauberern des Königs. Und dann wird man herkommen, um nach ihm zu suchen. Egal, was wir tun, früher oder später werden wir ihn am Hof vorstellen müssen. Je weniger eigenartig er dann erscheint, desto …«

»Also eines. Ein Kind hier als Gefährten. Aber nur, wenn du meinen Bedingungen zustimmst.« Er richtete düstere Augen auf Arkoniel. »Erstens: Sollte dieses andere Kind unser Geheimnis entdecken, wirst du es eigenhändig töten.«

»Herr!«

Rhius beugte sich dichter zu ihm und fuhr mit sehr leiser Stimme fort. »Mein eigenes Kind musste sterben. Warum sollte das eines Fremden weiterleben, wenn es unsere Pläne gefährden könnte?«

Arkoniel nickte, zumal er wusste, dass Iya ihm dasselbe Versprechen abgerungen hätte. »Und Eure weiteren Forderungen?«

Als Rhius weitersprach, schwang kein Zorn mehr in seinem Tonfall mit. In der zunehmenden Düsternis wirkte er gebückt und alt – ein trauriger, hohler Abklatsch des Mannes, der er einst gewesen war. »Dass du hier bleibst und Tobins Lehrer wirst. Du bist von adeliger Geburt und weißt etwas über den Hof. Ich werde nicht das Wagnis eingehen, einen weiteren Fremden in mein Haus zu holen. Bleib und beschütze mein Kind, bis die Welt wieder in Ordnung gebracht wird.«

Arkoniel fühlte sich benommen vor Erleichterung.

»Das werde ich, Herr. Bei meinen Händen, meinem Herzen und meinen Augen, das werde ich.« Dies war die Erfüllung der Vision, die er in Afra erfahren hatte, und Rhius hatte sie selbst vorgeschlagen.

»Aber mit Verlaub, Herr«, fuhr er behutsam mit seinen Gedanken fort. »Ihr seid ein sehr wohlhabender Mann, dennoch wächst Euer Kind in einer Gruft auf. Könntet Ihr diesen Ort nicht in ein richtiges Heim für ihn gestalten? Außerdem werde ich eigene Gemächer zum Schlafen und Arbeiten brauchen. Die Räume im dritten Stockwerk könnten instand gesetzt werden. Und wir werden ein Zimmer für Tobins Unterricht brauchen …«

»Ja, schon gut!«, fiel Rhius ihm barsch ins Wort und warf die Arme hoch. »Tu, was du willst. Wirb Arbeiter an. Richte das Dach. Lass dir goldene Nachttöpfe gießen, wenn du möchtest, solange du nur mein Kind beschützt.« Einen Augenblick starrte er auf die Feste.

Aus den Fenstern der Truppenunterkunft schimmerte warmes Licht, und sie hörten um das Wachfeuer versammelte Männer singen. Die dahinter aufragende Festung wirkte – abgesehen von einem schmalen Lichtschein aus einem Fenster im zweiten Stockwerk – verwaist.

Rhius stieß ein gedehntes Seufzen aus. »Bei den Vieren, die Feste ist tatsächlich zu einer Gruft geworden, nicht wahr? Einst war dies ein schöner Bau mit Gärten und feinen Stallungen. Meine Ahnen haben hier im Herbst Jagden und Feste veranstaltet und Königinnen zu Gast gehabt. Ich … ich hatte immer gehofft, dass sich Ariani erholen und mir helfen würde, den Ort wieder herzurichten.«

»Eine künftige Königin nennt dies ihr Heim. Gestaltet es für sie schön. Schließlich ist Tobin ein Künstler, und bei Künstlern nährt das Auge die Seele.«

Rhius nickte. »Tu, was du willst, Arkoniel. Aber lass den Turm, wie er ist. Niemand soll dorthin gehen. Die Fensterläden sind vernagelt, und für die Türen gibt es keine Schlüssel.«

»Wir Ihr wünscht, Herr.«

Die Schwalben hatten sich zur Ruhe begeben, und kleine, braune Fledermäuse waren hervorgekommen, um Motten zu jagen. Glühwürmchen blitzten zwischen dem langen Gras auf und verwandelten die dunkle Weide in ein Spiegelbild des Sternenhimmels darüber.

»Ich denke, bald wird ein richtiger Krieg ausbrechen«, meinte Rhius. »Geplänkel und Säbelrasseln gibt es seit Jahren, aber Plenimar drängt mit jedem Jahr heftiger gegen unsere Grenzen.«

»Krieg?«, fragte Arkoniel, den der plötzliche Umschwung des Gesprächs überraschte. »Also glaubt Ihr nicht, dass Plenimar den Vertrag von Kouros achten wird?«

»Ich stand neben dem König, als Oberherr Cyranius sein Siegel darunter setzte. Ich habe sein Gesicht beobachtet. Nein, ich glaube nicht, dass er den Vertrag achten wird. Er will die Drei Länder wieder als ein Großreich haben, wie es unter den Priesterherrschern war. Aber diesmal wird er auf dem Thron sitzen, kein Priesterkönig. Er will die Ländereien Mycenas und die Zauberer von Skala.«

»Gut möglich.« Aurënen hatte den Handel mit Plenimar vor geraumer Zeit eingestellt; die notwendigen Ehen zwischen den Völkern, um die Blutlinien der Zauberer in Plenimar aufrechtzuerhalten, gab es nicht mehr. Bei seinen Reisen hatte Arkoniel Gerüchte über plenimarische Seeräuber gehört, die Aurënfaie-Schiffe angriffen und Gefangene für Zwangsvermehrungen wie bei Tieren verschleppten.

»Die vergangenen Jahre haben sie uns mit Scheinangriffen auf die Inseln und Überfällen an unseren Gestaden ausgelotet«, fuhr Rhius fort. »Ich hoffe nur, Tobin wird alt genug sein, wenn es soweit ist.«

»Wir müssen ihn auf jede mögliche Weise darauf vorbereiten.«

»So ist es. Gute Nacht, Arkoniel.« Rhius verneigte sich und trat den Weg zurück den Pfad hinauf an. Er sah immer noch gebückt und alt aus.

Der Zauberer verweilte noch am Fluss, lauschte den leisen Geräuschen der lauen Sommernacht und fragte sich, wie sich eine Schlacht anhören mochte. Er hatte das Haus seines Vaters verlassen, bevor er ein Schwert tragen konnte. Als er an Tobins verächtliche Haltung angesichts seiner Berufung zurückdachte, musste er lächeln.

Beim Weg zurück den Hügel hinauf fiel ihm abermals der Turm ins Auge, und er vermeinte zu sehen, wie sich einer der Fensterläden bewegte. Kurz spielte er mit dem Gedanken, einen Blick darauf zu werfen, doch Rhius' Anordnung hielt ihn davon ab. Wahrscheinlich war es nur eine Fledermaus gewesen.

Tobin hatte die beiden Männer von seinem Fenster aus beobachtet. Er wusste, wer sie waren; Bruder hatte es ihm gesagt.

Der Zauberer wird bleiben, flüsterte Bruder in den Schatten hinter ihm.

»Warum?«, verlangte Tobin zu erfahren. Er wollte nicht, dass Arkoniel blieb. Er mochte den Zauberer ganz und gar nicht. Hinter dessen Lächeln stimmte etwas nicht, außerdem war er zu groß und zu laut und hatte ein längliches Gesicht wie ein Pferd. Am schlimmsten von

allem jedoch war, dass er Tobin mit seiner Magie überrascht hatte und erwartete, dass sie ihm gefiel.

Tobin hasste Überraschungen. Sie endeten immer schlimm.

»Warum bleibt er?«, wiederholte er seine Frage, dann drehte er sich um, weil er nachsehen wollte, ob Bruder ihn gehört hatte.

Die Flamme der kleinen Nachtlampe neben seinem Bett glich kaum noch mehr als einem verschwommenen Lichtfleck. Dies war Bruders Werk. Seit Lhel sie durch die Puppe miteinander verbunden hatte, konnte Tobin die Dunkelheit sehen, die Bruder manchmal verursachte, vor allem nachts. In manchen Nächten konnte Tobin fast überhaupt nichts erkennen.

Da bist du ja, dachte er, als er den Ansatz eines Schattens an der gegenüberliegenden Wand erspähte. »Was sagen sie dort unten?«

Ohne etwas zu erwidern, huschte Bruder davon.

Tobin wünschte sich oft, dass er die hässliche Puppe nicht behalten hätte und sie mit seiner Mutter aus dem Fenster gefallen wäre. Vor einigen Wochen hatte er sich sogar vom Haus davongeschlichen und gehofft, Lhel zu finden, um sie zu bitten, den Zauber rückgängig zu machen, aber diesmal hatte er nicht gewagt, sich vom Flussufer zu entfernen, und sie hatte ihn nicht rufen gehört.

Also hatte er weiter ihre Anweisungen befolgt, rief Bruder jeden Tag zu sich und gestattete dem Geist, ihm zu folgen. Er vermochte nicht zu sagen, ob dies Bruder Freude bereitete oder nicht; manchmal grinste er Tobin immer noch höhnisch an und zuckte mit den Fingern, als wollte er ihn kneifen oder an den Haaren ziehen, wie er es früher getan hatte. Aber Bruder verletzte ihn nicht

mehr, seit Lhel sein Blut und Haar mit der Puppe verbunden hatte.

Fast ohne es zu bemerken, hatte Tobin angefangen, Bruder in letzter Zeit öfter zu rufen, ihn sogar dazu einzuladen, mit der Stadt zu spielen. Allerdings sah Bruder stets nur zu, während Tobin seine Holzmenschen durch die Straßen bewegte und mit den kleinen Schiffen segelte, dennoch war dies besser, als alleine zu sein.

Tobin suchte die finsteren Winkel der Kammer nach Anzeichen von Bewegung ab. Selbst wenn er Bruder wegschickte, entfernte er sich nie weit. Die Bediensteten beklagten sich immer noch über seine Tollereien. Der Einzige jedoch, den er bislang wirklich verletzt hatte, war Arkoniel.

So wenig Tobin den Zauberer mochte, er war deswegen böse auf Bruder. Tobin war gezwungen gewesen, den Rufzauber unmittelbar vor dem Mann auszuführen, und Arkoniel hatte etwas gesehen, vielleicht sogar die Worte gehört. Wenn er Tobins Vater davon erzählte, würde dieser früher oder später von der Puppe erfahren; dann würde sich sein Vater seiner schämen, und die Männer würden wie die Leute im Dorf lachen, und Tobin würde nie ein Krieger werden.

Sein Bauch krampfte sich schmerzlich zusammen, als er sich wieder dem Fenster zudrehte; womöglich sprachen sein Vater und der Zauber dort draußen genau darüber. Arkoniel hatte zwar gelobt, nichts zu verraten, doch Tobin traute ihm nicht. Eigentlich vertraute er niemandem mehr richtig, außer vielleicht Tharin.

Als es zu dunkel wurde, um seinen Vater auf der Weide zu erkennen, kroch Tobins ins Bett, legte sich steif zwischen die verschwitzten Laken und wartete auf wütende Stimmen.

Stattdessen jedoch kam Nari zu Bett, die hoch erfreut wirkte.

»Du errätst nie, was geschehen ist!«, rief sie aus, als sie begann, die Ärmel ihres Kleids aufzuschnüren. »Dieser junge Zauberer soll bleiben und dein Lehrer werden. Aber nicht nur das, du wirst einen Gefährten bekommen! Arkoniel wird seiner Lehrmeisterin schreiben und sie bitten, einen geeigneten Jungen zu suchen. Endlich wirst du einen richtigen Spielgefährten haben, wie es sich für einen jungen Prinzen geziemt! Was hältst du davon?«

»Was ist, wenn er mich nicht mag?«, murmelte Tobin, der neuerlich daran denken musste, wie die Leute im Dorf ihn ansahen und hinter vorgehaltener Hand über ihn tuschelten.

Nari schnalzte mit der Zunge und legte sich neben ihn ins Bett. »Wer sollte dich nicht mögen, mein Schatz? Und Gefährte eines Prinzen zu werden, des Königs einzigen Neffen? Jeder Junge wäre außer sich vor Freude über eine solche Ehre!«

»Aber was ist, wenn er nicht nett ist?«, beharrte Tobin.

»Tja, dann schicke ich den kleinen Narren höchstpersönlich wieder fort«, erklärte Nari. In sanfterem Tonfall fügte sie hinzu: »Hör auf, dir den Kopf zu zerbrechen, mein Liebling. Mach dir keine Sorgen.«

Tobin seufzte und tat so, als schliefe er ein. Seiner Ansicht nach hatte er genug, was ihm Sorgen bereitete. Nicht zuletzt zählte dazu, mit übellaunigen Geistern und lauten, lachenden, scharfäugigen Zauberern geschlagen zu sein.

KAPITEL 19

Iya las Arkoniels Brief mehrmals durch, während der Bote des Herzogs draußen auf dem Hof der Herberge ihrer Antwort harrte. Sie drückte sich den kleinen Pergamentbogen ans Herz, blickte hinaus auf den betriebsamen Hafen und versuchte, ihrer widerstreitenden Gefühlsregungen zu ordnen.

Ihre erste Eingebung ähnelte jener des Herzogs: Das Kind eines anderen Adeligen zu holen, brächte beide Häuser in Gefahr. Tief im Herzen jedoch wusste sie, dass Arkoniel Recht hatte. Abermals schaute sie auf den Brief hinab.

Ich weiß, dass du meine Entscheidung missbilligen, vermutlich sogar wütend über meine Vermessenheit sein wirst, aber ich glaube, damit richtig zu handeln. Das Kind ist fast zehn und bereits so seltsam, dass ich fürchte, es wird sich am Hof schwerlich zurechtfinden, wenn es erwachsen ist. Der Haushalt gebart sich gebieterisch beschützend. Dieses Kind war noch nie an einem heißen Tag schwimmen, hatte noch nie einen Nachmittag für sich allein auf der Weide vor den Toren. Um des Andenkens seiner Mutter und ihrer Linie willen, müssen wir tun, was in unserer Macht steht …

»*Seiner* Mutter, so ist es«, murmelte Iya zufrieden darüber, dass Arkoniel so vorsichtig gewesen war. Briefe fielen nur allzu oft in die falschen Hände, sei es durch Zufall oder Plan.

Die Wahl des Gefährten überlasse ich selbstverständlich dir. Ja, damit versuchte er, sie zu beschwichtigen, nachdem er bereits seinen eigenen Weg eingeschlagen hatte. *Der Gefährte sollte fröhlich, tapfer, unbeschwert sein und sich für die Kunst des Krieges und der Jagd be-*

geistern, denn der Junge findet mich in dieser Hinsicht beklagenswert unzulänglich. Da es in der Feste sehr einsam ist, und der Prinz den Hof noch nicht besucht, wäre es gut, wenn du einen Jungen finden könntest, der von seiner Familie nicht allzu sehr vermisst wird, sollte er länger in der Ferne weilen. Und er sollte kein erstgeborener Sohn sein.

Sie nickte bei sich, zumal sie nur allzu gut verstand, welcher Gedanke hinter dem letzten Satz stand: Es musste ein entbehrlicher Junge sein.

Iya steckte den Brief weg und schmiedete in Gedanken bereits Pläne. Sie würde einige der Fürsten besuchen, die hier in den südlichen Bergen kleine Landgüter besaßen. Sie gehörten großen Familien an.

Derlei Überlegungen halfen, die tiefer reichenden Auswirkungen von Arkoniels Vorschlag zu verdrängen: Er würde bei Tobin bleiben. Natürlich war seine Ausbildung weit genug fortgeschritten, dass er sie eine Zeit lang verlassen oder sogar gänzlich eigene Wege gehen konnte. Andere Schüler hatten sich mit weniger begnügt und sie verlassen. Arkoniel hingegen wusste bereits genug, um mit der Schale betraut zu werden, wenn die Zeit dafür kam.

Dennoch hasste sie es, ohne ihn sein zu müssen. Er war der beste Schüler, den sie je gehabt hatte, und wäre in der Lage, noch so viel mehr zu lernen, als er bereits hatte. Weit mehr, als sie ihm beibringen konnte, um genau zu sein. Andererseits würde durch ein paar Jahre der Trennung kein schlechterer Zauberer aus ihm werden.

Nein, es war die Erinnerung an seine Visionen, die sie quälten, jene Visionen, in denen sie nicht vorgekommen war. Iya war nicht bereit, ohne ihn sein zu müssen, den Sohn ihres Herzens.

KAPITEL 20

Wie Tobin befürchtet hatte, begann der Zauberer fast sofort, Dinge zu verändern, wenngleich auf andere Weise, als er erwartet hatte.

Vorerst wohnte Arkoniel weiter im Spielzimmer, doch binnen einer Woche nach der Abreise von Tobins Vater trudelten Arbeiter in ganzen Wagenladungen ein und errichteten ein kleines Dorf aus Zelten auf der Weide. Ein steter Strom von Karren folgte ihnen, beladen mit Material jeder Art. Bald stapelten sich auf den Höfen und in den leer stehenden Truppenunterkünften Holz, Stein, Mischtröge und schwere Säcke. Tobin wurde nicht erlaubt, hinaus zu den Fremden zu gehen, also stand er zumeist an seinem Fenster und beobachtete ihr geschäftiges Treiben.

Ihm war bisher nie bewusst gewesen, wie still es in der Feste war. Den ganzen Tag lang hallten aus jeder Richtung Hämmern, Klopfen und Klirren, dazu die lauten Stimmen der Arbeiter, die Anweisungen brüllten oder Lieder sangen.

Eine Mannschaft von Maurern lärmte auf dem Dach mit Schindeln und Töpfen voll heißem Blei und Teer herum, sodass es Tag und Nacht aussah, als stünde das Dach in Flammen. Eine weitere Gruppe kam ins Haus und übernahm gleichzeitig das dritte Stockwerk und die große Halle, schob die Möbel umher und erfüllte das Gebäude mit den aufregend neuen Gerüchen von nassem Kalk und Sägemehl.

Arkoniel stieg ein wenig in Tobins Gunst, als er darauf bestand, dass Tobin erlaubt wurde, den Handwerkern bei der Arbeit zuzusehen. Eines Nachts, nachdem Nari ihn zu Bett gebracht hatte, kam Bruder und führte Tobin zum

oberen Treppenabsatz, um zusammen einem Streit zu lauschen, der sich unten zutrug. Nari und Arkoniel standen am Kamin.

»Mir ist egal, was du oder Herzog Rhius sagen«, erboste sich Nari und vergrub die Hände in der Schürze, wie sie es immer tat, wenn sie aufgebracht war. »Es ist nicht sicher! Was hat es für einen Sinn, hier draußen mitten im Nichts zu weilen, wenn …«

»Ich bleibe bei ihm«, fiel der Zauberer ihr ins Wort. »Beim Licht, Frau, du kannst ihn nicht sein ganzes Leben lang in Watte packen. Und es gibt so Vieles, was er lernen kann. Er besitzt eindeutig eine Begabung für solche Dinge.«

»Ach, dir wäre wohl lieber, er wächst heran, um eine Maurerschürze statt einer Krone zu tragen, wie?«

Tobin kaute nachdenklich an seinem Daumennagel und fragte sich, was sie damit meinten. Er hatte noch nie gehört, dass ein Prinz eine Krone tragen konnte. Selbst seine Mutter hatte das nicht getan, soweit er wusste, und sie hatte im Palast gelebt, als sie klein gewesen war. Aber wenn das Tragen einer Maurerschürze bedeutete, dass er in der Lage wäre, eine Kelle und Mörtel zu verwenden, um Mauern zu bauen, hätte er nichts dagegen gehabt. Er hatte an diesem Tag heimlich die Mannschaft oben beobachtet, als Nari ihn nicht beaufsichtigt hatte, und ihre Arbeit hatte ihn neugierig gemacht. Er vermutete, sie wäre lustiger als sein anderer Unterricht bei Arkoniel, wo er Reime auswendig lernte und sich die Namen der Sterne einprägen musste.

Bevor er erfuhr, wer bei dem Streit die Oberhand behalten würde, flüsterte Bruder ihm zu, er sollte zurück ins Bett eilen. Er schaffte es gerade noch rechtzeitig zurück in sein Zimmer und konnte die Tür schließen, ehe Mynir

daran vorbeiging, der fröhlich vor sich hinpfiff und mit den Schlüsseln an deren eisernem Ring rasselte.

Zum Glück gewann Arkoniel; er und Tobin verbrachten den nächsten Tag damit, den Arbeitern zuzusehen.

Die Werkzeuge der Gipser und Steinmetze und die Mühelosigkeit, mit der sie damit hantierten, fesselten Tobin. Ganze Mauern verwandelten sich an nur einem Vormittag von schmutzig-grau zu zuckerweiß.

Am meisten aber bewunderte er die Holzschnitzerin, eine zierliche, hübsche Frau mit hässlichen Händen, die mit Stemmeisen und Messern Holz formten, als wäre es Butter. Der gebrochene Treppenpfosten in der Halle war am Tag zuvor herausgerissen worden, und Tobin beobachtete voll gespannter Aufmerksamkeit, wie die Frau einen neuen aus einem langen Block dunklen Holzes schnitzte. Tobin schien, dass sie in das Holz grub, um das Muster der gereiften Maserung aufzuspüren, das bereits darin schlummerte. Als er ihr diese Beobachtung scheu mitteilte, nickte sie.

»Genau so betrachte ich es, Hoheit. Ich nehme ein Stück feines Holz wie dieses in die Hände und frage es: ›Welche Schätze hältst du in dir für mich bereit?‹«

»Prinz Tobin macht dasselbe mit Gemüse und Wachsklumpen«, verriet ihr Arkoniel.

»Ich schnitze auch Holz«, fügte Tobin hinzu und erwartete, dass die Künstlerin ihn auslachen würde. Stattdessen flüsterte sie Arkoniel etwas zu, dann ging sie zu einem Haufen von Resten in der Nähe und brachte ihm ein Stück blassgelbes Holz etwa so groß wie ein Backstein. Dazu reichte sie ihm zwei ihrer scharfen Schnitzklingen und fragte ihn: »Möchtet Ihr sehen, was sich in diesem Stück befindet?«

Tobin verbrachte den Rest des Nachmittags auf dem Boden neben ihr hockend, und am Ende des Tages gab er ihr einen fetten Otter, der nur ein klein wenig schief geraten war. Sie erwies sich als so erfreut darüber, dass sie ihm die Messer dafür überließ.

Wenn sie nicht die Arbeiter beobachteten, unternahmen Tobin und Arkoniel lange Ausritte oder Spaziergänge auf den Waldpfaden. Ohne dass Tobin es bemerkte, verwandelten sie sich zugleich in Unterricht. Arkoniel mochte nicht wissen, wie man kämpfte oder richtig mit dem Bogen schoss, dafür verstand er eine Menge von Kräutern und Bäumen. Er begann, indem er sich von Tobin jene zeigen ließ, die er kannte, dann lehrte er ihn andere sowie deren Nutzen. Auf schattigen Lichtungen pflückten sie Wintergrün und gruben wilden Ingwer aus, auf der Weide sammelten sie wilde Erdbeeren und Büschel von Klebkraut, Sauerklee und Ampfer für Köchins Suppen.

Tobin misstraute dem Zauberer noch immer, aber er stellte fest, dass es ihm gelang, ihn zu dulden. Mittlerweile gebärdete sich Arkoniel nicht mehr so laut und wirkte nie Magie. Obwohl er kein Jäger war, wusste er ebenso viel wie Tobin übers Fährtenlesen und darüber, wie man sich im Wald zurechtfand. Sie streiften weit den Berghang hinauf, dann stießen sie auf einen Pfad und eine Lichtung, die Tobin vertraut erschienen. Aber er sah kein Anzeichen von Lhel.

Ohne Arkoniels Wissen begleitete Bruder sie häufig als stumme, wachsame Gegenwart.

Kaum hatten die Maurer ihre Arbeit in der großen Halle beendet, begannen die Maler, ihre Muster in den frischen Verputz zu kratzen. Während ein langes Musterband ent-

lang der Oberkante einer Wand Gestalt annahm, legte Tobin den Kopf schief und meinte: »Das sieht ein wenig wie Eichenblätter und Eicheln aus, aber nicht ganz.«

»Das soll gar keine Abbildung von irgendetwas sein«, erklärte Arkoniel. »Es ist bloß ein Muster, das die Augen erfreut. Erst werden Reihen über Reihen verschiedener Muster angefertigt, dann werden sie mit bunten Farben bemalt.«

Sie erklommen das wackelige Gerüst, und Arkoniel ließ den Künstler Tobin zeigen, wie man ein Kantenlineal aus Messing und einen Greifzirkel verwendete, um die Formen zu kennzeichnen und die Linien gerade zu halten.

Nachdem sie das Gerüst wieder verlassen hatten, rannte Tobin nach oben ins Spielzimmer und kramte die vernachlässigten Schreibunterlagen aus der Truhe hervor. Er breitete sie auf dem Tisch in seinem Zimmer aus und begann mit einer Reihe von Mustern, indem er die Finger als Greifzirkel und ein Stück einer abgebrochenen Übungsklinge als Kantenlineal verwendete. Mit einer halben Reihe war er bereits fertig, als er bemerkte, dass Arkoniel ihn von der Tür aus beobachtete.

Tobin arbeitete zum Rand der Seite weiter, dann setzte er sich zurück, um seine Arbeit zu begutachten. »Das ist nicht besonders gut.«

Arkoniel kam zu ihm und betrachtete das Muster. »Nein, aber auch nicht schlecht für den ersten Versuch.«

So war der Zauberer. Während Nari lobte, was immer Tobin tat, ob es gut war oder nicht, ähnelte Arkoniel eher Tharin – er suchte stets nach den Vorzügen von Tobins Bemühungen, jedoch ohne sie mehr zu loben, als sie es verdienten.

»Lass uns mal sehen, ob ich es kann.« Arkoniel ergriff

einen Bogen Pergament von dem Stapel und drehte ihn um, dann stand er mit einem sonderbar elenden Ausdruck im Gesicht da. Diese Seite des Blattes bedeckten Zeilen schmaler Worte, die Tobins Mutter eines Tages geschrieben hatte, während er ihre Buchstaben nachfuhr. Tobin konnte sie nicht lesen, aber ihm entging nicht, dass sie Arkoniel bestürzten.

»Was steht da?«, fragte der Junge.

Arkoniel schluckte schwer und räusperte sich, aber Bruder riss ihm die Seite aus der Hand und schleuderte sie quer durch das Zimmer, bevor er sie zu Ende lesen konnte.

»Es war bloß der Teil eines Gedichts über Vögel.«

Tobin hob das Blatt auf und steckte es zuunterst in den Stapel, um Bruder nicht noch mehr zu erregen. Auf dem obersten Pergament befanden sich mehrere Zeilen mit Übungsbuchstaben, allesamt verschmiert und verwischt, weil Tobin sie nachgefahren war.

»Mama hat mir das Alphabet beigebracht«, erklärte er und strich mit einem Finger über die Zeichen.

»Ich verstehe. Möchtest du mir zeigen, was du bisher gelernt hast?« Arkoniel versuchte zu lächeln, als wäre alles in Ordnung, aber sein Blick wanderte immer wieder zu dem Pergament, das Bruder ihm entrissen hatte, und er wirkte dabei traurig.

Mühsam schrieb Tobin die elf Buchstaben, die er kannte. Er hatte sie seit Monaten nicht mehr gezeichnet, und sie gerieten sehr krakelig. Einige waren sogar wieder verkehrt. Auch die Bezeichnungen und Aussprache der meisten hatte er vergessen.

»Damit steht dir ein guter Anfang bevor. Möchtest du, dass ich dir ein paar weitere zum Nachfahren aufschreibe?«

Tobin schüttelte den Kopf, doch der Zauberer kratzte bereits mit der Feder auf dem Pergament.

Bald war Tobin so beschäftigt, dass er den Reim, den Arkoniel ihm nicht vorgelesen hatte, und Bruders kleinen Wutausbruch völlig vergaß.

Arkoniel wartete, bis Tobin in seine Arbeit vertieft war, dann zog er behutsam am Rand des Pergaments, das ihm der Dämon entrissen hatte, bis er es soweit aus dem Stapel geholt hatte, dass er die von Ariani geschriebenen Zeilen lesen konnte.

Nur in meinem Turm kann ich des Vogels Lied hören.

Mein Kerker ist meine Freiheit. Nur dort singt mein Herz.

Mit den Toten als Gesellschaft

Sprechen nur die Toten deutlich, und die Vögel.

Insgeheim hatte Tobin der bevorstehenden Ankunft des versprochenen Gefährten entgegengefiebert, aber als nicht sofort jemand eintraf, vergaß er die Angelegenheit wieder, weil er annahm, sein Vater hätte es sich anders überlegt.

Obendrein hielten sich gegenwärtig ohnehin zu viele Menschen im Haus auf. Solange er zurückdenken konnte, war es hier schattig und friedlich gewesen. Nun stapften unablässig Arbeiter ein und aus. Wenn er es leid wurde, den Handwerkern zuzusehen, zog er sich in die Küche zu Nari und Köchin zurück, die beide ungeachtet dessen, was Nari über Tobins Umgang mit den Arbeitern gesagt hatte, lachhaft erfreut über all den Wirbel wirkten.

Allerdings traf dies auf niemanden mehr zu als auf den alten Mynir. Wenngleich all die Veränderungen, die vorgenommen wurden, die Schuld des Zauberers zu sein

schienen, gab Mynir den Ton an, und er hatte noch nie glücklicher ausgesehen, als dabei, wie er die Arbeiter anwies, welche Farben und Muster sie zu verwenden hatten. Außerdem traf er sich in der Halle mit Händlern, und schon bald tauchten polierte Teller in den kahlen Regalen auf, und schillernde, neue Wandbehänge trafen in Wagenladungen ein.

»Ah, Tobin, das habe ich früher in Atyion gemacht!«, meinte er eines Tages, als sie die neuen Behänge begutachteten. »Endlich lässt mich dein Vater auch diesen Ort zu einem anständigen Haus gestalten!«

Doch so sehr Tobin es genoss, die Handwerker zu beobachten, als die Instandsetzungsarbeiten voranschritten, erfüllte ihn zunehmendes Unbehagen über die Ergebnisse. Je mehr sich das Haus veränderte, desto schwerer fiel es ihm, sich seinen Vater oder seine Mutter darin vorzustellen. Als Mynir davon zu reden anfing, Tobins Schlafzimmer umzugestalten, warf Tobin die Tür zu, schob eine Truhe davor und weigerte sich, die Kammer zu verlassen, bis der Verwalter ihm durch das Schlüsselloch versprach, es würde nicht angetastet.

Und so setzten sich die Arbeiten rings um ihn fort. Manchmal schlich er nachts, bevor sich Nari zu ihm gesellte, zum Kopf der großen Treppe, starrte in die bunte, neue Halle hinab und stellte sie sich so vor, wie sie gewesen war, bevor sein Vater begonnen hatte, so viel in der Ferne zu weilen. Wenn sie die Halle zu sehr veränderten, würde sein Vater vielleicht überhaupt nicht mehr zurückkommen wollen.

KAPITEL 21

Einen geeigneten Gefährten für Tobin zu finden, erwies sich als schwierigere Aufgabe, als Iya erwartet hatte.

Sie war Kindern allgemein nicht besonders zugetan. Jahrzehntelang war sie nur mit jenen in Berührung gekommen, die als Zauberer geboren worden waren. Keiner ihrer Schüler war je gewöhnlich gewesen, und die Ausbildung und Zeit brachten bald die schillernden Vorzüge ihrer Fähigkeiten zum Vorschein. Mit diesen Kindern durchlebte sie erneut ihre eigenen zaghaften ersten Schritte, frühen Enttäuschungen und ruhmreichen Augenblicke; und sie jubelte vor Freude mit ihnen, wenn sie die Macht ihrer einzigartigen Beschaffenheit einforderten. Keiner glich dem anderen, was Stärken und Fähigkeiten anging, doch das machte keinen Unterschied. Die Freude bestand darin, eine Begabungsader in einem Neuling zu entdecken und ihr zu ihrem Kern zu folgen.

Aber dies … Während sich ihre trostlose Suche von Wochen auf einen Monat ausdehnte, besserte sich ihre Meinung über gewöhnliche Kinder kaum. Unter dem Landadel fand sie zwar reichlich davon, allerdings keinen einzigen Balg, den sie als geistreicher als eine Steckrübe empfand.

Fürst Evir, in dessen Haus sie als Erstes gewesen war, hatte sechs stramme Jungen, zwei davon im rechten Alter, um zu dienen, doch sie glichen dicken, schwerfälligen Kälbern, stumpfsinnig wie Maulwürfe.

Als Nächstes besuchte sie Fürstin Morials Gut, da sie sich erinnerte, dass dort einige Kinder geboren worden waren. Die Witwe hatte einen Sohn, der recht lebendig wirkte, doch als Iya seinen Geist mit dem ihren berührte, stellte sei fest, dass er bereits von Gier und Neid bemä-

kelt war. Man konnte einem Prinzen oder einer Königin schlecht dienen, wenn man deren Rang begehrte.

So reiste sie weiter, arbeitete sich langsam das Rückgrat Skalas entlang vor und begegnete weiteren Steckrüben, Maulwürfen und Neidhammeln. Als die ersten Regenfälle des Rhythin einsetzten, befand sie sich einen Wochenritt von Ero entfernt. Auf der Suche nach dem Anwesen von Fürst Jorvai von Colath, den sie als junges Mädchen gekannt hatte, wanderte sie weiter durch den kalten, nebligen Nieselregen.

Zwei Tage später, als der Nachmittag bereits schwand und weder das Anwesen noch ein sonstiger Unterstand in Sicht waren, endete die schlammige Straße, der sie gefolgt war, jäh am Ufer eines angeschwollenen Stroms. Sie versuchte, die Stute weiterzutreiben, aber das Tier scheute und wich dem Hindernis aus.

»Verflucht!«, brüllte Iya und ließ den Blick über das Ödland wandern, das sie zu allen Seiten umgab. Sie konnte nicht zu Fuß durch die Fluten waten, und in der Nähe gab es keine Herberge, zu der sie umkehren konnte. Als sie ihren Mantel enger um sich zog, fiel ihr ein, dass sie vor etwa einer Stunde eine Nebenstraße passiert hatte, die irgendwohin führen musste.

Sie war noch keine halbe Meile zurückgeritten, als eine Gruppe Reiter aus dem Nebel auftauchte, die einen Trupp prächtiger Pferde mitführte. Sie schienen ein hartgesottener Menschenschlag, der Ausrüstung nach zu urteilen entweder Soldaten oder Banditen. Iya setzte eine wackere Miene auf, um ihnen zu begegnen. Als sich die Gruppe ihr näherte, stellte sie fest, dass sich darunter eine Frau befand, wenngleich diese genauso raubeinig und grimmig wie die anderen Reiter wirkte.

Der Anführer war ein großer, hagerer alter Mann, des-

sen langer, grauer Schnurrbart einen Mund voll schlechter Zähne umrahmte. »Was habt Ihr auf dieser Straße zu suchen, Frau?«, verlangte er herausfordernd zu erfahren.

»Und wer mögt Ihr sein, danach zu fragen?«, gab Iya zurück, die dabei im Hinterkopf bereits einen Bindungsbann wob. Sie waren nur zu siebent. Nach den finsteren Blicken zu schließen, mit denen Iya bedacht wurde, waren die Pferde, die sie führten, wahrscheinlich gestohlen.

»Ich bin Sir Larenth von Eichberggut, ein Pächter von Fürst Jorvai, auf dessen Land du dich befindest.« Er deutete mit dem Daumen auf die Frau und zwei der anderen. »Das sind meine Söhne Alon und Khemeus und meine Tochter Ahra. Wir bewachen Jorvais Straßen.«

»Dann bitte ich um Verzeihung. Ich bin Iya von Schöpfersfurt, eine freie Zauberin Skalas. Und zufällig suche ich nach Eurem Herrn, aber ich glaube, ich habe mich verirrt.«

»Und das recht deutlich. Sein Gut befindet sich einen halben Tagesritt in der Richtung, aus der Ihr kommt«, gab Larenth in nach wie vor schroffem Tonfall zurück. »Falls Ihr sonst nirgendwohin könnt, dürft Ihr heute Abend Gastlichkeit an meinem Herd in Anspruch nehmen.«

Iya hatte kaum eine andere Wahl. »Vielen Dank, Sir Larenth. Ich nehme sie in Anspruch und bin Euch sehr verbunden dafür.«

»Was wollt Ihr von meinem Herrn?«, erkundigte sich Larenth, als sich Iya bei seiner Gruppe einreihte.

»Ich bin damit beauftragt, einen Gefährten für den Sohn eines Adeligen zu finden.«

Der alte Ritter schnaubte. »Ich habe einen ganzen Stall voll Bälger – von vier Frauen – und dazu noch eine Menge unehelicher Kinder. Die sind so gut wie alle, die Ihr in der Hauptstadt findet. Wäre mir nur recht, ein paar

Mäuler weniger zu stopfen zu haben. Ich nehme an, für den Verlust an Arbeitskraft würde ich entschädigt?«

»Selbstverständlich würde die übliche Gunstgebühr bezahlt.« Iya musterte die anwesenden Sprösslinge und bezweifelte, dass sich unter seinem Dach die Gelegenheit ergeben würde, ihre Geldbörse zu öffnen. Aber immerhin hatte er ein Mädchen als Soldatin ausgebildet, ein seltener und willkommener Anblick in diesen Tagen. »Eure Tochter dient mit Euch. Wie ich höre, ist das in diesen Zeiten eher aus der Mode geraten.«

Die junge Frau richtete sich im Sattel auf und wirkte regelrecht beleidigt.

»Verflucht sei die Mode, und der König mit seinen Launen und Gesetzen gleich dazu«, schimpfte Larenth. »Meine Mutter hat sich den Lebensunterhalt mit dem Schwert verdient, und ihre Mutter vor ihr. Ich lasse mein Mädchen nicht von einem guten Handwerk ausschließen, beim Licht, nein!

Alle meine Kinder werden an den Waffen ausgebildet, sobald sie laufen können. Ihr werdet feststellen, dass Fürst Jorvai ähnlicher Gesinnung ist und sich nicht scheut, es zu sagen. Ihr seid eine Zauberin; gewiss haltet Ihr auch an den Traditionen fest, oder?«

»So ist es, aber dieser Tage ist es nicht immer weise, das allzu laut auszusprechen.«

Mit einem weiteren Schnauben blies Larenth seinen Schnurrbart hoch. »Merkt Euch meine Worte, gute Frau: Es wird der Tag kommen, an dem der König froh über mein Mädchen in seinen Rängen sein wird – und über all die anderen wie sie, die er derzeit verschmäht. Diese Mistkerle jenseits des großen Wassers werden sich nicht ewig mit Beutefahrten zufriedengeben.«

Sir Larenths Gut erwies sich lediglich als kleiner, karg aussehender Landstrich mit ein paar Nebengebäuden und Pferchen rings um einen schlichten Steinbau innerhalb einer Palisade. Ein Rudel kläffender Hunde begrüßte ihre Ankunft und wuselte zwischen ihren Beinen umher, als sie abstiegen. Ein halbes Dutzend schlammverschmierter Kinder kam herbeigerannt, um es den Hunden gleichzutun und sich an ihren Vater und ihre älteren Geschwister zu klammern.

Larenths strenge Züge wurden etwas sanfter, als er sich ein kleines Mädchen über die Schulter warf und Iya mit derber Höflichkeit in die feuchte, verrauchte Halle scheuchte.

Behaglichkeit fand sich darin wenig. Trotz offenstehender Türen wirkte der Raum beengt und muffig. Die Einrichtung war schlicht und spärlich. Weder Wandbehänge noch Zierteller waren zu sehen. Stattdessen baumelten Fleisch und Würste von den Dachsparren unter dem Rauchloch im Dach und wurden im Qualm des Feuers geräuchert, das in der Mitte des Bodens aus festgetretener Erde brannte. Daneben drehte eine zierliche, schwangere junge Frau in einem sackähnlichen Kleid einen Spinnrocken. Sie wurde Iya als des Ritters vierte Gemahlin namens Sekora vorgestellt. Bei ihr befanden sich ein paar weitere Frauen und ein vertrottelter Stiefsohn von etwa vierzehn Jahren. Vier kleine Kinder mit nackten Hinterteilen krabbelten zwischen den Hunden zu den Füßen der Frauen.

Der Rest von Larenths Sippschaft trudelte bald darauf zum Abendmahl ein. Bei fünfzehn hörte Iya auf zu zählen. Es war unmöglich, rechtmäßige Kinder von außerehelichen zu unterschieden; in Landhaushalten wie diesem, wo es nur dem ältesten Kind zustand, den Rang des

Vater zu erben, spielte dies auch keine große Rolle. Die anderen würden sich selbst durchschlagen müssen.

Das Abendmahl gestaltete sich als planlose Angelegenheit. Es wurden Tische auf Böcken aufgebaut und Töpfe auf Dreibeinen über die Feuerstelle gehängt. Aus einem Kochhaus wurden Holzteller hereingebracht, und zum Essen setzte sich jeder hin, wo er Platz fand. Zeremoniell gab es keines; weitere Kinder trafen ein und drängten die anderen mit den Ellbogen beiseite, um sich einen Weg zur Feuerstelle zu bahnen. Es war weder ein eleganter noch besonders freundlicher Haushalt, und das Essen schmeckte abscheulich, trotzdem war Iya dankbar, von der Straße weg zu sein. Der Nieselregen hatte sich in einen heftigen Guss verwandelt, und Blitze erhellten den Hof draußen.

Das Mahl war beinahe vorüber, bevor Iya die drei Jungen bemerkte, die am offenen Eingang standen. Nach ihren nassen Kleidern und kleinen Portionen zu urteilen, waren sie erst spät während des ungeordneten Essens eingetroffen. Einer von ihnen, der dreckigste des ganzen Haufens, lachte mit seinen Brüdern über etwas. Er war so sehnig und sonnengebräunt wie all die anderen und besaß dichtes, dunkles, unter dem Schmutz und Reisig wahrscheinlich braunes Haar. Anfangs war Iya nicht sicher, weshalb er ihr auffiel. Vielleicht lag es an seinem schiefen Lächeln.

»Wer ist das?«, fragte sie ihren Gastgeber und versuchte, sich über das Geplapper und den auf das Reetdach prasselnden Regen Gehör zu verschaffen.

»Der dort?« Larenth runzelte kurz die Stirn. »Dimias, glaube ich.«

»Das ist *Ki*, Vater!«, schalt ihn Ahra.

»Ist er ehelich oder unehelich?«, wollte Iya wissen.

Abermals ratlos, wandte sich Larenth an seine Tochter. »Ehelich, von meiner dritten Gemahlin«, antwortete er schließlich.

»Darf ich mit ihm reden?«, fragte Iya.

Larenth bedachte sie mit einem wissenden Zwinkern. »Solange Ihr möchtet, gute Frau, aber denkt daran, dass es noch andere Kälber im Stall gibt, falls Euch dieses nicht zusagt.«

Iya bahnte sich einen Weg über die Hunde, Beine und Kleinkinder zu den Dreien am Eingang. »Wirst du Ki genannt?«, sprach sie den Jungen an.

Da sie ihn mitten im Kauen überrascht hatte, schluckte er hastig und verneigte sich. »Ja, werte Dame. Zu Euren Diensten.«

Wenngleich er sich auf keine augenscheinliche Weise auszeichnete, erkannte Iya sofort, dass er keine Steckrübe war. Aus seinen Augen der Farbe von Kastanienschalen sprachen ein sanftes Gemüt und ein wacher Verstand.

Iyas Herz setzte einen Schlag aus; konnte er mit den Gaben eines Zauberers geboren sein? Sie ergriff zur Begrüßung seine schmutzige Hand, berührte aus Gewohnheit seinen Geist und stellte mit einem Anflug von Enttäuschung fest, dass dem nicht so war.

»Ist das dein ganzer Name?«, fragte sie.

Er zuckte mit den Schultern. »So werde ich gerufen.«

»Du heißt *Kirothius*«, erinnerte ihn einer der älteren Jungen und knuffte ihn in den Rücken. »Er mag den Namen nicht, weil er ihn nicht aussprechen kann.«

»Kann ich wohl!«, beteuerte Ki gegenüber Iya und errötete unter dem Dreck, der seine Wangen verschmierte. So wie er roch, hatte er den Tag damit verbracht, Schweine zu hüten. »Mir gefällt Ki bloß besser. Und Va-

ter merkt ihn sich leichter, weil er über so viele von uns den Überblick behalten muss.«

Alle in Hörweite lachten, und Ki mit dem abgekürzten Namen ließ ein Grinsen mit vorstehenden Zähnen aufblitzen, das Iya das Strahlendste an dieser erbärmlichen Hütte oder an diesem ganzen erbärmlichen Tag zu sein schien.

»Nun denn, Ki, wie alt bist du?«

»Elf Sommer, Herrin.«

»Und bist du im Umgang mit dem Schwert ausgebildet?«

Der Junge reckte stolz das Kinn vor. »Ja, Herrin. Und im Bogenschießen.«

»Eher im Umgang mit der Schweinerute«, warf der Bruder ein, der ihn zuvor geknufft hatte.

Wütend drehte sich Ki zu ihm um. »Du hältst die Klappe, Amin. Wer hat dir letzten Monat den Finger gebrochen?«

Ah, also besitzt der Welpe auch Zähne, dachte Iya anerkennend. »Bist du je am Hof gewesen?«

»Ja, Herrin. In den meisten Jahren nimmt uns Vater zum Sakor-Fest nach Ero mit. Ich habe den König und seinen Sohn mit ihren goldenen Kronen gesehen, wie sie mit den Priestern zum Tempel ritten. Eines Tages werde ich selbst am Hof dienen.«

»Um die Schweine des Königs zu hüten!«, meldete sich Amin hänselnd zu Wort.

Wutentbrannt stürzte sich Ki auf seinen Bruder und stieß ihn auf einen Ring von Kindern, die hinter ihm auf dem Boden kauerten. Iya wich hastig zurück, als der Streit in ein lautes Massengerangel ausartete, an dem sich eine wachsende Zahl von Kindern, Hunden und brüllenden Säuglingen beteiligten. Ein paar Minuten später er-

blickte sie Ki und den Bruder, der die Beleidigung ausgesprochen hatte, auf den Dachsparren kauernd, wo sie auf das Chaos hinabgrinsten, das sie ausgelöst hatten. Die anwesende Mutter watete, einen Schöpflöffel schwingend, mitten hinein in das Getümmel.

Iya wusste, dass sie den richtigen Jungen gefunden hatte, stellte jedoch überrascht fest, dass sie ein Anflug von Gewissensbissen überkam. Im schlimmsten Fall durfte es kein Zögern, keine Gnade geben. Dennoch war es das Wagnis bestimmt wert. Welche Zukunft hatte das arme Kind hier? Kein Land, kein Titel; bestenfalls würde der Knabe als Fußsoldat oder Söldner enden und durch die Spitze einer plenimarischen Lanze sterben. Auf diese Weise erhielt er zumindest die Möglichkeit, seinen Traum vom Hof und von einem eigenen Titel zu verwirklichen.

Nachdem die Kinder in jener Nacht in verstreuten Häufen auf dem Boden eingeschlafen waren, überantwortete ihr Sir Larenth den Jungen für eine Gunstgebühr von fünf Goldsesters und einem Bündel Zaubern, um seinen Brunnen süß und sein Dach dicht zu halten.

Niemand dachte daran, Ki zu fragen, was er von der Angelegenheit hielt.

Bei Tageslicht fürchtete Iya, sie könnte vorschnell gehandelt haben. Ki hatte sich recht anständig gewaschen und trug sogar saubere, wenngleich ausgebleichte, von seinen Geschwistern weitergereichte Kleider. Sein Haar, das er an diesem Tag mit einem Riemen zurückgebunden hatte, besaß denselben warmen Braunton wie seine Augen. Außerdem kam er bewaffnet, mit einem Messer im Gürtel und einem brauchbaren Bogen samt Pfeilen über der Schulter.

Allerdings mangelte es ihm völlig an dem Funkeln des vergangenen Abends, als er sich von seiner Familie verabschiedete und zu Fuß neben Iyas Pferd aufbrach.

»Geht es dir gut?«, erkundigte sie sich, während sie beobachtete, wie er beständig neben ihr einhertrottete.

»Ja, Herrin.«

»Du brauchst mich nicht ›Herrin‹ zu nennen. Du bist von edlerer Geburt als ich. Sag einfach Frau Iya zu mir, und ich rufe dich Ki, wie du es magst. Also, möchtest du heraufkommen und hinter mir reiten?«

»Nein, Frau Iya.«

»Hat dein Vater dir gesagt, wohin wir reisen?«

»Nein, Frau Iya.«

»Freust du dich darüber, der Gefährte des Neffen des Königs zu werden?«

Er erwiderte nichts, und Iya fiel auf, wie verkniffen seine Kiefer wirkten. »Missfällt dir die Aussicht darauf?«

Ki ruckte sich sein kleines Bündel höher auf die Schultern. »Ich werde meine Pflicht erfüllen, Frau Iya.«

»Na ja, du könntest ruhig ein wenig glücklicher darüber sein. Ich hätte gedacht, du freust dich darüber, diesen elenden Ort zu verlassen. In Herzog Rhius' Haus wird niemand von dir erwarten, dass du Schweine hütest oder unter einem Tisch schläfst.«

Kis Rückgrat versteifte sich sichtlich, genau wie bei seiner Halbschwester am Tag zuvor. »Ja, Frau Iya.«

Iya wurde der einseitigen Unterhaltung überdrüssig und ließ Ki zufrieden, der schweigend hinter ihr einherstapfte.

Beim Licht, vielleicht habe ich doch einen Fehler begangen, dachte sie.

Als sie zu ihm zurückschaute, bemerkte sie, dass er plötzlich humpelte.

»Hast du eine Blase?«

»Nein, Frau Iya.«

»Warum humpelst du dann?«

»Ich habe einen Stein im Schuh.«

Verärgert zügelte sie das Pferd. »Wieso um alles in der Welt sagst du mir das nicht? Beim Licht, Kind, du besitzt schließlich eine Stimme!«

Er begegnete ihrem Blick standhaft, doch sein Kinn zitterte. »Vater hat gesagt, ich soll nur reden, wenn ich angesprochen werde«, erklärte er und versuchte krampfhaft, eine tapfere Miene beizubehalten, als die Worte aus ihm hervorsprudelten. »Er sagte, wenn ich Euch widerspreche oder widerspenstig bin, würdet Ihr mich zurückbringen und ihn zwingen, das Gold zurückzugeben, und dann würde er mir die Haut abziehen und mich auf die Straße jagen. Er sagte, ich muss meine Pflicht Prinz Tobin gegenüber erfüllen und darf nie nach Hause zurückkehren.«

Es war eine ziemlich lange und wacker vorgetragene Ansprache, nur rannen ihm Tränen über die Wangen. Er wischte sie mit dem Ärmel ab, behielt jedoch stolz den Kopf erhoben, während er darauf wartete, in Schimpf und Schande zurückgeschickt zu werden.

Iya seufzte. »Putz dir die Nase, Junge. Niemand wird dich dafür nach Hause zurückschicken, dass du einen Stein im Schuh hast. Ich habe nicht viel Erfahrung mit gewöhnlichen Kindern, Ki, aber du erscheinst mir insgesamt dennoch ein anständiger Junge zu sein. Du wirst Prinz Tobin doch nicht verletzen oder Reißaus nehmen, oder?«

»Nein, He… Frau Iya!«

»Dann bezweifle ich, dass es nötig sein wird, dich nach Hause zurückzuschicken. Und jetzt leer deinen Schuh aus und komm her.«

Als er mit dem Schuh fertig war, half sie ihm aufs Pferd und tätschelte ihm linkisch das Knie. »Das hätten wir also geklärt. Von jetzt an werden wir gut miteinander auskommen.«

»Ja, Frau Iya.«

»Und vielleicht können wir eine etwas anregendere Unterhaltung führen. Von hier nach Alestun ist es ein weiter Ritt. Du darfst frei sprechen und mir Fragen stellen, wann immer du möchtest. Weißt du, anders wirst du im Leben nicht viel lernen.«

Ki bewegte sein Knie an den Lederbeutel, der neben seinem Bein hing. »Was ist da drin? Ihr tragt den Beutel ständig mit Euch herum. Letzte Nacht habe ich Euch sogar damit schlafen gesehen.«

Erschrocken fauchte sie: »Nichts, wovon du etwas wissen musst, nur, dass es äußerst gefährlich ist und ich dich *tatsächlich* zurück nach Hause schicke, wenn du es je anfasst.«

Sie spürte, wie der Junge zusammenzuckte, und blies langsam den Atem aus, bevor sie erneut das Wort ergriff. Schließlich war er noch ein Kind. »Das war kein besonders guter Anfang, was? Frag mich etwas anderes.«

Es folgte eine gedehnte Stille, dann: »Wie ist der Prinz?«

Iya dachte an Arkoniels Brief. »Er ist etwa ein Jahr jünger als du. Soweit ich weiß, jagt er gerne und wird zu einem Krieger ausgebildet. Wenn du ein guter Junge bist, macht er dich vielleicht zu seinem Knappen.«

»Wie viele Brüder und Schwestern tut er haben?«

»*Hat* er«, berichtigte ihn Iya. »Beim Licht, wir müssen an deiner Grammatik arbeiten.«

»Wie viele hat er?«

»Er hat keine Geschwister, und auch keine Mutter mehr. Deshalb sollst du ihm Gesellschaft leisten.«

»Ist seine Mutter gestorben?«

»Ja, vor einem Jahr, letzten Frühling.«

»Vor einem Jahr? Und der Herzog tut noch kein neues Weib haben?«, fragte Ki.

Iya seufzte. »Herzog Rhius hat noch kein – Bei Illiors Fingern! ›Hat noch nicht wieder geheiratet‹ drückt man so etwas aus, wenngleich es dich nichts angeht! Und nein, hat er nicht. Ich denke, du wirst feststellen, dass sein Haushalt gänzlich anders ist als der, den du gewohnt bist.«

Eine weitere Pause, dann: »Ich habe gehört, dass manche Leute behaupten, in der Burg des Prinzen tät's einen Geist geben.«

»Hast du Angst vor Geistern?«

»Ja, Frau Iya! Ihr nicht?«

»Nicht besonders. Und du darfst auch keine Angst haben, denn es *gibt* einen Geist in der Feste.«

»Bei Bilairys Hintern!«

Plötzlich befand sich Ki nicht mehr hinter ihr. Als sich Iya umdrehte, fand sie ihn mit seinem Bündel in den Armen auf der Straße stehend vor, wo er elend zurück in Richtung seines Heims starrte.

»Komm zurück hier herauf, Junge!«

Ki zauderte, konnte augenscheinlich nicht entscheiden, wovor er sich mehr fürchtete – vor Geistern oder seinem bedrohlichen Vater.

»Mach dich nicht lächerlich«, schalt sie ihn. »Prinz Tobin hat sein ganzes Leben mit ihm verbracht, und der Geist hat ihm noch nie etwas zuleide getan. Also komme jetzt mit, oder ich schicke dich zurück. Der Prinz braucht keine Feiglinge um sich herum.«

Ki schluckte schwer und straffte die Schultern, was Iya erwartet hatte. »Mein Vater hat keine Feiglinge gezeugt.«

»Freut mich, das zu hören.«

Als er wieder aufgestiegen war, fragte sie: »Woher weißt du von dem Geist?«

»Ahra hat mir heute Morgen erzählt, sie hätte gehört, wem mich Vater überantwortet hat.«

»Und woher wusste sie davon?«

Sie spürte ein Schulterzucken. »Sagte, sie hätte es unter den Rängen gehört.«

»Und was hat deine Schwester sonst noch gehört?«

Ein weiteres Schulterzucken. »Das ist alles, was sie mir gesagt hat, Frau Iya.«

Auf verdrießliche Weise gebärdete sich Ki den Rest des Tages höflich, und in der Nacht weinte er leise, als er dachte, Iya wäre eingeschlafen. Halb erwartete sie, er würde am nächsten Morgen verschwunden sein. Als sie jedoch kurz nach dem Morgengrauen die Augen aufschlug, war er noch da und beobachtete sie von der gegenüberliegenden Seite eines frisch entfachten Feuers aus. Unter seinen Augen prangten dunkle Ringe, aber er hatte für sie beide ein kaltes Frühstück vorbereitet und ähnelte mehr dem klugen Burschen, für den sie ihn an jenem ersten Abend gehalten hatte.

»Guten Morgen, Frau Iya.«

»Guten Morgen, Ki.« Die Zauberin setzte sich auf und streckte die steifen Schultern.

»Wie lang noch, bis wir dort sind?«, fragte er, während sie aßen.

»Oh, drei oder vier Tage, denke ich.«

Er biss ein weiteres Stück Wurst ab und kaute geräuschvoll. »Könnt Ihr mir unterwegs beibringen, wie man anständig redet, so, wie Ihr gesagt habt?«

»Zum Anfang spricht man mal nicht mit vollem

Mund. Und kau nicht mit offenem Mund.« Sie kicherte, als er hastig schluckte. »Ist nicht nötig, meinetwegen zu ersticken. Mal sehen, was gibt es noch? Fluch nicht auf Bilairys Körperteile. Das ist ungehobelt. Und jetzt sag: ›Könnt Ihr mir bitte beibringen, ordentlich zu reden?‹«

»Könnt Ihr mir bitte beibringen, ordentlich zu reden?«, wiederholte er so sorgfältig, als wäre es eine Fremdsprache, die er meisterte. »Und könnt Ihr mir bitte etwas über Geister lernen – beibringen, meine ich.«

»Ich werde beides tun, so gut ich kann«, erwiderte Iya und lächelte ihn an. Sie hatte doch richtig geurteilt. Dieser Junge war keine Steckrübe.

KAPITEL 22

Eines Nachmittags im späten Rhythin saß Tobin mit Arkoniel auf dem Dach und blickte über die schillernden Farben des Waldes. Dabei wurde ihm klar, dass es nur noch wenige Wochen bis zu seinem Namenstag waren. Er hoffte, niemand würde sich daran erinnern.

Er hatte für den Morgenunterricht nicht hier herauf mitkommen wollen und achtete darauf, dass sie so weit wie möglich vom Treppenabsatz des Turms entfernt blieben.

Arkoniel versuchte, ihm Rechnen beizubringen, indem er getrocknete Bohnen und Linsen verwendete, um die Aufgabenstellungen zu veranschaulichen. Tobin wollte ihm Aufmerksamkeit schenken, aber seine Gedanken wanderten ständig zu dem Turm. Er spürte ihn hinter sich aufragen, kalt wie ein Schatten, obwohl die Sonne warm auf seine Schultern fiel. Die Läden des Turms waren fest verschlossen, dennoch war Tobin überzeugt davon, Geräusche hinter sich zu hören; Schritte und das leise Schleifen langer Röcke über Steinböden. Die Laute jagten ihm dieselbe Angst ein wie seine Visionen des Geistes seiner Mutter hinter der Turmtür.

Arkoniel erzählte er nichts von den Geräuschen oder von dem Traum, den er in der Nacht zuvor gehabt hatte; diesen Fehler hatte er bereits mehrmals begangen, und alle, sogar Nari, hatten begonnen, ihn seltsam anzusehen, wenn das wahr wurde, wovon er erzählt hatte.

In diesem Traum waren Bruder und er wieder nach draußen gegangen, aber diesmal hatte der Dämon ihn zur Senke der Weide geführt, wo sie stehen blieben und auf jemand warteten. In dem Traum begann Bruder zu weinen, so heftig, dass ihm Blut aus der Nase und dem Mund lief. Dann presste er eine Hand über sein Herz und

die andere über jenes Tobins, und er beugte sich so dicht zu ihm, dass ihre Gesichter einander beinahe berührten.

»Sie kommt«, flüsterte Bruder. Dann flog er wie ein Vogel durch die Luft zurück zum Turm und ließ Tobin alleine warten und die Straße beobachten.

Er war ruckartig erwacht und hatte immer noch Bruders auf seine Brust drückende Hand gespürt. *Wer kommt*?, dachte er, *und weshalb*?

Während Tobin nun im Sonnenschein saß, erzählte er Arkoniel nichts davon. Im Traum hatte er sich nicht gefürchtet, aber wenn er daran zurückdachte und den Geräuschen im Turm lauschte, überkam ihn ein eigenartiges Gefühl der Beklommenheit.

Über ihm ertönte ein besonders lautes Pochen; Tobin warf verstohlen einen Blick auf den Zauberer, weil er dachte, zumindest *das* musste er gehört haben. Vielleicht zog Arkoniel es einfach vor, es nicht zu erwähnen.

In ihren ersten gemeinsamen Tagen hatte Arkoniel ihm viele Fragen über seine Mutter gestellt. Den Turm oder was dort geschehen war, hatte der Zauberer dabei nie angeschnitten, aber Tobin konnte es ihm an den Augen ablesen, dass er es wollte.

Tobin seufzte erleichtert auf, als Tharin unten auf dem Hof auftauchte. Vater und die anderen weilten noch in der Ferne, aber Tharin war nach Hause zurückgekehrt, um ihm als Waffenlehrer zu dienen.

»Es ist Zeit für meine Übungen«, sagte er und sprang auf.

Arkoniel musterte ihn mit einer hochgezogenen Augenbraue. »Das sehe ich. Weißt du, Tobin, es gehört mehr dazu, ein Adeliger zu sein, als Waffen. Man muss auch die Welt verstehen und wie sie sich dreht …«

»Ja, Meister Arkoniel. Darf ich jetzt gehen?«
Ein vertrautes Seufzen. »Du darfst.«

Arkoniel beobachtete, wie das Kind freudig über die Schindeln davoneilte. Er bezweifelte, dass Tobin auch nur die Hälfte des Unterrichts aufgepasst hatte. Etwas im Zusammenhang mit dem Turm hatte ihn abgelenkt; jedes Mal, wenn er dachte, dass Arkoniel nicht hinsah, hatte er sich umgedreht und hingestarrt.

Der Zauberer erhob sich und betrachtete den Turm. Etwas an diesen verschlossenen Fensterläden jagte ihm stets einen Schauder über den Rücken. Sobald der Herzog zurückkehren würde, wollte Arkoniel seine Erlaubnis einholen, jene Kammer dort zu sehen. Wenn er dort stünde, die Luft einatmete, die Dinge berührte, die Ariani zurückgelassen hatte, könnte er vielleicht ein Gespür dafür erlangen, was sich an jenem Tag tatsächlich zugetragen hatte. Von Tobin würde er es jedenfalls nicht erfahren. Die wenigen Male, als Arkoniel versucht hatte, darüber zu sprechen, hatte das Kind eine ausdruckslose Miene aufgesetzt und war auf höchst beunruhigende Weise schlagartig verstummt.

Arkoniel schenkte Naris haltlosem Gerede über Besessenheit oder ihrer Angst, Tobin könnte den Sturz seiner Mutter irgendwie herbeigeführt haben, keinen Glauben. Doch je länger Arkoniel an diesem Ort weilte, desto deutlicher wurde er der durchdringenden Gegenwart des toten Kindes gewahr. Er konnte dessen Kälte spüren. Und er hatte gehört, wie Tobin dem Dämon zuflüsterte, wie Nari es ihm erzählt hatte. Er fragte sich, welche Erwiderungen Tobin bekam.

Was, wenn Tobin an jenem Tag gefallen wäre? Einen Lidschlag lang stellte er sich vor, dass ihn hinter jenen

Läden mit ihrer abblätternden Farbe zwei Kinder anstarrten, im Tode vereint, wie sie es im Leben hätten sein sollen.

»Ich werde hier noch wahnsinnig«, murmelte er und verstreute die Linsen für die Vögel.

In der Hoffnung, seine düstere Stimmung abzuschütteln, begab er sich hinab zum Übungshof und sah dabei zu, wie Tharin mit Tobin arbeitete. Das war ein Mann, der verstand, wie man einem Jungen etwas beibrachte.

Beide grinsten, während sie sich mit ihren Holzklingen vor- und zurückbewegten. Ganz gleich, wie sehr Tharin den Jungen beanspruchte, Tobin trachtete stets danach, ihn zu erfreuen. Er huldigte dem großen Krieger mit einer Offenheit, die Arkoniel mit Neid erfüllte. Tobin hatte einen zerschundenen Lederkittel angelegt und sich das Haar mit einem Riemen zurückgebunden; er glich einer dunklen Kleinausgabe des hellhäutigeren Tharin.

Arkoniel hatte sich damit abgefunden, dass dieser Unterricht die Aufmerksamkeit des Jungen auf eine Weise fesselte, auf die es seinen lahmen Versuchen nicht gelang. Er hatte nie ein Lehrer werden wollen und vermutete, dass er sich dementsprechend schlecht dabei anstellte.

Einen Teil des Problems allerdings stellte Tobins Misstrauen dar. Arkoniel hatte es bereits an dem Tag gespürt, an dem er eingetroffen war, und seither hatten sich die Dinge kaum verbessert. Er war überzeugt davon, dass der Dämon etwas damit zu tun hatte. Die Kreatur erinnerte sich an die Ereignisse rund um ihre Geburt; hatte sie Tobin davon erzählt? Nari glaubte es nicht, aber Arkoniel war dennoch sicher, dass der Dämon Tobin von Anfang an irgendwie gegen ihn aufgebracht hatte.

Doch trotz all der Hemmnisse stellte er fest, dass er sich dem Kind zunehmend verbunden fühlte. Wenn To-

bin wollte, war er klug und scharfsinnig, und außer Arkoniel gegenüber gebärdete er sich freundlich und wohlerzogen.

Unlängst jedoch hatte etwas Neues dem Zauberer zu denken gegeben und ihn mit einer Mischung aus Verwunderung und Unbehagen erfüllt. Der Junge hatte ein paar Anflüge von etwas gezeigt, das Vorahnung zu sein schien. Vor einer Woche hatte Tobin behauptet, dass ein Brief von seinem Vater eintreffen würde. Er hatte den ganzen Nachmittag am Tor gewartet, bis ein Reiter mit der Botschaft auftauchte, dass Herzog Rhius doch nicht rechtzeitig zu Tobins Namenstag nach Hause zurückkehren würde.

Noch seltsamer war eine Begebenheit vor einigen Nächten gewesen, als der Junge aufgewühlt Nari und Tharin geweckt und angefleht hatte, in den Wald zu gehen, um nach einem Fuchs mit gebrochenem Rückgrat zu suchen. Sie hatten versucht, ihm zu versichern, dass er lediglich geträumt hatte, aber er hatte sich so aufgeregt, dass Tharin schließlich eine Laterne ergriffen hatte und hinausgegangen war. Eine Stunde später war er mit einer toten Füchsin zurückgekehrt. Tharin schwor, dass er das Tier zu weit vom Haus entfernt gefunden hatte, als dass Tobin dessen Todesschreie hätte hören können. Als sie den Jungen fragten, wovon er davon gewusst hatte, murmelte er, dass der Dämon es ihm gesagt hätte. Mehr wollte er nicht preisgeben.

An diesem Morgen hatte er verstohlen gewirkt, und Arkoniel vermutete, dass er eine weitere Vision gehabt hatte, die etwas damit zu tun gehabt haben könnte, wie er sich unaufmerksam durch den abgebrochenen Mathematikunterricht gemüht hatte.

Für eine künftige Herrscherin wären Vorahnungen

zweifellos ein Vorteil, aber was, wenn sie nur das erste Aufkeimen der Gaben einer Zauberin darstellten? Würden die Menschen eine Magierkönigin annehmen, die trotz all ihrer Macht unfähig wäre, eine Thronerbin zu gebären?

Arkoniel überließ Tobin und Tharin ihren Übungen, überquerte die Brücke und schlenderte die Straße hinab in den Wald.

Als die Feste hinter ihm außer Sicht geriet, spürte er, wie sich eine Laune besserte. Die frische Herbstluft reinigte ihn von der besudelten Umgebung, in der er den letzten Monat geweilt hatte, und plötzlich war er dankbar dafür, von jenem seltsamen Haus und dessen heimgesuchten Bewohnern weg zu sein. Keinerlei Instandsetzungsarbeiten und frische Farbe konnte die unterschwellige Fäulnis übertünchten.

»Dieses Kind immer noch lastet schwer auf deinem Herz«, sprach eine unverkennbare Stimme hinter ihm.

Arkoniel wirbelte herum, doch die Straße erwies sich als so verwaist wie zuvor. »Lhel? Ich weiß, dass du es bist! Was machst du hier?«

»Hast du Furcht, Zauberer?« Nun ertönte die höhnische Stimme von einer dicht wachsenden Gruppe gelbblättriger Pappeln zu seiner Rechten. Er konnte niemanden erkennen, der sich dort verbarg, doch plötzlich tauchte eine kleine braune Hand auf – nicht hinter den Bäumen hervor, sondern aus heiterem Himmel unmittelbar vor ihm. Der Zeigefinger krümmte sich, lockte ihn, dann verschwand er, als würde er durch einen unsichtbaren Fensterrahmen zurückgezogen. »Du kommst her, ich nehmen deine Furcht weg«, redete ihm die Stimme dicht an seinem Ohr gut zu.

»Beim Licht, zeig dich!«, verlangte Arkoniel, der trotz

seiner Überraschung neugierig wurde. »Lhel? Wo steckst du?«

Er starrte in die Bäume, hielt Ausschau nach verräterischen Schatten, lauschte auf verstohlene Schritte. Alles, was zu ihm drang, war das Knistern von Laub im Wind. Es war, als hätte sie ein Portal in der Luft geöffnet, durch das sie zu ihm sprach. Und durch das sie ihre Hand steckte.

Das ist ein Trick. Du siehst, was du sehen willst.

Aber was, wenn dem nicht so ist?

Die wichtigere Frage im Augenblick jedoch war, was sie nach all den Jahren hier wollte.

»Komm zu mir, Arkoniel«, rief Lhel ihm hinter den Pappeln zu. »Komm in den Wald.«

Er zögerte gerade lange genug, um einen schützenden Kraftkern tief in seinem Geist heraufzubeschwören, stark genug, so hoffte er, um jegliche Kreaturen der Finsternis fernzuhalten, die sie anrufen könnte. Dann nahm er allen Mut zusammen, schob sich durch das Dickicht der Äste und folgte der Stimme in den angrenzenden Wald.

Das Licht zwischen den Bäumen war gedämpft, und das Gelände stieg vor ihm sanft an. Von der Kuppe des Hangs drang Gelächter zu ihm. Als Arkoniel aufschaute, erblickte er die Hexe neben einer großen Eiche schwebend, ein Dutzend Schritte von ihm entfernt. Lhel lächelte ihn an, umrahmt von einem länglichen Rund weichen, grünen Lichts. Rings um sie wogten Binsen und Rohrkolben, getüncht in den wabernden Schimmer eines von unsichtbarem Wasser zurückgeworfenen Lichts. Die Vision war so klar, dass er die genaue Trennlinie zwischen dem Trugbild und dem Wald ausmachen konnte – wie bei einem riesigen Gemälde, das mitten in der Luft hing.

Sie gab ihm einen gezierten Wink, dann zerplatzte die gesamte Erscheinung wie eine Seifenblase am Waschtag.

Arkoniel rannte zu der Stelle, an der er die Hexe gesehen hatte, und spürte dort das Kribbeln von Magie in der Luft. Er atmete sie ein und fühlte, wie sich eine längst vergessene Erinnerung regte.

Vor Jahren, als er noch ein Kind in Ausbildung zum Zauberer gewesen war, hatte Arkoniel vermeint, ein ähnliches Trugbild gesehen zu haben. Damals war er in der Halle eines Adeligen im frühen Tageslicht aus einem Halbschlaf erwacht und hatte gesehen, wie am gegenüberliegenden Ende des Raumes lautlos Menschen aus dem Nichts auftauchten. Der Anblick hatte ihn sowohl geängstigt als auch erregt.

Als er Iya später an jenem Morgen davon erzählte, hatte er jedoch enttäuscht erfahren müssen, dass es lediglich eine gewitzte Täuschung des Auges gewesen war, bei der eine bemalte Wand und die Anordnung eines Bildteppichs vor einem Bedienstetеneingang mitgewirkt hatten.

»In der Orëska-Magie hat es nie einen solchen Zauber gegeben«, hatte Iya ihm erklärt. »Selbst die Aurënfaie müssen wie wir von Ort zu Ort laufen.«

Die Enttäuschung war mit der Zeit verblasst, nicht jedoch der anregende Eindruck. Es gab reichlich Zauber, um Gegenstände wie Schlösser, Türen oder Steine zu bewegen; demnach musste es auch möglich sein, sie zu versetzen. Der Gedanke war ihm jahrelang im Kopf herumgespukt, allerdings hatte er nie Fortschritte dabei erzielt, ihn zu verwirklichen. Er konnte eine Erbse mühelos über einen Teppich schieben, war jedoch außerstande, sie dazu zu bringen, durch eine Tür oder eine Wand zu gelangen, ganz gleich, wie sehr er meditierte und sich den Vorgang vorzustellen versuchte.

Argwöhnisch schüttelte Arkoniel seine Träumerei ab.

Dies musste ein Hexentrick sein, gekoppelt mit der Erinnerung, die sein Verstand in der Überraschung des Augenblicks hervorgesprudelt hatte.

Lhels leiser Ruf drang abermals zu ihm herab und führte ihn zu einem Pfad, der sich nach rechts durch einen dichten Tannenhain wand. Von dort an fiel das Gelände steil ab, und schließlich gelangte Arkoniel zum Rand eines Sumpfes.

Lhel wartete am Wasser auf ihn, umgeben von Rohrkolben und Knotensellerie, genau wie er sie zuvor gesehen hatte. Eindringlich starrte er sie an und versuchte, das neue Trugbild zu durchdringen, das sie ihm vorgaukelte, aber ihr Schatten fiel über den nassen Boden, wie es sein sollte, und ihre nackten Füße sanken in den weichen Schlamm, als sie einen Schritt auf ihn zukam.

»Was tust du hier?«, verlangte er zu erfahren.

»Ich hier auf dich gewartet«, erwiderte sie.

Diesmal war es Arkoniel, der sich einen Schritt näherte. Sein Herz raste, doch er verspürte keine Furcht vor ihr.

Sie wirkte kleiner und abgehärmter als in seiner Erinnerung, als hätte sie lange Zeit gehungert. Zudem prangten in ihrem Haar dichtere weiße Schlieren, doch ihr Körper war immer noch kurvig und vollendet, und sie bewegte sich mit demselben herausfordernden Schwung in den Hüften, der ihn einst so zermürbt hatte. Sie trat einen weiteren Schritt auf ihn zu, dann legte sie den Kopf schief und stemmte wie ein Fischerweib die Hände in die Hüften und musterte ihn mit einer Mischung aus Hitze und süßsaurer Verachtung in den schwarzen Augen.

Er stand dicht genug vor ihr, um Kräuter, Schweiß und feuchte Erde zu riechen, vermengt mit etwas anderem, das ihn an rossige Stuten erinnerte.

»Wann – wann bist du eingetroffen?«, fragte er.

Sie zuckte mit den Schultern. »Ich immer hier sein. Wo *du* gewesen all die Zeit? Wie du dich kümmern, um was wir gemacht, wenn du so lange weg?«

»Du meinst, du warst all die Jahre *hier* in der Nähe der Feste?«

»Ich der Fürstin gehelft. Ich verfolgen, Wache halten. Helfen, damit Geist nicht so zornig.«

»Dabei bist du nicht besonders erfolgreich gewesen«, gab Arkoniel zurück und streckte ihr sein gebrochenes Handgelenk entgegen. »Tobins Leben ist deswegen elend.«

»Es wäre schlimmer, wenn ich nicht tun, was die Mutter zeigen«, entgegnete sie und schwenkte einen Finger vor ihm. »Du und Iya, ihr nicht wisst! Wenn eine Hexe einen Geist machen, dann sie …« Sie hob ihre Handgelenke überkreuzt an, als wäre sie gefesselt. »Iya sagen: ›Du gehen nach Hause, Hexe. Nicht kommen zurück.‹ Sie nicht weiß.« Lhel klopfte sich an die Schläfe. »Dieser Geist hat mir geruft. Ich ihr *sagen*, aber sie nicht zuhört.«

»Weiß Rhius, dass du hier bist?«

Lhel schüttelte den Kopf. Dabei löste sich ein Ohrwurm aus einer Haarsträhne und krabbelte über ihren nackten Arm davon. »Ich immer nah, aber nicht zu sehen.« Sie lächelte vielsagend und verblasste vor seinen Augen. »Du das können, Zauberer?«, flüsterte sie, war plötzlich hinter ihm und so dicht an seinem Ohr, dass er ihren Atem spüren konnte. Sie hatte weder ein Geräusch verursacht, noch Abdrücke auf dem Boden hinterlassen.

Arkoniel zuckte von ihr weg. »Nein.«

»Ich dir zeigen«, flüsterte sie. Eine unsichtbare Hand streichelte seinen Arm. »Dir zeigen, wovon du träumen.«

Die Erinnerung an die aus der Luft erschienenen Menschen drang wieder in seine Gedanken vor.

Dies war ihr Werk.

Gefangen zwischen dem Wasser und den unsichtbaren Händen, die seine Brust zu streicheln versuchten, wich Arkoniel stockend zurück. »Hör auf damit! Das ist nicht der rechte Zeitpunkt für deine neckischen Spielchen.«

Etwas prallte heftig gegen seine Brust und schleuderte ihn rückwärts in den Schlamm am Rand des Wassers. Ein Gewicht senkte sich auf seine Rippen, drückte ihn zu Boden, und Lhels moschusartiger, ungewaschener Duft spülte über ihn hinweg. Dann war sie schlagartig wieder sichtbar und kauerte nackt auf ihm.

Seine Augen weiteten sich vor Verwunderung. Auf ihren Bauch war der dreiphasige Mond tätowiert – ein Kreis, gesäumt von zwei nach außen weisenden Sicheln, und konzentrische Schlangenmuster bedeckten jede ihrer vollen Brüste. Weitere Symbole zierten ihr Gesicht und ihre Arme. Er hatte solche Zeichen schon einmal gesehen, eingeritzt in die Wände der Höhlen auf der geheiligten Insel Kouros und an Felsen entlang der Küste Skalas. Laut Iya waren solche Male bereits alt gewesen, lange bevor der Priesterherrscher in die Drei Länder kam.

Unfähig, sich zu bewegen, fragte er sich, ob Lhel diese Symbole zuvor verborgen gehabt hatte oder ob sie ein weiteres Trugbild darstellten. Jedenfalls schien unbestreitbar die eine oder andere Art mächtiger Magie daran beteiligt. Eine Kraft, die unmöglich ihrem zierlichen Körper entstammen konnte, drückte ihn flach zu Boden, als sie sein Gesicht zwischen die Hände nahm.

Du und deinesgleichen schätzt mein Volk und meine Götter gering. Ihre wahre Stimme drang in seinen Geist ein, bar jedes Akzents und mit tadelloser Ausdrucksweise. *Ihr haltet uns für schmutzig und denkt, wir betreiben Totenbeschwörung. Ihr seid stark, ihr Orëska, aber ihr*

seid auch oft Narren, geblendet von Stolz. Deine Lehrmeisterin hat mich um einen mächtigen Bann gebeten und mich danach respektlos behandelt. Wegen ihr habe ich die Mutter und die Toten beleidigt.

Zehn Jahre lang habe ich über diesen Geist und über das Kind gewacht, das an ihn gebunden ist. Der tote Knabe hätte die lebende Schwester und all jene rings um sie töten können, wenn ich ihn nicht gebannt hätte. Bis sein Fleisch von derjenigen losgeschnitten wird, die ihr Tobin nennt, muss er so gebunden sein, und ich muss bleiben, denn nur ich kann beide Entbindungen vornehmen, wenn die Zeit dafür kommt.

Arkoniel staunte, als er sah, wie eine Träne über die Wange der Hexe rollte. Sie fiel herab und landete auf seinem Gesicht.

All die Jahre habe ich alleine gewartet, abgeschnitten von meinem Volk, ein Geist unter dem deinen. Für mich gab es keine Vollmondpriester, keinen Erntedank, keine Frühlingsriten. Ich sterbe innerlich, Zauberer – für das Kind und für die Göttin, die euch zu mir geschickt hat. Mein Haar wird weiß, und mein Mutterleib ist immer noch leer. Iya hat mir Gold in die Hände gedrückt, weil sie nicht begreift, dass für eine mächtige Magie mit dem Leib bezahlt werden muss. Als sie mir zum ersten Mal in meinen Visionen erschien, dachte ich, du wärst für mich, meine Bezahlung. Aber Iya sandte mich mit leeren Händen fort. Wirst du mich jetzt entlohnen?

»Ich … ich kann nicht.« Arkoniel grub die Finger in die Erde, als ihm die Bedeutung ihrer Worte ins Bewusstsein sickerte. »Es … ein solcher Akt … er würde uns unserer Macht berauben.«

Sie beugte sich über ihn und strich ihm mit den üppigen Brüsten über die Lippen. Ihr Haut fühlte sich heiß an.

Ein harter, brauner Nippel berührte seinen Mundwinkel, und er drehte den Kopf weg.

Du irrst dich, Orëska, flüsterte sie in seinem Geist. *Er nährt die Macht. Vereine dich mit meinem Fleisch, und ich lehre dich meine Magie. Dann verdoppelt sich deine Kraft.*

Arkoniel schauderte. »Ich kann dir kein Kind schenken. Orëska-Zauberer sind unfruchtbar.«

Aber keine Eunuchen. In langsamen Wellenbewegungen glitt sie zurück, bis sie rittlings über seiner Hüfte kauerte. Arkoniel schwieg, aber sein Körper antwortete für ihn. *Ich brauche kein Kind von dir, Zauberer. Nur deine Leidenschaft und deinen Samen. Das ist mir Bezahlung genug.*

Sie presste sich gegen ihn; an Schmerz grenzende Wolllust erblühte in seinen Lenden, als ihre Wärme sein Gewand durchdrang. Arkoniel schloss die Augen in dem Wissen, dass sie sich ohnehin nehmen würde, was sie wollte. Er hatte keine Möglichkeit, es zu verhindern.

Dann jedoch verpufften der Druck und die Hitze. Arkoniel öffnete die Augen und stellte fest, dass er alleine war.

Allerdings war es keine Vision gewesen; er konnte noch ihr Salz auf den Lippen schmecken und ihren Duft an seinen Kleidern riechen. Im Schlamm beiderseits von ihm prangten die Abdrücke kleiner, nackter, Füße, die sich langsam mit Wasser füllten.

Er setzte sich auf und lehnte den Kopf auf die Knie, sog den Moschusduft ein, der noch an ihm haftete. Frierend, sich verzehrend und sonderbar beschämt stöhnte er laut, als er sich an ihre gegen ihn pressende Wärme erinnerte.

Ich dachte, du wärst für mich.

Die Worte ließen ihm den Atem in der Kehle stocken und seinen Schritt pochen. Er zwang sich aufzustehen. Schlamm und Tümpelschleim troffen aus seinem Haar und krochen die Innenseite seines Kittels hinab – wie kalte Finger, die nach seinem Herzen suchten.

Trugbilder und Lügen, dachte er verzweifelt, doch als er sich den Weg zurück zu der verderbten Feste bahnte, konnte er weder vergessen, was sie ihm gezeigt hatte, noch ihre geflüsterte Einladung: *Vereine dich mit mir, Zauberer – deine Kraft wird sich verdoppeln.*

KAPITEL 23

Während der Schwertübungen begann Tobins Kopf zu schmerzen – so schlimm, dass ihm übel wurde und Tharin ihn mitten am Tag zu Bett schicken musste.

Bruder kam ungerufen herbei und kauerte sich ans Ende von Tobins Bett, eine Hand auf die Brust gedrückt. Tobin lag zusammengerollt auf der Seite mit der Wange auf der weichen, neuen Decke, die Vater aus Ero geschickt hatte, starrte sein unheilvolles Spiegelbild an und wartete darauf, dass Bruder ihn berühren oder weinen würde wie in den Träumen. Doch Bruder tat nichts dergleichen, sondern harrte einfach dort aus und scharte Dunkelheit um sich. Von den Kopfschmerzen benommen, glitt Tobin in einen leichten Schlummer.

Er ritt mit Gosi die Waldstraße hinauf auf die Berge zu. Rote und goldene Blätter wirbelten rings um ihn und schillerten im Sonnenschein. Er vermeinte, einen anderen Reiter hinter sich zu hören, konnte jedoch nicht erkennen, wer es war. Nach einer Weile wurde ihm klar, dass Bruder hinter ihm saß und die Arme um Tobins Hüfte geschlungen hatte. In dem Traum lebte Bruder; Tobin spürte, wie die Brust des anderen Jungen warm und fest gegen seinen Rücken drückte und Bruders Atem in seinen Nacken hauchte. Die Hände um seine Hüfte waren braun und schwielig, unter den Nägeln klebte Dreck.

Tobins Augen füllten sich mit Freudentränen. Er hatte einen echten Bruder! All der Rest – Dämonen, Zauberer und seltsame Trauen im Wald – war nur einer seiner schlimmen Träume gewesen.

Er versuchte, Bruder zu betrachten, um zu sehen, ob dessen Augen so blau wie die seinen waren, aber Bruder

presste das Gesicht an Tobins Rücken und flüsterte: »Reite schneller; sie ist fast hier!«

Bruder fürchtete sich, was auch Tobin Angst einjagte.

Sie ritten weiter in die Berge, als es Tobin je zuvor getan hatte. Riesige, schneegekrönte Gipfel ragten rings um sie auf. Der Himmel verfinsterte sich, und ein kalter Wind peitschte sie.

»Was machen wir, wenn es dunkel wird? Wo werden wir schlafen?«, fragte Tobin und sah sich bestürzt um.

»Reite schneller«, flüsterte Bruder nur.

Als sie jedoch eine Biegung der Straße umrundeten, fanden sie sich am Fuß der Weide unterhalb der Teste wieder und hielten im Galopp auf die Brücke zu. Gosi wollte den Zügeln nicht gehorchen und anhalten …

Ruckartig erwachte Tobin. Nari stand über ihm und rieb seine Brust. Es war fast dunkel, und im Raum herrschte Kälte.

»Du hast den Tag verschlafen, mein Schatz«, sagte sie.

Es war nur ein Traum, dachte Tobin enttäuscht. Er spürte Bruder irgendwo in der Nähe, frostig und seltsam wie immer. Nichts hatte sich verändert. Tobin wollte sich herumrollen und wieder in den Traum zurückflüchten, aber Nari scheuchte ihn aus dem Bett.

»Du hast Besuch! Steh auf und lass uns diesen Kittel wechseln.«

»Besuch? Für mich?« Blinzelnd schaute Tobin zu ihr auf. Er wusste, dass er Bruder wegschicken sollte, doch da sich Nari bereits an ihm zu schaffen machte, war es zu spät dafür.

Sie legte die Finger an seine Stirn und schnalzte mit der Zunge. »Du bist eiskalt, mein Schatz! Ah, sieh nur – das Fenster hat den ganzen Tag offen gestanden, und du

warst nicht zugedeckt. Ziehen wir dich um, damit du in die Halle kommen und dich aufwärmen kannst.«

Tobins Kopf schmerzte noch immer. Zitternd ließ er sich von Nari das zerknitterte Gewand ausziehen, dann schlüpfte er in das steife neue mit der Stickerei am Saum. Dieser Kittel war neben einem weiteren Satz guter Kleider – besser, als Tobin sie je getragen hatte – und einigen anderen hübschen Dingen für das Haus mit demselben Päckchen eingetroffen wie die Decke.

Als Tobin den Raum verlassen wollte, erspähte er Bruder in einem dunklen Winkel. Der Dämon trug dieselben neuen Kleider, aber sein Gesicht wirkte blasser, als Tobin es je gesehen hatte.

»Bleib hier«, flüsterte er. Während er Nari hinunterfolgte, fragte er sich, wie es sich anfühlen würde, einen lebendigen Bruder neben sich zu haben.

Abgesehen vom Kaminfeuer und ein paar Fackeln herrschte in der Halle Düsternis. Tobin, der sich noch jenseits der Reichweite des Lichts befand, sah die Leute am Kamin stehen, ohne selbst gesehen zu werden. Arkoniel, Köchin, Tharin und Mynir waren da und unterhielten sich in leisen Tönen mit einer alten Frau in einem schlichten, von Reisen gezeichneten Gewand. Sie hatte ein braunes, runzliges Gesicht und trug das dünne, graue Haar in einem Zopf über einer Schulter. War dies die ›sie‹, von der Bruder gesprochen hatte? Sie sah aus wie eine Bauersfrau.

Nari, die sein Zögern irrtümlich für Furcht hielt, ergriff seine Hand. »Hab keine Angst«, flüsterte sie und führte ihn weiter hinab. »Frau Iya ist eine Freundin deines Vaters und eine große Zauberin. Und sieh nur, wen sie mitgebracht hat!«

Als sich Tobin näherte, erkannte er, dass sich in den

Schatten hinter der alten Frau ein weiterer Fremder aufhielt. Iya sagte etwas über die Schulter, und der Unbekannte trat ins Licht.

Es war ein Junge.

Tobins Herz sank. Dies musste der Gefährte sein, den man ihm versprochen hatte. Man hatte doch daran gedacht, obwohl sogar er selbst es völlig vergessen hatte.

Der Junge war größer als er und sah älter aus. Sein Kittel war bestickt, aber an den Säumen ausgefranst und unter einem Arm geflickt. Auf den Schuhen prangten Flecken, und Zwirn verschnürte seine Hose von den Knöcheln bis zu den Knien. Nari hätte Tobin für eine derart erbärmliche Aufmachung gescholten. Dann blickte der Junge in Tobins Richtung, und der Schein des Feuers erfasste sein Gesicht. Seine Haut wirkte von der Sonne gerötet, und das dichte, braune Haar hing in zottigen Strähnen in die Stirn. Die dunklen Augen weiteten sich vor Beklommenheit, als sich der Junge in der Halle umsah. Tobin wappnete sich für das Schlimmste, als Nari ihn ins Licht schob. Wusste der andere Junge bereits, dass Tobin seltsam war?

Doch kaum hatte der Junge ihn bemerkt, vollführte er eine hastige, linkische Verbeugung vor Tobin.

Tharin bedachte ihn mit einem bestärkenden Lächeln. »Prinz Tobin, das ist Kirothius, Sohn des Sir Larenth von Eichberggut in Colath. Er ist hergekommen, um dein Gefährte zu werden.«

Tobin erwiderte die Verneigung, dann hob er die Hand zum Kriegergriff, wie sein Vater es ihn gelehrt hatte. Kirothius brachte ein kleines Lächeln zustande, als er einschlug. Seine Handfläche fühlte sich wie die eines Soldaten an: hart und schwielig.

»Willkommen im Haus meines Vaters«, sagte Tobin.

»Ich fühlte mich geehrt …« Es dauerte einen Augenblick, bis ihm der Rest der rituellen Begrüßung eines Gastgebers einfiel; er hatte sie noch nie selbst darbieten müssen. »Ich fühlte mich geehrt, dir die Gastfreundschaft meines Herdes anzubieten, Kirothius, Sohn des Larenth.«

»Ich fühlte mich geehrt, sie anzunehmen, Prinz Tobin.« Abermals neigte Kirothius das Haupt zu einer halben Verbeugung. Seine Vorderzähne waren groß und standen ein wenig vor.

Tharin zwinkerte ihm zu, und Tobin verspürte einen Anflug von Eifersucht. Sein Freund schien diesen Neuankömmling bereits zu mögen.

»Und dies ist Frau Iya«, meldete sich Arkoniel zu Wort und stellte die Greisin vor. »Ich habe dir ja ein wenig von ihr erzählt, mein Prinz. Sie ist meine Lehrmeisterin, so wie ich dein Lehrer bin.«

»Es freut mich außerordentlich, deine Bekanntschaft zu machen, Prinz Tobin«, sagte Iya und verneigte sich. »Arkoniel hat mir viele löbliche Dinge über dich geschrieben.«

»Danke, Frau Iya.« Tobin fühlte sich von ihren Augen und ihrer Stimme wie gebannt. Sie mochte sich wie eine Bauersfrau kleiden, doch sie war umgeben von einer Aura der Macht, die ihn leicht erzittern ließ.

Als sie lächelte und eine Hand auf die Schulter des neuen Jungen legte, erkannte er jedoch auch Freundlichkeit und einen Hauch von Belustigung in ihren farblosen Augen. »Ich hoffe, der junge Kirothius wird dir gut dienen. Übrigens zieht er es vor, Ki genannt zu werden. Dagegen spricht doch nichts, oder?«

»Nein, Frau Iya. Willkommen im Haus meines Vaters«, erwiderte Tobin und verbeugte sich neuerlich.

In dem Augenblick, indem die Worte von seinen Lippen drangen, erfüllte Kälte den Raum, und Bruder wirbelte wie ein Sturm die Treppe herab, peitschte neue Behänge von den Wänden und ließ Funken in großen, wirbelnden Wolken aus dem Kamin aufstieben. Ki schrie auf, als Glut seine Wange berührte, dann sprang er vor und stellte sich zwischen Tobin und das Feuer.

Mit dem Wind hielt ein tiefes, langsam pochendes Geräusch Einzug, das dem Takt einer riesigen Trommel ähnelte. Tobin hatte noch nie etwas Vergleichbares gehört; es strömte durch ihn hindurch und erschütterte sein Herz in der Brust. Ein lautes Summen erfüllte seine Ohren – es erinnerte ihn an etwas Schlimmes, aber er konnte sich nicht recht entsinnen, woran.

Die Zauberin stand ruhig inmitten all dessen; nur ihre Lippen bewegten sich. Bruder, der nur einem dunklen, verschwommenen Schemen der Bewegung glich, schleuderte eine Bank auf sie, die jedoch ausscherte, bevor sie die Frau berührte, und zur Seite kippte.

Danach stürzte sich Bruder auf Ki und zerrte an dessen Mantel, versuchte, ihn ins Feuer zu ziehen. Tobin packte den Arm des älteren Jungen, während sich Ki an den Schnüren an seiner Kehle zu schaffen machte. Schließlich lösten sie sich, und beide Jungen stürzten rücklings, als der Mantel wegschnellte und zwischen den Dachsparren verschwand.

Als sich Tobin aufrichtete, sah er das Grauen in Kis Augen, und der Anblick erfüllte ihn mit Scham.

Jetzt hasst er mich bestimmt!, dachte er mit dem Wissen, dass alles seine Schuld war, weil er so leichtsinnig gewesen war. Er hätte niemals einschlafen dürfen, ohne Bruder vorher wegzuschicken. Tobin wandte sich von den anderen ab und flüsterte: »Blut, mein Blut; Fleisch,

mein Fleisch; Knochen, mein Knochen. Geh weg, Bruder. Lass sie in Ruhe!«

Schlagartig verebbte der Wind. Die Möbel hörten auf, sich zu bewegen, und Stille senkte sich über die Halle. Der wunderschöne, neue Treppenpfosten am Fuß der Stufen entzweite sich mit einem lauten Krachen, das alle zusammenzucken ließ, dann war Bruder verschwunden.

Als sich Tobin wieder umdrehte, musterten ihn beide Zauberer, als wüssten sie, was er getan hatte. Iya starrte ihn noch einen Augenblick länger an, dann sagte sie etwas zu Arkoniel, zu leise, als dass Tobin es verstehen konnte.

Ki stand auf und streckte Tobin eine Hand entgegen. »Bist du verletzt, Prinz Tobin?« Auf seiner Wange erblühte bereits eine Brandblase.

»Nein.«

Auch Ki starrte Tobin an, aber er schien nicht wütend zu sein. »Das war also dein Geist?«

»Manchmal macht er so etwas. Es tut mir leid.« Tobin wollte noch mehr hinzufügen, etwas, dass dafür sorgen würde, dass jenes herzliche, erstaunte Lächeln auf ihn gerichtet blieb. »Ich glaube nicht, dass er dich noch einmal verletzen wird.«

»Wir haben keine Gäste erwartet, gnädige Frau«, sagte Mynir, als wäre nichts geschehen. »Ich hoffe, Ihr denkt nicht schlecht von unserem Haus. Hätten wir Bescheid gewusst, wir hätten ein Festmahl vorbereitet.«

Iya tätschelte dem alten Verwalter den Arm. »Die Gastfreundschaft des Herzogs ist uns keineswegs fremd. Was immer ihr habt, wird uns vollauf genügen. Führt immer noch Catilan die Küche?«

Sie alle plauderten miteinander, als wären sie alte Freunde, die sich schon lange kannten. Tobin gefiel dies

überhaupt nicht. Seit der Ankunft des ersten Zauberers fühlte sich nichts mehr richtig an. Nun waren zwei Magier hier, und Bruder hasste Iya noch mehr als Arkoniel, das hatte Tobin während des kurzen Angriffs gespürt.

Mittlerweile war er überzeugt davon, dass die Zauberin die ›sie‹ aus seinen Träumen verkörperte, die Bruder dazu gebracht hatte, Blut zu weinen. Andererseits hatte Nari behauptet, Iya sei eine Freundin seines Vaters, und behandelte sie wie einen Ehrengast. Tobin geriet in Versuchung, Bruder zurückzurufen, um zu sehen, was geschehen würde.

Bevor er es jedoch tun konnte, bemerkte er, dass der andere Junge ihn beobachtete. Rasch wandte Ki den Blick ab; Tobin tat es ihm gleich und fühlte sich verlegen, ohne zu wissen, weshalb.

Der Verwalter bestand darauf, dass Köchin das Abendmahl in der Halle am Ehrentisch auftrug, obwohl Tobins Vater nicht zu Hause weilte. Den neuen Baldachin hatte Bruder umgeworfen, doch das wurde bald behoben. Tobin musste den Platz seines Vaters einnehmen und zwischen Iya und dem neuen Gefährten sitzen. Tharin schnitt das Fleisch für sie auf und bediente sie. Tobin wollte sich mit Ki unterhalten, damit sich der Junge ungezwungen fühlte, musste jedoch feststellen, dass seine Zunge wie verschnürt war. Auch Ki schwieg, und Tobin sah, dass er bei jedem der aufeinanderfolgenden Gänge verstohlene Blicke in die Halle und auf ihn warf. Während der Mahlzeit hielt Tobin ständig mit einem Auge Ausschau nach Bruder, doch der Geist befolgte seinen Befehl.

Die Erwachsenen schienen sein Unbehagen nicht zu bemerken und plauderten miteinander. Nari, Arkoniel

und Iya redeten über Menschen, die Tobin seine Amme noch nie erwähnen gehört hatte; er verspürte einen Anflug von Eifersucht. Sobald der letzte Obstkuchen abgeräumt worden war, entschuldigte er sich in der Absicht, sich nach oben zurückzuziehen. Auch Ki erhob sich und hatte eindeutig vor, ihm zu folgen. Vermutlich wurde dies von Gefährten erwartet. Tobin wechselte die Richtung und ging stattdessen hinaus auf den vorderen Hof. Ki trottete hinter ihm drein.

Ein rötlicher Herbstmond erklomm den Himmel, hell genug, um Schatten auf den Hof zu werfen.

Allein mit diesem Fremden fühlte sich Tobin unbeholfener denn je zuvor. Er wünschte, in der Halle geblieben zu sein, wusste aber, dass es dumm aussehen würde, schon so bald wieder zurückzukehren, während Ki ihm folgte wie ein Entenküken seiner Mutter.

Eine Weile standen sie schweigend da. Dann schaute Ki zur Feste auf und meinte: »Dein Haus ist sehr prächtig, Prinz Tobin.«

»Danke. Wie sieht deines aus?«

»Oh, etwa wie eure Truppenunterkünfte dort drüben.«

Wieder stachen ihm die ausgefransten Säume des Kittels des Jungen in die Augen. »Ist dein Vater ein armer Mann?« Die Worte hatten seinen Mund verlassen, bevor ihm der Gedanke kam, dass dies als Beleidigung aufgefasst werden könnte.

Ki jedoch zuckte nur mit den Schultern. »Wir sind jedenfalls nicht reich, soviel steht fest. Meine Ururgroßmutter war mit einem Verwandten von Königin Klie verheiratet und besaß eigenes Land. Aber seither hat es so viele von uns gegeben, dass niemand mehr Anspruch darauf hat. Das ist das Problem in meiner Familie, sagt mein Vater: Wir sind in unserer Leidenschaft zu hitzig.

Diejenigen von uns, die nicht im Kampf getötet werden, vermehren sich wie die Karnickel. In unserem Haus schlafen die Jüngeren wie Welpen in einem großen Rudel auf dem Boden, so zahlreich sind wir.«

Etwas derartiges hatte Tobin noch nie gehört. »Wie viele seid ihr denn?«

»Zählt man all die Bastarde mit, vierzehn Brüder und zwölf Schwestern, die noch leben.«

Tobin wollte wissen, was Bastarde waren und weshalb sie anders gezählt werden sollten, doch Ki sprach bereits weiter. »Ich gehöre zu den jüngeren und bin vom dritten Weib meines Vaters. Unsere neue Mama ist auch schon wieder in anderen Umständen. Die fünf Ältesten kämpfen mittlerweile mit unserem Vater in der Armee deines Onkels«, fügte er stolz hinzu.

»Ich werde auch einst ein Krieger sein«, verriet Tobin. »Ich werde ein großer Fürst wie mein Vater und werde zu Lande und zur See gegen die Plenimarer kämpfen.«

»Na ja, sicher! Schließlich bist du ein Prinz.«

»Ich schätze, du könntest mich begleiten und mein Knappe sein. Dann würdest du ein Ritter wie Tharin.«

Der ältere Junge steckte die Hände unter den Gürtel wie ein Erwachsener und nickte. »Sir Ki? Hört sich gut an. Bei mir daheim bestünde darauf wenig Aussicht.«

Wieder blitzte jenes Lächeln auf, das Tobin innerlich ein merkwürdiges Gefühl verursachte. »Warum wirst du lieber Ki genannt?«, fragte er.

»So nennen mich zu Hause alle. Kirothius ist zu verdammt lang …« Jäh verstummte er und blickte verlegen drein. »Ich bitte um Verzeihung, Tobin! Ich meine, Prinz – nein, ich meine, mein Prinz. O verflucht!«

Tobin kicherte voll schuldbewusstem Verzücken. Ihm war nicht gestattet zu fluchen; Nari sagte, das sei ge-

wöhnlich. Aber Tharins Männer taten es, wenn sie glauben, Tobin könnte sie nicht hören. »Du kannst mich ruhig Tobin nennen. Das machen die anderen auch die meiste Zeit.«

»Na ja …« Beunruhigt sah sich Ki um. »Wenn jemand dabei ist, sollte ich dich besser mit Prinz Tobin anreden. Vater hat gesagt, er würde dafür sorgen, dass ich eine Tracht Prügel bekomme, wenn er erfährt, dass ich respektlos war.«

»Das würde ich nicht zulassen!«, rief Tobin aus. Tobin selbst war noch nicht von jemandem geschlagen worden, außer von Bruder. »Wir sagen ihm einfach, dass du meine Erlaubnis dafür hast. Da ich ein Prinz bin, muss er mir gehorchen. Glaube ich zumindest.«

»Dann ist es ja gut«, meinte Ki erleichtert.

»Willst du mein Pferd sehen?«

Im Stall kletterte Ki auf die Seite von Gosis Abteil und stieß einen anerkennenden Pfiff aus. »Er ist wahrlich eine Schönheit. Bei der Pferdemesse in Ero habe ich jede Menge dieser Aurënfaie-Tiere gesehen. Von welchen Aurënfaie hast du ihn bekommen?«

»Wie meinst du das?«

»Na ja, es gibt verschiedene Arten von ihnen, je nachdem, aus welchem Teil von Aurënen sie stammen. Von den Leuten, meine ich, nicht von den Pferden. Man kann sie an den Farben ihrer *Sen'gai* unterscheiden.«

»Ihrer was?«

»Dieser bunten Kopftücher, die sie tragen.«

»Ach, die. Ich habe mal Aurënfaie-Zauberer gesehen«, erwiderte Tobin und war froh darüber, zumindest ein wenig welterfahren zu wirken. Ki war nur der Sohn eines armen Ritters, trotzdem war er bereits in Ero gewesen und wusste über Pferde Bescheid. »Sie haben Magie ge-

wirkt und Musik gespielt. Und sie hatten Male in den Gesichtern. Muster.«

»Ich wette, die waren vom Khatme- oder Ky'arin-Klan. Soweit ich weiß, sind das die Einzigen, die so etwas machen.«

Sie schlenderten hinaus auf den Kasernenhof, wo Tobin die Holzschwerter erblickte, die Tharin und er zuvor an diesem Tag verwendet hatten. »Ich glaube, du sollst mit mir üben. Möchtest du es gleich versuchen?«

Nachdem sie endlich etwas Gemeinsames gefunden hatten, salutierten sie voreinander und fingen an. Allerdings kämpfte Ki nicht in sorgsamen Abläufen wie Tharin. Vielmehr schwang er das Schwert wild und stieß angriffslustig vor, als wäre es ein echter Kampf. Tobin wehrte sich, so gut er konnte, bis Ki ihm einen scharfen Hieb auf die Hand verpasste. Tobin schrie auf, steckte die Finger in den Mund und vergaß, ›Halt!‹ zu rufen.

Ki sprang vor und piekte ihm in den Bauch. »Getötet!«

Tobin grunzte, fasste sich mit der verletzten Hand an den Bauch und versuchte, sich nicht anmerken zu lassen, wie verlegen er war. »Du bist viel besser als ich.«

Ki grinste und klopfte ihm auf die Schulter. »Na ja, ich hatte all diese Brüder und Schwestern, um mir etwas beizubringen, und obendrein noch Vater. Du solltest mich mal nach einer Übung mit ihnen sehen! Da bin ich am ganzen Leib voll blauer Flecken. Meine Schwester Cytra hat mir letztes Jahr die Lippe weit aufgerissen. Ich habe gebrüllt wie ein aufgeschlitzter Frischling, als meine Stiefmutter sie mir zusammengenäht hat. Schau, auf der linken Seite kann man immer noch die Narbe sehen.«

Tobin beugte sich dicht zu ihm und betrachtete mit zusammengekniffenen Augen die schmale, weiße Linie, die sich quer über Kis Unterlippe zog.

»Die ist aber auch ganz ordentlich.« Ki berührte mit dem Daumen die Narbe an Tobins Kinn. »Sie sieht genau wie Illiors Mond aus. Ich wette, dadurch bringt sie Glück. Woher hast du sie?«

Tobin zuckte zurück. »Ich – ich bin gestürzt.«

Er wünschte, Ki hätte Recht damit, dass die Narbe Glück brachte, aber er war überzeugt davon, dass sie es nicht tat. Allein, indem er an sie dachte, fühlte er sich schlecht.

»Na, wie auch immer, ärgere dich nicht«, meinte Ki. »Du bist bloß nicht an meine Art zu kämpfen gewöhnt. Ich werde sie dir lernen – äh, beibringen, wenn du möchtest. Ich mache auch langsam, versprochen.« Er berührte sich mit seinem Schwert an der Stirn und schenkte Tobin ein Grinsen, bei dem die vorstehenden Zähne deutlich zur Geltung kamen. »Wollen wir es erneut versuchen, mein Prinz?«

Das schlechte Gefühl verflog, als Ki und er abermals begannen. Dieser Junge war anders als jeder, den Tobin bisher kennen gelernt hatte, abgesehen vielleicht von Tharin. Obwohl er älter war und offensichtlich mehr von der Welt wusste als Tobin, verbarg sich weder hinter seinen Augen noch hinter seinem Lächeln etwas, das nicht zu dem passte, was er sagte. Tobin fühlte sich äußerst eigenartig, wenn Ki ihn angrinste, aber es war ein angenehmes Gefühl ähnlich dem, das er in seinem Traum empfunden hatte, in dem Bruder lebendig gewesen war.

Und Ki hielt Wort. Diesmal ging er es langsamer an und versuchte zu erklären, was er tat und wie sich Tobin verteidigen konnte. Auf diese Weise erkannte Tobin, dass er dieselben Ausfallstreiche und Abwehrzüge einsetzte, die Tharin ihm beigebracht hatte.

Sie fingen langsam an und arbeiteten schrittweise die

verschiedenen Stellungen durch, doch schnell stellte Tobin fest, dass er sich dennoch anstrengen musste, um seine Verteidigung zu wahren. Ihre Holzklingen prallten klappernd wie Reiherschnäbel aufeinander, ihre Schatten hüpften und zuckten im Mondlicht wie Motten hin und her.

Ki war eindeutig der angriffslustigere Kämpfer, doch es mangelte ihm an der Beherrschung, die Tobin von Tharin eingetrichtert worden war. Tobin duckte sich unter einem wilden Schwung hinweg, stieß vorwärts und traf Ki quer über die Rippen. Der ältere Junge ließ das Schwert fallen und brach zu einem ungelenken Haufen zu seinen Füßen zusammen.

»Ich bin tot, Hoheit!«, keuchte er und tat so, als hielte er seine Gedärme zusammen. »Schickt meine Asche nach Hause zu meinem Vater!«

Auch so etwas hatte Tobin noch nie erlebt. Es mutete so widersinnig an, dass er lachen musste, anfangs zögerlich und vor Überraschung, dann lauter und ausgelassener, weil es sich gut anfühlte, als Ki darin mit einstimmte.

»Pfeif auf deine Asche!« Tobin kicherte; er fühlte sich verrückt und schalkhaft.

Das brachte Ki erneut zum Lachen, und ihre Stimmen hallten zusammen von den Hofmauern wider. Ki schnitt Grimassen, verdrehte die Augen und ließ die Zunge seitlich aus dem Mund baumeln. Tobin lachte so heftig, dass seine Seite schmerzte und seine Augen tränten.

»Bei den Vieren, was für ein Radau!«

Tobin drehte sich um und stellte fest, dass Nari und Tharin sie vom Tor aus beobachteten.

»Du hast ihn doch nicht verletzt, Tobin, oder?«, fragte Nari.

Tharin kicherte. »Was meinst du, Ki? Wirst du es überleben?«

Ki rappelte sich auf die Beine und verbeugte sich. »Ja, Sir Tharin.«

»Kommt mit, ihr beiden«, forderte Nari sie auf und scheuchte sie auf die Tür zu. »Ki hat einen langen Ritt hinter sich, und dir ist es heute nicht gut gegangen, Tobin. Es ist für euch beide Zeit, zu Bett zu gehen.«

Tobin unterdrückte den plötzlichen Drang zu brüllen: ›Pfeif auf dein Bett!‹ Stattdessen begnügte er sich damit, ein Grinsen mit Ki auszutauschen. Auf dem Weg zurück ins Haus hörte er, wie Tharin abermals kicherte und Nari zuflüsterte: »Du weilst schon zu lange im Exil, Mädchen, wenn du Jux und Tollerei nicht mehr erkennst!«

Erst, als sie Tobins Tür erreichten, wurde ihm klar, dass Ki sowohl das Zimmer als auch das Bett mit ihm teilen sollte. Kis kleines Reisebündel lag auf der unbenutzten Truhe, in der Tobin die Puppe versteckt hatte, und ein ihm fremder Bogen samt Köcher lehnte in der Ecke neben seinem eigenen.

»Aber er kann nicht hier schlafen!«, flüsterte Tobin und zog Nari zurück hinaus auf den Flur. Was würde Bruder tun? Und was, wenn Ki die Puppe fände oder Tobin damit sähe?

»Aber, aber. Du bist zu alt für eine Amme«, murmelte Nari. »Ein Junge deines Alters sollte schon seit geraumer Zeit das Zimmer mit einem Gefährten geteilt haben.« Sie rieb sich die Augen, und Tobin erkannte, dass sie versuchte, nicht zu weinen. »Ich weiß, mein Schatz, ich hätte es dir sagen sollen, aber ich dachte nicht, dass er so bald eintreffen würde … Na ja, jedenfalls muss es so sein.« Sie setzte ihre feste Stimme ein, die keinen Wider-

spruch duldete. »Ich schlafe ab jetzt bei den anderen in der Halle. Ruf mich einfach, wenn du etwas brauchst, wie du es immer tust, wenn du vor mir im Bett bist.«

Ki musste sie gehört haben. Als Tobin und Nari zurück ins Zimmer gingen, stand er mitten darin und wirkte wieder verunsichert. Nari eilte zum Bett hinüber und setzte dazu an, sein Bündel in der Truhe zu verstauen. »Wir geben deine Sachen einfach hier hinein. Tobin verwendet …«

»Nein!«, schrie Tobin. »Nein, du kannst das nicht da hineingehen.«

»Tobin, schäm dich!«

Mittlerweile hatte Ki den Kopf gesenkt und sah aus, als würde er am liebsten im Boden versinken.

»Nein, es ist nur – ich habe Tintenfässer da drin«, erklärte er hastig. Die Worte fielen ihm leicht, zumal sie der Wahrheit entsprachen. Die Puppe lag in dem Mehlsack unter einem Haufen Pergament und Zeichenwerkzeug verborgen. »Da drin sind Tinte, Federn, Wachs und dergleichen. Die würden seine Kleider besudeln. Aber im Schrank ist noch jede Menge Platz. Leg deine Sachen neben meine, Ki. Wir können doch teilen. Wie – wie Brüder!«

Er spürte, wie er errötete. Woher waren diese letzten Worte gekommen? Aber Ki lächelte wieder, und Nari sah erfreut aus.

Die Amme verstaute Kis Habseligkeiten im Schrank und schickte die beiden zum Zähneputzen und Gesichtwaschen. Tobin zog sich bis auf das Hemd aus und kletterte ins Bett, aber Ki wirkte wieder zögerlich.

»Mach schon, Junge«, drängte ihn Nari. »Zieh dich aus und hüpf rein. Ich lege einen warmen Ziegel ans Fußende, um die Kälte zu vertreiben.«

»Ich ziehe mich zum Schlafen nicht aus«, sagte Ki.

»Das ist schön und gut für Landvolk, aber du bist jetzt in einem Adelshaus. Je früher du unsere Sitten und Gebräuche lernst, desto besser für dich.«

Ki brummelte etwas; gleichzeitig zog flammende Röte über seine Wangen auf.

»Was ist denn los, Junge?«

»Ich habe kein Hemd«, gestand Ki.

»Kein Hemd?« Nari schnalzte mit der Zunge. »Na ja, dann gehe ich los und suche dir eines. Aber sieh zu, dass du aus diesen staubigen Sachen schlüpfst, ehe ich zurück bin. Ich will deinen Straßendreck nicht in den sauberen Leinen.«

Sie zündete die Nachttischlampe an und blies die anderen Kerzen aus. Dann küsste sie Tobin geräuschvoll auf die Wange – ebenso Ki, wodurch sie ihn neuerlich erröten ließ.

Er wartete, bis sie die Tür hinter sich geschlossen hatte, dann zog er den Kittel und die Hose aus und eilte unter die Decke, um warm zu bleiben. Als er hereinschlüpfte, sah Tobin, dass Kis schlanker Körper beinah so braun wie sein Gesicht war, abgesehen von einem Band blasser Haut um die Hüften und den Schritt.

»Wieso bist du nur da unten rum weiß?«, fragte Tobin, dessen eigener Körper im Sommer und im Winter rundum hell wie frische Butter war.

Zitternd schmiegte sich Ki enger an ihn. »Beim Schwimmen tragen wir Lappen. Im Fluss gibt es Schnappschildkröten, und man will schließlich nicht, dass sie einem den Lümmel abbeißen!«

Tobin kicherte, wenngleich mehr wegen des seltsamen Gefühls, jemand anders neben sich zu haben als Nari, als über Kis Worte. Nari kehrte mit einem von Tharins alten

Hemden zurück, und Ki mühte sich unter der Decke hinein.

Nari küsste sie beide abermals, dann ging sie hinaus und schloss leise die Tür hinter sich.

Eine Weile lagen die beiden Jungen still und beobachteten das Spiel des Lampenscheins auf den geschnitzten Balken über ihnen. Ki zitterte immer noch.

»Ist dir kalt?«, fragte Tobin und rutschte von einem scharfkantigen Ellbogen weg.

»Dir nicht?«, presste Ki zwischen klappernden Zähnen hervor. »Naja, ich schätze, du bist daran gewöhnt.«

»Woran?«

»Nackt zu schlafen, oder zumindest fast nackt, und nur von einem Menschen neben dir gewärmt zu werden. Wie ich schon sagte, bei uns schlafen meine Brüder und Schwester alle zusammen in den Kleidern. Meist ist das ganz angenehm, vor allem im Winter.« Er seufzte. »Natürlich furzt Amin sehr viel, dadurch wird es viel wärmer.«

Beide Jungen brachen erneut in Gelächter aus und brachten das Bett zum Erzittern.

»Ich habe noch nie jemanden so wie dich reden gehört!«, brachte Tobin schließlich hervor und wischte sich mit dem Deckenzipfel die Augen ab.

»Oh, ich bin ein schlimmer Finger. Da kannst du jeden fragen. He, was ist das?« Er schob Tobins linken Ärmel hoch, um das Geburtsmal in Augenschein zu nehmen. »Hast du dich verbrannt?«

»Nein, das hatte ich schon immer. Vater sagt, es ist ein Zeichen dafür, dass ich weise bin.«

»Tatsächlich? Wie das hier.« Ki wuchtete die Decke beiseite und zeigte Tobin einen braunen Fleck der Größe eines Daumenabdrucks auf seinem rechten Oberschenkel.

»Eine Wahrsagerin hat zu meiner Mama gemeint, das sei ein Pechmal, aber bisher hatte ich Glück. Sieh mich nur an – ich bin hier bei dir. Das ist Glück! Meine Schwester Ahra hat eines dieser roten Male wie du auf ihrer linken Titte. Sie hat es mal einem Zauberer unten in Erind gezeigt, und der hat behauptet, es heißt, dass sie quirlig und spitzzüngig ist, deshalb vermute ich, dass er besser verstand, wie man Male deutet. Ahra hat eine Stimme, die Essig zum Gerinnen bringt, wenn sie wütend ist.« Er zog die Decke wieder hoch und seufzte. »Aber meistens hat sie mich gut behandelt. Das ist ihr alter Köcher, den ich mitgebracht habe. Es sind Kerben von plenimarischen Schwertern drin, und es hat einen Fleck, von dem sie behauptet, es sei Blut!«

»Wirklich?«

»Ja. Ich zeige ihn dir morgen.«

Als sie letztlich in den Schlaf glitten, entschied Tobin, dass es vielleicht doch nicht so übel war, einen Gefährten zu haben. Vertieft in Gedanken von Schwestern und Schlachten, bemerkte er den dunklen Schemen nicht, der ungebeten in der gegenüberliegenden Ecke lauerte.

Bruder weckte Tobin irgendwann später durch eine kalte Berührung auf der Brust. Als Tobin die Augen aufschlug, stand der Geist neben dem Bett und deutete durch das Zimmer auf die Truhe, in der die Puppe versteckt war. Tobin spürte Kis warmen, knochigen Körper an dem eigenen, sah ihn jedoch zugleich vor der Truhe knien.

Tobin schauderte, als er beobachtete, wie der Junge den Deckel öffnete, ein paar Dinge herausholte und sie neugierig begutachtete. Tobin wusste, dass es sich um eine Vision handelte. Bruder hatte ihm schön öfter Dinge gezeigt, beispielsweise den sterbenden Fuchs, und sie

waren nie schön. Als Ki die Puppe fand, veränderte sich sein Gesichtsausdruck in einen, den Tobin nur allzu gut kannte.

Dann wandelte sich das Umfeld. Tageslicht herrschte. Iya und Arkoniel befanden sich bei Ki, und auch Vater. Sie legten die Puppe auf die Truhe und schnitten sie mit langen Messern auf, und sie blutete. Dann brachten sie die Puppe weg und schauten mit Mienen solcher Traurigkeit und Abscheu zu ihm zurück, dass sein Gesicht zu lodern begann.

Die Vision verblasste, aber die Angst blieb. So sehr ihm vor dem Gedanken graute, die Puppe zu verlieren, der Ausdruck in den Zügen der anderen – besonders in jenen seines Vaters und Kis – erfüllten ihn mit Kummer und Verzweiflung.

Bruder befand sich immer noch neben dem Bett und berührte seine eigene Brust und jene Tobins, und Tobin wusste, dass er ihm etwas Wahres gezeigt hatte. Nari hatte sich nie um die alte Truhe gekümmert. Ki hingegen würde die Puppe finden, und alles würde zerstört sein.

Er lag stockstill, während sein Herz so laut in seinen Ohren pochte, dass er Kis leisen Atem neben sich kaum hören konnte. Was sollte er nur tun?

Schick ihn weg, zischte Bruder.

Tobin dachte daran, wie es sich angefühlt hatte, mit Ki zu lachen, und schüttelte den Kopf. »Nein«, erwiderte er so leise, dass kaum ein Ton seinen Mund verließ. Mehr war nicht nötig. Bruder hörte ihn immer. »Und versuch nie wieder, ihn zu verletzen! Ich muss die Puppe woanders verstecken. An einem Ort, wo niemand sie findet.«

Bruder verschwand. Tobin sah sich um und entdeckte ihn bei der Truhe, wo er ihm ein Zeichen gab.

Tobin schlüpfte aus dem Bett, schlich über den kalten Boden und betete, dass Ki nicht aufwachen würde. Der Deckel öffnete sich von selbst, als er die Hand danach ausstreckte. Einen Lidschlag lang stellte er sich vor, wie Bruder ihn aus Bosheit zuschlug, während er hineingriff, was er jedoch nicht tat. Behutsam kramte Tobin den Mehlsack unter dem raschelnden Pergament hervor und tapste auf Zehenspitzen hinaus auf den Flur.

Es war sehr spät. An der Treppe, die hinab in die Halle führte, schimmerte kein Licht. Die Flurlampe war erloschen, aber vereinzelte Mondlichtstreifen spendeten genug Licht, um etwas zu erkennen.

Bruder zeigte sich nun nicht. Tobin drückte sich die Puppe an die Brust und überlegte, wohin er gehen sollte. Arkoniel schlief noch immer im Spielzimmer nebenan, bald jedoch würde er in die frisch instand gesetzten Räume oben übersiedeln, somit kamen sie nicht in Frage. Auch unten gab es keinen Ort, an dem nie jemand nachsah. Vielleicht konnte er sich wieder in den Wald hinausstehlen und versuchen, ein trockenes Loch zu finden. Aber nein, die Türen würden allesamt verriegelt sein, außerdem konnten sich nachts im Wald Berglöwen herumtreiben. Elend schauderte Tobin. Seine nackten Füße schmerzten vor Kälte, und er musste pinkeln.

Ein Knarren von Angeln ertönte vom fernen Ende des Flurs, als die Tür zum dritten Stockwerk aufschwang und im Mondlicht wie Silber schimmerte. Der Durchgang dahinter glich einem schwarzen Maul, das darauf wartete, ihn zu verschlingen.

Ja, es *gab* einen Ort, an den nie jemand ging außer Bruder. Und Tobin selbst.

Bruder tauchte an der offenen Tür auf. Er sah Tobin an, dann drehte er sich um und verschwand die dunkle

Treppe hinauf. Tobin folgte ihm und stieß sich die nackten Zehen an Stufen, die er nicht erkennen konnte.

Im oberen Flur strömte Mondlicht durch die neuen Rosettenfenster und warf schwarze und silbrige Spitzenmuster an die Wände.

Tobin musste allen Mut zusammennehmen, um sich der Turmtür zu nähern; er vermeinte zu spüren, dass der zornige Geist seiner Mutter auf der anderen Seite stand und ihn durch das Holz finster anstarrte. Ein paar Schritte davor hielt er inne; sein Herz hämmerte so heftig, dass ihn das Atmen schmerzte. Am liebsten hätte er sich umgedreht und wäre geflüchtet, aber er konnte sich nicht bewegen, nicht einmal, als er hörte, wie sich das Schloss öffnete. Langsam schwang die Tür auf und offenbarte …

Nichts.

Seine Mutter stand nicht dort. Ebenso wenig sein Bruder. Hinter der Tür herrschte solche Dunkelheit, dass der spitzenartige Mondschein nach nur wenigen Zoll zu einem trüben Schimmer verblasste. Ein Strom kalter, schaler Luft umspülte seine Knöchel.

Komm, flüsterte Bruder aus der Finsternis.

Ich kann nicht!, dachte Tobin, doch irgendwie folgte er der Stimme bereits. Mit den Zehen fand er die erste, abgewetzte Steinstufe und setzte den Fuß darauf. Die Tür schloss sich hinter ihm und sperrte das Licht aus. Der Bann, unter dem Tobin stand, zerbrach. Er ließ die Puppe fallen und fasste nach dem Türgriff. Das Metall fühlte sich so kalt an, dass es auf seiner Handfläche brannte. Die Holztäfelung der Tür schien mit Frost überzogen, als er mit den Fäusten dagegenhämmerte. Die Tür rührte sich nicht.

Hinauf, drängte Bruder.

Tobin sackte gegen die Tür zusammen und schluchzte

panisch. »Fleisch, mein Fleisch«, brachte er schließlich hervor. »Blut, mein Blut; Knochen, mein Knochen«, und da war Bruder am Fuß der Treppe, gekleidet in ein zerlumptes Nachthemd und die Hand nach Tobin ausgestreckt, damit er ihm folgte. Als sich Tobin nicht bewegte, kauerte sich Bruder vor ihn und blickte ihm eindringlich ins Gesicht. Zum ersten Mal sah Tobin, dass Bruder dieselbe kleine, halbmondförmige Narbe am Kinn hatte wie er selbst. Dann zog Bruder den Kragen seines Hemds auseinander und zeigte ihm, dass er noch eine weitere Narbe besaß. Tobin erblickte zwei schmale, lotrechte Nähte auf Bruders Brust, sehr dicht beisammen und vielleicht drei Zoll lang. Sie erinnerten Tobin an die Nähte von Mutters Puppen, aber die Stiche wirkten feiner, und die Haut ringsum war runzlig und blutig.

Das muss wehtun, dachte Tobin.

Tut es, die ganze Zeit, flüsterte Bruder, und eine blutige Träne kullerte ihm über die Wange, bevor er wieder verschwand und den Anschein von Licht mit sich nahm.

Tobin tastete blind umher, fand die Puppe und schob die Füße über den Steinboden, bis er wieder auf die erste Stufe stieß. Die Dunkelheit verursachte ihm ein Schwindelgefühl, weshalb er die Treppe auf Händen und Knien hinaufkroch, während er den Sack mit der Puppe neben sich herschleifte. Seine Blase war so voll, dass es schmerzte, doch er wagte nicht, hier in der Finsternis rinnen zu lassen.

Während er sich emporkämpfte, stellte er fest, dass er ein paar Sterne durch die Pfeilscharten über ihm erkennen konnte. Dies half ihm, sich zurechtzufinden, und er eilte die letzten Stufen hinauf. Wie er erwartet hatte, stand die Tür oben offen. Alles, was er noch zu tun hatte, war, die Puppe zu verstecken. Dann konnte er sich einen

Nachttopf oder auch nur ein offenes Fenster suchen, um sich zu erleichtern, und ins Bett zurückkehren.

Mondlicht flutete die Kammer. Bruder hatte die Läden geöffnet. Die wenigen Male, die sich Tobin gestattet hatte, an diesen Raum zu denken, hatte er sich an ein behagliches Zimmerchen mit Behängen an den Wänden und Puppen auf einem Tisch erinnert. Nun sah er vor sich ein Schlachtfeld. In seinem Gedächtnis klafften immer noch riesige Lücken über seinen letzten Besuch hier, aber der Anblick des zerbrochenen Stuhlbeins regte etwas Düsteres und Schmerzliches in seiner Brust.

Seine Mutter hatte ihn hier heraufgebracht, weil sie Angst vor dem König hatte.

Sie war aus dem Fenster gesprungen, weil sie sich so sehr gefürchtet hatte.

Und sie hatte gewollt, dass er auch sprang.

Zögernd trat Tobin ein und stellte fest, dass nur das nach Westen zu den Bergen weisende Fenster offen stand.

Dasselbe Fenster, durch das …

Von dort stammte das Licht. Er stellte sich davor, als könnte ihn der weiße Schein des Mondes vor all den schattigen Ängsten schützen, die rings um ihn aufkeimten. Sein Fuß stieg gegen eine zerbrochene Stuhllehne, dann trat er auf einen weichen Klumpen. Es war der Arm einer Puppe. Tobin hatte seine Mutter hunderte davon machen gesehen. Jemand …

Bruder

… hatte die Habseligkeiten seiner Mutter über den ganzen Boden verstreut.

Stoffballen waren in eine Ecke geworfen worden, und Mäuse hatten Löcher in die kleinen Stopfwolleknäuel genagt. Tobin drehte sich langsam im Kreis und hielt in

den Trümmern Ausschau nach den wunderbaren Jungenpuppen, konnte jedoch keine entdecken, nur Fetzen und Lumpen.

Etwas, vermutlich eine Garnspule, fiel klimpernd zu Boden, und Tobin zuckte zusammen.

»Mama?«, krächzte er und betete, dass sie hier wäre.

Zugleich betete er, dass dem nicht so sein möge.

Er wusste nicht, welches ihrer Gesichter sie ihm nun, da sie tot war, zeigen würde.

Tobin hörte ein weiteres leises Klopfen, und eine Ratte wuselte mit einem Maul voll Wolle über den Boden.

Langsam löste Tobin den verkrampften Griff um den Mehlsack. Bruder hatte Recht. Dies war der beste Ort.

Niemand kam je hierher.

Niemand würde hier nach etwas suchen.

Er trug den Sack zu einer vom Mond erhellten Ecke gegenüber der Tür. Dort stellte er ihn auf dem Boden ab, zog einen Stuhl darüber und häufte darauf noch etwas von den muffigen Stoffresten. Staub stieg in funkelnden Wolken auf und kratzte ihm in der Kehle.

So. Das wäre geschafft.

Die Aufgabe hatte seine Furcht gebannt, aber als er aufstand, spürte er, wie sie zurückbrandete. Hastig wandte er sich der Tür zu und versuchte, nicht daran zu denken, dass er in der Dunkelheit diese steile Treppe zurück hinab musste.

Seine Mutter zeichnete sich als Umriss am offenen Fenster ab. Er erkannte sie an der Form ihrer Schultern und daran, wie ihr Haar lose darüber hing. Ihr Gesicht konnte er nicht erkennen, um den Ausdruck ihrer Augen oder der Linien um ihren Mund zu deuten. Er wusste nicht, ob es die gute oder die Furcht erregende Mutter war, die einen Schritt auf ihn zutrat und die Arme ausstreckte.

Einen Lidschlag lang umfing Tobin blankes Grauen, während die Zeit stillzustehen schien.

Sie warf keinen Schatten.

Sie verursachte kein Geräusch.

Sie roch nach Blumen.

Dies war das Fenster, aus dem sie ihn zu werfen versucht hatte. Sie hatte ihn dorthin geschleift, schluchzend und den König verfluchend. Dann hatte sie ihn hinausgestoßen, aber jemand anders hatte ihn zurückgezogen, und er hatte sich auf dem Sims das Kinn aufgeschlagen …

Die Erinnerung schmeckte wie Blut.

Dann setzte er sich irgendwie in Bewegung, raste zur Tür hinaus, stolperte mit einer Hand an der rauen Steinmauer die Treppe hinab, spürte die trockenen Krusten von Vogeldreck und verdorrten Flechten, die unter seinen Fingern abbröckelten. Hinter sich hörte er ein Schluchzen und einen Knall, doch er weigerte sich, zurückzuschauen. Er konnte bis hinab zum Fuß der Treppe sehen, wurde von einem rechteckigen Flecken Mondlicht geleitet, weil die Turmtür offen stand. Hals über Kopf stürzte er hindurch und warf sie zu. Er wartete nicht, ob der Riegel einrastete, und ihn kümmerte nicht, ob ihn jemand hörte. Vom stoßweisen Rasseln seiner Lungen wie betäubt, flüchtete er die nächste Treppe hinab, nahm nur verschwommen wahr, dass sich sein Nachthemd und seine Beine nass anfühlten. Die Erkenntnis, dass er sich benässt hatte, ließ ihn vor seinem Zimmer innehalten. Er konnte sich nicht daran erinnern, wann es geschehen war.

Tobin rang frische Tränen zurück und schimpfte sich für eine solche Schwäche. Leise huschte er hinein und lauschte, um sich zu vergewissern, dass Ki noch schlief, dann zog er das besudelte Nachthemd aus und verwendete einen Ärmel und das kalte, im Zuber noch übrige Was-

ser, um sich zu reinigen. Er holte sich ein anderes Hemd aus dem Schrank und kletterte behutsam zurück ins Bett. Er versuchte, die Matratze nicht zu erschüttern, dennoch erwachte Ki mit einem erschrockenen Keuchen und starrte mit geweiteten Augen zum Fußende des Bettes.

Bruder stand dort und funkelte ihn finster an.

Tobin umfasste die Schulter des älteren Jungen und versuchte, ihn davon abzuhalten, laut aufzuschreien. »Hab keine Angst, Ki, er wird dir nichts …«

Ki drehte sich ihm mit einem zittrigen, kurzen Lachen zu. »Bei Bilairys Hintern, du bist das nur! Einen Augenblick dachte ich, es wäre dieser Geist, der ins Bett kriecht. Kalt genug wärst du ja, um einer zu sein.«

Tobin schaute zu Bruder, dann zurück zu Ki. Er konnte Bruder nicht sehen, der dort stand und ihn stumm hasste. Er besaß nicht das Auge.

Dennoch wirkte Ki so verängstigt, als hätte er den Dämon wahrgenommen, als er fragte: »Darf ich dir etwas sagen, Prinz Tobin?«

Tobin nickte.

Ki fingerte am Saum der Decke. »Als die alte Iya mir von dem Geist erzählt hat, wäre ich um ein Haar nach Hause zurückgerannt, obwohl ich wusste, dass mein Vater mich grün und blau geprügelt und auf die Straße gejagt hätte. Ich hätte es fast getan. Und dann, als der Geist angefangen hat, heute Abend Dinge umherzuwerfen? Da hätte ich mir beinah in die Hose gemacht, solche Angst hatte ich. Du aber bist nur dagestanden, als wäre gar nichts …« Er schlang die Arme um seine angewinkelten Knie. »Ich denke, was ich sagen will, ist, dass mein Vater keine Feiglinge großgezogen hat. Ich fürchte mich vor nichts, außer vor Geistern. Und selbst mit denen kann ich

mich abfinden, um jemand so Tapferem wie dir zu dienen. Wenn du mich noch haben willst.«

Er denkt, ich würde ihn wegschicken. In jenem Augenblick der Erkenntnis wäre beinah alles aus Tobin herausgesprudelt – alles über Bruder, die Puppe, seine Mutter und das benässte Nachthemd, das in einem Haufen neben der Tür lag. Doch der huldigende Blick in den Augen des älteren Jungen ließ die Worte hinter seinen Zähnen verharren.

Stattdessen zuckte er nur mit den Schultern und erwiderte: »Jeder fürchtet sich vor ihm, sogar Arkoniel. Ich bin an ihn gewöhnt, das ist alles.« Er wollte Ki versprechen, dass Bruder ihn nie wieder verletzten würde, doch davon war er noch nicht überzeugt, und er wollte nicht lügen.

Ki rappelte sich auf die Knie und berührte zum Soldatengruß seine Stirn und seine Brust über dem Herzen. »Nun, ich sage trotzdem, dass du tapfer bist, und wenn du meine Dienste annimmst, dann schwöre ich bei Sakor und Illior, dass ich dir bis zum Tode treu ergeben sein werde.«

»Ich nehme sie an«, gab Tobin zurück und fühlte sich dabei töricht und stolz zugleich. Ki hatte kein Schwert, das er ihm darbieten konnte, also schlugen sie stattdessen darauf ein. Dann ließ sich Ki neben Tobin zurück auf die Matratze plumpsen und vergrub sich unter der Decke.

So jung Tobin war, er verstand, dass sich soeben etwas Bedeutendes zwischen ihnen ereignet hatte. Bis zum Tode, hatte Ki gesagt. Dies beschwor Bilder von ihnen beiden herauf, wie sie Seite an Seite unter dem Banner seines Vaters auf ein fernes Schlachtfeld ritten.

Solange die Puppe versteckt blieb. Solange nie jemand herausfand, was sich dort oben im Turm befand.

Mama ist dort oben, eingesperrt im Turm.

Das Grauen der Nacht umfing ihn wieder, und er presste den Rücken an Kis, froh darüber, nicht alleine zu sein. Er würde nie wieder in die Turmkammer gehen. Mama lauerte dort, wartete darauf, ihn zu fangen. Aber der Turm war versperrt, und Bruder würde niemanden hineinlassen.

Bruder hatte ihn rechtzeitig gewarnt, und nun war sein Geheimnis sicher. Nun würde er nie erleben, dass Ki ihn mit der Miene ansah, die Bruder ihm in der Vision gezeigt hatte.

»Tobin?«, ertönte ein schläfriges Murmeln.

»Was?«

»Du hast gesagt, dein Geist ist ein er, stimmt's?«

»Ja. Ich nenne ihn Bruder.«

»Hm … ich habe gehört, er sei ein Mädchen.«

»Hm.«

Kis leises Schnarchen lullte Tobin in den Schlaf, und er träumte davon, mit Ki ostwärts nach Ero und zum Meer zu reiten.

KAPITEL 24

Nachdem sich der Haushalt für die Nacht zur Ruhe begeben hatte, führte Arkoniel seine Lehrmeisterin zu einem Spaziergang über die Weide nach draußen, wie er es vor zwei Monaten mit Rhius gemacht hatte. In jener Nacht hatte es Fledermäuse, Glühwürmchen und die Gesänge von Fröschen gegeben.

An diesem Abend herrschte auf der Weide und im Wald – abgesehen von den Jagdrufen von Eulen im Mondlicht – Stille. Es war sehr kalt, und die Schatten der beiden Zauberer fielen scharfkantig über frostbedecktes Gras, als sie einem der Pfade folgten, die von den Arbeitern entlang des Flussufers ausgetreten worden waren.

Der Wald und die Berggipfel schimmerten weiß rings um sie herum. In der Ferne glommen einige Feuer vor einer Handvoll Zelten, die noch am Fuß der Weide standen. Die meisten Handwerker hatten ihre jeweiligen Aufträge abgeschlossen. Auch der Rest würde bald abrücken und nur allzu bereitwillig in die Stadt zurückkehren, bevor der erste Schnee fiel.

Arkoniels Begegnung mit Lhel an diesem Tag lastete immer noch schwer auf seinem Geist. Während sie spazierten, versuchte er, sich die richtigen Worte zurechtzulegen, um zu erklären, was sich ereignet hatte.

»Was hältst du von deiner neuen Beschäftigung?«, fragte Iya, bevor er darauf zu sprechen kommen konnte.

»Ich glaube, ich bin kein besonders guter Lehrer. Soweit ich das beurteilen kann, liegt Tobin überhaupt nichts daran, etwas von mir zu lernen. Für ihn zählt nur die Kriegskunst und die Jagd. Alles, wovon er redet, ist, ein Krieger zu werden.« Sogar hier, wo sie unter sich waren, achteten sie darauf, Tobin mit ›er‹ und ›ihm‹ zu bezeichnen.

»Also magst du ihn nicht?«

»Ganz im Gegenteil!«, rief Arkoniel aus. »Er ist klug und ein wunderbarer Künstler. Du solltest mal die kleinen Figuren sehen, die er macht. Ich glaube, am glücklichsten sind wir zusammen, wenn wir den Handwerkern und Bauleuten zusehen.«

Iya kicherte. »Dann geht es ihm doch nicht ›nur um die Kriegskunst und die Jagd‹? Ein schlauer Lehrer würde eine Möglichkeit finden, sich solche Neigungen zunutze zu machen. Zum Bau eines soliden Bogens oder zur Planung eines Wandgemäldes gehört eine Menge Rechenkunst. Die Zusammensetzung von Farben kommt praktisch Alchemie gleich. Und um die Formen von Lebewesen nachzuahmen, sollte man gut über sie Bescheid wissen.«

Geschlagen hob Arkoniel die Hände. »Ja, ich sehe ein, dass ich ein völliger Tor gewesen bin. Ich will einen Neubeginn mit ihm versuchen.«

»Geh nicht zu streng mit dir ins Gericht, mein Junge. Schließlich unterrichtest du hier keinen jungen Zauberer, sondern einen Adeligen. Selbst als Herrscher wird Tobin nie die Art von Ausbildung brauchen, die wir benötigen. Die Hälfte der Bewohner des Palatinkreises kann kaum mehr als den eigenen Namen schreiben. Ich muss sagen, dass ich Rhius' Haltung in der Angelegenheit bewundere; viele hehre Fürsten und Fürstinnen bezeichnen das immer noch als die Arbeit eines Schreibers. Brächte man ihnen allen bei, selbst zu lesen, stünde die Hälfte der wohlerzogenen Händlerstöchter ohne Arbeit da. Nein, mach du nur weiter und bring ihm so viel wie möglich von dem bei, was er später nützlich finden könnte. Geografie und Geschichte – darin bist du sehr bewandert. Auch über Musik und Tanz sollte er etwas lernen, bevor er an den Hof gerufen wird …«

»Hast du etwas gehört? Glaubst du, der Ruf wird bald erfolgen?«

»Nein, aber letztlich wird er es, es sei denn, Rhius ist bereit, Tobin dem König als völligen Hohlkopf zu beschreiben. Und wenn es soweit ist, wird das unsere Aufgabe erheblich schwieriger gestalten. Nein, ich denke, wir müssen davon ausgehen, dass es zu gegebener Zeit notwendig sein wird. Jetzt wird er erst zehn. Ich würde sagen, drei Jahre ist das Beste, worauf wir hoffen können – vielleicht auch weniger, da er zur königlichen Verwandtschaft gehört.« Stirnrunzelnd setzte sie ab. »Ich bete, dass ihm Zeit bleibt, in seine Rolle hineinzuwachsen, bevor es soweit ist. Wissen können wir es unmöglich.«

Arkoniel schüttelte den Kopf. »Er ist noch so jung, so …« Er suchte nach dem rechten Wort. »Weltfremd. Es ist schwierig, sich das Schicksal vorzustellen, das auf diesen schmalen, zierlichen Schultern ruht.«

»Nimm, was der Lichtträger sendet«, gab Iya zurück. »Was immer geschieht, wir müssen das Beste aus dem machen, was uns zum Arbeiten gegeben wird. Vorerst besteht unsere Aufgabe darin, ihn am Leben zu erhalten und dafür zu sorgen, dass er glücklich ist. Von nun an wirst du meine Augen hier sein. Und falls Ki etwas … Unglückliches widerfahren sollte … Vielleicht solltest du dir nicht gestatten, dass er dir zu sehr ans Herz wächst.«

»Ich weiß. Rhius hat das als Bedingung genannt. Der arme Ki kommt mir dadurch wie ein Opferlamm vor, das fürs Sonnwendfest gemästet wird.«

»Er ist auf dein Betreiben hin hier, Arkoniel. Lass niemals zu, dass dich dein sanftmütiges Herz blind für die Wirklichkeit unserer Lage macht.«

»Ich habe die göttliche Berührung gespürt, Iya. Das werde ich nie vergessen.«

Sie tätschelte ihm den Arm. »Ich weiß. Und jetzt erzähl mir mehr von Tobin.«

»Mir bereitet seine Furcht vor Magie Kopfzerbrechen.«

»Er hat Angst vor dir?«

»Nicht unbedingt vor mir, aber … Na ja, er hat die merkwürdigsten Eigenheiten! Kurz nachdem ich hier eingetroffen bin beispielsweise, habe ich versucht, ihn mit ein paar netten Zaubern zu unterhalten. Du weißt schon, die Art von Trugbildern, mit der man die Kinder eines Gastgebers belustigt.«

»Und er war nicht belustigt?«

»Man hätte meinen können, ich hätte mir den Kopf abgeschnitten und diesen auf ihn geschleudert! Das einzige Mal, als ich ihn mit einer Vision von Ero erfreuen konnte, hätte der Dämon um ein Haar das Zimmer zerlegt. Seither habe ich nichts mehr mit ihm zu versuchen gewagt.«

Iya zog eine Augenbraue hoch. »Davon muss er geheilt werden, wenn wir unser Ziel erreichen wollen. Vielleicht kann Ki dir dabei hilfreich sein. Ihm haben die kleinen Zauber und Trugbilder gefallen, die ich ihm unterwegs gezeigt habe.« Sie lächelte Arkoniel an. »Du hast noch gar nicht gesagt, was du von meiner Wahl hältst.«

»Nach dem, was ich heute Abend gesehen habe, hast du eine sehr gute Wahl getroffen. Ich habe den Jungen während des Angriffs des Dämons beobachtet. Er hatte eine Heidenangst, trotzdem ging er zu Tobin, statt wegzulaufen. Ohne seinen Herrn zu kennen, ist ihm seine Pflicht bereits bewusst.«

»Ziemlich außergewöhnlich für jemanden, der noch so jung ist. Was den Dämon angeht, war das, was geschehen ist, ungewöhnlich?«

»Eigentlich nicht, obwohl es heftiger war als alles, was ich seit meiner Ankunft miterlebt habe. Damals wurde mir ein recht ähnlicher Empfang bereitet. Der Dämon sagte, dass er sich an mich erinnert, also muss er auch dich erkannt haben. Was allerdings nicht seinen Angriff auf Ki erklärt. Steckt in dem Jungen Magie?«

»Nein, und das ist schade, denn er könnte einen brauchbaren Zauberer abgeben. Für Tobin sollte er gerade richtig sein. Jetzt, da ich das Kind gesehen habe, muss ich zugeben, dass du Recht hattest. Er braucht dringend etwas, das normaler Gesellschaft zumindest nahekommt.« Iya drehte sich zur Feste um, und eine Falte runzelte ihre Stirn. »Ich hoffe nur, Ki beeinflusst Tobin statt umgekehrt. Ich hätte mir von Rhius etwas Besseres erwartet.«

»Ich denke, es war mit dem Dämon und Arianis Wahnsinn sehr schwierig für ihn. Niemand von uns hat das vorhergesehen.«

»Illior beschert Wahnsinn ebenso wie Erkenntnis.« Im kalten, fahlen Licht wirkte Iya plötzlich wie eine Statue aus Eisen. Das Bild erfüllte Arkoniel mit Traurigkeit. Zum ersten Mal, seit er sie kannte, gestand er sich selbst ein, wie unbarmherzig sie sein konnte, wie losgelöst vom gewöhnlichen Fluss der Menschheit. Er hatte diese Eigenart schon bei anderen Zauberern erlebt, eine Entfremdung von für ihn selbstverständlichen Gefühlen.

Das kam davon, wenn man so lange lebte, hatte sie ihm einst erklärt. Dennoch hatte er versucht, es in ihr nicht zu sehen.

Dann wandte sie sich ihm mit einem traurigen Lächeln zu, und der düstere Eindruck wich. Sie war wieder seine geduldige Lehrmeisterin, die Frau, die er liebte wie eine zweite Mutter.

»Hast du etwas gesehen, als der Dämon anwesend war?«, fragte er.

»Nein, aber ich habe ihn gespürt. Er erinnert sich in der Tat an mich, und er kennt keine Vergebung. Aber aus deinem Brief entnehme ich, dass *du* ihn gesehen hast, richtig?«

»Nur einmal, da allerdings so deutlich, wie ich jetzt dich sehe. Am Tag, als ich eintraf, hat er auf mich dort unten gewartet, wo die Straße zwischen den Bäumen hervorführt. Er sah genau aus wie Tobin, ausgenommen die Augen.«

»Damit irrst du dich.« Iya pflückte einen abgestorbenen Grashalm und drehte ihn zwischen den Fingern. »Er sieht nicht aus wie Tobin. Tobin sieht aus wie er, oder zumindest, wie der tote Junge ausgesehen hätte, wenn er weitergelebt hätte. Schließlich war das der Zweck von Lhels Zauber; das Mädchen sollte das Aussehen seines Bruders erhalten. Nur Illior weiß, wie Tobin in Wirklichkeit aussieht.« Sie verstummte kurz und klopfte sich mit dem trockenen Halm gegen das Kinn. »Ich frage mich, welchen Namen er nach der Verwandlung wählen wird.«

Der Gedanke fühlte sich etwas verwirrend an, doch er erinnerte Arkoniel auch daran, weshalb er ursprünglich mit Iya hierher gekommen war.

»Ich habe heute Lhel gesehen. Soweit ich das beurteilen kann, würde ich sagen, sie ist die ganze Zeit hier gewesen.«

»Die Hexe ist hier? Beim Licht, warum haben Nari oder Rhius nichts gesagt?«

»Sie wissen es nicht. Niemand weiß es. Ich habe keine Ahnung, wie. Aber Iya, anscheinend ist sie dem Kind hierher gefolgt und lebt irgendwo in der Nähe.«

»Ich verstehe.« Iya ließ den Blick über den Wald

wandern, der die Feste umgab. »Hat sie gesagt, weshalb?«

Arkoniel zögerte, dann erklärte er langsam, was sich zwischen Lhel und ihm zugetragen hatte. Als er jedoch zu der Stelle kam, an der Lhel ihn überwältigt hatte, geriet er ins Stocken. Die Versuchung war so groß gewesen; allein daran zu denken, erweckte wieder jenes dunkle, erregende Schuldgefühl in ihm. Es war Lhel gewesen, die kurz vor der Vereinigung abgebrochen hatte, nicht er. »Sie – sie wollte, dass ich gegen die fleischliche Enthaltsamkeit verstoße, als Gegenleistung, um zu lernen, was sie vermitteln kann. Und als Bezahlung dafür, dass sie über Tobin wacht.«

»Ich verstehe.« Arkoniel erhaschte einen weiteren Blick auf das Eisen in Iya. »Hast du den Eindruck, dass sie das Kind aufgeben wird, wenn du ihrer Forderung nicht nachkommst?«

»Nein, sie muss irgendwie Wiedergutmachung gegenüber ihren Göttern leisten, weil sie den Dämon geschaffen hat. Ich glaube nicht, dass sie dagegen ankann. Ich denke, um sie zu vertreiben, müssten wir sie schon töten.«

»Das sollten wir tunlichst lassen.« Gedankenverloren starrte Iya auf den Fluss. »Ich habe das noch nie jemandem erzählt«, sagte sie leise, »aber mein eigener Lehrmeister hat die Alte Magie studiert. Sie ist mächtiger, als du weißt.«

»Aber sie ist verboten!«

Iya schnaubte verächtlich. »Dasselbe gilt für das, was wir versuchen, mein lieber Junge. Und was glaubst du wohl, weshalb ich sie überhaupt aufgesucht habe? Vielleicht ist es das Schicksal der Zauberer unserer Linie, wenn nötig zu tun, was verboten ist. Vielleicht ist es das, was Illior für dich vorgesehen hat.«

»Du meinst, ich *sollte* von ihr lernen?«

»Ich glaube zwar, dass ich die Magie aufzuheben vermag, die sie bei Tobin gewirkt hat. Aber was, wenn ich mich irre? Was, wenn ich vorzeitig sterbe, so wie Agazhar bei mir? Ja, es könnte durchaus am Besten sein, dass du von ihr lernst, was getan werden muss, und zwar auf ihre Weise.«

»Aber ihr Preis?« Arkoniel schnürte sich bei dem Gedanken die Brust zusammen. Dabei versuchte er, sich einzureden, es wäre reine Abscheu.

Iya presste die Lippen zu einer schmalen, missbilligenden Linie zusammen. »Biete ihr etwas anderes an!«

»Und was ist, wenn sie etwas anders ablehnt?«

»Arkoniel, ich habe dich gelehrt, was mein Meister mir beigebracht hat, nämlich, dass die Enthaltsamkeit unsere Macht bewahrt. Ich befolge dies, seit ich mich der Zauberkunst verschrieben habe. Allerdings gibt es auch welche, die davon abweichen, und nicht alle schwächt die Erfahrung. Viele, aber nicht alle …«

Arkoniel fühlte sich, als hätte sich die Erde unter seinen Füßen aufgetan. »Warum hast du mir das früher nie gesagt?«

»Warum hätte ich das tun sollen? Als Kind brauchtest du es nicht zu wissen. Und als junger Mann in der Blüte deines Lebens? Es war zu gefährlich, die Versuchung zu nah. Als ich meine Ausbildung begann, war ich fast so alt wie du jetzt und keine Jungfrau mehr. Gib dich keinen Irrtümern hin, die Verlockungen des Fleisches sind stark, und wir alle verspüren sie. Sobald ein Zauberer sein erstes Leben hinter sich lässt und die Macht in sich fühlt, wird es einfacher zu ertragen. Im Vergleich dazu verblassen fleischliche Freuden, das verspreche ich dir.«

»Ich *werde* mich ihr verweigern, Iya.«

»Du wirst tun, was immer du tun wirst, mein lieber Junge.« Sie ergriff seine Hände und sah ihm ins Gesicht; ihre Haut war kalt wie Elfenbein. »Es gibt noch so vieles, was ich gehofft hatte, dir beizubringen. Vor Afra dachte ich, wir hätten noch den Rest meines Lebens gemeinsam. Du bist mein Nachfolger, Arkoniel, und der beste Schüler, den ich je hatte. Das wissen wir seit geraumer Zeit, Illior und ich.« Sie klopfte auf den Beutel, der über ihre Schulter hing. »Aber vorerst hat Illior andere Pläne für dich, wie wir beide gesehen haben. Vorläufig musst du lernen, was du kannst, und das Beste daraus machen. Wenn Lhel dir etwas beibringen kann, dann lerne von ihr. Abgesehen von allem anderen musst du sie im Auge behalten und herausfinden, ob sie womöglich böse Absichten gegenüber dem Kind hegt.«

»Diese Antwort ist keine Antwort!«, stöhnte Arkoniel, verwirrter denn je zuvor.

Iya zuckte mit den Schultern. »Du bist kein Kind oder Lehrling mehr. Es kommt eine Zeit, da muss ein Zauberer lernen, seinem Herzen zu vertrauen. Genau das machst du seit einiger Zeit, wenngleich du es selbst noch nicht bemerkt zu haben scheinst.« Lächelnd klopfte sie ihm auf die Brust. »Hör auf dies hier, mein lieber Junge. Ich halte es für einen guten, aufrichtigen Führer.«

Arkoniel verspürte den plötzlichen, frostigen Anflug einer Vorahnung. »Das hört sich fast wie ein Abschied an.«

Iya lächelte traurig. »So ist es, aber nur ein Abschied von dem Jungen, der mein Schüler war. Der Mann, der seinen Platz eingenommen hat, braucht nicht zu fürchten, mich zu verlieren. Dafür mag ich ihn zu sehr, und uns steht gemeinsam noch eine Menge Arbeit bevor.«

»Aber …« Arkoniel suchte nach Worten. »Wie werde ich wissen, was richtig ist, um Tobin zu helfen und ihn zu beschützen?«

»Glaubst du, Illior hätte dich hierher geschickt, wenn du der Aufgabe nicht würdig wärst? Na also. Willst du eine alte Frau die ganze Nacht im Freien lassen oder können wir jetzt hineingehen?«

»Eine alte Frau, wie? Wann hat sich das ereignet?«, fragte Arkoniel und schlang den Arm durch den ihren, als sie den Hügel erklommen.

»Das habe ich mich selbst schon gefragt.«

»Wie lange kannst du bleiben?«

»Nach dem Empfang des Dämons zu urteilen, nicht lange. Wie hat er dich behandelt, seit er dir den Arm gebrochen hat?«

»Überraschend gut. Gelegentlich wirbelt er die Einrichtung umher, aber Tobin scheint eine gewisser Herrschaft über ihn zu haben. Laut Nari geht es seit Arianis Tod wesentlich ruhiger zu.«

»Äußerst merkwürdig. Eigentlich sollte man genau das Gegenteil erwarten. In all meinen Jahren als Zauberin, Arkoniel, ist mir noch nie ein Geist wie dieser untergekommen. Da fragt man sich …«

»Was?«

»Ob er uns erneut überraschen wird, wenn wir versuchen, seine Verbindung mit Tobin zu kappen.«

Sie kehrten zur Feste zurück und beschlossen, dass Iya für die Nacht das Zimmer mit Arkoniel teilen sollte. Sobald sie jedoch die Halle betraten, spürten sie, wie die böswillige Gegenwart des Dämons sie umfing. Die Luft verdichtete sich merklich, das Feuer im Kamin flackerte und verblasste.

Nari und die anderen, um den Kamin versammelten Mitglieder des Haushalts schauten erschrocken auf.

»Vorsichtig, Iya. Niemand vermag zu sagen, was er tun wird«, warnte Tharin.

Die drückende Last der Stille breitete sich aus, dann hörten sie, wie etwas am gegenüberliegenden Ende des Raumes in der Nähe des hohen Tisches geräuschvoll zu Boden fiel. Ein weiteres Klirren folgte, und Iya warf ein Licht in die Luft, das den Raum ausreichend erhellte, um zu erkennen, wie ein Silberteller von den Ablagefächern der Anrichte geschleudert wurde. Nacheinander glitten weitere Teller und Schalen mit einem Knall oder Klirren auf den Binsenbelag. Jeder Gegenstand bewegte sich von selbst, aber Arkoniel konnte sich mühelos das wilde, verdrossene Kind vorstellen, dem er am Fuß der Weide begegnet war, wie es sie über die Schulter beobachtete und hämisch lächelte, während es nach dem nächsten Tablett oder Becher griff.

Das seltsame Schauspiel setzte sich fort, und die Gegenstände flogen immer weiter von der Anrichte, schwenkten zunehmend in ihre Richtung.

»Das reicht jetzt«, murmelte Iya. Damit schritt sie die Halle hinab, blieb kurz vor der Anrichte stehen und zeichnete mit ihrem Kristallstab einen Kreis weißen Lichts in die Luft.

»Was macht sie da?«, fragte Nari.

»Ich bin nicht sicher«, gab Arkoniel zurück, der versuchte, die Zeichen zu lesen, die Iya in den Kreis schrieb. Sie ähnelten einem Bannspruch, den ihnen ein Drysier beizubringen versucht hatte, aber die Symbole, die in dem Kreis Gestalt annahmen, entsprachen nicht dem, woran sich Arkoniel erinnern konnte.

Vielleicht irrte sich Iya beim Weben des Banns, denn

in diesem Augenblick flog ein schwerer Silberteller von seiner Ablage und prallte gegen den Kreis. Die Zeichen und der Kreis explodierten zu einem gleißenden, blauweißen Feuer. Iya schrie auf und fuhr sich mit der Hand an die Seite.

Arkoniel blinzelte schwarze Punkte aus seiner Sicht, rannte zu ihr und zog sie von der Stelle weg, während der Dämon erst das restliche Silber quer durch den Raum schleuderte und dann begann, die Bänke umzukippen. Arkoniel schlang die Arme um Iya und zog ihren Kopf nach unten, um sie abzuschirmen. Dann war plötzlich Tharin an seiner Seite und versuchte dasselbe für sie beide.

»Nach draußen!«, keuchte Iya und bemühte sich, die beiden Männer abzuschütteln.

Mit dem Rest der verängstigten Bediensteten wankten sie hinaus auf den Hof, schauten durch die offene Tür zurück und sahen, wie Wandbehänge durch die Luft segelten. Einer landete im offenen Kamin.

»Holt Wasser!«, brüllte Mynir. »Er will das Haus in Brand stecken!«

»Geht zu den Kasernen. Ihr könnt dort schlafen«, befahl Tharin, bevor er zurück ins Haus hastete, um den anderen zu helfen.

Arkoniel stützte Iya auf dem Weg zu den dunklen Truppenunterkünften. Im Inneren stand gleich neben der Tür ein Kohlenbecken. Er schnippte mit den Fingern darüber und entfachte eine kleine Glut. Schmale Pritschen säumten die Wände, und Iya sank auf die nächstbeste. Arkoniel ergriff behutsam ihre verwundete Hand und untersuchte sie im flackernden Licht. Ein langes, rotes Brandmal zeigte, wo der Kristallstab in ihrer Handfläche gelegen hatte. Kleine Schnitte und Splitter des Stabs sprenkelten ihre Finger und Knöchel.

»Es ist nicht so schlimm, wie es aussieht«, sagte Iya und ließ ihn die Kristallsplitter herausziehen.

»Doch, ist es. Leg dich hin. Ich hole ein paar Dinge und komme gleich zurück.«

Er rannte zurück in die Halle, wo er Köchin und die anderen vorfand, die mit einem brennenden Wandteppich kämpften und glimmende Binsen in den Kamin traten.

»Erstickt!«, befahl Arkoniel, klatschte kräftig in die Hände und breitete die Handflächen über den Boden aus. Die letzten Funken erstarben zischend und ließen stinkende Rauchwölken zurück. »Iya ist verletzt. Ich brauche Kräuter zum Behandeln einer Verbrennung und saubere Lappen für Verbände.«

Köchin holte, was benötigt wurde, und Tharin folgte ihm hinaus zu den Truppenunterkünften, um die Versorgung von Iyas Hand zu beaufsichtigen.

»Was ist geschehen?«, fragte der Hauptmann. »Was hast du zu tun versucht?«

Iya zuckte zusammen, als Arkoniel ihre Hand in ein Becken tauchte. »Etwas ziemlich Unkluges, wie es scheint.«

Tharin wartete und ließ ihr Gelegenheit, ihn aufzuklären. Als sie es nicht tat, nickte er und sagte: »Ihr bleibt heute Nacht am besten hier draußen. Ich schlafe in der Halle.«

»Danke.« Sie schaute von Arkoniels Arbeit auf. »Was machst du hier, Tharin? Rhius ist doch in Atyion, oder?«

»Ich bin Prinz Tobins Schwertlehrmeister. Ich bin hier geblieben, um seine Ausbildung fortzusetzen.«

»Tatsächlich, Tharin?«

Etwas an der Art, wie Iya dies aussprach, ließ Arkoniel innehalten und aufschauen.

»Ich kenne dich, seit du und Rhius Knaben wart. Sag

mir, wie es Rhius geht. Ich bin zu lange fort gewesen und fühle mich wie eine Fremde.«

Tharin rieb sich mit einer Hand über den kurzen Bart. »Wie du dir vorstellen kannst, hatte er eine schwierige Zeit. Es war schon vorher hart, und Ariani auf diese Weise zu verlieren – damit meinte ich nicht nur ihren Tod, sondern dass sie all die Jahre nach der Geburt wahnsinnig war und ihn gehasst hat.« Er schüttelte den Kopf. »Ich kann beim besten Willen nicht begreifen, weshalb sie ihm die Schuld am Tod jenes Kindes gab oder weshalb es ihr so schwerfiel, sich damit abzufinden. Ich will nicht schlecht über Verstorbene reden, Iya, aber ich denke, in ihr hat mehr von ihrer Mutter gesteckt, als irgendjemand geahnt hat. Manche meinen, das sei der Grund, weshalb das tote Kind das lebendige heimsucht, wenngleich ich selbst nicht viel darauf gebe.«

»Was sagen die Leute sonst noch?«

»Oh, alles Mögliche.«

»Um des Kindes willen, erzähl mir davon. Du weißt, dass es diesen Kreis nicht verlassen wird.«

Tharin blickte auf seine zernarbten Hände hinab. »Es gibt Leute, die behaupten, Rhius hätte herausgefunden, dass er nicht der Vater sei, und eines der Kinder getötet hat, bevor ihn jemand aufhalten konnte; und dass dies der Grund sei, weshalb das tote Kind herumspukt und Tobin vom Hof ferngehalten wird.«

»Was für ein Unsinn! Wie ergeht es dem Herzog am Hof?«

»Wie immer behält ihn der König in seiner Nähe. Er nennt Rhius ›Bruder‹, aber … Seit Arianis Tod herrscht eine gewisse Spannung zwischen ihnen, wenngleich ein Großteil dessen von Rhius auszugehen scheint. Er hat seine Gemächer im Neuen Palast geräumt und ist nach

Atyion zurückgekehrt. Er kann es nicht einmal mehr ertragen, hier zu weilen.«

»Das ist dem Kind gegenüber nicht anständig.«

Tharin schaute auf, und zum ersten Mal erkannte Arkoniel einen Schatten des Schmerzes und der Schuld in seinen Zügen. »Ich weiß das und habe es ihm auch gesagt. Das ist ein Teil des Grundes, warum ich zurückgeschickt wurde, wenn du es schon unbedingt wissen musst. Hier in der Feste habe ich niemandem davon erzählt, weil ich fürchte, dass es sonst zu Tobin durchsickern könnte. Es würde ihm das Herz brechen, und mir hat es das fast.«

Iya ergriff mit der heilen Hand die seine. »Du hast immer wie ein Bruder mit Rhius gesprochen, Tharin. Ich kann mir nicht vorstellen, dass du zu tief in seiner Gunst gesunken bist. Ich werde mit ihm darüber reden, wenn ich ihn treffe.«

Tharin erhob sich. »Brauchst du nicht. Das legt sich wieder. Gute Nacht euch beiden.«

Iya sah ihm nach, dann schüttelte sie den Kopf. »Ich habe oft bedauert, ihn nicht eingeweiht zu haben.«

Arkoniel nickte. »Je länger ich hier bin, desto stärker empfinde ich ebenso.«

»Lass uns die Dinge vorerst so belassen, wie sie sind.« Iya beugte ihre verbundene Hand und zuckte zusammen. »Damit kann ich reiten. Ich denke, ich werde morgen aufbrechen. Ich möchte Ero wieder sehen und ein paar Worte mit Rhius wechseln.«

»Ero? Damit wandelst du in die Höhle des Löwen. Dort läufst du mit Sicherheit Spürhunden über den Weg.«

»Zweifellos, aber die müssten wir uns ohnehin mal näher ansehen. Ich wünschte, Illior hätte uns einen Ein-

blick über sie gewährt, bevor diese ganze Sache begann. Aber sei unbesorgt, Arkoniel. Ich werde vorsichtig sein.«

»Vorsichtiger, als du es gerade in der Halle warst, hoffe ich. Was ist da geschehen?«

»Ich weiß es nicht genau. Als ich heute Abend eintraf und er zum ersten Mal angriff, konnte ich spüren, wie sich der von mir gewobene Schutzkreis wie eine Zeltwand bei starkem Wind verbog. Deshalb dachte ich, etwas Stärkeres wäre angebracht, und habe versucht, den Dämon aus dem Raum zu drängen und die Halle bis morgen Früh zu versiegeln.«

»Ist dir ein Fehler bei dem Muster unterlaufen?«

»Nein, der Bann wurde ordnungsgemäß gewoben. Aber wie du selbst sehen konntest, hat er nicht gewirkt. Wie ich schon sagte, dieser Geist ist anders als alles, was mir bisher begegnet ist. Ich wünschte, ich hätte mehr Zeit, um ihn zu studieren, aber so, wie die Dinge stehen, wäre das verheerend für das Kind. Ich wage nicht einmal, ins Haus zurückzukehren. Trotzdem möchte ich Tobin noch einmal sehen, bevor ich aufbreche. Bringst du ihn morgen Früh zu mir? Diesmal allein.«

»Sicher. Aber an deiner Stelle würde ich nicht mit einer langen Unterhaltung rechnen. Er lässt sich nicht leicht aus seiner Einsilbigkeit locken.«

Iya legte sich auf die Pritsche zurück und kicherte. »Soviel konnte ich auf den ersten Blick erkennen. Beim Licht, an Arbeit wird es dir wahrlich nicht mangeln!«

KAPITEL 25

Ki stand am offenen Fenster, als Tobin am nächsten Morgen erwachte. Sein Kinn ruhte auf einer Hand, während er gedankenverloren mit langen, rastlosen Fingern an einer Flechte auf dem Sims zupfte. Bei Tageslicht wirkte er jünger, und traurig.

»Vermisst du deine Familie?«

Kis Kopf ruckte hoch. »Du musst auch ein Zauberer sein. Du kannst Gedanken lesen.« Er lächelte bei den Worten. »Es ist schrecklich still hier, nicht wahr?«

Tobin setzte sich auf und streckte sich. »Vaters Männer machen eine Menge Lärm, wenn sie hier sind. Aber im Augenblick weilen sie alle in Atyion.«

»Dort war ich schon.« Ki hievte sich auf den Sims. Seine nackten Beine baumelten unter dem Saum seines Hemdes hervor. »Zumindest bin ich auf dem Weg in die Stadt daran vorbeigeritten. Außerhalb von Ero ist eure Burg die größte in Skala. Wie viele Zimmer gibt es dort?«

»Keine Ahnung. Ich bin nie dort gewesen.« Als er sah, wie Kis Augenbrauen emporschossen, fügte er hinzu: »Ich bin noch nie irgendwo anders als hier und in Alestun gewesen. Geboren wurde ich im Palast, aber daran erinnere ich mich nicht.«

»Du machst nie Besuche? Wir haben überall Familie und machen dem Rest unserer Sippschaft regelmäßig unsere Aufwartung. Wenn mein Onkel der König wäre, würde ich andauernd nach Ero wollen. Dort gibt es Musik, Tanz, Gaukler auf den Straßen …« Unvermittelt brach er ab. »Oh. Ist es wegen des Dämons?«

»Weiß ich nicht. Mama mochte nicht reisen. Und Vater sagt, in den Städten wüten Seuchen.« Dabei wurde

Tobin klar, dass Ki seine Reisen unbeschadet überlebt hatte. Er zuckte mit den Schultern. »Na ja, jedenfalls bin ich immer nur hier gewesen.«

Ki drehte sich herum und schaute aus dem Fenster. »Und was treibst du so zum Vergnügen? Ich wette, du musst keine Mauern instand setzen oder Schweine hüten!«

Tobin grinste. »Nein, für solche Dinge hat Vater Pächter. Ich übe mit Tharin und gehe in den Wald auf die Jagd. Und ich habe eine Spielzeugstadt, die mein Vater für mich gebaut hat, nur ist Arkoniel gerade in dem Zimmer, deshalb kann ich sie dir erst später zeigen.«

»Na schön, dann lass uns jagen gehen.« Ki rutschte vom Sims und begann, unter dem Bett nach seinen Kleidern zu suchen. »Wie viele Hunde hast du? Ich habe gestern Abend in der Halle keine gesehen.«

»Nur ein paar alte auf dem Hof. Ich jage nicht mit ihnen; Hunde mögen mich nicht. Aber Tharin sagt, ich bin ein guter Bogenschütze. Ich frage ihn, ob er mit uns jagen geht.«

Braune Augen spähten ihn über den Bertrand hinweg an. »Mit *uns* geht? Soll das heißen, du gehst nicht allein?«

»Ich darf mich nicht alleine von der Feste entfernen.«

Ki verschwand wieder, und Tobin hörte ein Seufzen. »Na gut. Es ist nicht zu kalt zum Schwimmen, oder wir können fischen. Unten am Fuß der Weide habe ich eine günstige Stelle gesehen.«

»Ich habe noch nie gefischt«, gestand Tobin, der sich dabei äußerst unbehaglich fühlte. »Und ich kann nicht schwimmen.«

Ki richtete sich auf, stützte die Ellbogen auf die Bettkante und musterte Tobin fragend. »Wie alt bist du?«

»Am zwanzigsten des Erasin werde ich zehn.«

»Und sie lassen dich nie alleine Spaß haben? Warum nicht?«

»Keine Ahnung, ich …«

»Bevor ich von zu Hause weg bin, und nachdem Iya mich meinem Vater abgekauft hatte, sagte meine Schwester, sie hätte von dir gehört.«

Tobins Herz verwandelte sich in der Brust zu Stein.

»Sie meinte, manche Leute am Hof behaupten, du wärst mit einem Dämon verflucht oder nicht ganz richtig im Kopf, und dass du deshalb hier draußen lebst statt in Ero oder Atyion. Weißt du, was ich denke?«

Das war es also. Die letzte Nacht hatte doch nichts bedeutet. Es würde genauso werden, wie er befürchtet hatte. Wacker hob er das Kinn und zwang sich, Ki in die Augen zu sehen. »Nein. Was denkst du?«

»*Ich* denke, die Leute, die das sagen, haben nur Dung zwischen den Ohren. Und ich denke, die Leute, die dich großziehen, sind diejenigen, die nicht ganz richtig im Kopf sind, wenn sie dich nicht alleine rauslassen. Damit will ich natürlich keineswegs respektlos gegenüber Herzog Rhius sein.« Ki bedachte ihn mit einem neckischen Grinsen, dass jeden Schatten und alle Angst hinwegfegte. »Und ich denke, es ist eine Tracht Prügel wert, einen so schönen Tag, wie dieser zu werden scheint, draußen zu verbringen.«

»Denkst du, ja?«, fragte Arkoniel, der am Türrahmen lehnte. Ki stand auf und errötete schuldbewusst, doch der Zauberer lachte nur. »Ich denke dasselbe, und ich glaube nicht, dass es zu einer Tracht Prügel kommen muss. Ich habe mich mit Nari und Tharin unterhalten. Sie pflichten mir bei, dass es an der Zeit für Prinz Tobin ist, Dingen nachzugehen, die Jungen eben so machen. Wenn du ihn

begleitest, glaube ich kaum, dass ein vernünftiges Gesuch abgelehnt wird, solange ihr nicht zu weit in die Ferne streunt.«

Tobin starrte den Mann an. Er wusste, dass er eigentlich dankbar für diese plötzliche Änderung der Hausregeln sein sollte, doch ihm widerstrebte zutiefst, dass sie von dem Zauberer stammte. Wer war Arkoniel, dass er solche Entscheidungen traf, als wäre er der Herr des Hauses?

»Aber bevor du dich auf irgendwelche Abenteuer begibst, mein Prinz, möchte Iya noch mit dir sprechen«, fuhr Arkoniel fort. »Sie ist in den Truppenunterkünften. Ki, warum gehst du nicht nachschauen, was Köchin zu essen hat? Wir treffen uns in der Halle, Tobin.«

Tobin starrte wütend auf die Tür, als sie sich hinter dem Zauberer schloss, dann begann er, sich anzuziehen. »Was glauben sie, wer sie sind, diese Zauberer, dass sie herkommen und mir Befehle erteilen?«

»Ich finde nicht, dass er das gemacht hat«, sagte Ki. »Und mach dir keine Sorgen wegen Iya. Sie ist nicht so Furcht einflößend, wie sie zu sein scheint.«

Tobin zog die Schuhe an. »Ich habe keine Angst vor ihr.«

Iya genoss gerade ihr Frühstück in einer sonnigen Ekke des Kasernenhofs, als Arkoniel mit Tobin eintraf.

Das Tageslicht bestätigte die kurzen Eindrücke, die sie am Vorabend gewonnen hatte. Das Kind war dünn und ziemlich blass, weil es zu viel Zeit im Haus verbrachte. Abgesehen davon zeigte sich jedoch unverkennbar ein männliches Erscheinungsbild. Kein den Orëska bekannter Zauber hätte mehr vermocht, als einen Glimmer um das Mädchen zu legen, der zu einfach entdeckt oder durchbrochen werden konnte. Lhels grausame Naht hatte tadellos gehalten. Die mit jenem Stück Fleisch einge-

stickte Magie hatte Sehnen und Muskeln feste Form verliehen, so echt wie die weibliche Gestalt, die darunter verborgen lag.

Bedauerlicherweise hatte Tobin nicht das gute Aussehen seiner Eltern geerbt, abgesehen von den Augen und dem wohlgeformten Mund seiner Mutter, doch selbst das wurde gerade durch seine mürrische Miene beeinträchtigt. Er war eindeutig nicht erfreut, sie zu sehen, trotzdem vollführte er eine anständige Verbeugung. Tatsächlich *zu* anständig. Wie Arkoniel angemerkt hatte, war an diesem Kind zu wenig Kindliches.

»Guten Morgen, Prinz Tobin. Was hältst du von deinem neuen Gefährten?«

Ob der Frage hellten sich Tobins Züge ein wenig auf. »Ich mag ihn sehr, Frau Iya. Danke, dass Ihr ihn mitgebracht habt.«

»Ich muss heute aufbrechen, aber ich möchte mit dir reden, bevor ich deinen Vater besuche.«

»Ihr besucht meinen Vater?« Eine so unübersehbare Sehnsucht, dass Iya einen Stich im Herzen verspürte, trat in die Gesichtszüge des Kindes.

»Ja, mein Prinz. Darf ich ihm Grüße von dir überbringen?«

»Würdet Ihr ihn bitte fragen, wann er wieder nach Hause kommt?«

»Ich habe vor, mich darüber mit ihm zu unterhalten. Komm her und setz dich zu mir, damit ich dich ein wenig besser kennen lernen kann.«

Kurz dachte sie, er würde sich weigern, doch seine Manieren behielten die Oberhand. Er ließ sich auf dem Hocker nieder, den sie neben ihrem Stuhl aufgestellt hatte, dann betrachtete er neugierig ihre verbundene Hand. »Habt Ihr Euch verletzt?«

»Dein Dämon war gestern Nacht sehr wütend auf mich. Er hat mir die Hand verbrannt.«

»Genau wie bei meinem Eintreffen hier, als er mein Pferd dazu gebracht hat, mich abzuwerfen«, fügte Arkoniel hinzu.

»Das hätte er nicht tun sollen.« Tobins Wangen röteten sich, als wäre er selbst für diese Vorfälle verantwortlich.

»Arkoniel, ich möchte mich unter vier Augen mit dem Prinzen unterhalten. Entschuldigst du uns?«

»Selbstverständlich.«

»Es war nicht deine Schuld, mein lieber Junge«, begann Iya, nachdem Arkoniel gegangen war und sie überlegt hatte, wie sie dieses seltsame Kind in ein Gespräch verwickeln könnte. Als Tobin nichts erwiderte, ergriff sie seine dünne, schwielige Hand mit der ihren und sah ihm tief in die Augen. »Du hattest in deinem jungen Leben bereits zu viele Sorgen und Ängste. Ich will dir nicht vormachen, dass keine weiteren kommen werden, aber ich hoffe, eine Weile wird sich alles etwas einfacher für dich gestalten.«

Während sie nach wie vor seine Hand hielt, erkundigte sie sich zunächst nach einfachen Dingen: seinem Pferd, seinen Schnitzereien, seinem Unterricht mit Arkoniel und seiner Ausbildung mit Tharin. Dabei las sie nicht seine Gedanken, sondern ließ die Eindrücke einfach durch ihre ineinander verschlungenen Hände in sie fließen. Tobin beantwortete jede Frage, die sie ihm stellte, von sich aus jedoch gab er nichts preis.

»Du hattest große Angst, nicht wahr?«, wagte sie schließlich. »Vor deiner Mutter und dem Dämon, meine ich.«

Er zappelte mit den Füßen und zeichnete mit den Schuhspitzen zwei Bogen in den Staub.

»Vermisst du deine Mutter?«

Tobin schaute nicht auf, aber ein Ruck durchzuckte ihre Verbindung, und sie erhaschte ein Bild Arianis, wie Tobin sie an jenem schrecklichen letzten Tag gesehen haben musste, so deutlich, als stünde Iya mit den beiden in der Turmkammer. Also war es blankes Entsetzen gewesen, dass die Prinzessin hinauf in den Turm getrieben hatte, nicht der Hass auf das Kind. Doch mit dem Bild kam noch etwas anderes; ein flüchtiges Aufflackern von etwas, das ebenfalls mit dem Turm zu tun hatte, etwas, das Tobin weiter aus seinem Geist geschoben hatte, als sie es bei einem so jungen Menschen für möglich gehalten hätte. Sie sah, wie er zum Turm hinaufblickte.

»Warum hast du jetzt solche Angst davor?«, fragte sie.

Tobin löste sich von ihr und faltete die Hände im Schoß, ohne sie anzusehen. »Das – das habe ich nicht.«

»Du brauchst mich nicht zu belügen, Tobin. Du hast eine Heidenangst davor.«

Tobin saß stumm wie eine Schildkröte da, aber ein Strom von Gefühlen baute sich hinter seinen störrischen, blauen Augen auf. »Mamas Geist ist dort«, stieß er letztlich hervor und wirkte erneut sonderbar verschämt. »Sie ist immer noch wütend.«

»Es tut mir leid, dass sie so unglücklich war. Möchtest du mir sonst noch etwas über sie erzählen? Denn weißt du, das kannst du ruhig. Ich muss dir zwar wie eine Fremde erscheinen, aber ich diene deiner Familie seit vielen Jahren. Deinen Vater kenne ich schon sein ganzes Leben lang, und vor ihm kannte ich seine Mutter und seinen Großvater. Ich war ihnen eine gute Freundin. Auch dir möchte ich eine Freundin sein und dir dienen, so gut ich kann. Dasselbe gilt für Arkoniel. Hat er dir das gesagt?«

»Nari hat es gesagt«, murmelte Tobin.

»Es war sein Einfall, hierher zu kommen und dein Lehrer zu werden. Und auch Ki war seine Idee. Er war besorgt darüber, dass du dich einsam ohne Freunde in deinem Alter fühlen könntest. Außerdem hat er mir gesagt, dass du ihn nicht zu mögen scheinst.«

Dies brachte ihr lediglich einen Seitenblick und weiteres Schweigen ein.

»Hat dir der Dämon gesagt, dass du ihn nicht mögen darfst?«

»Er ist kein Dämon. Er ist ein Geist«, entgegnete Tobin leise. »Und Euch mag er auch nicht. Deshalb hat er Euch vergangene Nacht verletzt.«

»Ich verstehe.« Iya beschloss, etwas zu wagen, zumal sie in Sachen seines Vertrauens nichts zu verlieren hatte. »Hat Lhel gesagt, dass der Geist mich nicht mag?«

Tobin schüttelte den Kopf, dann zuckte er zusammen und schaute erschrocken zu ihr auf. Sein Geheimnis war also enthüllt.

»Hab keine Angst, Tobin. Ich weiß, dass sie hier ist. Arkoniel weiß es auch. Hat sie mit dir über uns gesprochen?«

»Nein.«

»Wie bist du ihr begegnet?«

Tobin rutschte auf dem Hocker hin und her. »Im Wald, nachdem Mama gestorben war.«

»Du bist alleine in den Wald gegangen?«

Er nickte. »Werdet Ihr es verraten?«

»Nicht, wenn du es nicht willst und mir die Wahrheit sagst. Warum bist du in den Wald gegangen, Tobin? Hat sie dich gerufen?«

»In Träumen. Ich wusste nicht, dass sie es war. Ich dachte, es wäre Mama. Deshalb musste ich einfach nach-

sehen, und so habe ich mich eines Tages davongeschlichen. Ich habe mich verirrt, aber sie hat mich gefunden und mir geholfen, zurück nach Hause zu finden.«

»Was hast sie sonst noch getan?«

»Sie ließ mich ein Kaninchen halten und hat mir erklärt, wie ich Bruder rufen kann.«

»Bruder?«

Tobin seufzte. »*Versprecht* Ihr, nichts zu verraten?«

»Ich will es versuchen, es sei denn, ich finde, dein Vater sollte es deiner Sicherheit halber wissen.«

Zum ersten Mal sah Tobin sie unverwandt an, und der Ansatz eines Lächelns spielte um seine Lippen. »Ihr hättet lügen können, habt es aber nicht getan.«

Einen Lidschlag lang fühlte sich Iya, als wäre sie ausgezogen worden. Hätte sie nicht bereits gewusst, dass keine Magie in ihm steckte, sie hätte danach gesucht. In dem Versuch, ihre Überraschung zu überspielen, erwiderte sie: »Ich ziehe es vor, ehrlich miteinander umzugehen.«

»Lhel sagte, ich soll den Geist Bruder nennen. Sie meinte, man kann den Toten keinen Namen geben, wenn sie keinen hatten, bevor sie starben. Ist das wahr?«

»Sie weiß über solche Dinge Bescheid, also muss es stimmen.«

»Warum haben Vater oder Nari mir nichts von ihm erzählt?«

Iya zuckte mit den Schultern. »Was denkst du über ihn, nun, da du von ihm weißt?«

»Er macht immer noch gemeine Dinge, aber ich habe keine solche Angst mehr vor ihm.«

»Warum hat Lhel dir beigebracht, wie man ihn ruft?«

Schlagartig wieder vorsichtig, wandte er sich ab. »Sie sagte, ich soll mich um ihn kümmern.«

»Du hast gestern Abend dafür gesorgt, dass er aufgehört hat, Dinge durch die Hall zu werfen, nicht wahr? Tut er immer, was du ihm sagst?«

»Nein. Aber ich kann ihn davon abhalten, Menschen zu verletzen.« Er warf einen weiteren Blick auf die Hand der Zauberin. »Für gewöhnlich jedenfalls.«

»Das ist sehr anständig von dir.« Ein anderes Kind hätte genauso gut das Gegenteil tun können. Iya würde mit Arkoniel darüber reden, bevor sie aufbräche. Außerhalb der geschützten Grenzen der Feste könnte Tobin der Gedanke kommen, seine Macht anderweitig einzusetzen. »Zeigst du mir, was sie dir beigebracht hat?«

»Ihr meint, ich soll Bruder herrufen?« Tobin wirkte wenig begeistert davon.

»Ja. Ich vertraue darauf, dass du mich beschützt.«

Tobin zögerte immer noch.

»Na schön. Was ist, wenn ich die Augen schließe und mir die Finger in die Ohren stecke, während du machst, was sie dir gezeigt hat? Berühr einfach mein Knie, sobald ich wieder schauen darf.«

»Versprecht Ihr, nicht zu mogeln?«

»Bei meinen Händen, meinem Herzen und meinen Augen, ich schwöre es. Das ist der feierlichste und bindendste Eid, den ein Zauberer leisten kann.« Damit presste sie die Augen zusammen und stopfte sich die Finger in die Ohren. Um ganz sicher zu gehen, drehte sie ihm noch den Rücken zu.

Iya hielt ihr Versprechen, nicht zu schauen oder zu lauschen. Das brauchte sie auch nicht, denn sie spürte deutlich den Zauber, der in der Nähe kurz die Luft aufwühlte. Es war eine Art Beschwörung, allerdings keine, die sie kannte. Rings um sie hielt tödliche Kälte Einzug. Sie spürte ein Klopfen auf dem Knie und öffnete die Au-

gen. Vor ihr standen zwei Jungen. Vielleicht lag es an Tobins Nähe, vielleicht an dem Zauber selbst. Vielleicht hatte der unruhige Geist auch einfach selbst entschieden, sich ihr zu zeigen. Jedenfalls wirkte die Gestalt, die Tobin Bruder nannte, so fest wie ihr Zwilling, nur warf sie keinen Schatten. Doch auch ohne diesen Umstand hätte sie die beiden nicht miteinander verwechselt.

Bruder stand völlig reglos da, aber Iya spürte in ihm eine ungebändigte, schwarze Wut. Sein Mund bewegte sich nicht, dennoch hörte sie den Satz *Du wirst nicht eindringen* so deutlich, als hätte er ihr diese fahlen Lippen ans Ohr gepresst. Die Nackenhaare sträubten sich ihr, denn jenen Worten haftete der bittere Geschmack eines Fluches an.

Dann war er verschwunden.

»Seht Ihr?«, sagte Tobin. »Manchmal macht er einfach, was er will.«

»Du hast ihn davon abgehalten, mich anzugreifen. Das hätte er getan, wenn du nicht da gewesen wärst. Danke, mein Prinz«, gab Iya zurück.

Tobin rang sich ein Lächeln ab, aber Iya fühlte sich verstörter denn je zuvor. Ein Kind, besonders ein Kind ohne magische Gaben, hätte nicht in der Lage sein sollen zu tun, was sie soeben bezeugt hatte.

Beinah hätte sie laut aufgelacht, als der kühne, kleine Geisterzähmer erwiderte: »Ihr werdet es doch nicht verraten, oder?«

»Ich schlage dir einen Handel vor. Ich werde weder deinem Vater noch sonst jemandem etwas verraten, wenn ich es Arkoniel sagen darf und du mir verspricht, zu versuchen, sein Freund zu sein und dich an ihn zu wenden, wann immer du Hilfe brauchst.« Sie zögerte und wog ihre Worte sorgfältig ab. »Du musst es ihm sagen, falls

Lhel etwas von dir verlangt, dass dir Angst macht, ganz egal was. Versprichst du mir das.«

Tobin zuckte mit den Schultern. »Ich fürchte mich nicht vor ihr.«

»Dass *Keesa* auch nicht sein sollte, Zauberin«, meldete sich eine vertraute Stimme vom Eingang der Truppenunterkünfte zu Wort. »Ich ihr helfen.« Iya drehte sich um und erblickte Lhel, die sie mit einem verächtlichen Lächeln musterte. »Ich dir helfen. Auch deinem Zaubererjungen ich helfen.« Sie hob die linke Hand und zeigte Iya die Halbmondtätowierung darauf. »Bei der Göttin ich dir beschwöre, nicht mich machen gehen diesmal. Wenn Bruder weiterzieht, ich gehen. Du mich lassen arbeiten, bis ich können gehen. Du eigene Arbeit, Zauberin, um dieses Kind und den Geist zu helfen.«

»Was schaut Ihr an?«, fragte Tobin.

Iya blickte ihn an und zurück. Lhel war verschwunden.

»Nichts. Nur einen Schatten«, erwiderte Iya abwesend. Obwohl sie die Hexe unmittelbar angesehen hatte, war sie nicht in der Lage gewesen zu erspüren, was für eine Art von Magie sie verwendet hatte. »Gib mir die Hand, mein Prinz, und versprich mir zu versuchen, Arkoniels Freund zu sein. Wenn du es nicht tust, wird er sehr traurig sein.«

»Ich will es versuchen«, murmelte Tobin. Dann löste er die Hand von der ihren und stapfte davon, nicht jedoch, bevor sie den viel sagenden Blick in seinen Augen erkannte. Er selbst mochte Lhel nicht gesehen haben, aber er wusste, dass Iya gelogen hatte.

Die Zauberin beobachtete ihn, bis er außer Sicht geriet, dann vergrub sie das Gesicht in der heilen Hand. Die Hexe hatte sie überrascht und so zu einem schweren Fehltritt verleitet, vermutlich sogar absichtlich.

Ob es ihr gefiel oder nicht, sie hatte Lhel vor all den Jahren falsch eingeschätzt, und nun waren ihre Schicksale zu eng miteinander verwoben, um unbesonnen zu handeln.

Jene tödliche Kälte spülte wieder über sie hinweg. Bruder kauerte zu ihren Füßen und starrte sie mit hämischen, hasserfüllten Augen an.

Du wirst nicht eindringen, flüsterte er erneut.

»Wo eindringen?«, verlangte sie zu erfahren.

Doch Bruder wahrte sein Geheimnis und nahm es mit sich, als er sich in Luft auflöste.

Iya blieb noch eine Weile sitzen und grübelte über die unheilvollen Worte des Geistes nach.

Nachdem Tobin mit dem Zauberer gegangen war, bahnte sich Ki den Weg hinunter in die Halle. Er konnte immer noch nicht glauben, dass dieser prunkvolle Ort sein Zuhause sein sollte. Auch wenn er verwunschen sein mochte, unter königlicher Verwandtschaft und Zauberern zu leben, schien das Wagnis bei Tageslicht durchaus wert.

Doch so jung er sein mochte, er hatte genug von der Welt gesehen, um zu wissen, wie seltsam dieser Haushalt war. Ein Prinz gehörte in die hehren Paläste, auf die Ki über die Palatinmauern in Ero hinweg flüchtige Blicke erhascht hatte, nicht in eine abgeschiedene Feste wie diese. Andererseits war Prinz Tobin selbst verflucht seltsam. Ein verschlossenes, zierliches Wesen mit Augen wie die eines alten Mannes. Als Ki ihn zum ersten Mal gesehen hatte, war er sogar ein wenig verängstigt gewesen. Aber nachdem sie schließlich miteinander gelacht hatten, erkannte Ki etwas anderes. Eigenartig mochte Tobin wohl sein, allerdings nicht so, wie die Leute behaupteten. Abermals musste er daran denken, wie der jüngere Tobin der Raserei des Dä-

mons getrotzt hatte, ohne auch nur mit der Wimper zu zucken, und sein Herz schwoll an vor Stolz. Was würde so jemandem ein lebendiger Feind bedeuten?

Er ging weiter und begegnete Hauptmann Tharin, der die Halle durch eine andere Tür hinter dem hohen Tisch betrat. Der hagere, blonde Mann trug ein raues Hemd samt Überrock wie ein gewöhnlicher Soldat und schlief hier in den Truppenunterkünften der Männer, obwohl Ki von Iya wusste, dass er der Sohn eines wohlhabenden Ritters in Atyion war. Auch bei ihm hatte er ein gutes Gefühl, und das bereits seit dem ersten Anblick am vergangenen Abend.

»Guten Morgen, Junge. Suchst du nach Frühstück? Dann komm mit, die Küche ist dort drüben.«

Tharin führte ihn durch eine weitere Tür in eine große, warme Küche, wo die Köchin gerade über einem Kessel beschäftigt war.

»Wie gefällt es dir hier bisher?«, erkundigte sich Tharin und ließ sich am Herd nieder, um eine Schnalle an seiner Scheide zu richten.

»Sehr gut, Herr. Ich hoffe, ich werde dem Prinzen und Herzog Rhius genehm sein.«

»Daran hege ich keine Zweifel. Sonst hätte dich Frau Iya nicht ausgewählt.«

Köchin brachte ihnen etwas Brühe und altes Brot. Ki setzte sich auf eine Bank und beobachtete, wie Tharin mit seiner Ahle und gewachstem Garn arbeitete. Der Hauptmann besaß die gepflegten Hände eines Adeligen, in denen jedoch das Geschick eines Handwerkers steckte.

»Wird der Herzog bald hierher kommen?«

»Das ist schwer zu sagen. Der König sorgt dieser Tage dafür, dass er in der Stadt beschäftigt ist.« Er wurde mit der Schnalle fertig und legte sein Werkzeug beiseite.

Ki tunkte sein Brot in die Brühe und biss davon ab. »Weshalb seid Ihr nicht bei ihm?«

Tharin musterte ihn mit hochgezogener Augenbraue, wirkte aber eher belustigt als verärgert. »Herzog Rhius hat mir Tobins Waffenausbildung anvertraut. Bis wir wieder zum Kampf aufbrechen müssen, habe ich die Ehre, ihm hier zu dienen. Nach dem zu urteilen, was ich gestern Abend gesehen habe, wirst du mir eine große Hilfe dabei sein. Tobin braucht jemand seiner Größe zum Üben.« Er griff nach seiner Schale und trank einen Schluck. »Das war sehr anständig, was du gestern gemacht hast.«

»Was habe ich denn gemacht?«, fragte Ki.

»Du bist vorgetreten, um Tobin zu beschützen, als der Dämon in der Halle gewütet hat«, erwiderte Tharin so beiläufig, als unterhielten sie sich über das Wetter oder die Ernte. »Ich glaube, du hast nicht einmal darüber nachgedacht. Du hast es einfach getan, obwohl du Tobin noch kaum kanntest. Ich habe eine Menge Knappen gesehen – ich war mit Rhius in unserer Jugend bei den Königlichen Gefährten –, und ich kann dir sagen, dass es selbst unter den Besten nicht viele gibt, die unter solchen Umständen daran gedacht hätten, so zu handeln. Gut gemacht, Ki.« Er stellte seine Schale ab und zerzauste Ki das Haar. »Später führen Tobin und ich dich die Straße hinauf und zeigen dir ein paar gute Jagdgefilde. Ich habe Lust auf Köchins hervorragende Waldhuhnpastete.«

Sprachlos durch dieses unerwartete Lob, konnte Ki nur nicken, als der Mann wieder hinausging. Wie Tharin gesagt hatte, er hatte gehandelt, ohne darüber nachzudenken und deshalb nichts dabei gefunden. Seinem Vater fiel es selten auf, wenn er etwas richtig machte, nur, wenn er versagte.

Eine Weile saß er nachdenklich da, dann schüttete er den Rest seiner Brühe ins Feuer und betete zu Sakor, er möge sich stets der Achtung dieses Mannes als würdig erweisen.

Als Arkoniel auf den Kasernenhof zurückkehrte, war Iya zu einer unbehaglichen Entscheidung gelangt.

»Bist du bereit zum Aufbruch?«, fragte er.

»Ja, aber da ist noch eine letzte Sache, über die wir reden müssen, bevor ich gehe.« Sie stand sie auf, ergriff seinen Arm und führte ihn hinein. »Wahrscheinlich werden wir eine Weile getrennt sein.« Iya fasste hinter die schmale Pritsche, auf der sie geschlafen hatte, zog den Lederbeutel hervor und legte ihn in Arkoniels Arme. »Ich denke, es ist an der Zeit, dies hier an dich weiterzugeben.«

Erschrocken starrte Arkoniel sie an. »Das wird nur weitergegeben, wenn der vorherige Hüter stirbt!«

»Noch brauchst du meine Asche nicht zu verstreuen!« Sie gab sich Mühe, sich verärgert anzuhören. »Ich habe darüber nachgedacht, was du früher gesagt hast. Die Spürhunde werden in Ero tatsächlich wachsamer sein, und die Wahrscheinlichkeit ist höher, dass sie dort etwas wie das bemerken würden. Vorläufig ist es hier bei dir sicherer.« Als er weiter zweifelnd dreinschaute, packte sie ihn fest am Arm. »Hör mir gut zu, Arkoniel. Du weißt, was Agazhar widerfahren ist. Was glaubst du wohl, wozu ich dich all die Jahre ausgebildet habe, wenn nicht dafür? Du bist mittlerweile ebenso sehr der Hüter wie ich. Du kennst all die Zauber, um das Ding zu verbergen und zu verschleiern. Du kennst die Geschichte, so wenig davon übrig sein mag. Ich kann dir nichts mehr beibringen. Sag, dass du das für mich tun wirst. Ich bin

bereit, mich davon zu befreien. Ich muss nun alles Augenmerk auf Tobin richten.«

Arkoniel umklammerte den Beutel mit beiden Händen. »Selbstverständlich mache ich es. Das weißt du. Aber – du kommst doch zurück, oder?«

Iya seufzte und war fest entschlossen, nicht denselben Fehler bei ihm zu begehen, der ihr bei Tobin unterlaufen war. »Ich habe es auf jeden Fall vor, mein lieber Junge, aber wir leben in gefährlichen Zeiten. Falls einer von uns fällt, muss der andere bereit sein, die Aufgabe fortzuführen, mit der Illior uns betraut hat. Die Schale ist hier sicherer, genau wie Tobin.«

Als sie sich zum Gehen wenden wollte, umarmte er sie, was er nicht mehr getan hatte, seit er ein Kind gewesen war. Mittlerweile reichte ihm ihre Wange nur noch bis zur Schulter. Sie erwiderte seine Umarmung und dachte: *Zu was für einem prachtvollen Mann du doch herangewachsen bist.*

KAPITEL 26

Iya kleidete sich zum Betreten der Stadt als Händlerin. Seit jener Nacht in Sylara hatte sie kein Amulett mehr getragen, und im Augenblick wollte sie erst recht keine übermäßige Aufmerksamkeit. Schon bald sollte sie froh über ihre Entscheidung sein.

Ein paar Meilen außerhalb von Ero stieß sie auf einen am Straßenrand stehenden Galgen. Der Leichnam eines nackten Mannes baumelte daran und schwang leicht im Wind, der vom Meer landeinwärts wehte. Das Gesicht des Gehängten war zu schwarz und verquollen, um es zu erkennen, aber als sie sich näherte, sah sie, dass er im Leben noch jung, wohlgenährt und kein Arbeiter gewesen war.

Sie zügelte ihr Pferd. Ein großes ›V‹ für Verräter prangte als Brandmal mitten auf der Brust des toten Mannes. Unangenehme Erinnerungen über Agnalain regten sich in ihrem Herzen. Einst war diese Straße mit solchen Anblicken gesäumt gewesen. Iya wollte gerade weiterreiten, als der Wind den Körper erneut erfasste und herumdrehte, sodass sie einen Blick auf die Handflächen des Mannes erhaschte. Beide bedeckte ein Kreis schwarzer Muster.

Der arme Bursche war ein Novize im Tempel Illiors gewesen.

Zauberer und Priester, dachte sie verbittert. *Die Spürhunde jagen die Kinder Illiors selbst vor den Toren der Hauptstadt und hängen sie zur Schau, wie es ein Bauer mit einer toten Krähe tun würde.*

Sie vollführte ein Segenszeichen und flüsterte ein Gebet für den Geist des jungen Priesters, doch als sie weiterritt, suchten sie Bruders Abschiedsworte an sie heim.

Du wirst nicht eindringen.

Iya stählte sich, als sie sich den Wachen am Tor näherte, da sie eine Herausforderung oder einen Aufschrei erwartete, doch beides blieb aus.

Sie nahm sich ein Zimmer in einer bescheidenen Herberge nahe des oberen Marktes und verbrachte die nächsten Tage damit, sich in dem Versuch umzuhören, die Stimmung des Volkes auszuloten. Dabei achtete sie sorgsam darauf, jeden zu meiden, der sie erkennen konnte, Adelige und Zauberer gleichermaßen.

Prinz Korin und seine Gefährten galten als verbreiteter Anblick in der Stadt. Sie galoppierten regelmäßig mit ihren Wachen und Knappen umher. Mittlerweile war Korin ein strammer, kräftiger Bursche von dreizehn Jahren, ein junges Ebenbild seines Vaters mit rötlich dunklen Zügen und vergnügten Augen. Als Iya ihn das erste Mal vorbeireiten sah, verspürte sie einen Anflug von Bedauern; falls Tobin war, wer er zu sein schien, und wenn ein besserer Herrscher auf dem Thron säße, käme er bald in ein Alter, in dem er seinen Platz in dieser fröhlichen Gruppe beanspruchen könnte, statt mit dem unerwünschten Balg eines landbesitzlosen Ritters als einzigem Gefährten versteckt zu werden. Mit einem Seufzen verdrängte sie derlei Gedanken und beschloss, sich dem zu widmen, wofür sie hergekommen war.

Jahre mit in regelmäßigen Abständen auftretenden Dürren und Krankheiten hatten sogar in der Hauptstadt ihre Spuren hinterlassen. Das Geflecht der Wohnhäuser, das die Innenstadt umringte, erwies sich als deutlich geringer bevölkert. Viele Türen waren immer noch vernagelt und trugen die Bleikreise, die verwendet wurden, um Pest-

häuser zu kennzeichnen, die Nachwehen des Ausbruchs der Seuche im vergangenen Sommer. Ein Haus in der Schafskopfstraße war niedergebrannt worden; die Anmerkung ›Seuchenquelle‹ prangte noch gekritzelt an einer verkohlten Wand.

In den wohlhabenderen Vierteln auf dem Hügel wurden solche Überbleibsel für gewöhnlich beseitigt, sobald die Seuche überstanden und die Leichname verbrannt waren, doch auch dort waren zahlreiche feine Häuser und Geschäfte mit Brettern vernagelt. Unkraut, das an den Eingängen wucherte, verriet, dass es in den Gebäuden niemanden mehr gab, der sich um sie kümmern konnte.

Eine eigenartige, krankhaft anmutende Fröhlichkeit herrschte im Gefolge des Todes. Die Kleider der Reichen waren bunter gefärbt und mit gemusterten Säumen und Juwelen noch knalliger gestaltet als üblich. Viele Trauernde hatten sich die Abbilder ihrer verlorenen Lieben mit gefühlsseligen Reimen darunter auf die Mäntel oder Röcke sticken lassen. Ärmel, Mützen und Umhänge wurden sogar von der Händlerschicht reich verziert und übertrieben lang getragen.

Die sonderbare Überspanntheit beschränkte sich jedoch nicht nur auf die Mode. Jede Maskenspieler-, Pantomimen- und Puppenspielergruppe, die auf den Straßen ihrem Geschäft nachgingen, hatten eine schillernde neue Gestalt im Repertoire – den Roten und Schwarzen Tod. Rote Bänder flatterten knallig von der Maske und vom Gewand dieser Figur, um das Blut darzustellen, das wie Schweiß durch die Haut der Befallenen drang und in den Todeswehen aus ihren Mündern und Nasen strömte. Außerdem wies sie einen übertriebenen, schwarzen Hosenlatz und ebenso gestaltete Armbinden auf, mit denen die dunklen Pusteln nachgeahmt werden sollten, die im

Schritt und in den Achselhöhlen anschwollen. Die Mitspieler vergnügten sich damit, den Prahlhans zu misshandeln, und setzten Schnabelmasken auf, um ihn zu verjagen.

Menschen aller Klassen trugen Blumensträuße und Pomander aus reinigenden Kräutern, die angeblich die fauligen Körpersäfte fernhielten, von denen die Pest verursacht wurde. In diesen Zeiten wusste man nie, wann der wahre Rote und Schwarze Tod die Bühne für eine Zugabe betrat.

Ein weiterer merklicher Unterschied war das spärliche Auftreten von Zauberern auf den Straßen. In den alten Tagen hatten Beschwörer und Weissager ihre Dienste auf jedem Markt feilgeboten. Zauberer mit adeligen Schirmherren hatten selbst wie Fürsten gelebt. Nun sah sie fast nur die vereinzelten Spürhunde in ihren weißen Roben, begleitet von Patrouillen grau uniformierter Wachen. Iya wandte sich stets rasch ab, wenn sie die Gruppen herannahen sah, aber sie beobachtete die Gesichter jener um sie herum.

Viele Menschen schenkten ihnen wenig Beachtung, manche jedoch starrten sie mit kaum verhohlener Angst oder Wut an. *Graurücken* nannten die Kühnsten sie, wenn sie sich außer Hörweite befanden. Graurücken war die verbreitete Bezeichnung für ›Laus‹.

Iya befand sich gerade am Stand einiger Aurënfaie-Goldschmiede, als eine solche Patrouille vorübermarschierte. Die Züge der Goldschmiede blieben unter den verschlungenen, tätowierten Mustern des Khatme-Klans unergründlich, doch ihre grauen Augen oder der unausgesprochene Fluch, als die älteste Frau hinter dem Rücken der Spürhunde über die linke Schulter spuckte, zeugten unzweifelhaft von ihrer Entrüstung.

»Ihr haltet wohl nicht viel von ihnen«, meinte Iya leise in der Sprache der Aurënfaie.

»Zauberermörder! Sie spucken dem Lichtträger ins Gesicht!« Die Aurënfaie frönten einem Eingottglauben und beteten nur Illior an, den sie Aura nannten. »In Plenimar ist derlei zu erwarten, aber nicht hier! Kein Wunder, dass euer Land leidet.«

An jenem Abend sah sich Iya auf dem großen Marktplatz in der Nähe des Palatins eine Pantomimenaufführung an, als sie eine Berührung am Ärmel spürte. Als sie sich umdrehte, stand sie einem jungen Spürhund gegenüber, den ein Dutzend oder mehr Graurücken flankierte. Die roten Vögel auf ihren Kitteln schienen sie wie Geier zu umkreisen, als sie Iya umringten.

»Guten Tag, Frau Zauberin«, begrüßte der junge Spürhund sie. Er besaß ein rundliches, fröhliches Gesicht und unschuldige, blaue Augen, denen sie in jenem Augenblick misstraute, in dem sie in sie schaute. »Ich hatte noch nicht das Vergnügen Eurer Bekanntschaft.«

»So wenig wie ich die der Euren«, gab sie zurück. »Ich bin seit Jahren nicht mehr in der Stadt gewesen.«

»Ah, dann wusstet Ihr vermutlich nicht, dass alle Zauberer, die in die Hauptstadt eintreten, sich bei der Grauen Garde melden und ihre Symbole offen zeigen müssen?«

»Nein, junger Mann, das wusste ich nicht. Als ich zuletzt hier war, gab es kein solches Gesetz, und niemand hat sich die Mühe gemacht, mich darüber in Kenntnis zu setzen.« Iyas Herz hämmerte heftig in der Brust, aber sie beschwor die Würde ihrer Jahre herauf und hoffte, ihm damit Ehrfurcht einzuflößen. In Wahrheit jedoch hatte es sie zutiefst erschüttert, von einem so jungen Spürhund entdeckt worden zu sein. Sie hatte keine Magie verwen-

det, um sich zu tarnen, dennoch musste er eine bewusste Anstrengung unternommen haben, sie aufzuspüren. »Wenn Ihr so freundlich wärt, mir den Weg zu den zuständigen Stellen zu zeigen, werde ich dort vorstellig werden.«

»Im Namen des Königs, ich muss Euch auffordern, mich zu begleiten. Wo seid Ihr untergebracht?«

Iya spürte, wie sein Geist über den ihren strich und ihre Gedanken abtastete. Er musste sie für eine Zauberin niedrigen Ranges halten, weil er es so unverhohlen tat. Alter und Erfahrung boten zwar einen gewissen Schutz gegen derlei plumpe Versuche, dennoch vermutete sie, dass er eine ausgemachte Lüge erkennen würde.

»Ich bin in der *Meerjungfrau* in der Efeustraße abgestiegen«, antwortete sie.

Der Zauberer bedeutete ihr, ihm zu folgen. Einige der Soldaten lösten sich vom Rest der Truppe, vermutlich, um ihr Zimmer zu durchsuchen.

Iya war überzeugt davon, diesem Zauberer und seinen Männern mehr als ebenbürtig zu sein, doch sich zu widersetzen oder zu verschwinden, konnte nur als Herausforderung aufgefasst werden. Sie wagte nicht, Aufsehen zu erregen, umso weniger, da sie nun ihr Gesicht kannten.

Sie führten sie zu einem hohen Gebäude aus Stein und Holz unweit des Palatintors. Iya kannte den Ort. Das Haus war einst eine Herberge gewesen; nun diente es Soldaten und Zauberern als Unterkunft.

Im großen Saal ließ man sie vor einem weiteren Zauberer an einem Tisch Platz nehmen und die Hände auf zwei aus Ebenholz gefertigten, mit Silber und Eisen beschlagenen Platten legen. Sie konnte keine Zeichen daran erkennen, aber die Berührung der vereinigten Metalle brannte ihre Handgelenke, als sie damit in Berührung

gerieten. Was der Zweck dieser Vorrichtung sein mochte, konnte sie nur mutmaßen.

Der Zauberer hinter dem Tisch hatte einen dicken Einband vor sich aufgeschlagen, irgendwo bei den mittleren Seiten.

»Euer Name?«

Iya nannte ihn.

Er blickte auf ihre Hand. »Wie ich sehe, habt Ihr Euch verletzt.«

»Ein Missgeschick mit einem Zauber«, erwiderte sie und schaute bekümmert drein.

Mit einem herablassenden, schmalen Lächeln wandte er sich wieder dem Einband zu, erkundigte sich nach ihrem Begehr in der Stadt und schrieb ihre Antworten Wort für Wort in das Buch. Daneben lag ein Korb mit Deckel, der an jene erinnerte, in denen reisende Gaukler ihre zahmen Schlangen und Frettchen beförderten.

»Ich bin nur hier, um ein paar alte Bekanntschaften aufzufrischen«, versicherte sie ihm. Die Worte enthielten keine Lüge, sollte jemand in der Nähe ein Wahrheitskenner sein. Vielleicht war dies auch der Zweck der Platten, dachte sie und drückte die Fingerspitzen auf das polierte Holz.

»Wie lange seit Ihr schon in der Stadt?«

»Seit vier Tagen.«

»Warum habt Ihr Euch bei der Ankunft nicht eintragen lassen?«

»Wie ich bereits dem jungen Mann sagte, der mich hierher gebracht hat, ich wusste nichts von einem solchen Gesetz.«

»Wann wart Ihr zuletzt in …«

In jenem Augenblick wurden sie vom Lärm eines Handgemenges draußen unterbrochen.

»Ich habe nichts Falsches gemacht!«, schrie ein Mann. »Ich trage das Symbol. Ich habe meine Gefolgstreue bekundet! Mit welchem Recht legt Ihr Hand an mich? Ich bin ein freier Zauberer der Orëska.«

Zwei Graurücken schleiften einen zerzausten jungen Zauberer herein. Ihnen folgte ein älterer Mann in weiß. Die Hände des Gefangenen waren mit glänzenden Silberbändern gefesselt, und aus einer Platzwunde über dem rechten Auge strömte ihm Blut über das Gesicht. Als er sich das lange, schwarze, schmutzige Haar aus den Augen schüttelte, erkannte ihn Iya als einen eitlen, aber mittelmäßigen Schüler eines von Agazhars Freunden. Soweit sie sich erinnern konnte, war er nichts Besonderes gewesen, aber er trug immer noch das Silberamulett.

»Dieser Bursche hat einen Spürhund des Königs angespuckt«, erklärte der weiß gewandete Zauberer jenem hinter dem dicken Einband.

»Eure Zahl, junger Mann?«, erkundigte sich der die Aufzeichnungen führende Magier.

»Ich pfeife auf Eure Zahlen!«, knurrte der Gefangene. »Mein Name ist Salnar, Salnar von Feldruh.«

»Ah, ja. Ich erinnere mich an Euch.« Der Zauberer blätterte in dem Buch zurück und trug sorgfältig etwas darin ein. Als er fertig war, bedeutete er den Wachen, den Gefangenen nach oben zu bringen. Salnar musste wissen, was dies bedeutete, denn er begann zu brüllen und sich zu wehren, als die Soldaten ihn durch eine Innentür zerrten. Seine Schreie setzten sich laut fort, bis sie durch das Zuschlagen einer schweren Tür irgendwo im oberen Stockwerk jäh abgeschnitten wurden.

Der buchführende Zauberer wandte sich ungerührt wieder Iya zu. »Also, wo waren wir?« Er blickte auf sei-

ne Anmerkungen hinab. »Ah, ja. Wann habt Ihr die Stadt zuletzt besucht?«

Iyas Finger zuckten gegen das dunkle Holz. »Ich – mir fällt das genaue Datum nicht ein. Es war um die Zeit, als der Neffe des Königs geboren wurde. Damals habe ich Herzog Rhius und seine Familie besucht.« Damit wagte sie sich in gefährliche Gefilde vor, doch hatte sie eine andere Wahl?

»Herzog Rhius?« Der Name erzielte eine bessere Wirkung, als sie gehofft hatte. »Ihr seid eine Freundin des Herzogs?«

»Ja, er ist einer meiner Schirmherren, wenngleich ich ihn eine ganze Weile nicht mehr gesehen habe. Ich reise und lerne.«

Der Zauberer schrieb diese Auskunft neben ihren Namen. »Warum tragt Ihr nicht das Symbol Eures Handwerks?«

Dem war schwieriger auszuweichen. »Ich wollte keine Aufmerksamkeit auf mich ziehen«, erwiderte sie und ließ die leichte Zittrigkeit einer alten Frau in ihre Stimme einfließen. »Die Hinrichtungen haben die Menschen argwöhnisch gegen unseresgleichen gemacht.«

Die Antwort schien ihren Verhörer zufrieden zu stellen. »Es gab tatsächlich einige Empörung, wie Ihr richtig sagt.« Er griff in den Korb neben sich und holte eine grob geformte Kupferbrosche daraus hervor, besetzt mit dem silbernen Halbmond Illiors. Der Zauberer drehte sie herum, las die darauf stehende Zahl und hielt sie in seinem Einband fest. »Ihr müsst dies ständig tragen«, wies er sie an und hielt ihr die Brosche hin.

Um sie entgegenzunehmen, löste Iya die Hände von den Platten und wurde nicht aufgefordert, sie zurückzulegen. Sie drehte das hässliche Ding herum – und ihr

Herz setzte einen Schlag aus. Unter dem braunen, aus einer Krone und einem Adler bestehenden Zeichen der Spürhunde war eine Zahl eingraviert.

222.

Die Zahl, die sie in ihrer Vision in Afra in Form von Ziffern aus Feuer gesehen hatte.

»Wenn Ihr Euch ein ansehnlicheres Stück anfertigen lassen möchtet, dann nur zu«, fuhr der Schriftführer fort. »Mittlerweile gibt es eine Reihe von Goldschmieden, die sich auf derlei Arbeiten spezialisiert haben. Aber achtet darauf, dass etwas von Euch in Auftrag Gegebenes mit derselben Zahl versehen und hierher geschickt wird, um das Zeichen des Königs zu erhalten, bevor es Euch zugestellt wird. Ist das klar?«

Iya nickte, während sie die Brosche vorne an ihrem Gewand befestigte.

»Ich verspreche, Euch wird dadurch kein Ungemach erwachsen«, sagte er. »Zeigt es den Torwächtern, wann immer Ihr eine Stadt verlasst oder betretet. Habt Ihr verstanden? Zauberer, die dies verweigern, werden einer weiteren Befragung unterzogen.«

Iya überlegte, was eine ›weitere Befragung‹ für jemanden wie den armen Salnar bedeuten mochte.

Es dauerte kurz, bis sie begriff, dass sie damit entlassen war. Sie konnte kaum ihre Beine fühlen, als sie aufstand und hinaus in das herbstliche Sonnenlicht schritt. Halb erwartete sie, dass jemand aufschreien, sie ergreifen und zurück zu den Schrecken schleifen würde, die sich hinter dem Zuschlagen einer Tür verbergen mochten – welche es auch sein mochten.

Kein einziges Mal während der Befragung hatte ihr jemand offen gedroht oder war auch nur unhöflich gewesen. Dennoch ließen die Nachwehen der Begegnung sie

so erschüttert zurück, dass sie die erstbeste Schänke betrat, sich fast eine Stunde lang an den von der Tür entferntesten Tisch setzte, an scheußlichem, saurem Wein nippte und gleichzeitig gegen Tränen ankämpfte. Dann löste sie mit zittrigen Fingern die Brosche, legte sie vor sich auf den Tisch und begutachtete die Vorder- und die Rückseite.

Silber war Illiors Metall. Kupfer und all die anderen, sonnenfarbenen Metalle für Waffen und Rüstung gehörten zu Sakor. Diese beiden der Vier galten seit Langem als die Hauptschutzherren Skalas, doch seit den Tagen Ghërilains wurde Illior am höchsten verehrt. Nun wurde Iya gezwungen, das Symbol des Lichtträgers wie ein Verbrecherabzeichen zu tragen. Der wunderschöne Silberbogen schlug vor dem Hintergrund der Kupferscheibe unweigerlich in seinen Bann.

Der König wagt es, die freien Zauberer zu nummerieren, als wären wir Tiere seiner Herde, dachte sie, als ihre Furcht blanker Wut wich.

Und doch hatte sie die Zahl erhalten, die ihr von Illior vorbestimmt worden war.

Ein Schatten fiel über ihren Tisch, und erneuerte Angst zerstreute ihre Gedanken. In der Erwartung, Spürhunde vorzufinden, die sie mit ihren Silber- und Eisenfesseln umzingelten, schaute sie auf, doch es war nur der Schankwirt.

Er nahm ihr gegenüber Platz und reichte ihr einen kleinen Messingbecher. Dann deutete er auf die Brosche, bedachte sie mit einem süßsauren Lächeln und forderte sie auf: »Trinkt das, gute Frau. Ich vermute, Ihr könnt eine Stärkung vertragen.«

»Danke.« Erleichtert stürzte Iya die hochgeistige Flüssigkeit hinab und wischte sich mit immer noch leicht zit-

ternden Fingern die Lippen ab. Der Schankwirt war ein großer, umgänglicher Bursche mit freundlichen braunen Augen. Nach der frostigen Höflichkeit der Spürhunde empfand Iya selbst die Herzlichkeit eines Fremden als willkommen. »Ich vermute, Ihr habt hier schon viele wie mich gesehen, zumal Ihr Euch so nah bei diesem – diesem Ort befindet.«

»Manchmal täglich. Hat Euch überrascht, nicht wahr?«

»Ja. Geht das schon lange so?«

»Es fing erst letzten Monat an. Wie ich höre, war es Niryns Vorschlag. Ich könnte mir denken, dass Euresgleichen nicht allzu viel von ihm hält.«

Mit einem Mal erschien etwas am Gebaren des Schankwirts falsch. Als Iya ihm erneut in die Augen sah, erblickte sie dieselbe entwaffnende Unschuld darin wie bei dem jungen Spürhund.

Sie ergriff ihren Weinbecher und betrachtete ihn mit geweiteten Augen über dessen Rand hinweg. »Er jagt mir Angst ein, aber ich denke, er erfüllt lediglich seine Pflicht gegenüber unserem König.« Sie wagte nicht, den Geist dieses Mannes zu berühren, stattdessen suchte sie vorsichtig nach Magie an ihm … und entdeckte sie. Unter dem Kittel trüg er einen Bann, der gegen Gedankenlesen schützte. Er war ein Spitzel.

Sie hatte keinen Lidschlag lang gebraucht, um dies festzustellen, dennoch brach sie die Suche rasch ab, falls jemand anders in der Nähe lauerte, der sie dabei ertappen konnte.

Der Schankwirt überhäufte sie mit noch mehr Weinbrand und Fragen über sie und die Verbrennungen, vermutlich in dem Versuch, ihr etwas zu entlocken, das gegen sie verwendet werden konnte. Iya trotzte ihm beharr-

lich mit lauwarmen Plattheiten, bis er offenbar zu dem Schluss gelangte, dass sie eine äußerst niedrige und obendrein nicht besonders kluge Zauberin war. Nachdem er ihr künftige Gastfreundschaft angeboten hatte, verabschiedete er sich von ihr. Iya zwang sich, den widerwärtigen Wein auszutrinken, danach kehrte sie zu ihrer Unterkunft zurück, um nachzusehen, was die Graurücken davon übriggelassen hatten.

Der verängstigte Blick, mit der sie der Wirt der *Meerjungfrau* bedachte, genügte als Bestätigung, dass sie dort gewesen waren. Iya eilte die Treppe hinauf und erwartete, ihr Zimmer auf den Kopf gestellt vorzufinden.

Abgesehen von dem fehlenden Schutzsiegel, das sie am Türriegel angebracht hatte, schien nichts angetastet worden zu sein. Ihr Bündel lag auf dem Bett, wie sie es zurückgelassen hatte. Wer immer diese Kammer durchsucht haben mochte, hatte dafür nicht seine Hände verwendet. Iya schloss die Tür und versperrte den Riegel. Sie sprenkelte einen Sandkreis auf den Boden und begann, die notwendige Anordnung von Schutzzeichen zu weben, um einen sicheren Beschwörungsplatz zu schaffen. Nachdem dies abgeschlossen war, setzte sie sich in den Kreis und öffnete vorsichtig ihren Geist, hielt Ausschau nach einem Widerhall der Suchenden und ihrer Vorgangsweisen. Allmählich nahm hinter ihren geschlossenen Lidern ein trübes Bild Gestalt an: eine Frau und ein Mann mit Spürhundwachen. Die Frau war weiß gekleidet und hielt einen kurzen Stab aus poliertem, roten Obsidian. Sie saß auf Iyas schmalem Bett, nahm die Enden des Stabs zwischen die Handflächen und wirkte einen …

Iya bündelte alle Aufmerksamkeit auf die Vision und versuchte, das Muster aus Licht und Farben zwischen den Händen der Frau zu erkennen. Als der Anblick klarer

wurde, stockte Iya der Atem. Es war ein mächtiger Suchzauber nach Anzeichen von etwas … jemandem …

Iya konzentrierte sich noch eingehender und beobachtete die Lippen der Frau, die Worte zu dem Zauber bildeten.

Als Iya die Antwort dämmerte, musste sie einen erschrockenen Aufschrei unterdrücken.

Die Frau suchte nach einem weiblichen Kind.

Sie suchte nach Tobin.

Die Vision fiel in sich zusammen; Iya sackte vorwärts und vergrub das Gesicht in den Händen.

»Ruhig bleiben«, flüsterte sie bei sich, doch Bruchstücke der Vision, die sie in Afra gehabt hatte, tanzten im Gewölbe ihres Gedächtnisses: eine Königin, alt, jung, zerlumpt, gekrönt, tot mit einem Strick um den Hals, geschmückt und siegreich. So viele der anderen Zauberer, mit denen sie im Verlauf der Jahre gesprochen hatte, hatten dasselbe gesagt. Die unzähligen Fäden des Schicksals waren trotz Illiors Geleit noch immer nicht verwoben. Die Geschöpfe des Königs ahnten von der Bedrohung für seinen Thron und suchten bereits nach ihr.

Allerdings, so sagte sie sich, wussten sie nichts von der Wahrheit, wenn sie jeden reisenden Zauberer durchsuchten und befragten, der durch die Stadt kam. Lhels seltsame Magie schützte Tobin nach wie vor.

Iya legte sich die verhasste Brosche auf die Handfläche, spürte ihr Gewicht und dachte daran, wie der schriftführende Magier einfach in den Korb gegriffen und sie wahllos daraus hervorgezogen hatte.

222.

Zwei – die Zahl der Zwillinge, der Zweiheit, dreifach wiederholt wie ein Rufzauber. Zwei Eltern. Zwei Kinder.

Zwei Zauberer – Arkoniel und sie selbst – mit unter-

schiedlichen Visionen darüber, wie das Kind zu beschützen sei.

Ein wissendes Lächeln krümmte ihre Lippen. Zwei Zauberer – Niryn und sie selbst – mit unterschiedlichen Visionen darüber, wie die Zauberer von Skala zu einen seien und dem Thron zu dienen hätten.

Die Spürhunde mochten ihre Zahlen als Werkzeug der Überwachung oder Schande gedacht haben, doch für Iya wirkten sie als Aufruf zum Kampf.

KAPITEL 27

Der Burgweiler Atyion beherrschte die fruchtbare Ebene nördlich von Ero. Die Burg selbst war im Knie einer Flussschleife des gewundenen Heron mit Sicht auf das Innere Meer errichtet worden. Die beiden riesigen, runden Türme der Feste waren meilenweit zu sehen und konnten in Zeiten einer Belagerung mühelos über tausend Männer beherbergen.

Herzog Rhius' Familie hatte den Ort durch Krieg und Ehren erlangt, ihr beträchtlicher Reichtum jedoch spross aus den vielen Morgen Weingärten, Wäldern und üppigen, gut bewässerten Pferdeweiden, die sich über die Ebene zogen. Was einst ein unscheinbares Dorf gewesen war, schmiegte sich in den schützenden Schatten der Feste und war zu einer blühenden Marktgemeinde gewachsen. Die wenigen Pestkennzeichnungen im Ort waren weiß verwittert; Atyion war seit einem Jahrzehnt nicht mehr von der Seuche heimgesucht worden.

Seit Tobins Geburt.

Iya ritt durch die schlammigen Straßen und über die herabgelassene Zugbrücke, die sich über den Burggraben spannte. Innerhalb der Außenmauern lag weiteres Land, genug für stattliche Herden und reihenweise Kasernen und Stallungen für die Armeen des Herzogs. Viele der Gebäude standen an diesem Tag leer; die verbündeten Fürsten und Vasallen des Herzogs waren nach Hause zurückgekehrt, um sich um ihre eigenen Ländereien zu kümmern.

Die verbliebenen Soldaten frönten Müßiggang, führten Waffenübungen durch oder lungerten an den Pferchen herum. Waffen- und Hufschmiede arbeiteten geräuschvoll an ihren qualmenden Essen entlang der Innenmauer.

Ein paar Sattler saßen unter einer Markise, schnitten Leder und richteten Geschirr. Aus Achtung vor dem König hatte Rhius keine Soldatinnen in den Rängen seiner Garde, allerdings gab es im Haushalt der Feste einige Frauen, die einst seinem Vater mit Schwert und Bogen gedient hatten. Auch Köchin, die nun in der anderen Feste weilte, zählte zu ihnen. Sie alle wussten immer noch, wie man kämpfte, und würden es mit Freuden tun, erhielten sie den Befehl dazu.

Iya ließ ihr Pferd bei einem Stallknecht und eilte die breite Treppe hinauf zur Bogenpforte, die zur Haupthalle führte. Den Eingang säumten Säulenreihen, die einen weiteren, spitzen Bogen stützten. Ein bemaltes Relief des Wolkenauges Illiors hatte seit der Errichtung von Atyion den Scheitel dieses Bogens geziert, doch an diesem Tag sah Iya, dass eine geschnitzte Eichenholztäfelung darüber angebracht worden war. Darauf prangte eines der kriegerischeren Symbole Sakors: eine behandschuhte Faust, die ein flammendes, mit Lorbeer und Weinkraut geschmücktes Schwert hielt. Die Täfelung war von einem meisterlichen Handwerker eingepasst worden; jemand, der das Haus nicht kannte, könnte niemals erahnen, dass sich darunter ein anders Bildnis verbarg.

Es ist wie mit der Brosche, dachte Iya zugleich traurig und zornig. *Wie konnte es nur so weit kommen, dass wir die Götter selbst gegeneinander ausspielen?*

Ein greiser Mann mit einem Spitzbauch unter der blauen Livree begrüßte sie in der Halle.

»Wie lange bewacht Sakor den Eingang schon, Harkone?«, erkundigte sie sich, als sie ihm ihren Mantel reichte.

»Fast neun Jahre, Herrin«, antwortete der Hausdiener. »Er war ein Geschenk des Königs.«

»Ich verstehe. Ist der Herzog heute zu Hause?«

»Ja, gnädige Frau. Er ist in der offenen Galerie. Ich führe Euch zu ihm.«

Während sie durch die große, gewölbte Halle und eine Reihe von Räumen und inneren Galerien gingen, sah sich Iya um. Atyion war immer noch prachtvoll, allerdings wirkte der Glanz des Hauses abgestumpft, als erfülle das Bauwerk dieselbe gedrückte Stimmung wie dessen Herrn. Ein paar Bedienstete polierten und schrubbten, aber die Einrichtung und die Behänge, sogar die bunt bemalten Wände, wirkten blasser, als Iya sie in Erinnerung hatte.

Früher gab es hier Musik und Gelächter, dachte sie, *und Kinder, die durch die Halle rannten.*

»Geht es Fürst Rhius gut?«

»Er trauert, gnädige Frau.«

Sie fanden Rhius, wie er durch eine Säulengalerie spazierte, die auf die Burggärten wies. Nach seinem Wams und den staubigen Lederstiefeln zu urteilen, hatte er den Tag im Sattel verbracht und war erst kürzlich zurückgekehrt. Ein junger Page tapste unbeachtet hinter ihm drein.

Als Junge war Rhius Iya stets entgegengerannt, um sie zu begrüßen. Nun entließ er nur die Bediensteten, stand da und musterte sie düster schweigend.

Iya verneigte sich und schaute hinaus auf die verwaisten Gärten. »Eure Tanten und Onkel haben früher in jenem Walnusshain dort oft blinde Kuh gespielt.«

»Auch sie sind inzwischen tot«, erwiderte Rhius. »Alle bis auf Onkel Tynir. Seine Gemahlin hat er an die Seuche verloren, seine Tochter an den König. Er hat sich ein neues Anwesen in den nördlichen Gebieten geschaffen.«

Zwei Gärtner gerieten unter ihnen in Sicht und zogen eine Wagenladung verrotteten Dung. Aus einem Rosen-

irrgarten kam ein großer, kahler Mann in einem juwelenbesetzten Gewand hervor, um sie bei der Arbeit zu beobachten.

Rhius' Mundwinkel spannten sich bei seinem Anblick voll Abscheu. »Komm mit, wir unterhalten uns drinnen.«

Iya spähte zurück zu dem Fremden und versuchte zu erkennen, wer er war. »Ihr habt einen Gast?«

»Mehrere.«

Rhius führte sie in einen von einigen Lampen erhellten Raum. Er schloss die Tür, und Iya wob ein Siegel, um neugierige Augen und Ohren fernzuhalten.

»Dieser Mann im Garten ist Fürst Orun, der Schatzmeister. Gewiss erinnerst du dich an ihn«, meinte Rhius und umkreiste einen runden Tisch in der Mitte des Raumes.

Iya blieb in der Nähe der Tür und beobachtete, wie er gleich einem in die Enge getriebenen Wolf auf- und ablief. »Ja. Zu Lebzeiten Eures Vaters war er häufig hier zu Gast. Ich weiß noch, dass Tharin ihn immer verabscheut hat.«

»Ja, das ist er. Er ist hoch aufgestiegen und dient dem König nun als königliches Ohr. Kein Mann, mit dem man es sich verscherzen sollte. Illior sei Dank, Erius hat Hylus als Großkanzler behalten. Er ist in der Lage, die meisten Adeligen davon abzuhalten, einander bei lebendigem Leib zu fressen.«

»Aber warum ist Orun hier?«

»Er kannte meinen Vater, und nun hat er es sich zur Aufgabe gemacht, mich kennen zu lernen. Diesmal hat er mir einen jungen Vetter mitgebracht und mich ersucht, ihn zum Kammerherrn zu ernennen.«

»Er verteilt also seine Spitzel, was?«

»Ich bin von ihnen umgeben. Er hat mir mehrere Pa-

gen und eine äußerst hübsche Hofspieldame zugedacht, von der ich glaube, sie soll in mein Bett. Heute ist sie nicht hier, sonst hätte ich euch einander vorgestellt, und du hättest die Frage für mich klären können.«

Er setzte sich und betrachtete sie mit erschöpften Augen. »Du bist also zurückgekehrt. Hast dir reichlich Zeit gelassen.«

Iya überging die Bemerkung. »Ich komme von einem Besuch bei Eurem Kind, Herr. Prinz Tobin übersendet Euch Grüße und eine Botschaft. Er vermisst Euch.«

»Bei den Vieren, wenn du wüsstest, wie sehr ich ihn vermisse!«

»Tharin ließ mich etwas anderes glauben.«

Zornesröte schoss dem Herzog in die Wangen. »Lügen vermehren sich wie Maden in einem toten Pferd, wie es heißt. Ich habe mein Geheimnis all die Jahre vor Tharin bewahrt. Nun schwärt diese Lüge zwischen uns und hat ihn vertrieben.«

»Wie das?«

Rhius deutete mit einer ausholenden Handbewegung auf den Raum, das Haus, vermutlich das gesamte Anwesen. »Nun, da mich das Leben seiner Schwester nicht mehr an ihn bindet, zieht es König Erius vor, mich in seiner Nähe zu behalten. Weiter als hier ist mir nicht gestattet, mich von Ero zu entfernen. Hätte ich Tobin hierher bringen sollen, wo Erius und seine Hexer sich als Gäste einfinden, wann immer ihnen danach ist? Nein. Ich habe stattdessen einen Mann vertrieben, der mich mehr liebt als ein Bruder; ich habe ihn zurückgeschickt, um Tobin der Vater zu sein, der ich ihm nicht sein kann.« Er fuhr sich mit den Händen über das Gesicht. »Ein weiteres Opfer.«

Iya ging zu ihm und ergriff seine Hand. »Ihr kennt

Tharin. Er liebt Euch immer noch und hält Euch im Herzen Eures Kindes am Leben. Aber einen gelegentlichen Besuch kann der König Euch doch gewiss nicht verwehren, oder?«

»Wahrscheinlich nicht, aber ich bin so – verängstigt.« Das Wort schien ihn zu ersticken. »Wir wissen beide, was Tobin ist und werden soll, aber sie ist auch mein geliebtes Kind und alles, was ich von Ariani noch habe. Kein Opfer ist zu groß, um für ihre Sicherheit zu sorgen!«

»Dann findet Ihr vielleicht ein wenig Vergebung für mich in Eurem Herzen; Ihr wisst genau, dass dies der Grund war, weshalb ich mich ferngehalten habe.« Sie holte die Brosche der Spürhunde aus einem Beutel an ihrem Gürtel hervor und warf sie auf den Tisch. »Das hier wurde mir in Ero verpasst.«

Rhius betrachtete die Brosche voll Abscheu. »Ja. Niryns Abzeichen.«

Nun lief Iya auf und ab, während sie ihm von ihrem Besuch in der Stadt berichtete und ihre Schilderung mit der Suche abschloss, die sie in ihrem Zimmer in der Herberge vorgenommen hatte. Dabei beschrieb sie den Bann, den die Zauberin nach dem unbekannten Mädchen ausgesandt hatte.

Rhius stimmte verbittertes Gelächter an. »Du bist zu lange fortgewesen. Niryn hat sich dem Orakel zugewandt und behauptet, von einer Thronräuberin zu träumen, die Erius die Krone entreißen will – von einer falschen Königin, aufgezogen durch Totenbeschwörerei. Es hat nicht gereicht, die Unschuldigen königlichen Geblüts abzuschlachten. Jetzt suchen sie nach Zeichen und Wundern.«

»Ich glaube, ihm wurde dieselbe Vision gesandt wie mir, aber er legt sie falsch aus. Oder er möchte sie so aus-

legen. Und es war tatsächlich nicht genug, die königlichen Mädchen zu meucheln; keine davon war die Auserwählte, weshalb sich der Traum fortsetzt. Zum Glück hat er Tobin noch nicht deutlich gesehen. Ich denke, das haben wir Lhels Magie zu verdanken. Dennoch hat Niryn eine Ahnung davon, was kommen wird, und so werden die Zauberer von Skala nummeriert und gegeneinander aufgewiegelt.«

»Beim Licht! Wenn sie Tobin entdecken, bevor sie alt genug ist, um zu kämpfen, um andere anzuführen …«

»Ich glaube nicht, dass diese Gefahr jetzt schon besteht. Allerdings vermuten sie offenbar magischen Schutz, weshalb sonst hätten sie mein Zimmer nach ihr durchsuchen sollen?«

»Bist du sicher, dass sie dort keinen Hinweis gefunden haben?«

»Dafür konnte ich keine Anzeichen entdecken. Aber früher oder später werden sich die Spitzel des Königs an die Verbindung zwischen Eurer Familie und mir erinnern. Ich hoffe nur, dass Arkoniels Aufenthalt in der Feste keine übermäßige Aufmerksamkeit auf den Haushalt lenkt.«

»Ich habe nichts von ihm erwähnt. Halt ihn von der Stadt fern, damit er nicht nummeriert werden kann.«

»Das habe ich vor. Hat sich Niryn unlängst nach dem Kind erkundigt?«

»Überhaupt nicht. Aber natürlich nehmen die Spürhunde und deren Arbeit seine Aufmerksamkeit ziemlich in Anspruch. Er baut sich eine recht mächtige Schar auf.«

»Wie das?«

Rhius verschränkte die Finger um ein Knie und starrte auf den schwarzen Trauerring an seiner linken Hand hinab. »Es gibt Gerüchte über geheime Treffen, die irgendwo außerhalb der Stadt abgehalten werden.«

»Und Erius sagt dazu nichts? Ich kann mir nicht vorstellen, dass auch nur das Gerücht über etwas Derartiges ungeprüft bleibt.«

»Sie dienen ihm, oder zumindest glaubt er das. Trotz aller Vorsicht, wenn es um Nebenbuhler geht, ist Erius wahrhaft blind, wenn es um Niryn und seine Gefolgschaft geht.«

»Oder er wurde blind dafür gemacht. Sagt, wie erscheint Euch der König dieser Tage? Seht Ihr etwas von dem Wahnsinn seiner Mutter in ihm herankeimen?«

»Oberflächlich betrachtet, ähnelt er ihr in keiner Weise. Die Angelegenheit mit den weiblichen Kindern …« Er vollführte eine träge, wegwerfende Geste. »Er ist nicht der Erste, der solch gewissenlose Maßnahmen ergreift, um die Thronfolge zu sichern. Niryn setzt ihm seit Jahren Ängste vor Verrätern und Nebenbuhlern in den Kopf und hat seine Gunst erlangt, indem er Menschen für Hinrichtungen zusammentreibt. Die wahnsinnige Agnalain hatte keine Verwendung für Zauberer; ihr Sohn umgibt sich Tag und Nacht mit einem. Niryn prahlt unverhohlen mit seinen ›Visionen‹, aber tobt gleichzeitig gegen die Anhänger Illiors, gegen Zauberer und gegen jeden, der sich erheben und die Prophezeiung von Afra wieder ausrufen könnte.«

»Wie viele Spürhunde gibt es inzwischen?«

»Vielleicht zwanzig. Viele davon sind noch sehr jung, und er hält sie an der kurzen Leine. Aber es gibt auch andere am Hof, die Macht erkennen, wenn sie ihnen unterkommt, und die ihn unterstützen – Fürst Orun gehört zu ihnen. Sag, Iya, wie viele Zauberer hast du in all den Jahren deiner Wanderschaft für unsere Sache gewonnen?«

Iya hielt sich einen Finger an die Lippen. »Mehr als

Niryn, aber überlasst das mir, bis die Zeit reif ist. Außerdem wisst Ihr, dass Zauberer alleine Tobin nicht auf den Thron verhelfen werden. Wir brauchen Armeen. Seid Ihr nach wie vor bereit, das Wagnis einzugehen?«

Rhius' Antlitz versteinerte zu einer verkniffenen Maske. »Was habe ich denn noch zu verlieren, das mir nicht bereits genommen wurde? Tobin kann nicht ewig versteckt bleiben. Er muss …« Der Herzog rieb sich die Lider und seufzte. »*Sie* muss sich letztlich offenbaren und entweder den Thron erobern oder sterben. Wenn sie davor entdeckt wird, dann wird niemand von uns Erius' Zorn überleben. Umgeben von solchen Gewissheiten, sieht ein Krieger kein Wagnis.«

Iya legte die Hand auf die seine und drückte sie. »Der Lichtträger hat Euch ebenso sehr auserkoren wie Tobin. Dieses Vertrauen wird Euch gerecht. Wie Ihr sagt, müssen wir weiterhin vorsichtig sein. Selbst Illiors Gunst gewährleistet keinen Erfolg.« Sie lehnte sich zurück und musterte das verhärmte Gesicht des Herzogs. »Müssten wir heute kämpfen, wie viele Männer könntet Ihr ins Feld führen? Welche Adeligen würden Euch unterstützen?«

»Tharin natürlich und die Männer seines Anwesens. Nyanis, glaube ich, und Solari. Sie würden zu mir stehen. Auch mein Onkel hegt kein Wohlwollen für den König und besitzt Schiffe. Diejenigen, die ihre Frauen und Mädchen an ihn verloren haben – viele von ihnen könnten willens sein, einer rechtmäßigen Königin den Rücken zu stärken, wenn sie die Aussicht sähen zu gewinnen. Fünftausend, vielleicht mehr. Aber nicht für ein Kind, Iya. Ich glaube nicht, dass sie schon jetzt für Tobin kämpfen würden. Erius ist ein starker König und in vielerlei Hinsicht ein guter, und Plenimar gebart sich immer

noch rastlos. Es ist genau wie damals, als seine Mutter starb und Ariani noch so jung war.«

»Nicht ganz. Damals hatten die Menschen eine wahnsinnige Königin. Nun haben sie seit Jahren die Pest, Hungersnöte und Krieg, und es wird von einer Prophezeiung gemunkelt. Es wird ein Zeichen geben, Herr, und wenn es soweit ist, werden die Menschen es erkennen.«

Erschrocken darüber, wie laut ihre Stimme in dem kleinen Raum angeschwollen war und wie heftig ihr Herz plötzlich pochte, verstummte Iya. In Afra hatte sie so viele mögliche Formen der Zukunft gesehen – war darunter das Zeichen, auf das sie wartete?

Sie ging zum Tisch und setzte sich neben Rhius. »Der König behält Euch in seiner Nähe, aber nicht wegen Tobin. Warum also? Was hat sich zwischen Euch und ihm verändert?«

»Ich bin nicht sicher. Du weißt, dass meine Vermählung mit Ariani eine einseitige Liebespaarung war. Ich habe sie geliebt, und ihr Bruder liebte meine Ländereien. Ich vermute, er dachte, ich würde vor ihr sterben und alles ihr und der Krone hinterlassen. Jetzt denke ich, dass er es über Tobin bewerkstelligen will. Erius spricht häufig davon, Tobin an den Hof zu holen, auf dass er sich den Gefährten anschließt.«

»Er ist noch nicht alt genug dafür.«

»Aber er wird es bald sein, und trotz der Geschichten darüber, dass Tobin kränklich und von einem Dämon verwunschen sei, ist Erius von jeher erpicht darauf, dass die Jungen einander kennen lernen. Manchmal glaube ich aufrichtig, dass dies auf die Liebe zu seiner Schwester zurückgeht. Trotzdem, sobald Tobin am Hof ist, wird er wenig mehr als eine Geisel sein.« Mit gerunzelter Stirn blickte Rhius auf die Brosche hinab. »Du hast ja gesehen,

wie es hier ist; kannst du mein Kind auch beschützen, wenn es erst im Palast ist?«

»Das werde ich, Herr, mit ganzem Herzen«, beteuerte Iya, die nicht wagte, ihm die plötzlichen Zweifel zu offenbaren, die sie angesichts der Aussicht darauf empfand. Wie bei einer Hand voll noch nicht geworfener Würfel enthielt Tobins Zukunft noch immer alle Möglichkeiten.

KAPITEL 28

Die Wochen nach Kis Ankunft gestalteten sich glücklich. Arkoniel erfuhr nie, was Iya während ihres Besuchs in Atyion zu Rhius gesagt hatte, aber kurz danach kehrte er in die Feste zurück und versprach, bis zu Tobins Namenstag im Erasin zu bleiben.

Noch besser war, dass Rhius beinah sein altes Selbst zu sein schien, die Verbesserungen am Haus lobte und Arkoniel abends dazu einlud, mit Tharin und ihm zu spielen. Welche Verstimmung zwischen den beiden Männern auch bestanden haben mochte, sie war verflogen. Die beiden wirkten sich näher als je zuvor.

Auch Ki fand des Herzogs Gefallen, und Rhius lobte Tharins Ausbildung des Jungen, wenn Ki am Tisch diente oder im Schwertkampf oder Bogenschießen gegen Tobin antrat. Als Tobin an seinem zehnten Namenstag in der Halle kniend darum ersuchte, Ki zu seinem Knappen zu machen, erteilte Rhius bereitwillig seine Erlaubnis und gestattete den Jungen, noch am selben Abend im Hausschrein ihr Gelübde an Sakor abzulegen. Als Zeichen für ihre Bande schenkte Tobin Ki eines seiner am besten geschnitzten Pferde als Glücksbringer an einer Halskette.

Doch trotz allem wahrte Rhius einen gewissen Abstand zu Ki, der den beiden Jungen etwas Unbehagen verursachte.

An Tobins Namenstag bedachte Rhius auch Ki mit einem Satz neuer Kleider und einem prächtigen, stichelhaarigen Pferd namens Drache.

Als Ki ihm dafür danken wollte, sagte Rhius nur: »Mein Sohn sollte gut umsorgt sein.«

Der Junge verehrte Hauptmann Tharin bereits und war

eindeutig bereit, Tobins Vater dieselbe Achtung entgegenzubringen; durch die Kühle des Mannes fühlte er sich verlegen und ein wenig linkisch.

Auch Tobin erkannte dies und litt mit seinem Freund.

Nur Arkoniel und Nari kannten den Grund für die Zurückhaltung des Herzogs, und beide konnten die Wahrheit nicht als Trost offenbaren. Selbst untereinander konnten sie die tödliche Möglichkeit nicht aussprechen, die an einem Spinnwebfaden über Kis jungem Herzen hing.

Eines kalten, klaren Nachmittags ein paar Wochen später stand Arkoniel zusammen mit dem Herzog auf der Brustwehr, wo sie die Jungen beim Spielen auf der Weide unter ihnen beobachteten.

Tobin versuchte gerade, Ki aufzuspüren, der verborgen in einer flachen Senke lag, umgeben von schneegesprenkeltem Gras und Unkraut. Irgendwie gelang es Ki zu verhindern, dass der weiße Nebel seines Atems aufstieg, doch letzten Endes verriet er sich, als sein Fuß gegen einen abgestorbenen Seidenpflanzenhalm stieß. Am Stiel hingen noch mehrere Hülsen, und als er sie erschütterte, brach der seidige, weiße Samen daraus hervor und stob auf wie Rauchzeichen auf einem Schlachtfeld.

Rhius kicherte. »Ah, damit ist er erledigt.«

Tobin sah es und rannte hinüber, um sich auf seinen Freund zu stürzen. Das daraus entstehende Gerangel ließ eine weitere dichte Wolke von Seidenpflanzenflusen aufsteigen. »Beim Licht, dieser Ki ist ein Gottesgeschenk.«

»Ich glaube, das ist er«, pflichtete Arkoniel ihm bei. »Es ist erstaunlich, wie innig sich die beiden angefreundet haben.«

Auf den ersten Blick hätten die beiden Jungen kaum

unterschiedlicher sein können. Tobin blieb, wie es ihm angeboren war, ruhig und ernst; der verwegene Ki hingegen konnte unmöglich mehrere Minuten am Stück still sitzen oder den Mund halten. Für ihn schien Reden so wichtig wie Atmen. Er sprach immer noch wie ein Bauer und konnte derb wie ein Kesselflicker sein. Nari hätte ihm bereits ein Dutzend Mal die Gerte zu spüren gegeben, wenn Tobin sie nicht stets um Milde angefleht hätte. Doch das Wesentliche dessen, was er sagte, war zumeist klug, wenngleich ungelehrt, und stets unterhaltsam, wenngleich nicht immer schicklich.

Und obwohl Tobin noch nicht versucht hatte, Kis wildes Wesen nachzuahmen, erkannte Arkoniel doch, dass er darin schwelgte. In Kis Gegenwart strahlte er wie der Vollmond und erfreute sich mit Verzückung an den Geschichten des älteren Jungen über dessen große und bunte Familie. Und nicht nur Tobin liebte diese Erzählungen. Wenn sich die Angehörigen des Haushalts abends um das Feuer versammelten, bot Ki oft die Hauptunterhaltung und brachte binnen kürzester Zeit alle dazu, sich vor Lachen die Seiten zu halten, wenn er die Eigenheiten und Missgeschicke seiner verschiedenen Geschwister beschrieb.

Zudem hatte er einen üppigen Vorrat verdrehter Fabeln und Mythen auf Lager, die er am Kamin seines Vaters gehört hatte; Geschichten über sprechende Tiere und Geister und versponnene Königreiche, in denen die Menschen zwei Köpfe besaßen und Vögel goldene Federn verloren, mit Kanten so scharf, dass sie die Finger der Habgierigen abschnitten.

Arkoniel bemühte sich, Iyas Rat zu befolgen und ließ reich bebilderte Ausgaben der vertrauteren Erzählungen besorgen, weil er hoffte, die Jungen damit für ihren Le-

seunterricht zu begeistern. Tobin hatte immer noch Mühe mit den Buchstaben, und dabei war Ki keine große Hilfe. Der ältere Junge verwehrte sich derlei Unterricht auf die stolze, rückständige Weise eines Landadeligen, der seinen eigenen Namen noch nie geschrieben gesehen hatte und auch keinen Wert darauf legte. Arkoniel schalt die beiden nicht; stattdessen ließ er ein oder zwei Bücher mit besonders ansprechenden Bildern offen und vertraute darauf, dass die Neugier seine Arbeit für ihn tat. Erst unlängst hatte er Ki dabei ertappt, wie er über *Gramains Bestiarium* gebrütet hatte. Tobin hatte indes unauffällig mit dem Lesen der Geschichte seiner berühmten Ahnin begonnen, Ghërilain, der Ersten – ein Geschenk seines Vaters.

Wenn es um Magie ging, erwies sich Ki als besserer Verbündeter. Sie schürte seine Neugier so wie die jedes gewöhnlichen Kindes, und seine Begeisterung ebnete den Weg für Arkoniels Versuch, Tobins eigenartigen Ängsten zu begegnen. Der Zauberer begann mit kleinen Trugbildern und ein paar schlichten Erschaffungen. Doch während sich Ki mit seiner üblichen, sorglosen Ungezwungenheit auf derlei Zeitvertreib stürzte, blieben Tobins Verhaltensweisen weit weniger vorhersehbar. Lichtsteine und Feuerspäne schienen ihn zu erfreuen, doch wann immer Arkoniel eine weitere Visionsreise vorschlug, wurde er argwöhnisch und schreckte davor zurück.

Auch Tharin war sehr zufrieden mit Ki. Der Junge besaß ein angeborenes Verständnis für Ehre und vertiefte sich glücklich in die Ausbildung eines Knappen. Er erlernte die Grundzüge des Tischdienstes, obwohl man in der Feste wenig Förmlichkeiten frönte, und bemühte sich

emsig, auch die Kunst der sonstigen Knappendienste zu meistern, wenngleich Tobin zumeist störrisch verweigerte, sich bedienen zu lassen. So lehnte er jede Hilfe beim Baden oder Ankleiden ab und zog es zudem vor, sich selbst um sein Pferd zu kümmern.

Als am nützlichsten erwies sich Ki letztlich beim Schwertkampf. Er war weniger als einen Kopf größer als Tobin und hatte mit seinen Brüdern und Schwestern gekämpft, seit er Laufen konnte. Dadurch gab er einen geeigneten und obendrein sehr anspruchsvollen Übungsgefährten ab. Meist gingen aus den Kämpfen Ki siegreich und Tobin voller blauer Flecke hervor. Tobin musste man zugute halten, dass er deshalb selten schmollte, sondern bereitwillig zuhörte, wenn Tharin oder Ki ihm erklärten, was er falsch gemacht hatte. Hilfreich war vermutlich, dass Tobin im Bogenschießen und Reiten Ki überlegen blieb. Bis Ki in die Feste gekommen war, hatte sein Hinterteil nie auf einem richtigen Sattel gesessen. Dem Namen nach mochte er der Sohn eines Ritters sein, aufgewachsen jedoch war er wie ein Bauernspross. Wahrscheinlich lag es daran, dass er sich nie gegen eine Aufgabe sträubte und sich dankbar für jeden Gefallen zeigte. Tobin seinerseits, der zu lange zu engen Umgang mit den Frauen gepflegt hatte, betrachtete jede neue Aufgabe als Spiel und bestand häufig darauf, bei niedrigen Arbeiten zu helfen, die in Erwägung zu ziehen die meisten Söhne von Adeligen als Beleidigungen empfunden hätten. Infolgedessen wurde er mit jedem Tag aufgeweckter und dunkelhäutiger. Die Männer in den Kasernen schrieben alles Ki zu und erkoren beide zu ihren Lieblingen.

Wenn sich Nari oder Arkoniel darüber beschwerten, dass Tobin an Kis Seite die Ställe ausmistete oder eine

Wand instand setzte, scheuchte Tharin sie einfach zurück ins Haus.

»Der Dämon ist ruhiger, seit er hier ist«, murmelte Rhius und riss Arkoniel damit aus dessen Gedanken.

»Tatsächlich?«, erwiderte er. »Ich vermute, ich bin noch nicht lange genug hier, um es zu beurteilen.«

»Und er scheint Tobin nicht mehr zu verletzen, seit – seit seine arme Mutter gestorben ist. Vielleicht war es trotz allem so am Besten.«

»Das könnt Ihr nicht ernst meinen, Herr!«

Rhius' Blick blieb auf die Weide geheftet. »Du kanntest meine Gemahlin, als sie glücklich war und es ihr gut ging. Du hast nicht miterlebt, was aus ihr wurde. Du warst nicht hier, um es zu sehen.«

Darauf wusste Arkoniel nichts zu entgegnen.

Die Jungen hatten sich indes auf einen Waffenstillstand geeinigt. Sie lagen nebeneinander im verschneiten Gras und deuteten auf die Wolken, die über den blauen Winterhimmel trieben.

Arkoniel schaute auf und lächelte. Es lag Jahre zurück, dass er zuletzt daran gedacht hatte, ein Spiel daraus zu machen, Formen in den Wolken zu suchen. Vermutlich war es für Tobin das erste Mal, dass er es versuchte.

»Schau«, sagte Ki. »Die Wolke dort ist ein Fisch. Und die da drüben sieht aus wie ein Kessel, aus dem ein Schwein klettert.«

Tobin hatte keine Ahnung, dass der Zauberer ihn beobachtete, doch seine Gedanken gingen in eine ähnliche Richtung wie jene Arkoniels. Seit Kis Ankunft schien sich alles verändert zu haben, und diesmal zum Besseren. Während er auf der Weide lag, ihm die Sonne auf das

Gesicht schien und die Kälte durch seinen Mantel kroch, fiel es ihm leicht, seine Mutter, den Dämon und all die anderen Schatten zu vergessen, die in den Winkeln seiner Erinnerung lauerten.

Fast gelang es ihm, gänzlich über Bruder hinwegzusehen, der ein paar Schritte entfernt kauerte und Ki mit schwarzen, hungrigen Augen anstarrte.

Bruder hasste Ki. Er wollte nicht verraten, weshalb, aber Tobin erkannte an der Art, wie er den lebenden Jungen ansah, dass er ihn kneifen, schlagen und verletzen wollte. Jedes Mal, wenn Tobin Bruder rief, mahnte er ihn, es nicht zu tun, doch das hielt ihn nicht von anderen Dingen ab, die Ki erschreckten, zum Beispiel, ihm Gegenstände aus der Hand zu reißen oder am Tisch seine Schale umzukippen. Ki zuckte dabei stets ein wenig zusammen und zischte Flüche zwischen den Zähnen hervor, aber er rannte nie weg oder schrie auf. Tharin meinte, standhaft zu bleiben, wenn man Angst hatte, sei ein Zeichen wahren Mutes. Ki konnte Bruder zwar nicht sehen, doch nach einer Weile behauptete er, seine Gegenwart manchmal zu spüren.

Wäre es nach Tobin gegangen, hätte er Bruder weggeschickt und eine Weile hungern gelassen, aber er hatte Lhel geschworen, dass er sich um ihn kümmern würde, und er konnte sein Wort nicht brechen. Also rief er Bruder jeden Tag, und der böse Geist umschlich ihre Spiele wie ein unerwünschter Hund. Im Spielzimmer drückte er sich in den Schatten herum, und er begleitete sie in den Wald, wenn sie ausritten. Irgendwie gelang es ihm stets, mit den Pferden Schritt zu halten, ohne zu rennen. Eingedenk seines Traumes hatte Tobin Bruder einmal angeboten, hinter ihm auf dem Pferd zu reiten. Der Geist hatte dies mit seinem üblichen, verständnislosen Schweigen begrüßt.

Ki deutete auf eine weitere Wolke. »Die sieht aus wie die kunstvollen Kuchen, die bei mir zu Hause beim Blumenfest verkauft werden. Und da ist ein Hundekopf, dem die Zunge zum Maul herausbaumelt.«

Tobin zupfte sich ein paar schwarze Zweizähne aus dem Haar und schnippte die piekenden Samen den Formen am Himmel entgegen. »Mir gefällt, wie sie sich im Vorbeiziehen verwandeln. Jetzt sieht dein Hund eher wie ein Drache aus.«

»Der große Drache Illiors, nur weiß statt rot«, pflichtete Ki ihm bei. »Wenn dein Vater uns nach Ero mitnimmt, zeige ich dir das Gemälde davon im Tempel in der Goldschmiedstraße. Es ist hundert Fuß lang, hat Juwelen als Augen, und die Schuppen sind mit Gold umrandet.« Abermals suchte er den Himmel ab. »Und der Kuchen sieht inzwischen aus wie unser Hausmädchen Lilain mit Alons Bastard seit acht Monaten im Bauch.«

Tobin spähte zu seinem Freund hinüber und erkannte an dessen schiefem Grinsen, dass gleich eine Geschichte folgen würde.

Und tatsächlich fuhr Ki fort. »Wir dachten, Khemeus würde die beiden umbringen, weil er ihr schon hechelnd nachgegiert hatte, seit sie bei uns eingezogen hat …«

»›Eingezogen *ist*‹«, berichtigte ihn Tobin. Arkoniel hatte ihm die Aufgabe übertragen, Ki dabei zu helfen, richtig reden zu lernen.

»Dann eben bei uns eingezogen ist!«, sagte Ki und verdrehte die Augen. »Jedenfalls haben sich die Jungs letzten Endes mit einem Faustkampf hinten aufm Hof begnügt. Es hat in Strömen geschüttet, und sie sind in den Dunghaufen gefallen. Dann sind sie losgezogen und haben sich betrunken. Als Lilains Balg dann auf die Welt kam, hat er erst wie Khemeus ausgesehen, also war er

wahrscheinlich doch von ihm, und er und Alon haben darüber gleich noch mal gerauft.«

Tobin starrte auf die Wolke und versuchte, sich den Sinn dieser neuen Erzählung zusammenzureimen. »Was ist ein Bastard?«

»Du weißt schon, ein Kind, das auf die Welt kommt, wenn der Mann und die Frau nicht miteinander verbandelt sind.«

»Oh.« Das sagte ihm herzlich wenig. »*Wie* ist es in den Bauch des Mädchens gekommen?«

Ki stützte sich auf einen Ellbogen und glotzte Tobin ungläubig an. »Das weißt du nicht? Hast du noch nie Tiere dabei beobachtet?«

»Wobei?«

»Na ja, beim *Rammeln* natürlich! Wenn ein Hengst auf den Rücken einer Stute klettert oder ein Hahn eine Henne besteigt? Bei Bilairys Hintern, Tobin, du musst doch wenigstens schon mal gesehen haben, wie Hunde rammeln, oder?«

»Oh, ach das!« Nun wusste Tobin, was Ki meinte, wenngleich er noch nie gehört hatte, dass es jemand so bezeichnete. In der Annahme, dass es sich um ein weiteres jener Wörter handelte, die Nari und Arkoniel missbilligen würden, speicherte er es verzückt in seinem Gedächtnis. »Du meinst, Menschen machen das auch?«

»Aber klar doch!«

Tobin setzte sich auf und schlang die Arme um die Knie. Er empfand den Gedanken zugleich als aufregend und beunruhigend. »Aber … wie? Würden sie dabei nicht umfallen?«

Johlend vor Gelächter kippte Ki auf den Rücken. »Wohl kaum! Du hast noch nie jemanden dabei beobachtet, was?«

»Du etwa?«, fragte Tobin herausfordernd und überlegte, ob sich Ki am Ende lustig über ihn machte.

»In unserem Haus?« Ki schnaubte. »Bei den Göttern, ständig! Vater ist andauernd auf irgendjemandem drauf, und die älteren Jungen machen sich über die Mägde oder manchmal sogar über die Knechte her. Es ist ein Wunder, dass bei uns nachts überhaupt wer schlafen kann! Wie ich dir schon mal gesagt habe, in den meisten Häusern schlafen alle im selben Zimmer. Zumindest in den meisten, in denen ich gewesen bin.«

Als sich Tobin nach wie vor verwirrt über den tatsächlichen Akt zeigte, suchte Ki ein paar gegabelte Unkrauthalme, die er verwendete, um eine genauere Beschreibung zu veranschaulichen.

»Du meinst, er wird größer?«, fragte Tobin mit geweiteten Augen. »Tut das dem Mädchen nicht weh?«

Ki steckte sich einen der Halme in den Mundwinkel und zwinkerte Tobin zu. »Nach den Geräuschen zu urteilen, die sie dabei von sich geben, glaube ich das kaum.« Er spähte mit einem Seitenblick auf den Stand der Sonne. »Mir ist kalt. Komm, lass uns reiten gehen, bevor Nari entscheidet, dass es zu spät dafür ist. Vielleicht finden wir ja heute deine Hexe!«

Tobin war nicht sicher, ob es falsch gewesen war, Ki von Lhel zu erzählen. Er konnte sich nicht genau daran erinnern, ob sie ihn aufgefordert hatte, ihre Gegenwart für sich behalten, doch er verspürte Schuldgefühle, die nahelegten, dass dem so gewesen war.

Eines Nachts, als sie im Bett gelegen hatten, hatte Ki eine Geschichte über eine Hexe in seinem Dorf erzählt, und Tobin war damit herausgeplatzt, dass er auch eine kannte. Natürlich hatte Ki Einzelheiten verlangt, da seine

eigene Geschichte nur eine erfundene war, die er von einem Barden gehört hatte. Letztlich hatte Tobin ihm seine Träume geschildert. Auch davon, dass er sich verirrt hatte und von der hohlen Eiche, in der Lhel lebte, berichtete er ihm, wobei er jedoch sorgsam darauf achtete, nicht die Puppe zu erwähnen.

Seither betrachteten sie es als geheime Aufgabe, die Hexe zu finden, damit Ki sie auch kennen lernen konnte.

Sie ritten beinah jeden Tag aus, hatten aber bisher noch kein Anzeichen von ihr entdeckt. Tobin kehrte von solchen Suchen stets mit gemischten Gefühlen zurück. So sehr er sich wünschte, sie wiederzusehen und herauszufinden, was sie ihm beibringen wollte, er empfand auch Erleichterung, weil die Möglichkeit bestand, dass sie wütend auf ihn sein könnte, weil er Ki von ihr erzählt hatte.

Trotz mittlerweile mehreren ergebnislosen Wochen blieb Kis Zuversicht unerschütterlich, und er freute sich darüber, das Geheimnis mit Tobin zu teilen.

Was fast jene Geheimnisse aufwog, die Tobin nicht preisgeben konnte.

Die Jungen behielten den Fortschritt der Sonne im Auge, während sie den Pferden die Sporen gaben und die Straße hinaufritten. Die Tage waren kurz geworden, und aus den Bergen zogen rasch Unwetter auf.

Bruder hielt sich vor ihnen und bewegte sich mit seinem üblichen, steifen und unnatürlichen Gang, der eigentlich zu langsam hätte sein müssen, um mit ihnen Schritt zu halten, es jedoch nie war. Ganz gleich, wie schnell sie die Tiere antrieben, er blieb unweigerlich vor ihnen.

Ki gingen andere Dinge im Kopf herum. »Wie soll

deine Hexe den ganzen Winter in einem Baum überleben?«

»Sie hatte ein Feuer«, erinnerte Tobin ihn.

»Ja, aber der Schnee wird den Eingang bedecken, oder? Sie wird sich wie ein Kaninchen rausbuddeln müssen. Und was wird sie essen?«

Sie dachten beide darüber nach, ließen ihre Pferde neben dem Weg angebunden zurück und brachen zu Fuß auf, um einen unerforschten Wildpfad zu erkunden, den Tobin vor ein paar Tagen gesichtet hatte. Ihm bis zum Ende zu folgen, kostete sie den letzten Vorrat Tageslicht. Die Sonne berührte bereits die Gipfel, als sie schließlich aufgaben und umkehrten; sie würden die Pferde regelrecht prügeln müssen, um rechtzeitig zurück zu sein, bevor sich Nari zu sorgen begann.

Ki war gerade aufgestiegen, und Tobin hatte einen Fuß im Steigbügel, als die Tiere scheuten. Gosi bäumte sich auf und schleuderte Tobin rücklings von den Beinen, dann galoppierte er die Straße hinab davon. Tobin landete mit einem überraschten Grunzen hart auf dem Rücken. Er hob den Kopf und sah, dass Ki versuchte, Drache zu zügeln, als dieser hinter Gosi herraste. Beide Pferde verschwanden um eine Biegung des Weges und nahmen Ki mit sich.

»Verdammt!«, keuchte Tobin. Er hatte sich halb auf die Beine gerappelt, als ihn ein donnergleiches Knurren gebückt erstarren ließ. Er schaute langsam nach rechts und sah sich einem Berglöwen gegenüber, der am Rand der Bäume auf der gegenüberliegenden Seite des Pfades kauerte.

Das gelbbraune Fell der großen Katze fügte sich gut in den winterlichen Hintergrund, aber ihre gelben Augen wirkten groß wie die Deckel von Nagelfässern und waren

auf ihn geheftet. Mit dem Bauch dicht über dem Boden beobachtete ihn das Tier, während dessen hin- und herzuckender Schwanz Laub und Schnee aufwirbelte. Dann näherte es sich ihm wie in einem Albtraum erst einen, dann zwei Schritte; Muskeln spannten sich entlang der Schultern.

Der Berglöwe pirschte sich an ihn an.

Wegzulaufen schien sinnlos. Tobin hatte zu große Angst, um auch nur die Augen zu schließen.

Der Berglöwe näherte sich einen weiteren Schritt, dann hielt er inne und legte die Ohren flach an den Kopf an, als Bruder zwischen ihnen auftauchte.

Die Katze konnte ihn sehen. Sie duckte sich tiefer und knurrte, wodurch sie grausam gekrümmte Fänge offenbarte, länger als Tobins Daumen. Mittlerweile war Tobin über schlichte Angst hinaus und konnte sich nicht bewegen.

Der Berglöwe fauchte und hieb nach dem Geist. Kaum zwei Schritte von Tobins Brust entfernt fuhr eine mächtige Pranke durch die Luft, so dicht, dass Tobin den Luftzug spürte und sah, wie die scharfen Krallen durch Bruders Bausch zischten. Bruder rührte sich nicht. Das Tier knurrte abermals und setzte zum Springen an.

Tobin hörte jemand auf sie zulaufen. Es war Ki, der zu Fuß zurückgerannt kam; das lange Haar wehte hinter ihm her. Er stieß einen wilden Schrei aus und hielt lediglich mit einem langen, knorrigen Stock bewaffnet geradewegs auf den Berglöwen zu.

»Nein!«, brüllte Tobin, doch es war zu spät. Die Katze sprang und prallte mit voller Wucht in Kis Brust. Zusammen rollten die beiden über den Pfad und kamen – mit dem Berglöwen zuoberst – zum Liegen.

Einen entsetzlichen Augenblick lang spürte Tobin, wie

die Zeit stillstand, genau wie damals, als seine Mutter die Seite des Turms hinab von ihm wegfiel. Ki lag unter dem Berglöwen auf dem Rücken; Tobin konnte nur die gespreizten Beine seines Freundes und den auf dessen Bauch gestemmten Hinterlauf der Katze sehen, die dazu ansetzte, ihn auszuweiden wie ein Eichhörnchen.

Doch weder Ki noch der Berglöwe rührten sich, und plötzlich stand Bruder über ihnen. Tobin war kaum bewusst, dass er rannte, bis er sich auf den Rücken des Tieres warf, den riesigen Schädel packte und ihn von Kis Kehle wegriss. Der Berglöwe erwies sich als schlaffes, totes Gewicht in seinen Händen.

»Ki! Ki, bist du tot?«, rief Tobin, während er versuchte, den schweren Leib von seinem Freund zu hieven.

»Ich glaube nicht«, ertönte die matte Antwort, und er begann, sich zu winden. Gemeinsam gelang es den beiden, den Berglöwen beiseite zu rollen. Ki kroch blass und zittrig, aber eindeutig lebendig darunter hervor. Die Vorderseite seines Kittels war zerfetzt, und aus einem langen Kratzer an seinem Hals troff Blut auf die Schnüre hinab. Tobin sank auf die Knie und starrte seinen Freund an; er konnte kaum glauben, was sich soeben ereignet hatte. Wortlos drehten sie die Köpfe und schauten zu der Katze, die neben ihnen lag. Die gelben Augen starrten blicklos in den Graben. Dunkles Blut befleckte den Schnee unter den klaffenden Kiefern.

Ki fand als erster die Stimme wieder. »Bei Bilairys behaartem Hintern!«, krächzte er mit einer Stimme, ein Oktave höher als sonst. »Was ist geschehen?«

»Ich glaube, Bruder hat die Berglöwin getötet!« Verwundert sah Tobin den Geist an, der nun über der toten Katze kauerte. »Er hat sich zwischen sie und mich gestellt und ihren Angriff abgewehrt. Aber dann kamst du ange-

rannt, mit einem … Was hast du dir eigentlich dabei *gedacht*, mit einem – einem *Stock* auf das Tier zuzulaufen?«

Ki zog das geschnitzte Pferd hervor, das er als Glücksbringer um den Hals trug. »Ich bin dein Knappe. Etwas anderes konnte ich nicht finden, und …« Jäh verstummte er mitten im Satz und starrte mit offen stehendem Mund über Tobins Schulter.

Tobins Nackenhaare richteten sich auf. Jagten Berglöwen in Paaren? Oder gar in Rudeln? Hastig fuhr er herum, verlor dabei das Gleichgewicht und plumpste schwer auf sein Hinterteil.

Ein paar Schritte entfernt stand Lhel, so schmutzig und zerlumpt, wie er sie in Erinnerung hatte. Sie wirkte keineswegs überrascht, die beiden Jungen mit einem toten Berglöwen vorzufinden.

»Ihr nach mir gesucht, *Keesas*?«

»Äh … ja. Ich – ich hoffe, du hast nichts dagegen. Ich habe meinem Freund von dir erzählt – er ist noch nie einer Hexe begegnet. Und – und du hast gesagt, du willst mir etwas beibringen«, brachte er stockend hervor. Im schwindenden Licht vermochte er nicht zu erkennen, ob sie wütend schien oder nicht.

»Und stattdessen ihr gefunden von große *Maskar*.« Mit einem in Lumpen gehüllten Fuß stupste sie die tote Katze.

»Bruder hat das Tier davon abgehalten, mich zu erwischen, dann kam Ki, und hat es abgelenkt, und Bruder hat es getötet.«

»Ich getötet. Bruder nicht machen tot.«

Beide Jungen glotzten sie mit geweiteten Augen an. »Du? Aber – aber wie?«, fragte Tobin.

Sie schnaubte verächtlich. »Ich Hexe.« Dann kniete sie sich hin und nahm Tobins Gesicht zwischen ihre rauen Handflächen. »Du verletzt, *Keesa*?«

»Nein.«

»Du?« Sie streckte den Arm aus, um Kis Hals zu berühren.

Der ältere Junge schüttelte den Kopf.

»Gut.« Lhel grinste, wodurch einige Zahnlücken zum Vorschein kamen. »Du sein Tobins tapferer guter Freund. Du auch haben Stimme, *Keesa*?«

Ki errötete. »Ich weiß nicht, was man zu einer Hexe sagt.«

»Vielleicht sagen: ›Hallo, Hexe‹?«

Ki rappelte sich auf die Knie und verbeugte sich vor ihr, als wäre sie eine Fürstin. »Hallo, Frau Lhel. Und danke! Ich stehe in Eurer Schuld.«

Lhel legte ihm eine Hand auf den Kopf. Einen Lidschlag lang vermeinte Tobin, Traurigkeit in ihren Augen aufflackern zu sehen, und eine unangenehme Kälte rollte durch seinen Bauch. Als sie sich jedoch umdrehte und Tobin in eine Umarmung zog, war der Blick verflogen. Steif ließ er es geschehen; sie roch nicht besonders gut.

Sie hielt ihn kurz fest und flüsterte: »Das guter *Keesa*. Du sein gut zu ihm? Ihn beschützen?«

»Ihn beschützen? Vor wem?«

»Du wirst wissen, wenn Zeit kommt.« Lhel klopfte ihm mit einem Finger auf die Brust. »Du das behalten hier. Es nicht vergessen.«

»Das werde ich nicht.«

Tobin löste sich von ihr. Bruder stand nun nah genug, um ihn zu berühren, und Tobin versuchte, ihm zu danken. Wie üblich fand seine Hand keinen Halt an der fest wirkenden Gestalt, sondern stieß lediglich auf einen Fleck kälterer Luft.

»Woher wusstet Ihr, dass wir hier sind?«, fragte Ki.

»Ich dich viele Male sehen, um zu wissen, was für gu-

ten Freund mein Tobin haben. Ihr zusammen werden feine Krieger.« Sie berührte ihre Stirn. »Ich es hier sehe.« Die Hexe schaute wieder zu Tobin, dann deutete sie in die Richtung der Feste. »Du haben noch einen Lehrmeister. Du ihn magst?«

»Nein. Er wirkt Magie, aber andere als du. Hauptsächlich bringt er uns Lesen und Rechnen bei.«

»Er hat auch versucht, uns das Tanzen beizubringen, aber er stellt sich selber wie ein großer Reiher auf Eis an«, fügte Ki hinzu. »Begleitet Ihr uns zum Haus, Frau Lhel? An sich steht es mir nicht zu, Euch Gastfreundschaft anzubieten, aber Ihr habt mir das Leben gerettet. Es wird eine kalte Nacht, und – und Köchin macht heute mit Aspik überzogene Fleischpastete.«

Sie klopfte ihm auf die Schulter. »Nein, sie mich dort nicht kennen. Nichts sagen, ja?«

»Werd ich nicht!«, versprach Ki und warf Tobin ein verschwörerisches Grinsen zu. Die Geschichte über eine Hexe war ein herrliches Geheimnis gewesen; die Hexe selbst war ein Schatz, der alle Hoffnungen überstieg.

»Wir müssen nach Hause.« Tobin warf einen weiteren besorgten Blick zum Himmel; er hatte sich hinter den schwarzen Gipfeln purpurn und golden verdunkelt. »Da wir dich jetzt gefunden haben, dürfen wir dich wieder besuchen kommen? Du hast gesagt, du würdest auch meine Lehrerin werden.«

»Zeit wird kommen. Noch nicht.« Sie steckte zwei Finger in den Mund und stimmte einen durchdringenden Pfiff an. Die ausgerissenen Pferde kamen den Pfad entlang zurückgetrottet und schleiften die losen Zügel im Schnee neben sich her. »Trotzdem ihr könnt kommen besuchen manchmal.«

»Wohin? Wie finden wir dich?«

»Ihr suchen. Ihr finden.« Damit schritt sie unbekümmert davon und verschwand in der zunehmenden Düsternis.

»Bei der Flamme!« Ki hüpfte vor Aufregung auf und ab und knuffte Tobin in den Arm. »Bei der Flamme, sie ist genau, wie du sie beschrieben hast! Eine waschechte Hexe! Sie hat diese Berglöwin getötet, ohne sie auch nur zu berühren. Und sie hat uns die Zukunft vorausgesagt, hast du's gehört? Feine Krieger!« Er vollführte einen wilden Hieb gegen einen künftigen Feind, dann keuchte er ob der Schmerzen an seinem Hals, die ihn allerdings nicht wesentlich bremsten. »Wir zwei zusammen! Prinz Tobin und sein Knappe.«

Tobin hob die Hand, und Ki ergriff sie. »Zusammen. Aber wir dürfen nichts verraten«, erinnerte Tobin ihn, der Kis Hang, mit allem hervorzuplatzen, was ihm gerade in den Sinn kam, nur allzu gut kannte.

»Bei meiner Ehre, Prinz Tobin, ich werde gehorchen. Selbst unter Folter bekäme es niemand aus mir heraus. Die uns auch blühen wird, wenn wir nach Hause kommen! Jetzt wird die Sonne bis dahin mit Sicherheit untergegangen sein.« Reumütig betrachtete er seinen zerrissenen Kittel. »Wie sollen wir das erklären? Wenn Nari das herausfindet, lässt sie uns nie mehr aus dem Haus!«

Tobin kaute einen Augenblick auf der Unterlippe. Er wusste, dass Ki Recht hatte. Trotz Arkoniels Zuspruch sorgte sich Nari immer noch und wurde unruhig, wenn sie beide sich zu lange außerhalb ihrer Sichtweite befanden. Der Gedanke, auch nur einen einzigen Tag ihrer neu gewonnen Freiheit zu verlieren, fühlte sich unerträglich an. »Wir erzählen ihr einfach, Drache sei mit dir durchgegangen. Das ist nicht einmal gelogen.«

KAPITEL 29

Rhius kehrte vor dem Ende des Monats nach Ero zurück und übertrug wieder Arkoniel und Tharin die Verantwortung über die Jungen.

Nachdem Arkoniel seine Pflichten als Lehrmeister zu seiner eigenen Zufriedenheit und zu der seiner jungen Schutzbefohlenen festgelegt hatte, freute er sich über jede Menge Zeit, um seinen Studien nachzugehen. Iya hatte sich damit begnügt, umherzuwandern, Ideen zu sammeln und ihre Kunst für jene einzusetzen, die sie brauchten und dafür bezahlen konnten. Arkoniel hingegen hatte immer den Wunsch verspürt, Neues zu erschaffen und weiter zu lernen; nun schien es, als hätte Illior ihm sowohl die Mittel als auch die Gelegenheit dafür gewährt.

Im späten Kemmin wurden die Zimmer im dritten Stockwerk endlich fertig gestellt, und Arkoniel nahm zwei davon in Besitz: eine kleine, gemütliche Schlafkammer und einen großen, hohen Raum, der daran grenzte. Als Gegenleistung für seine Vormundschaft Tobins hatte der Herzog dem Zauberer praktisch unerschöpfliche Mittel zur Verfügung gestellt, um seinen Studien nachzugehen, wenn er nicht anderweitig beschäftigt war.

Zum ersten Mal in seinem von Reisen gezeichneten Leben hatte Arkoniel sowohl genügend Zeit als auch Geld, um sich vielschichtigerer Magie zu widmen. Lange, bevor auf die Wände oben die letzte Verputzschicht aufgetragen wurde, begann er, den Raum einzurichten, den er bereits als sein Arbeitszimmer betrachtete. Im Verlauf der nächsten Monate trafen fast täglich Karren ein, gefüllt mit Büchern und Instrumenten, die er bei seinen Reisen mit Iya gesehen hatte. Aus den Gießereien

und Brennöfen in Ylani kamen die Mörser, Winkelmessgeräte und Schmelztiegel für alchemistische Arbeiten und das Zusammensetzen magischer Gegenstände. In Alestun fand er Tische, Kohlenbecken und Werkzeug, um einen anderen Bereich des Raumes zu füllen. Aus den Minen in den nördlichen Gebieten bestellte er feine, klare Kristalle, und er schrieb anderen Zauberern, um sich Kräuter, Erze und andere seltene Stoffe zu beschaffen, die es in der Gegend nicht gab. Bald begann er zu überlegen, ob er so verwegen sein sollte, um einen weiteren Raum zu bitten. Als Gegenleistung für solche Freigiebigkeit fertigte er jeden Haushaltshilfszauber an, von dem er wusste, wie man ihn machte.

Das er nicht nur wenige Neuigkeiten über Tobin schriftlich weiterzugeben wagte, füllte er lange Briefe an Iya mit seinen Fortschritten, Plänen und Hoffnungen. Aus ihren unregelmäßigen Antworten las er Anerkennung und Ermutigung.

So könnte es unter den Dritten Orëska sein, schrieb sie mit sorgfältig gewählten Worten. *Nicht ein Zauberer, der alleine arbeitet, sondern viele, die ihr Wissen zum Wohle aller mit Generationen von Schülern teilen. Ich vermute, wenn wir uns das nächste Mal begegnen, wirst du mir etwas Neues zeigen können.*

Arkoniel beabsichtigte, diese Erwartung zu erfüllen, und zwar mit etwas Beeindruckenderem als bloß einem neuen Feuerbann.

Der erste schwere Schneesturm des Jahres trat in der fünften Nacht des Cinrin auf. Am Tag darauf glich die Welt einem erschreckenden, schwarzen und weißen Gaumen unter einem strahlend blauen Himmel. Die Jungen waren ganz und gar unfähig, für den Unterricht still

zu sitzen, während sie vor dem Fenster eine derartige Landschaft erwartete. Kopfschüttelnd entließ sie Arkoniel und zog sich in seine Werkstatt zurück, um seiner derzeitigen Leidenschaft zu frönen. Bald darauf vernahm er von draußen Gelächter. Er ging zum Fenster und erblickte Tharin, der mit den Jungen auf der Weide eine Festung aus Schnee baute. Der Hang rings um sie sah aus wie eine funkelnde, weiße Fläche voll feinem Salz, unberührt, außer dort, wo sie den Schnee durch ihr Treiben aufgewühlt hatten. Wo sie gegangen waren und sich Schneebrocken gerollt hatten, zeichneten sich die Schatten blau ab. Die Straße und die Brücke waren unter dem Schnee verschwunden. Nur der Fluss war geblieben und verlief wie eine dicke, schwarze Schlange zwischen den angeschwollenen, weißen Ufern.

Weiteres Gelächter drang zu ihm, gefolgt von einem Schimpfen seitens Tharin. Anscheinend hatte Ki Tobin beigebracht, was Schneebälle waren und wofür man sie verwendete. Die Arbeit an der Schneefestung kam zum Erliegen, während eine wüste Schlacht tobte. Arkoniel verspürte die Versuchung, hinunterzugehen und sich ihnen anzuschließen, letztlich jedoch behielten die Wärme und Stille seines Arbeitszimmers die Oberhand.

Der erste Schritt zum Erschaffen von Magie, so hatte Iya ihn gelehrt, bestand darin, sich das gewünschte Ergebnis vorzustellen. Auch das Weben eines bekannten Banns begann auf diese Weise; wollte man ein Feuer machen, malte man sich eine Flamme aus, dann ließ man der Form die gebündelte Absicht folgen.

Beim Erschaffen eines neuen Zaubers ging es lediglich darum, die Schritte dazwischen herauszufinden, um die Absicht Wirklichkeit werden zu lassen.

Anfangs, während der Gewöhnung an seine neue Rol-

le und sein neues Zuhause und angesichts der Aufregung, die damit einherging, seine Räumlichkeiten zu beziehen, hatte er mit Alchemie und anderen bekannten Wissenschaften herumgespielt und die Fähigkeiten vervollkommnet, die er bereits besaß. Mittlerweile jedoch hatte sich ein geregelter Alltag eingestellt und der Winter eingesetzt, und er ertappte sich dabei, über seine Begegnung mit Lhel nachzudenken.

Die erschreckende Macht ihrer Geschlechtlichkeit fand immer öfter den Weg in seine Träume; er konnte ihre Wärme an seinem Körper spüren und ihren moschusartigen, wilden Duft riechen.

Jedes Mal erwachte er mit panisch pochendem Herzen und schweißgebadet. Bei Tageslicht gelang es ihm, all das dem Wüten seines jungen, unbändigen Körpers zuzuschreiben. Der Gedanke, sie so zu berühren, wie er es in seinen Träumen tat, verursachte ihm vor Furcht regelrecht Übelkeit.

Was ihn an diesem Tag zurück zu jenen Erinnerungen führte, war allerdings nicht die Sinnlichkeit ihrer Begegnung, sondern was er vermeinte, sie an jenem Tag im Wald vollbringen gesehen zu haben, und ein Traum.

Die Darstellung eines Ebenbilds seiner selbst war bekannte Magie; nicht einfach zu meistern, aber auch keineswegs ungewöhnlich. Iya beherrschte es, und Arkoniel selbst hatte dabei schon kleinere Erfolge erzielt, doch mit Orëska-Magie beschränkte sich das geschaffene Bild ausschließlich auf die Gestalt des Zauberers und war in der Regel sehr klar und unnatürlich wie ein Gespenst bei Tageslicht. An jenem Tag aber harte er Lhel an der Straße wie durch ein ovales Fenster gesehen; das Licht, das auf sie geschienen hatte, war Tageslicht gewesen, und er konnte rings um sie den Sumpf sehen, bevor er überhaupt

erfahren hatte, dass es in der Nähe einen gab. Sein Verstand hätte solche Einzelheiten demnach nicht beizusteuern vermocht; Lhel hatte ihm gezeigt, wo sie sich befand, und zwar so deutlich, als hätte sie ihn durch ein Loch in der Luft dorthin geführt.

Ein Loch in der Luft.

Das Bild war ihm beim Erwachen an diesem Morgen gekommen. Bisher hatte er auf Verschwindezauber gebaut und versucht, sie zu einer Mischung aus Gestalt und Bewegung anzupassen. Nichts hatte auch nur annähernd geklappt.

An diesem Morgen jedoch hatte er einen Einfall, eine Eingebung im Gefolge eines Traums. Darin hatte er Lhel erneut in jenem grünstichigen Licht schweben gesehen, das nicht zum Sonnenlicht passte, in dem sie stand. Sie war nackt und gab ihm Zeichen, als wollte sie, dass er durch das schillernde Rund trat und sich zu ihr gesellte, ohne den Hügel erklimmen zu müssen. In diesem Traum hatte er eine Art Loch wahrgenommen, einen Tunnel, der sie über eine Röhre aus waberndem, grünen Licht miteinander verband. Im Schlaf hatte er gespürt, dass er drauf und dran war, das Geheimnis zu enträtseln, das er brauchte. Aber dann hatte ihn wieder das Bild der nackten Hexe abgelenkt, und er war mit einer vollen Blase und schmerzendem Schritt erwacht.

Während er dasaß und über all das nachgrübelte, ereilte ihn eine andere vergessene und scheinbar zusammenhanglose Erinnerung. Iya und er hatten einst widerhallende Tunnel am Fuße eines uralten Gipfels in den nördlichen Gebieten erkundet. Die Tunnel hatten wie gewaltige Maulwurfbaue gewirkt, allerdings hatten sie glasglatte Wände besessen und keinerlei Anzeichen von Grabungsarbeiten erkennen lassen. Iya behauptete, der Berg

hätte sie selbst irgendwie erschaffen, und zeigte ihm Obsidianbrocken, die winzige Löcher enthielten, verkleinerte Ausgaben der Tunnel selbst, aber fein wie Ameisenlöcher in lockerer Erde.

Sein Glied rührte sich erneut, als er sich auf einen Schemel an seinem Arbeitstisch setzte und versuchte, sich die Einzelheiten des Traumes genauer ins Gedächtnis zu rufen. Mit großer Willensanstrengung zwang er seinen Körper, sich zu beruhigen, und bündelte die Aufmerksamkeit auf das Bild: ein Loch in der Luft – nein, ein Tunnel! Einfach vorzustellen, aber wie erschuf man so etwas, wenn er nicht einmal verstand, wie der Berg es geschafft hatte? Bei all ihren Reisen hatten Iya und er nie einen Bann entdeckt, der etwas ähnelte, wie er es sich gerade ausmalte. In seiner neuen Einsamkeit arbeitete er nun alleine daran, einen Gedankenvorgang zu schmieden, der seine Vision zu erfassen vermochte.

Wie so oft in den vergangenen Wochen griff er in eine nahe Schale und holte eine getrocknete Bohne daraus hervor. Sie war halb so groß wie sein Daumennagel und dunkelrot mit weißen Sprenkeln, die Art, die der Koch seines Vaters ›rote Hennen‹ genannt hatte. Arkoniel rieb sie zwischen Daumen und Zeigefinger und prägte sich ihr Gewicht und ihre glatte Beschaffenheit ein.

Mit dem Bild der Bohne fest im Kopf verankert, legte er sie auf den Eichentisch vor sich neben eine Salzdose mit Deckel, die Köchin ihm widerwillig überlassen hatte. Er bündelte alle Gedankenkraft und schob die Bohne ein paar Mal mit den Fingern vor und zurück, dann nahm er die Hand davon weg und hob die Bohne mit seinem Geist an, bis sie einen Fuß über dem Tisch schwebte. Als Nächstes richtete er seinen geballten Willen darauf, stellte sich den Tunnel vor, von dem er geträumt hatte und

zwang der Bohne auf, einen solchen Weg in die geschlossene Dose zu finden.

Die Bohne bewegte sich zwar, allerdings nur auf die übliche, ernüchternde Weise. Sie flog wie von einer Schleuder abgeschossen gegen die Dose und prallte so heftig gegen den Deckel, dass sie in zwei Teile zerbrach, die in entgegengesetzte Richtungen davonspritzten. Arkoniel hörte, wie sie über den kahlen Steinboden davonschlitterten und sich zweifellos zu ihren Vorgängern gesellten, die bereits im Raum verstreut lagen.

»Bei Bilairys Hintern!«, brummte er und stützte das Gesicht auf die Hände. In den letzten Wochen hatte er genug Bohnen verbraucht, um einen Topf Suppe damit zu kochen, und immer mit demselben entmutigenden Ergebnis.

Er verbrachte eine weitere Stunde mit dem Versuch, seinem Verstand das Gedankengebilde einer Öffnung in der Luft zu entlocken, endete jedoch nur mit pochenden Kopfschmerzen.

Schließlich gab er es auf und wandte sich für den Rest des Nachmittags sichererer Magie zu. Er schüttelte einen frisch gefertigten Feuerspan aus einem gedeckelten Tiegel, legte ihn auf einen Teller und murmelte: »Brenne.« Der rötlichbraune Span flackerte auf seinen Befehl hin und entfesselte eine kleine, hellgelbe Flammenzunge, die brennen würde, bis Arkoniel sie aufforderte, damit aufzuhören.

Er setzte einen Tiegel voll Regenwasser auf einem Eisengestell zum Kochen darüber auf und begab sich zu seinem Kräuterschrank, um die verschiedenen Zutaten zu holen, die er brauchte, um einen Schlaftrunk für Mynir zusammenzubrauen.

Die anfängliche Mischung stank durchdringend, was

Arkoniel jedoch nicht störte. Ein Gefühl der Befriedigung durchströmte ihn, während er beobachtete, wie die ersten Blasen aufstiegen.

Er hatte die Zutaten selbst im Wald und auf der Weide gesammelt und die Banne aus dem Gedächtnis gewoben. Ein solches Zusammenspiel von Magie und weltlichen Dingen beruhigte seine Nerven; es fühlte sich angenehm an, am Ende der Beschwörungen ein fertiges, nützliches Ergebnis zu erhalten. Auch der Feuerspan war sein Werk. Die Überreste des letzten Ziegels, den er bearbeitet hatte, lagen noch auf einem Brett in der Nähe, gleich neben dem Steinhammer, den er verwendet hatte, um ihn in brauchbare Stücke zu zerschlagen. Mit diesem Vorrat würde das Haus bis in den Frühling auskommen.

Der Geruch der eingeweichten Kräuter brachte Erinnerungen an Lhel zurück, diesmal an ihre gemeinsame Reise nach Ero. Damals hatte sie jede Pause, jede Rast genützt, um in der Erde oder zwischen dem Herbstlaub nach verwertbaren Dingen zu suchen. Wieder schoss ihm Hitze ins Gesicht, als er daran zurückdachte, wie gering er sie damals geschätzt hatte. Er hatte keine Ahnung von der Macht gehabt, die sie besaß.

Dann beschlichen ihn neuere Erinnerungen von nach Moschus duftender, tätowierter Haut und geflüsterten Versprechen, die das Herz des Zauberers einen Schwindel erregenden Schlag aussetzen ließen.

Hatte sie seine geheime Hoffnung gekannt? Hatte sie ihm absichtlich einen flüchtigen Blick auf dieses besondere Kunststück gewehrt, um ihn damit zu verlocken? Während der langen Reise nach Ero hatte er sie viele Male dabei ertappt, dass sie seinen Geist berühren wollte; wie oft mochte sie sich unbemerkt darin eingeschlichen haben?

Er glitt vom Schemel und kehrte zum Fenster zurück. Spätnachmittägliche Schatten streckten sich wie blaue Katzen unter dem Haus, und ein Dreiviertelmond ging bereits auf. Tharin und die Jungen waren verschwunden. Ihre Festung stand wie ein winziger Vorposten da, umgeben von einem Gewirr von Fußabdrücken. Etwas unterhalb davon verlief eine einzelne Spur über den glatten, weißen Hang des Hügels hinab zur Flussbiegung.

Im Wald zeichneten sich die kahlen Stämme und Äste schwarz wie die Haare auf dem Arm eines Müllers gegen die frische Schneedecke ab. Bald würden die richtigen Stürme einsetzen und die Straßen und Pfade bis zum Frühling verstopfen. In der Feste waren reichlich Vorräte und Brennstoff eingelagert, aber wie konnte eine barfüßige, kleine Frau überleben, auch wenn sie eine Hexe war? Wie hatte sie überhaupt so lange hier überlebt?

Und wo befand sie sich im Augenblick?

Er streckte die Arme über den Kopf und versuchte, dem neuerlichen Anflug schuldbehafteter Sehnsucht, die ihn bei dem Gedanken durchzuckte, keine Beachtung zu schenken.

Stattdessen beugte er sich weit aus dem Fenster und ließ die kalte Luft die plötzliche Hitze lindern, die ihm in die Wangen geschossen war.

Von hier aus hörte er das Klappern von Kochtöpfen aus der Küche dringen und das gedämpfte Klopfen von Hufen auf der Straße hinter der Feste. Arkoniel schirmte mit einer Hand die Augen ab und entsandte einen Sichtungszauber den Gebirgspfad hinauf.

Mittlerweile beherrschte er diesen Bann fast genauso gut wie Iya und konnte für kurze Zeit über eine Entfernung von mehreren Meilen sehen.

Aus der Höhe eines Falken erblickte er Tobin und Ki,

die mit hinter ihnen herwehenden Mänteln nach Hause galoppierten. Sie befanden sich noch ein gutes Stück entfernt und ritten angestrengt, um rechtzeitig vor Sonnenuntergang einzutreffen. Vor ein paar Wochen waren sie einmal zu spät gekommen und hatten danach wie eingesperrte Bären Trübsal geblasen, als Nari sie zur Strafe zwei Tage innerhalb der Mauern behielt.

Arkoniel lächelte bei sich, während er sie beobachtete. Wie immer redete Ki, und Tobin lachte. Plötzlich jedoch zügelten beide ihre Pferde so jäh, dass sich die Tiere aufbäumten, über den Boden schlitterten und weiße Schneewolken aufwirbelten. Eine dritte Gestalt geriet ins Sichtfeld des Zauberers, und er stieß ein Keuchen der Überraschung aus.

Es war Lhel.

Sie hatte sich in eine lange Pelzrobe gehüllt, und das Haar hing ihr offen über die Schultern. Beide Jungen stiegen ab, gingen zu ihr und reichten ihr zur Begrüßung die Hände. Arkoniel besaß nicht die Macht, über eine solche Entfernung ihre Worte zu hören, ihre Gesichter jedoch sah er klar und deutlich. Dies war keine Begegnung von Fremden.

Die Hexe lächelte innig, als sie Kis Hände ergriff. Tobin sagte etwas zu ihr, und sie streckte den Arm aus, um seine vor Kälte gerötete Wange zu berühren.

Arkoniel schauderte, als er daran zurückdachte, wie dieselben Finger geschnitten, genäht und Seelen miteinander verwoben hatten.

Sie unterhielten sich eine Weile, dann stiegen die Jungen wieder auf und setzten den Heimweg fort. Arkoniel hielt den Sichtungszauber auf die Hexe gerichtet, doch er spürte bereits, dass die Kraft des Bannes schwand. Er presste die Finger gegen die Lider und bemühte sich, sie

im Blickfeld zu behalten, als seine Fähigkeit, die Gedanken zu bündeln, allmählich nachließ.

Lhel blieb auf der Straße und beobachtete, wie sie davonritten. Arkoniel würde den Zauber bald abbrechen müssen, aber er wollte unbedingt sehen, wohin sie ging. Kurz bevor er es aufgab, hob sie leicht den Kopf, vermutlich, um zum aufgehenden Mond zu schauen. Einen Lidschlag lang schien sie ihn unvermittelt anzusehen.

Arkoniel wusste, dass er die Vision zu lange aufrechterhalten hatte. Plötzlich fand er sich mit pochendem Schädel unter dem Fenster auf den Knien wieder, und vor seinen Augen tanzten bunte Funken. Als die ärgste Benommenheit von ihm wich, rappelte er sich auf und rannte hinunter zu den Stallungen, um sein Pferd zu holen. Ohne den Fuchs zu satteln, stieg er auf und galoppierte die Straße hinauf.

Während er ritt, hatte er Zeit, über das Hämmern seines Herzens und das unbestreitbare Gefühl der Dringlichkeit nachzudenken, die ihn antrieben. Er wusste zweifelsfrei, dass Lhel den Kindern nichts antun würde. Außerdem hatte er noch gesehen, wie sie sich voneinander getrennt hatten. Dennoch hetzte er sein Pferd geradezu verzweifelt, um …

… *sie zu finden.*

Und warum auch nicht?, fragte er sich. Sie kannte Geheimnisse der Magie, von denen er nur träumte. Iya wollte, dass er von ihr lernte, und wie konnte er das tun, ohne sich der Hexe zu stellen?

Und warum sollte sie überhaupt noch dort sein und auf der kalten Straße stehen, während die Nacht hereinbricht?

Tobin und Ki kamen um eine Biegung und zügelten die Pferde, um ihn zu begrüßen. Arkoniel bremste seinen

Wallach so jäh, dass er sich an der Mähne festklammern musste, um nicht hinunter geschleudert zu werden.

»Ihr seid auf der Straße einer Frau begegnet. Was hat sie zu euch gesagt?« Ihn überraschte selbst, wie harsch die Worte aus ihm herausplatzten. Ki verlagerte unbehaglich das Gewicht im Sattel, ohne ihn anzusehen. Tobin begegnete seinem Blick unverwandt und zuckte mit den Schultern.

»Lhel sagt, sie wird es allmählich leid, auf dich zu warten«, erwiderte er, und einen Lidschlag lang war er wieder das düstere, seltsame Kind, das Arkoniel an jenem Sommertag kennen gelernt hatte. Mehr als das; im schwindenden Licht, in dem die Schatten seine Augen fast schwarz erscheinen ließen, wirkte er auf schaurige Weise wie sein dämonischer Zwillingsbruder. Der Anblick jagte Arkoniel einen Schauder über den Rücken. Tobin deutete die Straße entlang. »Sie sagt, du sollst dich beeilen. Viel länger wird sie nicht mehr warten.«

Lhel. Sie. Tobin sprach von jemandem, den er kannte, nicht von einer Fremden, der er zufällig auf der Straße begegnet war.

Lhel wartete auf ihn, aber nicht mehr lange.

»Ihr reitet am besten nach Hause«, sagte er zu den Jungen und galoppierte weiter. Unterwegs kramte er nach Worten, um sie zu begrüßen, und fand nur Fragen. Wo hatte sie all die Monate gesteckt? Was hatte sie zu dem Kind gesagt? Und wichtiger noch, was für eine Magie hatte sie verwendet, als sie das erste Mal gekommen war, um Arkoniel im Wald zu treffen?

Er verfluchte sich dafür, sich während seiner Vision keine Merkmale der Umgebung gemerkt zu haben, aber letztlich spielte es keine Rolle. Nach einer weiteren Meile stieß er auf sie. Lhel stand immer noch auf der Straße,

wie er sie zuletzt gesehen hatte; ihr Schatten zeichnete sich blau auf dem Schnee ab. Das schwindende Licht ließ ihre Züge weicher erscheinen und sie wie ein junges Mädchen aussehen, das sich im Wald verirrt hatte.

Der Anblick vertrieb jegliche Fragen aus seinem Geist. Er zügelte das Pferd und glitt aus dem Sattel, um sich ihr zu stellen. Ihr Geruch drang zu ihm; in der kalten Luft fühlte er sich heiß an. Er verschlug ihm die Sprache und entfachte ein durchdringendes, quälendes Verlangen in ihm. Sie streckte die Hand aus, um seine Wange zu berühren, wie sie es bei Tobin getan hatte, und die Berührung ließ Verlangen in Begierde umschlagen, so heftig, dass ihn sogar das Atmen schmerzte. Alles, woran er denken konnte, war, sie zu packen, an sich zu ziehen und ihren warmen Leib gegen den seinen zu pressen. Sie stöhnte leise, als sie sich an ihn schmiegte und mit einem straffen Oberschenkel über die erwachende Lust zwischen seinen Beinen rieb.

Alles Denken verflog, ließ nur Empfinden und Instinkte zurück. Später wurde ihm klar, dass sie ihn geführt haben musste, doch in jenem Augenblick schien er sich in einem Traum zu bewegen, in dem Hände und warme Lippen über seine Haut wanderten. Er wollte sich widersetzen und die Rechtschaffenheit heraufbeschwören, die ihn bis zu diesem Punkt durch das Leben geleitet hatte, doch er konnte nur noch an Iyas zwischen den Worten mitschwingende Erlaubnis denken, genau dies zu tun – Lhel zu geben, was sie als Gegenleistung für das versprochene Wissen wollte.

Lhel vergeudete keine Zeit mit Feinheiten. Sie zog ihn auf den Pelzmantel hinab und zerrte sich selbst den Rock über die Oberschenkel. Arkoniel raffte seinen Kittel aus dem Weg, dann sank er auf sie, in sie, und sie zog ihn

tiefer, so tief, dass er die heiße Umklammerung ihres Leibes um den seinen kaum begreifen konnte, bevor er spürte, wie etwas gleich einem Blitz in ihn einschlug und ihm einen rauen Aufschrei des Erstaunens entlockte. Dann stieß sie ihn auf den Rücken, und er fühlte den weichen Schnee unter sich, während sie unter den ersten Sternen der Nacht auf ihm ritt. Mit zurückgeworfenem Kopf stöhnte sie wild und presste sein Glied mit den seltsamen inneren Muskeln zusammen, die Frauen besaßen. Abermals durchzuckte ihn jenes an einen Blitz erinnernde Gefühl, heftiger und verzehrender diesmal, und Arkoniel erblindete, lauschte seinen eigenen Schreien und den ihren, die wie das Geheul von Wölfen durch den Wald hallten.

Dann sog er jäh die Luft ein, zu benommen, um sich zu bewegen. Sie beugte sich vor und küsste ihn auf die Wangen, die Lider, die Lippen. Seine Kehle fühlte sich wund an, sein Körper kalt, und ihre vermengten Körperflüssigkeiten rannen ihm in einem frostigen, kitzelnden Strom über den Schritt. Selbst wenn ein ganzes Reiterregiment die Straße herab auf sie zugedonnert wäre, hätte er sich nicht zu rühren vermocht. Sein Pferd wieherte in der Nähe leise, als wäre es belustigt.

Lhel setzte sich zurück und ergriff seine Hand. Sie presste sie durch den rauen Stoff ihres Gewands gegen eine ihrer vollen Brüste und grinste auf ihn herab. »Mach Zauber für mich, Orëska.«

Dümmlich glotzte er zu ihr empor. »Was?«

Sie knetete seine Finger in ihr festes, geschmeidiges Fleisch, und ihr Grinsen wurde breiter. »Mach Magie für mich.«

Die Sterne fielen ihm wieder ins Auge, und er flüsterte einen Bann zu ihren Ehren. Ein Punkt gleißend weißen

Lichts erwachte über ihnen zum Leben, strahlend wie ein Stern. Seine schiere Schönheit brachte Arkoniel zum Lachen. Er bauschte den Punkt zu einer größeren Kugel auf, dann zersprengte er diese in tausend funkelnde Splitter und fügte sie in ihr Haar wie einen Kranz aus Frost und Diamanten. In dessen übernatürliches Licht getüncht, wirkte sie wie ein wilder, in Lumpen gekleideter Geist der Nacht. Als hätte sie ihm seine Gedanken am Gesicht abgelesen, erfasste sie den Kragen ihres Kleids und zog es vorne hinab, um die Male der Macht zu entblößen, die ihren Körper bedeckten. Arkoniel berührte sie ehrfürchtig, fuhr Spiralen, Wirbel und Halbmonde nach, dann griff er scheu zu der Stelle hinab, an der ihre Körper immer noch vereint waren.

»Du hattest Recht. Iya hat versucht, es mir zu sagen …«, brachte er schließlich hervor, hin- und hergerissen zwischen Verwunderung und schlechtem Gewissen. »Es war eine Lüge, dass dies einen Zauberer seiner Macht beraubt.« Er hob die Hand zu der Krone aus Licht, die in ihrem Haar schimmerte. »Ich habe noch nie etwas so Wunderschönes geschaffen.«

Lhel ergriff seine Hand und drückte sie sich aufs Herz.

»Nicht Lüge für alle, Orëska. Manche nicht können dienen der Göttin. Aber du? Was du hier fühlen …« Sie klopfte ihm mit der freien Hand auf die Brust. »Das was du machen hier.« Sie berührte seine Stirn. »Iya das denken. Sie dir wollen sagen.«

»Du hast uns an jenem Tag reden gehört?«

»Ich viel hören. Sehen viel. Sehen dich schlafen mit Verlangen in *Raluk*.« Lhel drückte ihn in sich und zwinkerte ihm verspielt zu. »Ich dir schicken meine Wort in dein Träume, aber du sein stur! Warum du mich machen schicken Kinder zu dir, wenn du solche Hitze in dir?«

Arkoniel starrte zum Himmel empor und versuchte, sich die Furcht in Erinnerung zu rufen, die ihn vor weniger als einer Stunde beseelt hatte. Wie konnte er nun hier sein, befriedigt und lachend, ohne sich einer Entscheidung zu entsinnen? »Hast du mich …«

Lhel zuckte mit den Schultern. »Nicht kann erzwingen, wenn kein Verlangen in dir. War nicht bei erste Mal an diese Schlammplatz. Jetzt ist; ich es nur rufen.«

»Aber du hättest mich an diesem – diesem ›Schlammplatz‹ ganz leicht haben können!« Doch noch während Arkoniel die Worte aussprach, begriff er, dass sich in ihm seit jenem Tag etwas Entscheidendes verändert hatte.

»Ich nicht nehmen«, sagte sie leise. »Du geben.«

»Aber ich hatte gar nicht die Absicht …« Matt vollführte er eine Geste. »Na ja, zu dem hier, bis ich hier war!«

»Doch. Da drin.« Lhel fing einen der Lichtpunkte mit der Fingerspitze ein und führte ihn auf seine Brust. »Herz nicht immer Kopf sagen. Aber Körper weiß. Du das lernen.«

»Ja, ich lerne das«, pflichtete Arkoniel ihr bei und ergab sich ihrer Logik.

Lhel rollte sich von ihm und stand auf. Ihre Füße waren mit Lumpen und Rindenstreifen umhüllt, doch sie ließ keine Anzeichen erkennen, sich an der Kälte zu stören. Sie zog das zerrissene Kleid und die Robe um sich und sagte: »Zu viel in Köpfe, ihr Orëska. Deshalb ihr mich brauchen für *Shaimari anan*. Und ihr mich brauchen für *Shaimari* von diese *Keesas* zurückmachen.«

»Bringst du es mir bei?«

Lhel blickte auf ihn hinab und zog eine Augenbraue hoch. »Du weiter bezahlen?«

Arkoniel erhob sich und strich seine Kleider zurecht. »Bei den Vieren, ja, wenn das dein Preis ist. Aber kannst du nicht mit in die Feste kommen?«

Lhel schüttelte den Kopf. »Nein. Da Iya hat Recht. Ich König gesehen, gelesen sein Herz. Ist besser, niemand weiß.«

Plötzliche Zweifel wanden sich durch Arkoniels Hochgefühl. »Ich habe dich mit Tobin und Ki auf der Straße reden gesehen. Sie kennen dich.«

»*Keesas* wissen, nichts dürfen sagen.«

»Weißt du, du bringst Ki in Gefahr, wenn du ihm zu viel preisgibst.«

Lhel zuckte mit den Schultern. »Du nicht machen Sorgen über Ki. Auch er von Göttin geschickt.«

Dies schien der Grundstein ihrer Logik zu sein. »Ist eine sehr beschäftigte Dame, deine Göttin.«

Lhel verschränkte die Arme vor der Brust und starrte ihn an, bis er sich unbehaglich fühlte, dann drehte sie sich jäh um und bedeutete ihm, ihr zu folgen.

»Wohin gehen wir?«

Ein Kichern drang zu ihm zurück, als sie mit den Schatten der Bäume verschmolz. »Du wollen haben allen Unterricht auf Straße, Orëska?«

Mit einem schicksalsergebenen Seufzen griff Arkoniel nach den Zügeln seines Pferdes und folgte Lhel zu Fuß.

Zauberer konnten in der Dunkelheit gut sehen, und anscheinend galt dasselbe für Hexen. Ohne Pfad als Geleit stapfte Lhel zielsicher durch die Bäume. Sie summte bei sich und schien regelrecht vor ihm zu tanzen. Unterwegs strich sie mit den Händen über Bäume und Steine. Ohne das Licht der Sterne verlor Arkoniel bald die Übersicht über den Weg, den sie beschrieben, und beeilte sich, um mit ihr Schritt zu halten.

Schließlich blieb sie unter einer gewaltigen Eiche stehen.

»Cama!«, sprach sie laut, und ein sanfter Schimmer drang aus einer Öffnung an der Seite des Baumes.

Er folgte ihr hinein und fand sich in einem gemütlichen Unterschlupf wieder. Ein Licht ähnlich jenem, das er selbst heraufbeschworen hatte, leuchtete etwa zwanzig Fuß über ihm, wo die Spalte in der Eiche endete. Iya und er hatten auf ihren Reisen bisweilen ähnliche Zufluchten entdeckt; uralte Eichen, die öfters Hohlräume aufwiesen, ohne zu sterben. Lhel hatte es sich hier hübsch eingerichtet. Eine fellbedeckte Pritsche stand an der gegenüberliegenden Wand neben einem zerknitterten Haufen, der vermutlich Kleider darstellte.

Es gab ein paar Töpfe und Körbe, und die Feuergrube und oberen Wände des Baumes hatte Rauch geschwärzt. Dennoch konnte sich Arkoniel nicht vorstellen, so viele Jahre an einem solchen Ort zu leben.

Lhel zog ein Rehfell vor den Eingang, dann kauerte sie sich neben die Feuergrube, um in dem dort bereits gestapelten Zunder eine Flamme zu entfachen.

»Hier, ein Geschenk.« Arkoniel holte einen kleinen Beutel mit Feuerspänen aus dem Kittel hervor und zeigte ihr, wie man sie verwendete. Flammen züngelten empor, und Lhel nährte das kleine Feuer mit Zweigen und abgebrochenen Ästen von einem kleinen Haufen neben der Grube.

Sie spähte in den Beutel und lächelte. »Sein gut.«

»Wie hast du hier überlebt?«, wollte er wissen und hockte sich neben sie. In diesem Licht konnte er erkennen, wie rissig ihr Gesicht und ihre Hände waren, und er sah die dicken Schwielen und Frostbeulen an ihren dreckigen, nackten Füßen unter den Wickeln.

Lhel musterte ihn über das Feuer hinweg. Der flackernde Feuerschein grub tiefe Schatten in die Linien um ihren Mund und entlockte den silbrigen Schlieren in ihrem Haar ein rötliches Funkeln. Als sie auf der Straße wild gebrunft hatten, war sie ihm so jung erschienen; hier wirkte sie so alt wie eine Göttin.

»Das guter Ort«, sagte sie, streifte ihren Mantel ab und ließ das zerrissene Oberteil ihres Kleides von ihren Schultern gleiten, sodass es ihr lose um die Leibesmitte hing. Ihre vollen Brüste schimmerten im Feuerschein, wiesen jedoch keinerlei Anzeichen der Symbole auf, die er zuvor gesehen hatte. Sie griff in einen Korb und bot ihm einen Streifen getrocknetes Fleisch an. Arkoniel nahm es entgegen und starrte weiter auf ihren Körper, während sie sich selbst etwas nahm und zu essen begann. Lhel war schmutzig wie eh und je, und im Verlauf der Jahre hatte sie ein paar Zähne verloren. Diejenigen, die sie noch übrig hatte, waren fleckig und abgenutzt. Und dennoch, als sie sich ihm zuwandte und ihn angrinste, wirkte sie immer noch hübsch, immer noch zutiefst verführerisch …

Ohne nachzudenken, beugte er sich vor, küsste sie auf die Schulter, sog ihren Duft ein und wollte sie schon wieder. »Wie machst du es, dass ich mich so fühle?«, flüsterte er aufrichtig verwirrt.

»Wie viele Jahre du sein?«, fragte sie um einen Mund voll schrumpliger Brombeeren herum.

Arkoniel musste kurz überlegen. »Einunddreißig«, antwortete er schließlich. Für manche Menschen entsprach dies beinah einem ganzen Leben; für einen Zauberer war er noch kaum seiner Jugend entwachsen.

Mit höhnischer Überraschung zog Lhel die Augenbrauen hoch. »Einunddreißig Jahre keine Frau, und du

dich fragen, warum du werden hart?« Sie schnaubte verächtlich und griff unter seinen Kittel, um mit der Hand seinen Schritt zu umfassen. »Du hier haben *Macht*!« Damit nahm sie die Hand wieder weg und berührte ihn am Bauch, an der Brust, an der Kehle und an der Stirn. »Überall Macht. Manche du kannst nutzen. Du kannst.«

»Und du bringst mir bei, wie?«

»Bisschen. Für den *Keesa*.«

Arkoniel rückte näher an sie, bis sich sein Bein gegen das ihre presste. »An jenem Tag im Sumpf habe ich dich etwas tun gesehen, was ich lernen möchte. Ich war auf der Straße, und du bist mir durch etwas erschienen, das …«

Lhel lächelte vielsagend und vollführte mit Daumen und Zeigefinger eine Kneifbewegung. »Ich dich sehen mit deine *Krahol*.«

Kurz starrte Arkoniel sie an, dann grinste er verlegen, als er zu verstehen glaubte, was sie mit der Geste ausdrücken wollte. »Mit den Bohnen, meinst du!«

»Bohnen«, wiederholte sie das Wort. »Du glaube, du sie bewegst …« Eine weitere, weniger deutliche Geste folgte, aber er vermeinte, sie ebenfalls zu verstehen.

»Du hast also gesehen, wie ich versucht habe, sie zu bewegen. Aber wie?«

Lhel hob die linke Hand und beschrieb mit Daumen und Zeigefinger einen Kreis. Dann leierte sie eine Geräuschabfolge herunter, die nicht aus Worten bestehen zu schien, spitzte die Lippen und blies zwischen den Fingern hindurch. Als sie die Hand zurückzog, erblickte Arkoniel ein kleines, schwarzes Loch in der Luft vor ihnen, nicht größer als das Auge eines Pferdes.

»Schau«, forderte sie ihn auf.

Arkoniel beugte sich vor, spähte in das Guckloch und

stellte fest, dass er Tobin und Ki sehen konnte. Die beiden saßen neben der Spielzeugstadt auf dem Boden, und Tobin versuchte gerade, Ki das Schnitzen beizubringen. »Unglaublich!«, entfuhr es dem Zauberer.

Lhel stieß ihm jäh den Ellbogen in die Rippen und schloss das Loch mit einer Handbewegung, aber Arkoniel erhaschte noch einen Blick auf zwei erschrockene Gesichter, die im Einklang aufschauten und nach der Quelle des Geräuschs suchten, das für sie aus heiterem Himmel ertönt war.

»Ich vergaß, dass man mich dadurch auch hören kann«, stieß Arkoniel hervor. »Beim Licht, es *ist* ein Tunnel in der Luft!«

»Was sein ›Tunnel‹?«, fragte Lhel.

Als Arkoniel es ihr erklärte, schüttelte sie den Kopf.

»Nein, es sein …« Sie machte Zeichen, die, wie er letztlich verstand, das Offnen der geschlossenen Läden eines Fensters darstellen sollten. »So, mit zwei Seite …« Sie presste die Handflächen fest aufeinander.

Mit wachsender Erregung grübelte Arkoniel darüber nach. Wenn eine Stimme so mühelos hindurchgelangen konnte, dann musste es doch auch für einen Gegenstand oder sogar einen Menschen möglich sein … Aber als er versuchte, dies Lhel zu erklären, weiteten sich erschrocken ihre Augen.

»Nein!«, rief sie warnend aus und schüttelte zur Betonung seinen Arm. Sie legte ihm die andere Hand auf die Stirn und sprach in seinem Geist wie an jenem Tag im Sumpf. *Kein fester Gegenstand, der in ein sehendes Fenster gelangt, kommt je wieder heraus, weder auf der anderen Seite – noch sonst irgendwo. Alles, was in ein solches Fenster dringt, wird verschluckt.*

»Bring es mir bei«, forderte er sie auf.

Lhel löste kopfschüttelnd die Hände von ihm. »Noch nicht. Andere Dinge wichtiger. Du noch nicht genug weißt.«

Arkoniel kauerte sich auf die Fersen zurück und schluckte seine Enttäuschung hinunter. Es war nicht die Magie, die er erhofft hatte, dennoch eine, die ihn seinem Ziel näher bringen würde als alles andere, was er kannte. Er würde sich in Geduld üben. »Was muss ich denn wissen?«

Von irgendwo zwischen ihren Röcken holte Lhel eine Knochennadel hervor. Sie hob sie hoch, damit er sie sehen konnte, dann stach sie sich damit in den Daumen und drückte einen schillernd roten Tropfen heraus. »Zuerst du lernen die Macht von das und von Fleisch und Knochen und die Toten.«

»Totenbeschwörung?« Hatte ihn eine einzige körperliche Vereinigung so geblendet, dass er die dunkleren Wurzeln ihrer Magie vergessen hatte?

Lhel musterte ihn mit unergründlichen, schwarzen Augen, und wieder wirkte sie uralt und mächtig. »Dieses Wort ich kenne. Dein Volk uns das heißen, wenn es uns von Land vertreibt, das sein unser. Ihr falsch.«

»Aber es ist Blutmagie!«

»Ja, aber nicht *böse*. Totenbeschwörung sein …« Sie kramte nach dem rechten Wort. »Viel schlimmes, schmutzige Sache.«

»Eine Abscheulichkeit«, half Arkoniel ihr.

»Ja, Abscheulichkeit. Aber nicht das.« Sie drückte einen weiteren Tropfen hervor und verschmierte ihn auf ihrer Handfläche. »Du hast Blut, Fleisch. Ich haben. Alle Menschen. Nicht böse. *Macht*. Böse kommen von Herz, nicht von Blut.«

Arkoniel starrte auf ihre Handfläche und beobachtete,

wie der dünne Fleck in den Linien darauf trocknete. Was sie gesagt hatte, widersprach allem, was ihm als Bürger Skalas im Haus seines Vaters und danach als Zauberer je beigebracht worden war. Und dennoch, während er neben dieser Frau saß und die Aura der Macht fühlte, die sie umgab, spürte er nichts Böses in ihr. Er dachte an Tobin und den Dämon und daran, was Lhel auf sich genommen hatte, um zu retten, was zu retten war. Widerwillig und furchtsam hörte er auf sein Herz und vermutete, dass sie die Wahrheit sagte.

Hätte er die Gabe der Zukunftssicht besessen, hätte er gesehen, dass sich der Lauf der Geschichte Skalas und der Orëska in jenem Augenblick widerstrebender Erkenntnis kaum merklich verschob.

KAPITEL 30

Arkoniel fand sich in diesem Winter in einer Doppelrolle als Lehrer und Schüler wieder. Jeden Vormittag unterwies er seine zurückhaltenden jungen Schutzbefohlenen, danach suchte er Lhel für seinen eigenen Unterricht auf.

Bei ersterem Unterfangen erwies sich Tharin als starker Verbündeter, denn er weigerte sich, mit den Waffenübungen zu beginnen, bis sich beide Jungen annehmbar Mühe bei Arkoniel gaben. Dieses Gefüge stieß anfangs auf Widerstand, doch als Tobin endlich das Alphabet meisterte und ein wenig lesen konnte, entwickelte er plötzlich Geschmack am Lernen. Seine Begeisterung steigerte sich, als Arkoniel anbot, ihm das Zeichnen beizubringen. Soweit Arkoniel es beurteilen konnte, war dies die einzige Fähigkeit, die er besaß, mit der er Tobin zu beeindrucken vermochte.

Ki zappelte und seufzte während des Unterrichts immer noch häufig, aber auch bei ihm stellte Arkoniel Verbesserungen fest, wenngleich ihm bewusst war, dass er nicht sich selbst dafür zu beglückwünschen brauchte. Für Ki ging die Sonne mit Tobin auf und unter, und er hätte sich bei allem bemüht, was sein Gefährte wertschätzte. Wenn der junge Prinz beschloss, sich einer Sache zu widmen, stürzte sich Ki mit bedingungslosem Willen auf dasselbe.

Niemand konnte bestreiten, dass er umgekehrt selbst die gewünschte Wirkung auf Tobin hatte. Der Prinz lachte mittlerweile wesentlich mehr, und die täglichen Streifzüge in die Gebirgslandschaft brachten Farbe auf seine Wangen und drahtige Muskeln auf seine langen Knochen.

Alle paar Wochen trafen Botenreiter mit Briefen von Rhius ein, in denen er von der wachsenden Rastlosigkeit jenseits des Meeres berichtete.

In den plenimarischen Werften herrscht zu viel Betrieb, um sich wohl zu fühlen, schrieb er in einem Brief, *und die Spitzel des Königs melden eine große Anzahl von Plenimarern, die sich entlang der Ostküste Mycenas scharen. Ich fürchte, im Frühling werden sie sich nicht mit Beutefahrten entlang der Küste begnügen.*

Mögen Illior und Sakor dafür sorgen, dass wir diesmal an anderen Gestaden kämpfen.

Arkoniel, der keinerlei Kriegserfahrung besaß, ertappte sich dabei, dass er Tharin beobachtete, während solche Briefe in der Halle vorgelesen wurden.

Tharin lauschte aufmerksam, die Stirn nachdenklich gerunzelt, danach befragte er die Boten über Einzelheiten. Wie erging es den Garnisonen in Atyion und Cirna? Wie viele Schiffe lagen in Eros Hafen vor Anker? Hatte der König weitere Soldaten einberufen oder Nachschub aus den ländlichen Gegenden angefordert?

»Ich fühle mich äußerst grün hinter den Ohren, wenn ich dir zuhöre«, gestand Arkoniel eines Abends, als Tharin und er noch spät wach waren und zusammen Bakshi spielten. »Trotz all meiner Reisen habe ich im Vergleich zu dir ein behütetes Leben geführt.«

»Früher haben Zauberer für Skala gekämpft«, meinte Tharin, das Hauptaugenmerk unvermindert auf die Spielsteine vor ihnen gerichtet. »Nun scheint der König nur noch zu wollen, dass ihr gegeneinander kämpft.«

»Ich hoffe mitzuerleben, dass sich das eines Tages ändert.«

In solchen Augenblicken spürte Arkoniel unangenehm das Geheimnis, das sie entzweite. Je besser er diesen

Mann kennen lernte, desto mehr bedauerte er, dass Tharin die Wahrheit nicht kannte.

»Ich hätte nichts dagegen, dich hinter meinem Rücken zu wissen«, fuhr Tharin fort und sammelte die Spielsteine für einen neuen Wurf ein. Der Feuerschein erfasste die polierten Karneole und verwandelte sie zwischen seinen Fingern in Flammen und Blut. »Ich bin kein Fachmann, was Zauberer betrifft, aber ich kenne die Menschen. Du besitzt ein stählernes Rückgrat. Und ich denke, die alte Iya hätte dich nicht als Schüler angenommen, wenn sie nicht auch davon überzeugt wäre. Auch ihren alten Beutel hätte sie sonst wohl kaum bei dir gelassen.«

Bevor es Arkoniel gelang, seine Überraschung zu verschleiern, schaute der Hauptmann auf. »Oh, ich habe nicht vor, nach Einzelheiten zu fragen. Aber ich bin auch nicht blind. Wenn sie dir vertraut, sollte das für jeden gut genug sein.«

Keiner der beiden verlor ein weiteres Wort über diese Angelegenheit, aber Arkoniel war dankbar für den Respekt dieses Mannes.

Er wünschte, er wäre sich Lhels Meinung über ihn ebenso sicher. Arkoniel stand für sie in Flammen. Er träumte von ihrem Körper, erwachte steif und hitzig mitten in der Nacht und hatte nur die eigene Hand, um sich Erleichterung zu verschaffen, ein Hilfsmittel, das sich mittlerweile weit weniger befriedigend anfühlte als früher.

Sie jedoch blieb unerbittlich; ihm wurde nur gestattet, sie zu finden, wenn ihr danach zumute war. Kein Suchzauber vermochte sie aufzuspüren, und es gelang ihm nie, auf eigene Faust den Weg zu jener Eiche zu finden. Wenn ihn nach ihr verlangte, ritt er in den Wald, und wenn sie es wünschte, offenbarte sie sich ihm. Wenn

nicht, musste er enttäuscht und innerlich lodernd umkehren.

Manchmal waren die Jungen bei ihr, wenn er sie fand. Dann wanderten sie zu viert durch den Schnee und erkundeten wie eine Bauernfamilie zusammen den Wald. Arkoniel fand dies schön und lächelte über das Bild, das sie abgeben mussten, denn bei Tageslicht zeigte sich Lhels Alter, während er selbst sich Tobin und Ki näher fühlte als ihr.

Wenn er und Lhel hingegen alleine aufeinander trafen, verhielt es sich völlig anders. Jedes Mal vereinigten sie sich – er bezeichnete ihren ›Preis‹ nie als Liebesspiel, was auch sie nicht tat –, und jedes Mal erfolgte es so ungestüm wie beim ersten Mal. Sie verlangte von ihm keine Zärtlichkeit und gab umgekehrt von sich aus keine, nur Leidenschaft. Hinter geschlossenen Lidern sah Arkoniel Visionen von Wirbelstürmen, Gewittern und Erdbeben. Wenn er die Augen aufschlug, sah er die Macht von Lhels Göttin in ihren Augen und in den dunklen Wirbeln auf ihrer Haut schillern, die sie ihm nur bei solchen Gelegenheiten offenbarte.

Wenn sie danach nackt nebeneinander auf der Pritsche lagen, zeigte sie ihm an Zauberkunst, was immer ihr behagte. Ein Großteil davon schien darauf abzuzielen, seine natürliche Abneigung gegen Blutmagie zu überwinden.

Sie begann damit, ihn zu lehren, ›das Blut zu lesen‹, wie sie es ausdrückte. Dafür reichte sie ihm ein blutfleckiges Stück Stoff oder Rinde; indem er das Blut mit den Fingern und mit dem Geist berührte, lernte er bald zu erkennen, von welchem Geschöpf es stammte. Mit fortschreitendem Unterricht eignete er sich zudem die Fähigkeit an, in den Geist des jeweiligen Geschöpfs einzu-

dringen, wenn es noch lebte, und durch dessen Augen zu sehen. So tapste er als Fuchs durch eine Weide und zerrte zu langsame Mäuse aus ihren Tunneln im braunen, eisverkrusteten Gras. Als Adler kreiste er auf der Suche nach streunenden Hühnern um die Feste. Bei der seltsamsten dieser Erfahrungen versetzte er sich in eine Forelle, die im gedämpften, braunen Licht unter dem Eis des Flusses schwamm, und erblickte den juwelenbesetzten Ring einer Frau, der zwischen den seidigen Schleimsträngen funkelte, die das Flussbett überzogen.

Zur Abschlussprüfung gab Lhel ihm einen Tropfen ihres eigenen Blutes, und er fand sich in ihrer Haut wieder. Die schlichten Geister der Tiere hatten ihm lediglich ein paar Bilder in Grautönen vermittelt. In Lhel jedoch spürte er rings um sich das Gewicht ihres Leibes, als trüge er ihr Fleisch wie ein Gewand über dem eigenen. Er spürte das Herabhängen ihrer Brüste unter ihrem zerlumpten Kleid, den Schmerz, der ihren linken Knöchel heimsuchte, die wohlige Wärme ihrer Vereinigung zwischen ihren Schenkeln. Nach einem Augenblick der Verwirrung erkannte er, dass er sich selbst durch ihre Augen betrachtete. Sein Körper lag neben dem Feuer auf der Pritsche, reglos wie ein Leichnam unter der Pelzrobe. Mit einer Mischung aus Verdruss und Belustigung begutachtete er seine langen, knochigen Glieder, das Vorstehen der Rippen unter der weißen Haut, den schwarzen Haarsaum, der seine Brust und seinen Rücken, seine Arme und Beine bedeckte. Der Ausdruck in seinem Gesicht wirkte verklärt wie der eines Tempelorakels, wenn es vom jeweiligen Gott berührt worden war.

Doch trotz alledem hatte er keinen Zugriff auf Lhels Gedanken. Die wollte sie nicht mit ihm teilen.

Als seine Furcht vor ihrer Magie schwand, begann sie,

ihm ein paar grundlegende Dinge über Geister zu offenbaren.

»Wie hast du die Veränderung in Tobin bewirkt?«, fragte er eines Tages, als der Wind um die Eiche heulte.

»Du gesehen.«

»Ich habe gesehen, wie du ein Stück Haut zwischen den beiden vertauscht hast. Enthält die Haut die Magie?«

»Es machen Haut eine Haut«, erwiderte sie und kramte nach den rechten Worten. »Wenn Tobin wieder soll sein Mädchen, diese Haut müssen weg.«

Arkoniel war jedoch nicht immer ihr Schüler. Umgekehrt half er ihr, die Sprache besser zu erlernen, und er zeigte ihr alle Arten, Feuer zu machen, die er kannte. Beim Vergleich ihrer beiden Fähigkeiten stellten sie fest, dass sie beide in der Lage waren, Wind heraufzubeschwören.

Er brachte ihr die Zaubersicht der Orëska bei, im Gegenzug versuchte sie, ihm ihren ›Lufttunnelzauber‹ zu vermitteln. Dies jedoch entpuppte sich als schwieriger, als er erwartet hatte. Es lag nicht an der geflüsterten Beschwörung, auch nicht an den verschlungenen Handbewegungen, die der Bann erforderte, sondern an einer eigenartigen Gedankenverkrümmung, die er nicht begriff und die zu erklären ihr die Worte fehlten.

»Es dir kommen wird«, versicherte sie ihm immer wieder. »Es dir kommen wird.«

Zu Arkoniels Bestürzung war derjenige in der Feste, bei dem er die geringsten Fortschritte erzielte, ausgerechnet Tobin. Das Kind gebärdete sich anständig und schien entschlossen, alles zu meistern, was Arkoniel es zu lehren versuchte, dennoch blieb stets ein Abstand zwischen ihnen, der unüberbrückbar schien.

Was Tobin ihm allerdings – sehr zu Arkoniels Erstaunen – verriet, war der Zauber, den er verwendete, um Bruder zu rufen. Arkoniel versuchte ihn selbst, jedoch ergebnislos. Bruder gehorchte nur Tobin.

Als er mit Lhel darüber sprach, zuckte sie mit den Schultern und meinte: »Sie durch Fleisch verbunden. Das man nicht kann lernen durch Magie.«

Arkoniel bedauerte, dies zu hören, denn der Geist fand häufig den Weg in sein Arbeitszimmer. Gesehen hatte er den Dämon seit jenem ersten Tag, an dem er ihn zum Narren gehalten und sein Pferd zum Scheuen gebracht hatte, nicht mehr, aber seine kalte, feindselige Gegenwart war unverkennbar. Der Geist schien es zu genießen, ihn zu quälen, und schaffte es nicht selten, ihn soweit zu bringen, dass sich ihm die Nackenhaare sträubten. Wenngleich er Arkoniel nie körperlichen Schaden zufügte, trieb er ihn öfter als einmal dazu, sich nach unten auf die Suche nach Tobin zu begeben.

Der Frühling setzte früh und mit wenig Regen ein. Wie erwartet besiegelte König Erius einen Pakt mit Mycena und begann einen Feldzug gegen die plenimarischen Eindringlinge dort. In seiner Abwesenheit betraute er seinen getreuen Großkanzler Hylus mit der Beaufsichtigung des Hofes. In einem von Iyas unregelmäßig eintrudelnden Briefen wurde scheinbar beiläufig erwähnt, dass des Königs Zauberer, Fürst Niryn, ebenfalls zurückgeblieben war.

Rhius hingegen musste den König selbstverständlich begleiten, und auch auf Tharin konnte nicht mehr verzichtet werden.

Der Herzog kam im frühen Lithion, um sich zu verabschieden, und brachte eine Gruppe Spielleute und Gauk-

ler für eine Aufführung mit. Er blieb weniger als eine Woche, ritt aber jeden Tag mit den Jungen aus und saß abends lange in der Halle, wo er mit Tharin und Arkoniel spielte oder den Spielleuten lauschte. Den Zauberer freute zu sehen, dass er sich beinah wie sein altes Selbst gebarte, und Tobin war überglücklich.

Das Einzige, was den Besuch überschattete, war das unverhoffte Verscheiden des alten Verwalters Mynir. Eines Morgens kam er nicht zum Frühstück, und Nari fand den alten Mann tot in seinem Bett vor. Die Frauen entwässerten und wuschen den Leichnam, wickelten ihn mit Kräutern ein und nähten ihn in ein Leichentuch, um ihn zurück zu seinen Angehörigen ihn Ero zu befördern.

Der alte Mann war im Haushalt sehr beliebt gewesen, und alle weinten um den Verschiedenen, als dieser vor dem Schrein aufgebahrt lag – alle außer Tobin. Sogar Ki vergoss ein paar Tränen für den armen, alten Burschen, doch Tobins Augen blieben trocken, während er Astellus feierlich Gaben darbot. Der Anblick jagte Arkoniel einen Schauder über den Rücken, wenngleich sonst niemand etwas dazu sagte.

Der Tag des Aufbruchs kam nur allzu bald, und die Angehörigen des Haushalts versammelten sich auf dem Hof, um Rhius und Tharin zu verabschieden. Arkoniel und Tharin hatten dies bereits am Abends zuvor bei ein paar Gläsern Wein getan. Dennoch spürte der Zauberer, wie sich ein dumpfer Schmerz in seiner Brust ausbreitete, als er zusah, wie der groß gewachsene Schwertkämpfer sein Pferd sattelte.

Tobin und Ki halfen missmutig bei den Vorbereitungen. Sie wirkten niedergeschlagener, als Arkoniel sie je zuvor erlebt hatte.

Als alles bereit war und der Herzog und Tharin bereits aufgestiegen waren, stellte sich Tobin neben den Steigbügel seines Vaters und schaute zu ihm auf. »Ki und ich werden jeden Tag üben«, gelobte er. »Wann dürfen wir nachkommen und uns dir anschließen?«

Rhius beugte sich herab, ergriff Tobins Hände und lächelte stolz. »Wenn dir meine Rüstung passt, mein Kind, und dieser Tag wird früher kommen, als du denkst. Wenn es soweit ist …« Kurz stockte dem Mann die Stimme in der Kehle. »… bei den Vieren, dann wird kein General stolzer als ich sein, einen solchen Krieger hinter sich zu haben.« Danach wandte er sich Ki zu. »Hast du eine Botschaft für deinen Vater, sollte ich ihm begegnen?«

Ki zuckte mit den Schultern. »Wenn Ihr findet, dass ich hier gute Dienste leiste, Herr, dann könntet Ihr ihm das sagen. Sonst fällt mir nichts ein, was er vielleicht wissen möchte.«

»Ich werde ihm sagen, dass kein Prinz einen treueren Knappen hat. Mein Dank ist mit dir, Kirothius, Sohn des Larenth.«

Arkoniel hätte Mühe gehabt, wäre er aufgefordert worden zu entscheiden, wessen Augen strahlender leuchteten, als sie Rhius nachschauten, bis er außer Sicht geriet – jene Tobins oder jene Kis.

KAPITEL 31

Nach dem Aufbruch seines Vaters hielt Tobin wochenlang auf der Straße nach Alestun Ausschau nach Boten, aber niemand kam.

Eines Morgens fand Arkoniel ihn an seinem Fenster stehend vor und erahnte seine Gedanken. »Weißt du, Mycena liegt weit entfernt. Womöglich sind sie noch nicht einmal dort.«

Tobin wusste, dass der Zauberer Recht hatte, trotzdem konnte er nicht aufhören, die Straße zu beobachten.

Als letztlich etwa einen Monat später eines warmen Frühlingstages ein Reiter auftauchte, brachte er keine Kunde von Rhius.

Tobin und Ki fischten gerade an der Flussbiegung, als sie das Geräusch von Hufen auf der Straße vernahmen. Sie kletterten die Uferböschung hinauf und spähten über die Kuppe. Der Reiter erwies sich als rau wirkende Gestalt in Leder mit einer Mähne wilden, braunen Haares, die ihm um die Schultern wehte.

Die Regeln betreffend Fremde hatten sich seit Kis Ankunft nicht geändert: Abstand wahren und sich zur Feste begeben. Ki wusste dies so gut wie Tobin, doch statt zu gehorchen, stieß er ein Johlen aus und sprang hinauf, um dem Reiter entgegenzulaufen.

»Ki, nein!«, brüllte Tobin und hielt ihn am Knöchel zurück.

Ki aber lachte nur. »Komm mit, das ist bloß Ahra!«

»Ahra? Deine Schwester?« Tobin folgte ihm, hielt sich jedoch scheu im Hintergrund. In Kis Geschichten wurde Ahra häufig als recht Furcht erregende Gestalt beschrieben.

Der Reiter erblickte sie und zügelte scharf das Pferd. »Bist du das, Ki?«

Es war tatsächlich eine Frau, die sich jedoch völlig von allen unterschied, die Tobin kannte. Über einem Kettenhemd trug sie dieselbe Art von Lederrüstung wie die Männer seines Vaters, und über ihren Rücken hingen ein Bogen und ein Langschwert. Ihr Haar war dunkelbraun wie das von Ki; vorne trug sie es geflochten, hinten wild und offen. Abgesehen davon ähnelte sie Ki wenig, zumal sie lediglich seine Halbschwester war.

Sie schwang sich herab und zog ihren Bruder in eine Umarmung, die ihn vom Boden hob. »Du bist es wirklich, Junge! Dürr wie eh und je, aber zwei Spannen gewachsen!«

»Was machst du hier?«, wollte Ki wissen, als sie ihn wieder auf die Füße stellte.

»Ich wollte sehen, wie es dir so geht.« Ahra sprach mit demselben, platten Landakzent, den Ki gehabt hatte, als er in der Feste eingetroffen war. »Vor ein paar Wochen bin ich auf der Straße deiner Zauberfrau begegnet, und sie hat mich gebeten, einen Brief für diesen anderen Zauberer herzubringen – einen Freund von ihr. Sie meinte, du würdest hier ganz ordentlich rangenommen.« Ahra grinste Tobin an. »Und wer ist der da mit Schlamm zwischen den Zehen? Iya hat nicht erwähnt, dass noch ein Junge geschickt worden ist, um dem Prinzen zu dienen.«

»Hüte deine Zunge«, warnte Ki sie. »Das *ist* der Prinz.«

Tobin trat vor, um sie zu begrüßen, und die Frau sank mit geneigtem Haupt vor ihm auf ein Knie. »Verzeiht, Hoheit. Ich kannte Euch nicht!«

»Wie solltest du auch? Bitte, steh auf!«, drängte Tobin sie, den es verlegen machte, dass sie vor ihm kniete.

Ahra erhob sich und schleuderte Ki einen finsteren Blick zu. »Hättest ruhig was sagen können.«

»Hast mir ja keine Gelegenheit gelassen, oder?«

»Es freut mich, dich kennen zu lernen«, sagte Tobin und schüttelte ihr die Hand. Nun, da seine anfängliche Überraschung verflogen war, verspürte er Neugier und war glücklich, endlich jemandem aus Kis Verwandtschaft zu begegnen. »Mein Vater ist nicht hier, aber du bist uns als Gast herzlich willkommen.«

»Es wäre mir eine große Ehre, Hoheit, aber mein Hauptmann hat mir nur bis zum Einbruch der Nacht frei gegeben. Der Rest der Truppe ist in Alestun und kauft Vorräte. Wir sind unterwegs nach Ylani, um dort im Sommer die Beutefahrer abzuwehren.«

»Ich hätte gedacht, dass du mit Jorvai, Vater und all den anderen nach Mycena gereist bist«, meldete sich Ki zu Wort.

Sie schnaubte verächtlich, und Tobin bekam einen flüchtigen Eindruck von ihrem sagenumwobenen Gemüt. »Sie sind ja auch hingereist, all die Jungen bis hinunter zum kleinen Amin, der grade mal ein Jahr älter ist als du. Er soll als Botenjunge dienen. Aber bei Sakor, der König will immer noch keine Frauen in den Rängen bei sich haben. Uns hat er bei den alten Männern und den Krüppeln gelassen, um die Küstenstriche zu bewachen.«

Während sie zur Feste hinaufgingen, berichtete Ahra ihrem Bruder Neuigkeiten von zu Hause. Ihre vierte Mutter, die nur ein Jahr älter als Ahra war, hatte kurz nach Kis Aufbruch Zwillinge geboren und war bereits wieder schwanger. Fünf der jüngeren Kinder hatte ein Fieber erfasst, aber nur zwei waren gestorben. Im Haus ging es ruhiger zu, da die sieben Ältesten fort waren; der Krieg war gerade rechtzeitig gekommen, um Alon davor zu bewahren, von einem benachbarten Ritter als Pferdedieb aufgeknüpft zu werden. Wenngleich dies alles bereits

eine Weile zurücklag, verteidigte Ki inbrünstig die Unschuld seines Bruders bei dieser Angelegenheit und erboste sich über die Anklage.

Tobin nahm dies alles mit wachsendem Verzücken auf; er kannte all diese Menschen aus Kis Geschichten, doch nun sah er endlich jemanden davon in Fleisch und Blut. Außerdem mochte er Ahra und gelangte zu dem Schluss, dass Ki ihre Schattenseiten ein wenig übertrieben geschildert hatte. So wie er wirkte sie unverblümt und offen. Hinter ihren dunklen Augen lauerten keine Geheimnisse. Trotzdem erschien es Tobin seltsam, eine Frau ein Schwert tragen zu sehen.

Nari kam ihnen entgegen, als sie gerade die Brücke überquerten, und ihr finsterer Blick ließ alle drei innehalten. »Prinz Tobin, wer ist das und was macht sie hier?«

»Kis Schwester«, antwortete er. »Du weißt schon, diejenige, die versucht hat, mit dem Pferd über den Schweinepferch zu springen und hineingefallen ist.«

»Ahra, richtig?« Naris Tonfall hörte sich schlagartig sanfter an.

Ahra funkelte Ki an. »Hast wohl Geschichten über mich erzählt, wie?«

Nari lachte. »Und ob! Du wirst feststellen, dass Ki keine Geheimnisse übrig gelassen hat. Komm herein, Mädchen, und iss mit uns. Köchin wird sich freuen, wieder eine Frau in Rüstung zu sehen!«

Sie lauschten gerade, wie Köchin und Ahra Geschichten über Kämpfe austauschten, als Arkoniel hereinkam. In seinem Gesicht prangte jene verklärte, zufriedene Miene, die er immer hatte, wenn er alleine bei Lhel gewesen war.

Das änderte sich schlagartig, als er Ahra erblickte. Er

wirkte darob noch unerfreuter als zuvor Nari, bis Ahra ihm Iyas Brief reichte.

»Na ja, wenn sie dich geschickt hat«, murmelte er. »Ich schätze, ich hätte Ki mal an seine Mutter schreiben lassen sollen.«

»Das würde nichts bringen«, entgegnete Ahra voll steifer Würde. »Von *uns* kann keiner lesen.«

Ki errötete, als wäre er bei etwas Unstatthaftem ertappt worden.

»Was kannst du uns über den Krieg berichten?«, fragte Tobin.

»Die letzten Neuigkeiten, die ich gehört habe, sind einen guten Monat alt. Der König hat sich in Nanta mit den mycenischen Ältesten getroffen, und eine Flotte ist die Küste hinabgesegelt, um den Kampf mit den Plenimarern an der Grenze aufzunehmen. Von Eurem Vater, Prinz Tobin, habe ich nur in höchsten Tönen reden gehört. Dem Vernehmen nach ficht er bei jeder Schlacht in den vordersten Rängen und gilt als des Königs rechte Hand.«

»Bist du unlängst in der Hauptstadt gewesen?«, erkundigte sich Arkoniel.

Ahra nickte. »Wir sind vor einer Woche dort durchgereist. Zwei Schiffe wurden vor Anker verbrannt, als der Hafenmeister an Bord die Pest fand. Als sich herausstellte, dass ein paar der Seeleute bereits an Land und in eine Schänke gegangen waren, kamen die Todesvögel, haben die Schänke mit ihnen darin zugenagelt und sie als Seuchenbringer verbrannt.«

»Was sind Todesvögel?«, wollte Tobin wissen.

»So etwas wie Heiler«, antwortete Arkoniel, wenngleich seine angewiderte Miene seine Erklärung Lügen strafte. »Sie reisen durchs Land und versuchen, die Pest davon abzuhalten, über die Häfen einzudringen. Sie tra-

gen Masken mit langen Fortsätzen an der Vorderseite, die wie Schnäbel aussehen. Der Schnabelteil ist mit Kräutern gefüllt, um die Seuche zu bannen. Deshalb nennen die Menschen sie Todesvögel.«

»Außerdem schwirren jede Menge Spürhunde umher und stiften Unruhe«, fuhr Ahra fort, und Tobin wusste wieder nicht, was sie meinte. Er bemerkte nur, dass sie von diesen Spürhunden offenbar wenig hielt.

»Hat es in der Stadt weitere Hinrichtungen gegeben?«, verlangte Arkoniel zu erfahren.

Ahra nickte. »Drei weitere, einer davon ein Priester. Den Menschen gefällt das nicht sonderlich, aber niemand wagt es, etwas gegen sie zu sagen, nicht seit den Verhaftungen vor ein paar Monaten.«

»Genug davon«, meldete sich Köchin zu Wort. »Ich könnte mir vorstellen, dass die Jungs gerne sehen würden, wie eine Frau kämpft, meinst du nicht? Du bist die Erste, die Prinz Tobin je in Rüstung gesehen hat.«

Und so ließen sie Ahras Besuch mit einem Schwertschaukampf auf dem Kasernenhof ausklingen. Ahra focht hart und schmutzig und zeigte den Jungen ein paar neue Möglichkeiten, einen Gegner zum Stolpern zu bringen oder einen Schlag mit dem Handrücken zu versetzen.

»Es geziemt sich nicht, dem Neffen des Königs so etwas beizubringen!«, wand Nari ein, die das Geschehen in sicherem Abstand beobachtete.

»Nein, lass sie ruhig«, entgegnete Köchin. »Im Gefecht schert sich niemand um Titel oder Geburtsrechte. Da kann ein junger Krieger ein paar Finten im Ärmel durchaus gebrauchen.«

Arkoniel blieb indes in der Küche und prägte sich Iyas Brief ein, damit er ihn verbrennen konnte. Jedem anderen wäre das Schreiben lediglich als eine ausschweifende

Aufzählung von Menschen erschienen, denen Iya bei ihren jüngsten Reisen begegnet war. Als Arkoniel jedoch die richtigen Worte darüber murmelte, versilberte der Zauber bald hier, bald da ein paar Buchstaben und offenbarte die wahre Botschaft. Auch sie blieb noch geheimnisvoll, dennoch war sie klar genug, um ihm einen Anflug von Furcht zu bescheren.

Drei weitere Freunde an die Flammen verloren. Die Bluthunde jagen nach wie vor, haben aber noch keine Fährte gewittert. Kommt Weiß oder Grau, so flieht. Ich wahre Abstand. Möge Illior über euch wachen.

Grau oder Weiß. Arkoniel stellte sich eine Kolonne solcher Reiter vor, die über die Weide heraufkam, und schauderte. Er warf den Brief ins Feuer und sah zu, bis er vollständig verbrannt war.

»Möge Illior auch über dich wachen«, flüsterte er und zerstieß die Asche mit dem Schürhaken zu Staub.

KAPITEL 32

Gegen Anfang Gorathin begannen Boten aus Mycena einzutreffen. Von da an lebten die Jungen den ganzen Sommer und den langen, darauf folgenden Winter hindurch von Depesche zu Depesche. Der Herzog schrieb unregelmäßig; jeder Brief wurde gelesen und erneut gelesen und wieder gelesen, bis das Pergament schlaff und eselsohrig war. Der König kehrte über den Winter nach Ero zurück, beließ jedoch den Großteil seiner Streitmacht an der Grenze. Als einer seiner geschätztesten Befehlshaber blieb auch Rhius dort und lagerte mit seinen Armeen am Westufer des Eel. Die Plenimarer taten dasselbe auf ihrer Seite des Flusses, und als der Frühling einsetzte, flammten die Kampfhandlungen wieder auf.

Der darauf folgende Sommer wurde heißer als jeder, an den sich Köchin erinnern konnte. Arkoniel hielt den Unterricht der Jungen bestmöglich aufrecht, während sie ohne Unterlass darüber zeterten, dass der Krieg an ihnen vorbeiging.

Ki wurde am vierten Shemin dreizehn. Mittlerweile brach seine Stimme bei verschiedenen Gelegenheiten auf unberechenbare Weise, und er trug stolz einen leichten Flaum schwarzer Haare auf der Oberlippe.

Tobin würde demnächst zwölf, und wenngleich seine Wangen und seine Oberlippe kahl blieben, hatte er an Größe inzwischen mit Ki gleichgezogen. Beide Jungen waren immer noch langgliedrig und wirkten knabenhaft gebaut, aber endlose Tage mit Reiten, allerlei Knochenarbeit und Waffenübungen hatten ihnen eine drahtige Kraft verliehen, mit der es kein in einer Stadt aufgewachsener Junge aufzunehmen vermocht hätte.

Arkoniel bewunderte unvermindert ihre Verbunden-

heit. Brüder hätten einander nicht näherstehen können als diese beiden. Tatsächlich schien dem Zauberer, dass sie besser miteinander auskamen als die meisten Geschwister. Trotz des Umstands, dass sie nahezu jede wache Stunde des Tages gemeinsam verbrachten und nachts das Bett miteinander teilten, hörte Arkoniel selten, dass sie ein harsches Wort wechselten. Stattdessen forderten sie einander frohgemut bei jeglichen Unterfangen heraus und deckten einander schamlos, wenn einer von beiden im Haus bei einem Streich ertappt wurde. Arkoniel vermutete, dass Ki hinter dem meisten Schalk steckte, aber es hätte Magie oder Folter bedurft, um einem der beiden die Wahrheit zu entlocken.

Zwei Jahre sorgfältiger Anleitung hatten Ki poliert wie einen feinen Edelstein. Mittlerweile drückte er sich so gewählt wie ein Landfürst aus, und es gelang ihm die meiste Zeit, nicht zu fluchen. Noch war er mit den unfertigen Zügen eines Jungen geschlagen, aber er würde zweifellos zu einem gut aussehenden Burschen heranwachsen, und Arkoniels Einschätzung nach besaß er den Verstand, um es am Hof weit zu bringen, wenn er wollte.

Oder zumindest so weit, wie es einer der mittleren Söhne eines landbesitzlosen Ritters mit der richtigen Schirmherrschaft bringen konnte. Der Titel seines Vaters war wertlos; es würden Rhius oder Tobin sein, die ihn höher beförderten, und selbst dann würde es kein einfacher Aufstieg, es sei denn, Rhius nähme Ki an Kindes statt an – eine unwahrscheinliche Aussicht.

Wäre dies ein gewöhnlicher Haushalt gewesen, hätte sich mittlerweile der Unterschied zwischen den Rängen der Jungen bemerkbar gemacht, doch gewöhnlich war dieser Haushalt in keinerlei Hinsicht. Tobin wusste nichts vom Leben am Hof und behandelte jeden als ihm gleich-

gestellt. Nari zeterte darüber bisweilen, aber Arkoniel riet ihr, die Jungen gewähren zu lassen. An seinen Verdiensten gemessen war Ki ein Gefährte für einen jungen Prinzen, wie er würdiger kaum sein konnte, und Tobin war endlich glücklich – größtenteils zumindest.

Seine seltsamen Anflüge von Vorahnungen schienen vorüber, und mit Lhels Hilfe hatte er eine Verständigung mit Bruder gefunden. Der Geist war so still geworden, dass Nari manchmal im Scherz meinte, sie vermisse seine Tollereien. Arkoniel fragte Lhel, ob es möglich wäre, dass der Geist endlich Ruhe finden würde, doch die Hexe schüttelte den Kopf und erwiderte: »Nein, und du das auch nicht willst.«

Sofern Tobin überhaupt an den Tod seiner Mutter dachte, sagte er nichts davon. Das einzige Anzeichen dafür, dass er ihm nach wie vor zu schaffen machte, war seine Abneigung gegen den Turm.

Die letzten verbliebenen Wolken am jugendlichen Horizont des Prinzen bildeten die Abwesenheit seines Vaters und der Umstand, dass er sich ihm nicht in Mycena anschließen dufte.

Seit Ahras Besuch im vorangegangenen Sommer war Tobin und Ki schmerzlich bewusst, dass jüngere Burschen als sie in den Krieg gezogen waren. Arkoniels Beteuerungen, dass keinem Jungen von Tobins Rang, nicht einmal dem Königlichen Prinzen selbst, gestattet würde, an Schlachten teilzunehmen, halfen wenig, um die Verletzung seines Stolzes zu lindern.

Seither probierten beide Jungen mindestens einmal im Monat die Rüstung an, die Rhius zurückgelassen hatte, und schworen, dass sie ihnen wie angegossen passte, obschon sie ihnen die Ärmel des Kettenhemds in Wahrheit noch weit über die Fingerspitzen hingen. Ihre Waffen-

übungen setzten sie mit grimmiger Entschlossenheit fort und zerschmetterten dabei genug Übungsklingen, um Köchin den Winter hindurch mit Anmachholz zu versorgen.

Tobin nutzte seine hart erworbenen Schreibfähigkeiten und hatte stets einen dicken Packen Briefe für die Boten seines Vaters bereit. Fallweise antwortete Rhius, wenngleich er in seinen Schreiben nie auf Tobins Flehen einging, sich ihm anschließen zu dürfen. Dafür jedoch schickte er einen Waffenschmied in die Feste. Der Mann nahm mit seinen Schnüren und Zirkeln maß, und noch binnen desselben Monats besaßen beide Jungen richtige Schwerter, mit denen sie üben konnten.

Ansonsten nahm das Leben seinen gewohnten Lauf, bis Arkoniel die beiden Jungen eines Sommertags dabei belauschte, wie sie die Entfernung nach Ero abzuschätzen versuchten und überlegten, wie sie sich Fremden auf der Straße vorstellen könnten. In jener Nacht brachte er an jedem von ihnen still und heimlich eine kleine Glyphe an, als sie schliefen, für den Fall, dass er sie irgendwann später suchen müsste.

Ki und Tobin rissen zwar nicht aus, aber den ganzen langen und heißen Sommer hindurch murrten, grummelten und redeten sie über den Krieg und über Ero.

Ki war tatsächlich nur einige wenige Male in der Hauptstadt gewesen, doch für Tobin schilderte er jeden Besuch aus dem Gedächtnis. Wenn sie abends bei der staubigen Spielzeugstadt saßen, deutete er bald hierhin, bald dorthin, malte mit seinen Worten ein Bild und ließ einen neuen Abschnitt in Tobins Vorstellungskraft lebendig werden.

»Hier in etwa liegt die Goldschmiedstraße, und da der

Tempel«, erklärte Ki. »Und erinnerst du dich an den gemalten Drachen an der Wand hier drüben?«

Tobin befragte ihn ausführlich über Pferde und Händler der Aurënfaie, die er bei der Pferdemesse gesehen hatte, und er ließ ihn wiederholt alles beschreiben, woran er sich über die Schiffe mit ihren bunten Segeln und Bannern in den Häfen erinnern konnte.

Es war jedoch Tobin, der Ki beibrachte, was sich innerhalb der Mauern des Palatinkreises befand, denn dort war Ki nie gewesen. Als Grundlage dafür hatte Tobin zwar nur die Geschichten seines Vaters und Tharins, aber die kannte er fast auswendig. Auch in der königlichen Ahnenreihe unterwies er seinen Freund, indem er die kleinen Könige und Königinnen aus der Truhe auf dem Palastdach aufreihte.

Untertags streiften sie durch die Wälder und über die Weide und trugen dabei wenig mehr als kurze Leinenkilts. Für mehr war es an den meisten Tagen zu heiß. Sogar Arkoniel glich sich ihrer Aufmachung an und störte sich nicht allzu sehr daran, wenn sie über seinen blassen, behaarten Körper kicherten.

Auch Lhel entblätterte sich angesichts der Hitze. Als sie zum ersten Mal nur mit einem kurzen Rock bekleidet aus den Bäumen hervortrat, um sie zu begrüßen, war Tobin entsetzt. Den Großteil Naris hatte er oft genug gesehen, wenn sie sich umzog oder badete, aber noch nie eine andere Frau. Und Nari hatte kleine Brüste, war rundum weich und blass. Lhel war nichts dergleichen. Sie war rundum braun gebrannt, und ihr Körper wirkte beinah so hart wie der eines Mannes, aber nicht flach und kantig. Ihre Brüste hingen wie riesige, reife Pflaumen herab und wogten, wenn sie ging. Ihre Beine und Seiten waren fest, ihre Hüften breit und rund, ihre Leibesmitte schlank.

Hände und Füße strotzten vor Dreck wie immer, doch der Rest von ihr wirkte so sauber, als wäre sie gerade vom Schwimmen gekommen. Tobin hätte am liebsten die Hand ausgestreckt und sie an der Schulter berührt, um zu sehen, wie sie sich anfühlte, aber allein der Gedanke brachte ihn zum Erröten.

Er sah, dass es Ki ebenso erging, obwohl er dabei keineswegs verlegen wirkte. Beide gewöhnten sich bald an ihren Anblick, und Tobin fragte sich bisweilen, was sich unter dem Rock verbergen mochte. Laut Ki unterschieden sich die unteren Gefilde einer Frau gänzlich von denen eines Mannes. Hin und wieder ertappte er Lhel dabei, dass sie ihn beobachtete, als kannte sie seine Gedanken, und er musste den Blick abwenden, wobei er röter denn je anlief.

KAPITEL 33

»Glaubst du, Prinz Korin muss im Palast den Waschkessel füllen?«, beklagte sich Ki, als er und Tobin auf dem Küchenhof mit ihren Eimer schufteten. Das geschnitzte Holzpferd, das er trug, schlenkerte um seine verschwitzte, braun gebrannte Brust, als er seinen Eimer zum Rand des dampfenden Waschzubers emporhievte. Es war noch nicht einmal Mittag, dennoch herrschte an diesem Tag im Lenthin bereits eine Bruthitze.

Tobin rann Schweiß von der Nase, als er seinen Eimer entleerte. Er beugte sich über den Kesselrand, blies den Dampf beiseite und stieß ein enttäuschtes Stöhnen aus. »Bei Bilairys Hintern! Noch nicht mal halb voll. Noch zwei Mal, dann gehen wir schwimmen. Mir egal, wenn sich Köchin heiser brüllt.«

»Wie Ihr befehlt, mein Prinz«, kicherte Ki und folgte Tobin zum Tor hinaus.

Die jüngste Dürre hatte den Fluss zwischen seinen Ufern sinken lassen. Sie mussten sich einen Weg über ein Gewirr von mit verdorrten Algen verkrusteten Steinen bahnen, um zum Rand des Wassers zu gelangen. Sie hatten es fast geschafft, als sich Ki heftig den Zeh rammte. Er stieß ein ersticktes Stöhnen aus und rang zugleich ein verbotenes Wort zurück; Nari hatte ihm an diesem Tag bereits eine Ohrfeige wegen üblen Sprachgebrauchs verpasst. »Verdammt!«, zischte er stattdessen und hielt sich den blutenden Zeh.

Tobin ließ seinen Eimer fallen und half ihm, zum Wasser hinabzuhumpeln. »Tauch ihn unter, bis es sich besser anfühlt.«

Ki setzte sich und steckte beide Beine bis zu den Knien in die Strömung. Tobin tat es ihm gleich, lehnte sich zu-

rück und stützte sich auf die Ellbogen. Stolz fiel ihm auf, dass er diesen Sommer brauner als Ki war, wenngleich Nari behauptete, er sähe dadurch wie ein Bauer aus.

Von seinem gegenwärtigen Aussichtspunkt aus konnte er die Line feiner, goldener Härchen sehen, die über Kis Rückgrat verlief, und die Schulterblätter, die sich unter der glatten Haut seines Freundes abzeichneten. Ki erinnerte Tobin an den Berglöwen, dem sie gemeinsam begegnet waren – gelbbraun und geschmeidig. Der Anblick sandte einen warmen Schimmer durch ihn, den er nicht recht in Worte zu fassen vermochte.

»Dieser Kessel füllt sich nicht von selbst!«, rief Köchin vom Tor hinter ihnen.

Tobin verrenkte sich den Hals, um einen Blick auf die ungeduldige Frau zu werfen. »Ki hat sich den Fuß verletzt.«

»Und sind *deine* Beine gebrochen?«

»Mit denen ist alles in Ordnung, soweit ich das sehen kann«, meinte Ki und spritzte Tobin eine Handvoll kaltes Wasser auf den Bauch.

Tobin quiekte und setzte sich auf. »Verräter! Wart's nur ab, ob ich dir das nächste Mal helfe, wenn …«

Bruder stand am gegenüberliegenden Ufer und beobachtete sie. Tobin hatte ihn früher an diesem Vormittag gerufen, dann jedoch völlig vergessen.

An Größe hatte Bruder mit Tobin gleichgezogen, war dabei jedoch dürr und bleich wie ein Fischbauch geblieben. Ganz gleich, wo er auftauchte, das Licht erfasste ihn nie so wie einen lebenden Menschen. Auf diese Entfernung wirkten seine unnatürlichen Augen wie zwei schwarze Löcher in seinem Gesicht. Auch seine Stimme war matter geworden. Tatsächlich hatte Tobin ihn seit Monaten überhaupt nicht mehr reden gehört.

Er starrte Tobin noch kurz an, dann wandte er sich ab und blickte die Straße hinab.

»Es kommt jemand«, murmelte Tobin.

Ki spähte die Weide hinab, dann schaute er Tobin wieder an. »Ich höre nichts.«

Gleich darauf vernahmen sie beide das erste leise Klirren von Geschirr in der Ferne.

»Ah! Bruder?«

Tobin nickte.

Mittlerweile hörten sie die Reiter deutlich genug, um zu wissen, dass es mindestens zwanzig sein mussten. Tobin sprang auf. »Glaubst du, es ist Vater?«

Ki grinste. »Wer sonst könnte es sein, wenn er mit so vielen kommt?«

Tobin kletterte über die Steine hinauf und rannte auf die Brücke, um besser zu sehen.

Die von der Sonne aufgeheizten Bretter brannten an seinen Füßen. Ungeduldig tänzelte er eine kurze Weile von einem Bein aufs andere, dann lief er über den Grassaum am Rand der Straße den Reitern entgegen.

»Tobin, komm zurück! Du weißt, dass wir das nicht machen sollen.«

»Ich gehe nur ein Stück!« Als er über die Schulter zurückschaute, sah er Ki auf die Brücke zuhumpeln. Sein Freund deutete auf seinen verletzten Fuß und zuckte mit den Schultern.

Tobins Herz schlug schneller, als er durch die Bäume das Gleißen von Sonnenlicht auf Stahl erblickte. Aber warum näherten sich die Reiter so langsam? Sein Vater nahm die letzte Meile immer im Galopp und wirbelte dabei eine Staubwolke auf, die man über den Wipfeln erkennen konnte, lange bevor die Reiter auftauchten.

Tobin blieb stehen, schirmte mit der Hand die Augen

ab. An diesem Tag gab es keine Staubwolke. Unbehaglich setzte er dazu an, loszurennen, sollten es doch Fremde sein.

Als jedoch die ersten Reiter am Fuß der Weide in Sicht gerieten, erblickte Tobin zuvorderst Tharin auf dessen stichelhaarigem Pferd, dicht gefolgt vom alten Laris und anderen. Auch zwei weitere Fürsten befanden sich unter ihnen. Nyanis erkannte er an dessen glänzendem Haar, Solari an dessen buschigem schwarzem Bart und dem grünen und goldenen Mantel.

Die Kämpfe müssen vorüber sein. Er hat Gäste für ein Fest mitgebracht! Tobin stieß einen Jubelruf aus und schwenkte wild beide Arme, während er unter der Gruppe weiter nach seinem Vater Ausschau hielt. Tharin winkte als Antwort zum Gruß, gab seinem Pferd aber nicht die Sporen. Als sie sich den Hügel herauf näherten, sah Tobin, dass der Hauptmann ein Pferd an einer langen Leine führte – Vaters Rappen. Erst da bemerkte Tobin, dass die Mähnen aller Rösser bis dicht an die Hälse gestutzt worden waren. Er wusste, was das bedeutete. Die Männer hatten ihm auf dem Kasernenhof Geschichten darüber erzählt –

Die Luft neben Tobin verdunkelte sich, als Bruder schimmernd in Sicht geriet. Über das Geräusch des Flusses ertönte seine Stimme kaum vernehmlich, dennoch verstand ihn Tobin klar und deutlich.

Unser Vater ist nach Hause gekommen.

»Nein.« Trotzig marschierte Tobin in Richtung der Reiter. Das Herz pochte ihm bis zu den Ohren, und er konnte die Straße nicht unter den Füßen spüren.

Tharin und die anderen zügelten die Tiere, als er sie erreichte. Tobin weigerte sich, ihnen in die Gesichter zu blicken. Er schaute nur auf das Pferd seines Vaters und

die über den Sattel festgezurrten Gegenstände: Kettenhemd, Helm, Bogen. Und ein länglicher Tonkrug in einem Netz.

»Wo ist er?«, verlangte Tobin zu erfahren, der inzwischen auf einen abgewetzten, leeren Steigbügel starrte. Seinen Stimme klang in seinen Ohren beinah so matt wie die von Bruder.

Er hörte, wie Tharin abstieg, spürte die großen Hände des Mannes auf den Schultern, Aber er hielt die Augen weiter auf den Steigbügel gerichtet.

Tharin drehte ihn behutsam herum, ergriff sein Kinn und ließ ihn zu sich aufschauen. Seine blassblauen Augen wirkten rot gerändert und voller Gram.

»Wo ist Vater?«

Tharin ergriff etwas aus seinem Gurtbeutel, etwas, das schwarz und golden im Sonnenlicht glänzte. Es war Vaters Eichenholzsignet an dessen Kette. Mit zitternden Händen hängte Tharin es Tobin um den Hals.

»Dein Vater ist in der Schlacht gestorben, mein Prinz, am fünften Tag des Shemin. Er ist tapfer gefallen, Tobin. Ich bringe dir seine Asche nach Hause.«

Tobin schaute zurück zu dem Krug im Netz und begriff.

Am fünften des Shemin? Das war der Tag nach Tobins Namenstag. Wir waren schwimmen. Ich habe zwei Waldhühner erlegt. Wir haben Lhel getroffen. Wir wussten es nicht.

Mittlerweile stand Bruder neben dem Pferd und berührte mit einer Hand den staubigen Krug. Ihr Vater war seit fast einem Monat tot.

Du hast mir einst von einem sterbenden Fuchs erzählt, dachte er und starrte Bruder ungläubig an. *Und davon, dass Iya kam. Aber nicht, dass unser Vater tot ist?*

»Ich war auch dabei, Tobin. Was Tharin sagt, ist wahr«, ergriff Fürst Solari das Wort. Er stieg ab und stellte sich neben ihn. Tobin hatte den jungen Fürsten immer gemocht, doch nun konnte er auch ihn nicht ansehen. Als der Mann weitersprach, hörte er sich weit entfernt an, obwohl Tobin seine Stiefelspitzen unmittelbar neben sich auf der Straße sehen konnte. »Er stieß bis zum Ende seinen Kriegsschrei aus, und all seine Wunden erhielt er von vorne. Ich habe gesehen, wie er mindestens vier Männer getötet hat, bevor er fiel. Kein Krieger könnte sich einen besseren Tod wünschen.«

Tobin fühlte sich leicht, als könnte sein Körper wie ein Seidenpflanzensamen von der Brise fortgeweht werden. *Vielleicht kann ich Vaters Geist sehen.* Er kniff die Augen zusammen und versuchte, Vaters Schemen in der Nähe des Kruges zu erspähen, aber Bruder stand alleine dort, die schwarzen Augen dunkle Löcher im Gesicht, als er langsam verblasste und verschwand.

»Tobin?«

Tharins Hände ruhten auf seinen Schultern und hielten ihn fest, damit er nicht weggeweht wurde. Tobin wollte Tharin nicht anblicken, wollte die Tränen nicht sehen, die behäbig zwei Pfade in den Staub auf den Wangen des Hauptmanns gruben. Er wollte nicht, dass die anderen Fürsten und Soldaten sahen, wie Tharin weinte.

Stattdessen schaute er an ihm vorbei und erblickte Ki, der die Straße herabgerannt kam. »Seinem Fuß muss es wohl wieder besser gehen.«

Tharin brachte das Gesicht näher zu jenem Tobins und betrachtete ihn mit äußerst merkwürdiger Miene. Mittlerweile hörte Tobin einige der anderen Männer weinen, was er noch nie zuvor erlebt hatte. Soldaten weinten nicht.

»Ki«, erklärte Tobin, während sein Blick zurück zum Pferd seines Vaters wanderte. »Er hat sich den Zeh verletzt, aber jetzt kommt er gerade.«

Tharin ergriff eine Scheide von seinem Rücken und legte das darin steckende Schwert des Herzogs in Tobins Hände. »Auch das gehört jetzt dir.«

Tobin umklammerte die Waffe, die sich so viel schwerer anfühlte als die seine. *Zu groß für mich. Genau wie die Rüstung.* Noch etwas, das es für später aufzuheben galt. Zu spät.

Er hörte Tharin reden, aber es fühlte sich an, als sei sein Kopf mit Pusteblumen vollgestopft; es fiel ihm schwer, irgendetwas einen Sinn beizumessen. »Was machen wir mit der Asche?«

Tharin drückte ihn an sich. »Wenn du bereit bist, bringen wir deinen Vater nach Ero und betten ihn in der königlichen Gruft neben deiner Mutter zur ewigen Ruhe. Dann werden sie endlich wieder vereint sein.«

»In Ero?«

Vater hatte immer versprochen, ihn einst nach Ero mitzunehmen.

Stattdessen schien es, dass er Vater dorthin mitnehmen müsste.

Tobins Augen brannten, und seine Brust schmerzte, als wäre er den ganzen Weg aus dem Dorf hergelaufen, aber es wollten keine Tränen kommen. Innerlich fühlte er sich so trocken wie der Staub unter seinen Füßen.

Tharin stieg wieder auf sein Pferd, und jemand half Tobin, der nach wie vor das Schwert seines Vaters umklammerte, hinter ihm hinauf.

Ki stieß auf halbem Weg zum Haus zu ihnen, atemlos und humpelnd. Er schien bereits zu ahnen, was geschehen war, und brach in stumme Tränen aus, als er die am leeren

Sattel verzurrten Waffen und Rüstungsteile erblickte. Dann ging er zu Tobin, umfasste mit beiden Händen das Bein seines Freundes und lehnte die Stirn gegen dessen Knie. Schließlich kam Koni und half Ki auf sein Pferd.

Als sie den Rest des Weges den Hügel hinaufritten, spürte Tobin bei jedem Hufschlag des Pferdes, wie das Goldsignet seines Vaters schwer gegen sein Herz schwang.

Nari und die anderen kamen ihnen am Haupttor entgegen und stimmten ein schreckliches Wehklagen an, noch bevor Tharin ihnen erzählen konnte, was geschehen war. Sogar Arkoniel weinte.

Nari zog Tobin in eine innige Umarmung, als er abstieg. »Oh, mein armer Schatz«, schluchzte sie. »Was sollen wir jetzt nur machen?«

»Wir reisen nach Ero«, versuchte er ihr zu sagen, aber er bezweifelte, dass sie ihn hörte.

Die Ausrüstung und die Asche wurden in die Halle getragen und vor dem Schrein aufgebahrt. Tharin half Tobin, Gosis Mähne zu stutzen und sie mit einer Locke seines eigenen Haares auf dem Kasernenhof zu Ehren seines Vaters zu verbrennen.

Dann sangen sie am Schrein traurige Lieder, die alle außer Tobin zu kennen schienen, und Tharin ließ beide Hände auf Tobins Schultern ruhen, als er Gebete an Astellus und Dalna sprach, auf dass sie sich um seines Vaters Geist kümmerten, und anschließend an Sakor und Illior, auf dass sie den Haushalt beschützen mögen.

Für Tobin glich alles nur einem verschwommenen Wortschwall. Als Bruder erschien und eine der schmutzigen, knorrigen Wurzeln seines Baumes auf die Ablage des Schreins legte, war Tobin zu müde, um sie zu entfernen. Niemandem sonst fiel sie auf.

Als die Gebete und Lieder vorüber waren, nahm Tharin Tobin beiseite, kniete sich neben ihn und zog ihn neuerlich dicht an sich. »Ich war bei deinem Vater, als er starb«, sagte der Hauptmann leise und hatte wieder diesen merkwürdigen Ausdruck in den Augen. »Wir haben über dich gesprochen. Er hat dich mehr als alles andere auf der Welt geliebt und war so traurig, dich verlassen zu müssen – « Tharin wischte sich über die Augen und räusperte sich. »Er hat mich damit beauftragt, dein Beschützer zu sein, und so werde ich diese Rolle für den Rest meines Lebens erfüllen. Du kannst dich immer auf mich verlassen.«

Damit zog er sein Schwert und stellte es mit der Spitze nach unten vor sich. Er ergriff Tobins Hand, legte sie auf den abgewetzten Griff und bedeckte sie mit der seinen. »Ich gelobe bei den Vieren und meiner Ehre, dir den Rest meiner Tage beizustehen und zu dienen. Denselben Eid habe ich deinem Vater geschworen. Hast du verstanden, Tobin?«

Der Junge nickte. »Danke.«

Tharin steckte das Schwert in die Scheide zurück und umarmte Tobin eine lange Weile. Schließlich löste er sich von ihm, stand auf und schüttelte den Kopf. »Bei den Vieren, ich wünschte, es wäre meine Asche in diesem Krug und nicht die seine. Dafür würde ich alles geben.«

Als alles vorüber war, schwand bereits das Tageslicht. Die Essenszeit kam und ging, aber niemand zündete ein Feuer an oder kochte. Alle verbrachten die Nacht in der Halle. Totenwache, so nannte es Tharin. Bei Einbruch der Dunkelheit zündete er eine einzige Lampe im Schrein an, der Rest des Hauses jedoch blieb finster.

Einige der Bediensteten legten sich schlafen, die Krieger hingegen knieten mit den blanken Schwertern vor sich in einem Halbkreis um den Schrein. Nari richtete für Tobin eine Pritsche am Kamin her, aber er konnte sich nicht hinlegen. Eine Weile gesellte er sich zu den Männern, aber ihr Schweigen ließ ihn sich ausgeschlossen und alleine fühlen. Letztlich schlich er zum fernen Ende der Halle und kauerte sich in der Nähe der Treppe auf die Binsen.

Dort fand ihn Ki vor und setzte sich neben ihn. »Du hast so etwas noch nie gesehen, oder?«, flüsterte er.

Tobin schüttelte den Kopf.

»Sie müssen doch auch irgendetwas gemacht haben, als deine Mutter gestorben ist.«

»Ich weiß es nicht.« An jene Zeit zu denken, jagte ihm immer noch einen Schauder über den Rücken. Ki musste es bemerkt haben, denn er rückte näher und schlang einen Arm um ihn, wie es zuvor Tharin getan hatte. Tobin sackte gegen ihn und stützte den Kopf auf seine Schulter, dankbar für den schlichten, aber herzlichen Trost. »Ich erinnere mich nicht daran. Ich habe sie auf dem Eis liegen gesehen, danach war sie einfach weg.«

Er hatte nie danach gefragt, was aus ihr geworden war. Nari hatte später ein- oder zweimal darüber zu reden versucht, doch Tobin hatte es damals nicht hören wollen. Er hatte sich die Finger in die Ohren gestopft und den Kopf unter den Laken vergraben, bis sie weggegangen war. Seither hatte niemand im Haus darüber gesprochen, und Tobin hatte nie nachgefragt. Zu erfahren, dass der Geist seiner Mutter noch immer durch den Turm wandelte, war schlimm genug gewesen; wo sich ihr Körper befand, hatte keine Rolle für ihn gespielt.

Als er nun jedoch in der Dunkelheit saß, ließ er sich

durch den Kopf gehen, was Tharin gesagt hatte. Seine Mutter war in Ero.

So wenig ihm von jenem Tag im Gedächtnis geblieben sein mochte, er wusste noch, dass der König abgereist gewesen war, als er wieder aus dem Bett durfte. Und auch seine Mutter war verschwunden gewesen.

Wie ein winziger Saatstein, der in eine von Arkoniels alchemistische Lösungen fallen gelassen wurde, verfestigte der Gedanke Jahre halb wahrgenommener Erinnerungen zu einer einzigen, scharfkantigen Überzeugung: Der König hatte seine Mutter mitgenommen. Sein von Kummer umwölkter Verstand sorgte sich darüber wie über einen schlimmen Zahn, der zu sehr schmerzte, um ihn zu berühren.

Nein, flüsterte Bruder in der Dunkelheit.

»Meine Mama ist gestorben, als ich sechs war«, sagte Ki leise und holte Tobin zurück in die Gegenwart.

»Wie?« Trotz all ihrer Gespräche hatten sie sich darüber noch nie unterhalten.

»Sie hat sich den Fuß an einer Sense aufgeschnitten, und die Wunde wollte nicht verheilen.« Ein Hauch seines alten Landakzents schlich sich zurück in seine Stimme. »Ihr Bein wurde ganz schwarz, ihr Mund schwoll zu, und dann ist sie gestorben. Der Boden war gefroren, deshalb hat Vater sie bis zum Frühling eingewickelt im Heuboden des Kuhstalls gelassen. Wenn ich einsam war, bin ich manchmal hinaufgeklettert und bei ihr gesessen. Hin und wieder habe ich sogar die Decke zurückgezogen, nur um ihr Gesicht noch einmal zu sehen. Wir haben sie im Frühling beerdigt, bevor die Blätter zu sprießen begannen. Zu der Zeit hatte Vater schon Sekora mit nach Hause gebracht, und ihr Bauch war bereits groß. Ich erinnere mich noch daran, dass ich ihn angestarrt habe, während

wir Lieder über Mamas Grab sangen.« Seine Stimme kippte.

»Du hast eine neue Mutter bekommen«, murmelte Tobin, der sich plötzlich schwer und unbeschreiblich müde fühlte. »Ich habe jetzt gar keine Mutter und keinen Vater mehr.«

Kis Arm um ihn drückte ihn fester. »Ich schätze, sie würden dich nicht mit zu mir nach Hause kommen lassen, was? Bei uns würde einer mehr gar nicht auffallen.«

Mit nach wie vor trockenen Augen und gequält von innerer Pein, glitt Tobin in einen unruhigen Schlummer und träumte davon, mit Ki inmitten eines Haufens braunhaariger Kinder zu schlafen – alle dicht aneinander geschmiegt wie ein Rudel Welpen, während draußen im Kuhstall gefrorene, tote Mütter lagen.

KAPITEL 34

Arkoniel erwachte kurz nach Sonnenaufgang mit einem steifen Nacken. Er hatte sich in der Nähe des Schreins in eine Ecke gelehnt und vorgehabt, mit den anderen Totenwache zu halten, war jedoch irgendwann nachts eingedöst.

Wenigstens nicht als Einziger, dachte er, als er sich in der Halle umsah.

Die Lampe im Schrein brannte noch, und in ihrem trüben Licht erkannte er auf Bänken und auf den Binsen um den Kamin ausgestreckte Schemen. In der Nähe der Treppe konnte er Ki und Tobin ausmachen, die aneinander gesackt mit den Rücken an der Wand lehnten.

Nur die Krieger waren wach geblieben und hatten die ganze Nacht auf den Knien verbracht, um den Mann zu ehren, dem sie so lange gefolgt waren.

Arkoniel musterte ihre abgehärmten Gesichter. Nyanis und Solari waren neu für ihn; nach allem, was er von Nari und Köchin am vergangenen Abend gehört hatte, waren sie treue Gefolgsmänner und somit vielleicht künftige Verbündete für Rhius' Tochter.

Abermals schaute er hinüber zu Tobin; bei diesem Licht hätte er ein beliebiges Gossenkind aus den Elendsvierteln Eros sein können, das an einer Wand schlief. Arkoniel seufzte, als ihm einfiel, was Iya ihm von ihren Visionen erzählt hatte.

Da er sich zu unbehaglich fühlte, um wieder einzuschlafen, ging er nach draußen und schlenderte auf die Brücke, um zu beobachten, wie die Sonne höher stieg. Ein paar Rehe grasten am Rand der Weide, und einige weitere hatten sich einen Weg über die steinigen Ufer des Flusses zum Wasser gebahnt. Ein großer, weißer Reiher stakste auf der Suche nach Frühstück durch die seichte

Strömung. Selbst um diese Stunde versprach der Tag bereits, heiß zu werden.

Arkoniel setzte sich mitten auf die Brücke und ließ die Beine über den Rand baumeln. »Was jetzt, Lichtträger?«, fragte er leise. »Was sollen wir tun, wenn diejenigen, die das Kind beschützen sollen, von uns genommen werden?«

Still wartete er und betete um ein Zeichen als Antwort. Doch alles, was er sehen konnte, war Sakors feurige Scheibe, die ihm ins Gesicht starrte. Seufzend begann er, einen Brief an Iya zu verfassen, in dem er versuchte, sie zu überzeugen, von ihrer langen Wanderschaft zurückzukehren und ihm zu helfen. Allerdings hatte er seit Monaten nichts mehr von ihr gehört und war nicht einmal sicher, wohin er die Botschaft senden sollte, um sie zu erreichen.

Er war noch nicht weit gekommen, als er hörte, wie sich hinter ihm das Tor öffnete. Tharin schritt heraus und gesellte sich auf der Brücke zu ihm. Er setzte sich neben den Zauberer und starrte auf die Weide, die Hände zwischen den Knien gefaltet. Sein Antlitz war blass und vor Kummer tief zerfurcht. Das Morgenlicht sog die Farbe aus seinen Augen.

»Du bist erschöpft«, stellte Arkoniel fest.

Tharin nickte träge.

»Was glaubst du, dass jetzt geschehen wird?«

»Deshalb bin ich hergekommen, um mit dir zu reden. Der König hat an Rhius' Scheiterhaufen mit mir gesprochen. Er hat vor, Tobin zu sich zu rufen. Er will ihn in Ero bei Prinz Korin und den Gefährten haben.«

Dies stellte keineswegs eine überraschende Wende der Ereignisse dar, dennoch verknoteten sich Arkoniels Eingeweide. »Wann?«

»Ich bin nicht sicher. Bald. Ich habe ihn gebeten, dem Jungen etwas Zeit zu lassen, aber er hat nichts darauf erwidert. Jedenfalls könnte ich mir denken, dass er Tobin nicht zu lange außerhalb seiner Reichweite belassen will.«

»Was meinst du damit?«

Tharin antwortete nicht sofort, sondern starrte zunächst auf die Rehe. Schließlich seufzte er und sagte: »Ich kannte dich schon als Junge, als du und Iya häufig Gäste in Atyion wart. Seit du hier bist, habe ich den Mann kennen gelernt, der du geworden bist. Ich habe dich immer gemocht, und ich glaube, ich kann dir vertrauen, erst recht, wenn es um Tobin geht. Deshalb bin ich im Begriff, mein Leben in deine Hände zu legen.« Er drehte sich herum und sah Arkoniel in die Augen. »Aber bei den Vieren, falls ich mich irre, wirst du mich töten müssen, um mich von deiner Spur abzubringen. Verstehen wir einander?«

Arkoniel wusste, dass dies keine leere Drohung darstellte. Allerdings hörte er hinter den harschen Worten des Mannes auch Angst, und zwar nicht um ihn selbst, sondern um Tobin.

Arkoniel hob die rechte Hand und drückte sich die linke aufs Herz. »Bei meinen Händen, meinem Herzen und meinen Augen, Sir Tharin, ich schwöre dir, dass ich mein Leben geben werde, um Rhius' und Arianis Kind zu beschützen. Was willst du mir sagen?«

»Und ich habe dein Wort, dass du niemandem davon erzählst?«

»Iya und ich haben keine Geheimnisse voreinander, aber für sie kann ich mich genauso verbürgen wie für mich selbst.«

»Na schön. Ich habe ohnehin sonst niemanden, dem

ich mich anvertrauen kann. Zunächst mal glaube ich, dass der König Rhius tot sehen wollte. Ich denke sogar, er könnte die Hand dabei im Spiel gehabt haben, dass er getötet wurde.«

Arkoniel besaß nicht allzu viel Erfahrung mit dem Hof, dennoch war ihm klar, dass Tharin sein Leben tatsächlich in seine Hände gelegt hatte, gleich doppelt. Trotzdem zögerte der Hauptmann nicht, als er fortfuhr. »Seit die Prinzessin gestorben ist, hat Erius den Herzog ständig in die schlimmsten Getümmel jeder Schlacht geschickt. Auch Rhius sah das, aber er besaß zu viel Ehre, um es zu sagen. Aber einige der Befehle, die wir befolgten, waren rundweg tollkühn. Hunderte brave Krieger Skalas würden in Atyion und Cirna noch aufrecht stehen und atmen, hätte der König seine Angriffe etwas sinnvoller ausgeführt. Am Tag, als Rhius getötet wurde, entsandte Erius uns zu Pferde ins Sumpfland. Dort wurde uns aufgelauert, als wir am gegenüberliegenden Ende versuchten, aus dem Matsch zu gelangen.«

»Wieso glaubst du, der König könnte etwas damit zu tun gehabt haben?«

Tharin beachte ihn mit einem verbitterten Lächeln. »Du weißt nicht viel über Reiterei, was, Zauberer? Man schickt Reiter im Sommer nicht in solches Gelände, wo es keinen vernünftigen Halt auf dem Boden und keinerlei Deckung gibt. Erst recht nicht, wenn es mehr als wahrscheinlich ist, dass sich der Feind auf der anderen Seite in Gräben verbirgt und auf herannahende Gegner lauscht. Ein Pfeil traf Rhius in den Oberschenkel, bevor wir auch nur in die Nähe festen Untergrunds gelangten. Ich bekam einen Schaft in die Schulter, und ein weiterer hat mein Pferd unter mir getötet. Ich bin gestürzt, er ist weitergeprescht – es war ein verdammtes Gemetzel. Es müssen

um die zwei- oder dreihundert Fußsoldaten und Bogenschützen gewesen sein, und wenn sie nicht auf uns gewartet haben, dann hat jemand seine Streitkräfte verflucht schlecht eingesetzt. Trotz der Pfeilwunde hat Rhius gekämpft wie ein Wolf, aber Laris hat mir erzählt, dass ein Pikenstreiter das Pferd der Herzogs getötet und ihn zu Fall gebracht hat. Rhius wurde unter dem Tier eingeklemmt, und der Feind hat sich mit Äxten auf ihn gestürzt, bevor – bevor ich zu ihm gelangen konnte.«

Eine Träne rollte Tharin über die Wange und verfing sich in den Stoppeln, die darauf prangten. »Das Leben entwich bereits aus ihm, als wir ihn fanden. Wir haben ihn weggebracht, aber es gab nichts mehr, was wir tun konnten.«

Weitere Tränen fielen, doch Tharin schien sie nicht zu bemerken. Etwas verriet Arkoniel, dass sich der Mann daran gewöhnt hatte zu weinen. »Rhius konnte spüren, dass Bilairy unterwegs war, um ihn zu holen. Er zog mich dicht zu sich hinab und sprach so leise, dass nur ich ihn hören konnte. Die letzten Worte seines Lebens waren: ›Beschütz mein Kind mit deinem Leben, mit allen Mitteln. Tobin muss über Skala herrschen.‹«

Arkoniel stockte der Atem in der Brust. »Das hat er zu dir gesagt?«

Tharin sah ihm in die Augen und hielt seinen Blick gefangen. »Zu dem Zeitpunkt dachte ich, es läge am Tod, der seine Gedanken verwirrte. Aber wenn ich dir jetzt so ins Gesicht schaue, bin ich geneigt, meine Meinung zu ändern. Weißt du, was er damit gemeint hat?«

Vertrau deinen Instinkten, hatte Iya ihm geraten, bevor sie aufgebrochen war. Diese Instinkte hatten ihn schon immer dazu gedrängt, Tharin zu vertrauen. Trotzdem fühlte sich Arkoniel wie ein Mann vor dem Sprung von

einer hohen Klippe, unter der er nur Nebel erkennen kann. Das Geheimnis stellte eine Gefahr für jeden dar, der es kannte.

»Ja. Das und nur das ist es, wofür Iya und ich gearbeitet haben, seit Tobin geboren wurde. Aber du musst mir ehrlich sagen: Kannst du Tobin auch dienen, wenn du nicht mehr erfährst, als du im Augenblick weißt?«

»Ja. Nur …«

Arkoniel musterte Tharins betroffene Züge, während der Mann nach Worten suchte. »Du fragst dich, warum Rhius dir nicht schon mehr erzählt hat … und nicht schon früher?«

Tharin nickte, den Mund zu einer schmalen Linie verkniffen.

»Weil er nicht konnte«, fuhr Arkoniel mit sanfter Stimme fort. »Rhius hat nie an deiner Treue gezweifelt; das musst du mir glauben. Eines Tages werde ich in der Lage sein, dir alles zu erklären, dann wirst du es verstehen. Aber zweifle nie an des Herzogs Vertrauen in dich. Das hat er mit seinem letzten Atemzug bewiesen, Tharin. Was er an dich weitergegeben hat, war das heiligste Geheimnis seines Lebens. Was Tobin jetzt braucht, ist Schutz, und später Verbündete. Wie viele Truppen könnten wir heute aufstellen, wenn wir sie brauchten?«

Tharin rieb sich mit einer Hand über den Bart. »Tobin ist noch nicht ganz zwölf, Arkoniel. Das ist zu jung, um Truppen zu befehligen, auch zu jung, um eine Gefolgschaft um sich zu scharen, zumindest nicht ohne einen mächtigen Fürsten, der ihn unterstützt.« Er deutete zurück zur Feste. »Nyanis und Solari sind gute Männer, aber der Kriegsherr, der sie anführte, war Rhius. Wäre Tobin sechzehn oder siebzehn – oder vielleicht auch nur fünfzehn –, könnte es anders aussehen, aber so, wie die

Dinge stehen, ist sein einziger naher Verwandter, der Macht besitzt, der König. Dennoch …«

»Ja?«

»Zwischen uns beiden: Es gibt Adelige, die nicht tatenlos dabei zusehen würden, dass ein Kind der weiblichen Linie Skalas zu Schaden kommt, und andere, die guten Grund dazu haben, sich daran zu erinnern, wer Tobins Vater war.«

»Und du weißt, wer diese Adeligen sind? Denen Tobin vertrauen kann?«

»So wie die Stimmung am Hof in diesen Tagen ist, gibt es nur wenige, auf die ich mein Leben setzen würde, aber ich habe mein Leben an der Seite des Herzogs verbracht und sein Vertrauen genossen. Ich habe ein gutes Gespür dafür, wie der Wind weht.«

»Tobin wird hier dein Geleit brauchen. Was ist mit den Soldaten, die Rhius Gefolgstreue schuldig waren?«

»Die gemeinen Männer sind an das Land gebunden, das sie bestellen. Kraft Gesetzes dienen sie demjenigen, der es verwaltet. Bis Tobin alt genug ist, um Männer anzuführen, denke ich, das wird sein, wer immer vom König gewünscht wird.« Er schüttelte den Kopf. »Ich fürchte, von jetzt bis dahin kann sich viel verändern. Erius wird mit Sicherheit eigene Verwalter für die Ländereien einsetzen.«

»Für das Kind hat sich bereits zu viel verändert«, murmelte Arkoniel. »Trotzdem hat Tobin Glück, dass ihm ein so getreuer Mann wie du beisteht.«

Tharin klopfte Arkoniel auf die Schulter und erhob sich. »Manche dienen aus Treue oder für Ruhm, andere für Bezahlung«, meinte er rau. »Ich habe Rhius aus Liebe gedient, und Tobin diene ich aus demselben Grund.«

»Liebe.« Betroffen von etwas im Tonfall des Mannes,

schaute Arkoniel auf. »Ich habe noch nie daran gedacht, dich das zu fragen, aber du hast doch selbst irgendwo ein Anwesen. Hast du dort eine eigene Familie?«

»Nein.« Bevor der Zauberer in seinen Zügen lesen konnte, drehte sich Tharin um und stapfte zurück zur Feste.

»Das guter Mann«, flüsterte Lhel unsichtbar. Ihre Stimme vermischte sich mit dem Gurgeln des Wassers unter Arkoniels baumelnden Füßen.

»Ich weiß«, erwiderte Arkoniel, dem ihre körperlose Gegenwart Trost spendete. »Weißt du über Fürst Rhius Bescheid?«

»Bruder mir gesagt.«

»Was soll ich tun, Lhel? Der König will, dass er nach Ero kommt.«

»Lassen Ki bei ihm.«

Arkoniel stimmte ein verbittertes Kichern an. »Das ist alles? Ich bin froh, das zu hören. Lhel?«

Doch sie war bereits wieder verschwunden.

KAPITEL 35

Am Morgen nach der Totenwache erfüllte Tobin eine seltsame Ruhe, als er die Augen aufschlug. Ki schlief noch an seiner Schulter, den Kopf gegen Tobins Wange gedrückt. Tobin saß reglos da und versuchte, die eigenartige Leere unter seinen Rippen zu ergründen. Jedenfalls hatte er nicht dasselbe beim Tod seiner Mutter empfunden; sein Vater war wie ein Krieger ehrenvoll in der Schlacht gestorben.

Ki war schwer. Tobin verlagerte das Gewicht, wodurch Ki ruckartig erwachte. »Tob, geht es dir gut?«

»Ja.« Zumindest konnte er diesmal noch reden. Aber diese Ruhe in ihm fühlte sich wie ein lichtloses Loch oder die kalte Tiefe der Quelle neben Lhels Eichenhaus an. Es war, als starrte er in jenes dunkle Wasser hinab und wartete auf etwas, er wusste nur nicht, worauf.

Schließlich stand er auf und ging zum Schrein, um für seinen Vater zu beten. Tharin und die Adeligen waren verschwunden, aber Koni und einige der anderen Männer knieten immer noch dort.

»Ich hätte mit euch Wache halten sollen«, murmelte er und schämte sich dafür, geschlafen zu haben.

»Niemand hat das erwartet, Tobin«, erwiderte Koni freundlich. »Wir haben mit ihm Blut vergossen. Aber du könntest Opfergaben für den Schrein machen. Einundfünfzig Wachspferde, eines für jedes Jahr, das er gelebt hat.«

Koni erblickte die Wurzel, die Bruder gebracht hatte, und wollte sie entfernen. Tobin hielt ihn auf. »Lass sie.« Mittlerweile lag neben der Wurzel auch eine Eichel.

Tobin und Ki verbrachten den Vormittag im Spielzimmer, wo sie mit Bienenwachsbrocken saßen. Er hatte

noch nie so viele Figuren auf einmal gemacht, und seine Hände fühlten sich bald wund an, aber er wollte nicht aufhören. Tobin ließ Ki das Wachs kneten, um es für ihn weich zu machen, aber er bestand darauf, die Pferde alle selbst zu formen. Er gestaltete sie so, wie er es immer getan hatte, mit gewundenen Hälsen und kleinen, spitzen Köpfen, ähnlich den Aurënfaie-Pferden, die er und sein Vater ritten, aber diesmal drückte er mit dem Daumennagel kurze Striche für die Mähnen hinein, die er zur Trauer gestutzt darstellte.

Sie waren noch bei der Arbeit, als Solari und Nyanis in ihren Reitmänteln zur Tür hereinschritten.

»Ich bin gekommen, um mich zu verabschieden, Prinz Tobin«, sagte Nyanis und kniete sich neben ihn. »Wenn du in Ero bist, musst du mich zu deinen Freunden zählen.«

Tobin schaute von seinem Wachs auf und nickte. Dabei wunderte er sich darüber, wie ausgebleicht und stumpf Nyanis' Haar geworden war, seit er den Mann zuletzt gesehen hatte. Als er klein gewesen war, hatte er immer gern beobachtet, wie der Feuerschein darauf glänzte, wenn sie am Kamin Gänsekaro gespielt hatten.

»Auch auf mich kannst du dich immer verlassen, mein Prinz«, ergriff Solari das Wort und drückte sich die Faust an die Brust. »Um deines Vaters willen werde ich mich immer als Verbündeter Atyions betrachten.«

Lügner, zischte Bruder, der unmittelbar hinter dem Mann stand. *Er hat seinem Hauptmann gesagt, er würde selbst in einem Jahr Fürst von Atyion sein.*

Verdutzt stieß Tobin hervor: »In einem Jahr?«

»In einem Jahr und hoffentlich immer, mein Prinz«, erwiderte Solari, aber als Tobin dem Mann in die Augen sah, wusste er, dass Bruder die Wahrheit gesagt hatte.

Tobin stand auf und verneigte sich vor beiden Männern, wie es sein Vater getan hätte.

Als die beiden den Flur hinab davongingen, drang Solaris lautes Flüstern zurück zu ihm. »Mir ist egal, was Tharin sagt, der Junge ist nicht …«

Tobin starrte Bruder an. Vielleicht war es nur eine Tücke des Lichts, aber der Geist schien zu lächeln.

Nari wollte Tobin bemuttern und bot sogar an, wieder mit ihm im Bett zu schlafen, wie sie es getan hatte, als er klein gewesen war, doch er konnte es nicht ertragen und stieß sie weg. Arkoniel und Tharin hielten Abstand zu ihm, blieben jedoch offenbar stets in seiner Nähe und beobachteten ihn stumm.

Die einzige Gesellschaft, die Tobin duldete, war jene Kis, und in den nächsten paar Tagen verbrachten sie viele Stunden gemeinsam außerhalb der Feste. Reiten war in den ersten vier Tagen der offiziellen Trauer ebenso verboten wie warme Mahlzeiten nach Sonnenuntergang, deshalb wanderten sie stattdessen über die Pfade und das Flussufer entlang.

Das Gefühl der inneren Ruhe verweilte beharrlich; Ki schien es zu spüren und verhielt sich ungewöhnlich still. Auch Tobins mangelnde Tränen um seinen Vater hinterfragte er nie, wenngleich Ki selbst genug vergossen hatte.

Und damit war er nicht der Einzige. Während er ersten paar Tage ertappte Tobin häufig Nari und Tharin dabei, wie sie sich die Augen abtupften, ebenso viele der Männer um die Truppenunterkünfte. Demnach stimmte mit Tobin eindeutig etwas nicht. Nachts begab er sich alleine zum Schrein, stand mit den Händen auf dem Aschekrug davor und versuchte, Tränen zu finden, aber sie wollten nicht einsetzen.

In der dritten Nacht nach der Totenwache war es zu heiß zum Schlafen. Stundenlang lag er wach, beobachtete die um die Nachtlampe flatternden Motten und lauschte dem Chor der Frösche und Grillen auf der Weide unten. Ki schlief neben ihm tief und fest; er lag ausgestreckt mit offenem Mund auf dem Rücken, die nackte Haut von Schweiß benetzt. Seine rechte Hand ruhte ein paar Zoll von Tobins Oberschenkel entfernt, und gelegentlich zuckten die Finger im Traum. Tobin betrachtete seinen Freund und beneidete ihn um die Mühelosigkeit, mit der er zu schlafen vermochte.

Je mehr sich Tobin nach Schlaf sehnte, desto mehr entzog er sich ihm. Seine Augen fühlten sich trocken wie kalte Glut an, und das Pochen seines Herzens schien das Bett zu erschüttern. Ein Strahl Mondlicht fiel auf die Kettenrüstung auf ihrem Ständer in der Ecke, bei der sich mittlerweile auch das Schwert befand, das den anderen zufolge ihm gehörte. *Zu früh für das Schwert*, dachte er verbittert, *und zu früh für die Rüstung*.

Inzwischen hämmerte sein Herz heftiger denn je. Er kletterte aus dem Bett, zog ein zerknittertes Hemd an und schlich auf den Flur hinaus. Tobin wusste, dass unten in der Halle Bedienstete schliefen. Ginge er nach oben, konnte es sein, dass Arkoniel noch wach wäre. Doch Tobin war nicht danach zumute, mit ihm zu reden, und so ging er stattdessen ins Spielzimmer.

Die Läden standen offen und gaben den Blick auf den Mond preis. In seinem Schein wirkte die Stadt beinah echt. Einen Augenblick stellte Tobin sich als Eule vor, die nachts über Ero flog. Dann trat er einen Schritt näher hin, und es war wieder bloß ein Spielzeug, die wundervolle Schöpfung, die sein Vater für ihn angefertigt hatte und mit der sie so viele glückliche Stunden verbracht

hatten, anhand der er ihm Straßen und Seitenwege erklärt hatte.

Und die Königinnen.

Tobin brauchte nicht mehr auf einen Stuhl zu klettern, um die Ablage zu erreichen, auf der die Truhe mit den Figuren stand. Er holte sie herab, setzte sich neben die Stadt und reihte die Könige und Königinnen auf dem Dach des Alten Palastes nebeneinander: König Thelátimos und seine Tochter Ghërilain, die Begründerin, standen wie immer zusammen, dann die arme, vergiftete Tamir, Opfer des Stolzes eines Bruders. Danach folgten die erste Agnalain, Klia und all die anderen bis hin zu Großmama Agnalain, die so verrückt wie ihre Tochter gewesen war. Arkoniels Geschichtsunterricht war viel tiefreichender gewesen als alles, was er von seinem Vater oder von Nari erfahren hatte. Mittlerweile wusste er von Großmamas Krähenkäfigen und Galgen und all ihren vergifteten und enthaupteten Gemahlen. Kein Wunder, dass die Menschen Onkel Erius die Prophezeiung missachten und den Thron übernehmen lassen hatten, als sie starb.

Schließlich holte er die letzte abgeschundene, mehrfach wieder hergerichtete Figur aus der Truhe: den König, seinen Onkel. Für Tobin war er immer noch kaum mehr als ein Name in einer Geschichte, ein Antlitz, das er einst durch ein Fenster erblickt hatte.

Er hat Mama mitgenommen.

Tobin drehte die kleine Figur in den Händen und dachte an die vielen Male, die sein Vater den Leimtiegel hervorgekramt und sie nach einem von Bruders Angriffen wieder zusammengeflickt hatte. Mittlerweile hatte sich Bruder seit Jahren nicht mehr die Mühe gemacht, die Schnitzerei zu zerbrechen.

Ein leises Geräusch ließ ihn blinzeln; Tobin blickte hinab und stellte fest, dass er dem König den Kopf abgerissen hatte. Er warf die Teile in die Schatten der Zitadelle und lauschte dem kurzen Klappern, als sie hinabkullerten.

Diesmal würde sein Vater nicht mit einem Leimtiegel kommen, um die Figur wieder herzurichten.

Die Erinnerung brachte andere mit sich, ein Bild nach dem anderen von seinem Vater, wie er lachte, Tobin etwas beibrachte, mit ihm spielte, zusammen mit ihm ausritt. Und dennoch konnte Tobin nicht weinen.

In jenem Augenblick hörte Tobin einen leisen Schritt hinter sich und roch Holzrauch und zerstoßene grüne Triebe. Lhels schwarzes Haar kitzelte seine Wange, als sie seinen Kopf zu ihrer Brust zog.

»Ich dir jetzt sage eine wahre Sache, *Keesa*«, flüsterte sie. »Dein Vater, er gemacht diese Stadt für dich und dich für diese Stadt.«

»Was meinst du damit?« Er löste sich von ihr und fand sich alleine im Mondlicht wieder.

»Was tust du denn hier drin?«, murmelte Ki und lehnte sich verschlafen zur Tür herein. Als Tobin nichts erwiderte, schlurfte Ki zu ihm herüber und führte ihn zurück ins Bett. Er streckte sich neben ihm aus, legte eine Hand über Tobins Herz und schlief wieder ein, sobald er die Augen geschlossen hatte.

Tobin wollte noch darüber nachgrübeln, was Lhel gemeint haben könnte, aber der beruhigende Druck von Kis Hand und der anhaltende Duft der Hexe lullten ihn in einen Schlaf, den diesmal keine Träume heimsuchten.

KAPITEL 36

Erius wartete nicht lange. Keine zwei Wochen nach Tharins Rückkehr spähte Arkoniel aus dem Fenster seines Arbeitszimmers und erblickte eine große Staubwolke auf der Straße nach Alestun.

Um eine derartige Wolke aufzuwirbeln, bedurfte es mindestens einer Schwadron, und Arkoniel hegte keine Zweifel, wer sie geschickt hatte.

Er verfluchte sich dafür, nicht wachsamer gewesen zu sein und wollte gerade mit einem Sichtungsbann nach den Jungen suchen, als er sie am gegenüberliegenden Ende der Weide sah. Halb nackt wie immer bei dieser Hitze kauerten sie unter einem dichten Gewirr von Lorbeerweiden am Flussufer.

»Lauft!«, rief Arkoniel, der wusste, dass sie von dort aus weder den aufsteigenden Staub sehen, noch die Pferde über das Geräusch des Flusses hören konnten. Natürlich konnten sie auch ihn nicht hören, aber irgendetwas schreckte sie auf. Sie setzten sich durch das hohe Gras in Bewegung und hielten auf die Bäume auf der anderen Seite der Weide zu.

»Gute Jungs«, flüsterte der Zauberer.

»Reiter!«, brüllte Tharin unten auf dem Hof. Er und die anderen waren mit Instandsetzungsarbeiten am Dach der Truppenunterkünfte beschäftigt gewesen. Nun stand Tharin da, schirmte die Augen mit einer Hand ab und schaute zu Arkoniel empor. »Wer ist es?«, rief er.

Arkoniel bedeckte die Augen und wob rasch den Sichtungsbann. »Etwa vierzig bewaffnete Männer nähern sich im Galopp. Angeführt werden sie von einem Herold des Königs, einem Adeligen – ich kenne ihn nicht.«

»Was für Farben?«

»Bei all dem Staub bin ich nicht sicher«, erwiderte Arkoniel. Die Wappenröcke, die er sah, konnten ohne Weiteres grau sein. Als er die Augen wieder öffnete, war Tharin bereits die Leiter hinab verschwunden.

Die Beine des Zauberers fühlten sich zittrig an, als er seine Gemächer verriegelte und nach unten hetzte. Was, wenn sich unter den Reitern ein Spürhundmagier befand? Er hatte keine Ahnung, mit welchen Kräften er es dann zu tun bekäme oder ob er selbst die Fähigkeit besaß, ihnen standzuhalten.

Unterwegs begegnete er Nari, die aus Tobins Zimmer kam. »Ich habe Reiter gesehen!«, rief sie händeringend aus. »O Arkoniel, was wenn letztlich etwas geschehen ist? Was, wenn sie es wissen?«

»Beruhig dich. Ich glaube, es ist nur ein Bote«, erwiderte er, womit er weder sie noch sich selbst überzeugte. Zusammen rannten sie die Treppe hinab und fanden Tharin und die anderen bewaffnet und bereit in der Halle vor.

»Eine ziemliche Begleitgarde für einen Boten, findest du nicht?«, meinte Tharin verkniffen.

»Es wäre nicht gut, wenn sie mich hier sehen«, sagte Arkoniel zu ihm. »Begrüße du sie. Ich suche die Jungen und behalte sie außer Sicht, bis wir wissen, woher der Wind weht. Schick Koni auf die Weide hinunter, wenn du glaubst, dass es sicher ist.«

»Lass mich auch mitkommen!«, bettelte Nari.

»Nein. Bleib hier und heiß sie willkommen.«

Damit huschte er zum Vordertor hinaus und rannte in Richtung des Waldes los. Mittlerweile konnte er die Reiter deutlich hören. Sie würden jeden Augenblick in Sicht geraten.

Er hatten den halben Weg zum Fluss zurückgelegt, als Lhels Gesicht und Schultern schimmernd vor ihm auf-

tauchten. »Hierhin!«, drängte sie ihn und deutete zurück auf eine Stelle, an der er gerade vorbeigelaufen war.

Arkoniel preschte zwischen die Bäume, dann stieß er einen erschrockenen Schrei aus, als sich der Boden unter ihm auftat. Er kullerte einen kurzen Hang hinab und fand sich am Boden einer von Laub verstopften Rinne unmittelbar hinter den Bäumen wieder. Der Zauberer landete mit den Füßen bergauf und einem Arm in einem schlammigen Rinnsal. Er richtete sich auf und kletterte zurück, um sich zu Lhel und den Jungen zu gesellen, die über den Rand der Rinne hinweg Ausschau hielten. Mit ihren dreckigen Kilts, dem an ihren Armen und Beinen klebenden Laub und den gezückten Messern sahen Tobin und Ki wie zwei junge Waldräuber aus.

»Wer kommt da?«, fragte Tobin, der das Ende der Straße beobachtete.

»Nur ein Bote des Königs, hoffe ich.«

»Warum hat Bruder dann zu Tobin gesagt, er soll sich verstecken?«, verlangte Ki zu erfahren.

»Na ja, er hat ziemlich viel … Du sagst, Bruder hat euch gewarnt?« Er schaute zu der Hexe. »Aber ich dachte …«

»Ich auch halte Wache.« Lhel schwenkte einen Arm in Richtung der Straße. »Bruder sagt, ein Zauberer bei ihnen.«

»Sind dass diese Spürhunde?«, fragte Ki.

»Ich weiß es nicht.« Arkoniel tastete in seinem Gurtbeutel nach dem Kristallstab und betete, er und Lhel würden zusammen in der Lage sein, sie lange genug aufzuhalten, damit Tharin Tobin fortschaffen konnte. »Bis wir es herausfinden, müssen wir sehr vorsichtig sein.«

Tobin nickte, wobei er keinerlei Anzeichen von Furcht erkennen ließ. Ki wich nur kurz von seiner Seite, um ei-

nen kräftigen Stock zu suchen, dann ließ er sich wieder neben dem Prinzen nieder, bereit, es mit einer Heerschar von Magiern aufzunehmen.

Die Reiter lösten sich aus dem Wald und donnerten den Hügel hinauf auf die Brücke zu. Arkoniel kroch zum Waldrand vor, um besser sehen zu können und entdeckte, dass der Anführer mit jemandem am Tor sprach. Etwa ein Dutzend der Neuankömmlinge gingen hinein, der Rest blieb zurück, um die Pferde am Fluss zu tränken.

Sie konnte nur abwarten. Die Staubwolke schwebte nach wie vor über der Straße. Grillen zirpten eine Heißwetterwarnung. Ein Schwarm Krähen zankte sich geräuschvoll in der Nähe, untermalt von den kläglichen, glockenartigen Rufen von Tauben. Bald darauf hörten sie den vereinzelten, unerwarteten Schrei einer Eule. Arkoniel vollführte ehrfürchtig ein Glückszeichen und formte mit den Lippen: *Lichtträger, halte deine Hand schützend über dieses Kind!*

Die Zeit zog sich schleppend hin. Tobin fing einen leuchtend grünen Käfer und ließ ihn über seine Finger krabbeln, Ki hingegen blieb wachsam; seine Augen zuckten ruhelos hin und her, folgten jedem Geräusch.

Plötzlich schaute Tobin von seinem Käfer auf und flüsterte: »Der Zauberer ist ein Mann mit gelbem Haar.«

»Bist du sicher?«, fragte Arkoniel. Es war das erste Mal seit Monaten, dass Tobin Anzeichen einer Vorahnung erkennen ließ.

»Das hat Bruder gesagt«, erwiderte der Junge und blickte wie zur Bestätigung die leere Luft neben sich an.

Also doch keine Vorahnung, sondern eine Vorwarnung. Ausnahmsweise hatte der Zauberer Grund, dem Geist dankbar zu sein.

Schließlich kam Koni den Rand der Bäume entlangge-

rannt. Arkoniel drehte sich nach Lhel, um sie zu warnen, aber sie war bereits verschwunden.

»Hier!«, rief Ki dem jungen Soldaten zu.

Schlitternd bremste Koni und hastete auf sie zu.

»Der König …«, keuchte er. »Der König hat einen Fürsten mit einer Botschaft geschickt. Fürst Orun.«

»Orun?« Arkoniel hatte den Namen schon einmal gehört, vermochte ihn jedoch nicht einzuordnen.

Koni verdrehte die Augen. »Der alte Fürst Groß und Mächtig. Kennt Tobins Familie seit Langem. Inzwischen ist er Schatzkanzler. Ein unheimlich aufgeblasener … Na ja, egal. Tharin sagt, ihr könnt jetzt hinaufkommen. Wenn ihr könnt, sollen wir hinten herumgehen. Nari legt in der Küche Kleider für dich zurecht, Tobin.« Er wandte sich Arkoniel zu. »Bei ihnen sind keine dieser weißen Zauberer, auch keine sonstigen, trotzdem meint Tharin, du solltest vielleicht außer Sicht bleiben.«

»Kein Zauberer?« Tobin hatte sich diesbezüglich sehr sicher angehört. Es schien am besten, kein Wagnis einzugehen. »Kein Sorge, Tobin. Ich werde nicht weit entfernt sein.«

Tobin nahm die Beteuerung kaum wahr. Er straffte die Schultern und brach zur Feste auf, ohne noch einmal zurückzuschauen.

Tobin hatte keine Angst. Bruder war immer noch bei ihm und hätte ihn gewarnt, wenn es gefährlich gewesen wäre, zurückzukehren. Außerdem war auch Ki bei ihm, getreu wie ein Knappe aus einer Ballade. Tobin warf einen Seitenblick auf seinen Freund und lächelte; bewaffnet mit einem Messer und einem verbogenen Ast wirkte Ki so furchtlos wie damals, als er jenen Berglöwen angegriffen hatte.

Sie erreichten die Küche, ohne irgendwelchen Frem-

den zu begegnen. Nari und Köchin erwarteten sie dort bereits.

»Beeil dich, mein Schatz. Fürst Orun weigert sich, mit jemand anderem als dir zu sprechen, und er hat es mächtig eilig«, zeterte Nari, während sie die beiden Jungen in ihre besten Kittel steckte und ihnen die Blätter aus den Haaren kämmte. Sie sprach es zwar nicht aus, aber Tobin spürte auch so, dass sie von diesem Orun genauso wenig hielt, wie Koni es getan hatte. Ihm entging nicht, dass sie besorgt war und versuchte, es nicht zu zeigen. Tobin beugte sich vor und küsste sie auf die weiche Wange. »Mach dir keine Sorgen, Nari.«

Sie warf die Arme um ihn und drückte ihn fest. »Worüber sollte ich mir Sorgen machen, mein Liebling?«

Tobin befreite sich und wandte sich mit Ki und Koni an den Seiten der Halle zu, als wäre er der Herr des Hauses.

Beim Anblick der seltsamen Soldaten, die in dem großen Raum habacht standen, geriet er ein wenig ins Stocken. Auch Tharin und dessen Männer waren da, allerdings wirkten sie im Vergleich wie Pöbel. Die meisten trugen noch ihre schmutzigen Arbeitskleider statt der Uniformen und sahen nicht annähernd so prunkvoll wie die anderen aus, die rote und goldene Abzeichen auf der Brust ihrer schwarzen Wappenröcke trugen.

Rasch ließ Tobin den Blick über sie wandern; unter ihnen befanden sich mehrere mit blondem Haar, aber keiner in den Roben eines Zauberers.

Kaum war ihm der Gedanke durch den Kopf gegangen, erblickte er Bruder, der hinter einem der Soldaten hervorlugte, einem hellhaarigen Mann mit von der Sonne geröteten Wangen. Bruder berührte ihn nicht, starrte ihn nur an, bis der Mann das Gewicht verlagerte und sich beunruhigt umsah.

Vor den Soldaten standen zwei Männer in noch üppigerer Aufmachung, gesäumt von mehreren Dienern und Knappen. Derjenige der beiden in Stiefeln und staubigem Blau trug das Silberhorn und den weißen Staffelstab eines Herolds des Königs. Er trat vor und verneigte sich tief vor Tobin. »Prinz Tobin, ich gestatte mir, Euch einen Gesandten Eures Onkels, des Königs, vorzustellen. Fürst Orun, Sohn des Makiar, Schatzkanzler und Regent von Atyion und Cirna.«

Tobin erkaltete. Atyion und Cirna waren die Ländereien seines Vaters.

Fürst Orun trat seinerseits vor und verbeugte sich. Er trug eine kurze Robe aus zinnoberroter Seide mit aufwendig geschnittenen Ärmeln, gesäumt mit baumelnden Goldperlen. Die Röcke überzogen gestickte Bilder von Schlachten, doch Tobin bezweifelte, dass dieser Mann je ein Krieger gewesen war. Er war alt und sehr groß, aber weich und blass wie eine Frau. Den wulstigen, nass aussehenden Mund umgaben tiefe Furchen. Auf dem Kopf besaß er keinerlei Haar; sein breiter Hut aus gebauschter Seide wirkte wie ein auf ein gekochtes Ei gedrücktes Kissen. Mit den dicken Lippen lächelte er Tobin an, nicht jedoch mit den Augen. »Was habe ich mich danach gesehnt, endlich den Sohn von Ariani und Rhius kennen zu lernen!«, rief er aus und kam herbei, um Tobins Hand zu ergreifen. Seine riesigen Pranken fühlten sich unangenehm kühl und feucht wie Pilze an.

»Willkommen«, brachte Tobin hervor, der sich am liebsten von ihm losgerissen hätte und die Treppe hinauf geflüchtet wäre.

Oruns Augen wanderten zu Ki, und er beugte sich auf ihn zu. »Und wer ist dieser Bursche, mein Prinz? Der Junge Eures Jagdmeisters?«

»Das ist Prinz Tobins Knappe, Kirothius, Sohn von Sir Larenth, einem Ritter im Dienste von Fürst Jorvai«, meldete sich Tharin barsch zu Wort.

Oruns Lächeln verrückte. »Aber ich hatte gedacht … Das heißt, der König wusste nicht, dass ein Knappe für den Prinzen ausgewählt worden ist.«

»Herzog Rhius hat die Bande vor einiger Zeit gesegnet.«

Tharin redete in respektvollem Tonfall, dennoch spürte Tobin eine unausgesprochene Spannung hinter dem Wortwechsel.

Fürst Orun starrte Ki noch einen Augenblick an, dann gab er dem Herold ein Zeichen.

Darob legte dieser seinen Staffelstab vor Tobins Füße, verneigte sich abermals und holte ein eingerolltes, mit einem Siegel und allerlei Schleifen versehenes Pergament hervor. »Prinz Tobin, ich bringe Euch Kunde von Eurem Onkel, König Erius.«

Damit brach er das Siegel und rollte das Pergament mit einer schwungvollen Geste aus. »Von Erius von Ero, König von Skala, Kouros und den Nördlichen Gebieten, an Prinz Tobin von Ero in der Feste von Alestun, verfasst am neunten Tag des Monats Shemin.

Neffe, mit schwerem Herzen schreibe ich Dir vom Tod Deines Vaters, unseres geliebten Bruders Rhius. Dein Vater war mein geschätztester Befehlshaber, und während sein Tod ehrenvoll war und einem Krieger geziemte, vermögen Worte meine Verzweiflung ob des Verlustes nicht auszudrücken.

Zu Ehren des Andenkens Deiner lieben Mutter – möge Astellus ihren Geist zu Frieden geleiten – und aufgrund der Liebe, die ich für Dich, meinen nächsten Verwandten, empfinde, erkenne ich Dich als mein Mündel an, bis

Du das Alter erreichst, um die Besitztümer zu verwalten, die Dir von Deinen geschätzten Eltern hinterlassen wurden, und um Deines Vaters Platz unter meinen Beratern einzunehmen. Ich ernenne meinen treuen Diener, Fürst Orun, zum Verwalter Deiner Ländereien, bis Du das einundzwanzigste Lebensjahr vollendest, und ich entsende ihn als Deinen Vormund, bis ich nach Skala zurückkehre.

Ich habe Fürst Orun angewiesen, Dich nach Ero zu begleiten, wo Du Deinen rechtmäßigen Platz unter den Königlichen Gefährten meines Sohnes einnehmen sollst. Es ist mein innigster Wunsch, dass Du Prinz Korin ein geliebter Bruder wirst und er Dir. Bei den Gefährten wirst Du dazu ausgebildet, Deinen Platz an seiner Seite auszufüllen, wenn er einst die Herrschaft übernimmt, genau wie Dein Vater mir diente.

Ich sehne mich danach, Dich wieder zu umarmen, wie ich es in der Nacht deiner Geburt tat. Bete für unseren Sieg in Mycena.«

Der Herold schaute auf. »Unterzeichnet und gesiegelt mit ›Dein Dich liebender Onkel, Erius von Ero, König von Skala‹. Hier endet die Botschaft, mein Prinz.«

Alle blickten Tobin an und erwarteten eine Erwiderung, doch seine Zunge schien am Gaumen festzukleben. Als Tharin gesagt hatte, sie würden nach Ero reisen, hatte er sich vorgestellt, mit seinen Freunden zum Haus seiner Geburt oder vielleicht ins prunkvolle Atyion zu reiten.

Er richtete die Augen wieder auf seinen so genannten Vormund und hasste den Mann bereits. Jeder konnte sehen, dass er kein Krieger war, bloß ein fettes, schwitzendes Schwein mit Augen wie zwei getrockneten, in Teig gepressten Johannisbeeren. Die Ankunft der Soldaten hatte ihm keinerlei Furcht eingeflößt; der Gedanke, dass dieser Mann ihn mitnehmen sollte, verursachte ihm

Übelkeit und erfüllte ihn mit Kälte. *Nein*!, wollte er schreien, aber er blieb vor Benommenheit stumm wie ein Stein.

Bruder antwortete für ihn. Er bewegte sich sogar für Tobins Augen zu schnell, entriss dem erschrockenen Herold die Schriftrolle und zerfetzte sie, dann schlug er Fürst Orun den lächerlichen Hut vom Kopf. Seine Diener stoben auseinander; einige jagten dem Hut hinterher, andere flüchteten in Deckung.

Ein heftiger Wind kam aus dem Nichts auf, peitschte den Soldaten die Haare in die Augen und fegte Abzeichen und Dolche hinfort. Einige der Gardisten zuckten zusammen und brachen aus der Formation. Fürst Orun stieß ein äußerst unmännliches Quieken aus und hechtete unter einen nahen Tisch in Deckung. Tharins Männer lachten laut auf, und Tobin stimmte beinah darin ein; ausnahmsweise war er dankbar für Bruders Tollereien. Dennoch fand er stattdessen die Stimme wieder und brüllte: »Genug!«

Bruder hörte schlagartig auf, verharrte neben dem Schrein und beobachtete Tobin. Die Miene des Geistes verriet keinerlei Gefühlsregung, doch in jenem gemeinsamen Augenblick spürte Tobin, dass Bruder bereit war, für ihn zu meucheln.

Was würde er mit Orun machen, wenn ich ihn darum ersuchte?, fragte sich Tobin, dann verdrängte er den unwürdigen Gedanken rasch.

Tharins Männer lachten immer noch. Die verdrossenen Gardisten murmelten untereinander und vollführten Schutzzeichen, als sie sich zurück in die Formation begaben. Unter den wenigen, die ihre Stellung gehalten hatten, war der blonde Mann, auf den Bruder ihn hingewiesen hatte. Er beobachtete Tobin mit einem Lächeln,

das nur in seinen Augen zutage trat. Tobin wusste nicht, was er davon halten sollte; ihm war nur klar, dass er diesen Mann bereits mehr mochte als Fürst Orun, dem gerade von seinen Dienern unter dem Tisch hervorgeholfen wurde.

»Ich heiße euch als Gäste in meinem Haus willkommen«, setzte Tobin an und versuchte, sich Gehör zu verschaffen.

»Ruhe für den Prinzen!«, brüllte Tharin mit einer Schlachtfeldstimme, die selbst Tobin zusammenzucken ließ. Stille kehrte ein, und alle wandten sich in Tharins und Tobins Richtung.

»Ich heiße euch als Gäste in meinem Haus willkommen«, wiederholte Tobin. »Fürst Orun, ich entbiete Euch die Gastfreundschaft meines Herdes. Meine Bediensteten werden Euch Wasser und Wein bringen. Eure Männer können sich auf der Weide ausruhen, bis ein Mahl zubereitet ist.«

Orun kochte sichtlich vor Zorn. »Junger Herr, die Befehle des Königs …«

»Ihr habt Prinz Tobin überrascht, Herr. Er betrauert noch den Verlust seines Vaters«, fiel Tharin ihm ins Wort. »Ich bin sicher, der König würde nicht wünschen, dass seinem einzigen Neffen weiteres Ungemach erwächst.« Er beugte den Kopf dicht zu Tobin, als lauschte er einem geflüsterten Befehl, dann wandte er sich wieder Orun zu. »Ihr müsst seiner Hoheit gestatten, sich eine Weile zurückzuziehen und über die Worte seines Onkels nachzudenken. Er wird Euch seine Aufwartung machen, wenn er sich ausgeruht hat.«

Orun fasste sich soweit, dass ihm eine annehmbare Verneigung gelang, wenngleich die unterdrückte Wut unverkennbar in seinen Zügen verharrte. Tobin rang ein

weiteres Lachen zurück. Er kehrte dem Höfling und dessen Männern den Rücken zu und erklomm die Treppe so unbekümmert er konnte. Ki und Tharin folgten ihm. Hinter sich hörte er, wie Tharins Stellvertreter, der alte Laris, Befehle verteilte, um für die Unterbringung der Besucher zu sorgen.

Arkoniel erwartete sie in Tobins Schlafzimmer.

»Ich habe den Großteil vom Kopf der Treppe aus gehört«, sagte er und sah dabei ungewöhnlich verkniffen aus. »Tharin, die Zeit scheint gekommen, deine Kenntnisse des Hofes ins Spiel zu bringen. Was weißt du über Fürst Orun?«

Tharin verzog das Gesicht, als hätte er in etwas Bitteres gebissen. »Er gehört zur königlichen Verwandtschaft, ist irgendein Vetter mütterlicherseits ungewissen Grades. Auf dem Schlachtfeld ist er nutzlos, aber ich habe gehört, er sei ein durchaus fähiger Kanzler und der Trichter, durch den eine Menge Auskünfte an das Ohr des Königs dringen.«

»Mir gefällt seine Nase nicht«, knurrte Ki. »Über mich kann er sagen, was er will, aber er hat mit Tobin geredet wie mit einem Küchenjungen. ›Junger Herr!‹«

Tharin zwinkerte ihm zu. »Reg dich nicht auf. Orun ist ein bepinselter Blasebalg. Viel Wind und nichts dahinter.«

»Muss ich mit ihm gehen?«, fragte Tobin.

»Ich fürchte schon«, antwortete Tharin. »Über einen Ruf des Königs kann man sich nicht einfach hinwegsetzen, nicht einmal du. Aber ich werde bei dir sein, und Ki ebenso.«

»Ich … ich will nicht gehen«, sagte Tobin und schämte sich für das Zittern in seiner Stimme. Er räusperte sich und fügte hinzu: »Aber ich werde es trotzdem tun.«

»So schlimm wird es nicht werden«, beruhigte ihn Tharin. »Weißt du, als wir Jungen waren, haben dein Vater und ich unter Erius' Gefährten gedient. Der Alte Palast ist ein schöner Ort, und du wirst mit den Besten im Land üben.

Auch wenn sie dir nach all der Ausbildung, die du hier gehabt hast, nicht mehr viel werden beibringen können. Tatsächlich könnt wahrscheinlich ihr beide diesen in der Stadt aufgewachsenen Gecken noch das eine oder andere zeigen.« Er grinste sie an, herzlich und selbstsicher wie eh und je. »Und Prinz Korin ist ein anständiger Bursche. Du wirst ihn mögen. Also lass den Mut nicht sinken. Du wirst allen zeigen, wer Prinzessin Arianis Sohn ist, und ich behalte den alten Orun für dich im Auge.«

Sie ließen die Jungen allein, damit sie sich beruhigen konnten, und Arkoniel führte Tharin nach oben in sein Arbeitszimmer und verriegelte die Tür. Von hier aus hatten sie einen klaren Überblick über die auf der Weide wartenden Soldaten.

»Du und Tobin, ihr habt die Zügel dort unten sauber an euch gerissen.«

»Er hat sich wacker geschlagen, nachdem er erst losgelegt hatte, nicht wahr? Ein richtiger kleiner Prinz mit aufrechtem Rückgrat. Und ich glaube, dass war das erste Mal, bei dem mich das Aufkreuzen dieses Dämons gefreut hat.«

»In der Tat. Sag: Als du gerade mit den Jungen geredet hast, beschlich mich der Eindruck, dass du mehr über Orun weißt, als du erzählt hast.«

Tharin nickte. »Als ich Fürst Orun zum ersten Mal begegnet bin, war er zu Gast bei Rhius' Vater in Atyion. Ich war damals etwa in Kis Alter. Orun stolperte sturzbe-

trunken aus der Festhalle und stieß in einem verwaisten Gang mit mir zusammen. Er drängte mich in eine Ecke und bot mir einen billigen vergoldeten Ring an, wenn ich mich von ihm rannehmen ließe.«

Arkoniel ließ sich schwer auf seinen Schemel plumpsen. »Bei den Vieren! Was hast du gemacht?«

Tharin bedachte ihn mit einem freudlosen Grinsen. »Ich meinte zu ihm, wenn er dafür bezahlen müsse, könne er nicht besonders gut darin sein, und habe die Flucht ergriffen. Einen oder zwei Tage später sah ich denselben Ring an der Hand eines der Küchenmädchen. Ich schätze, sie war weniger wählerisch.«

Arkoniel glotzte ihn an. »Und *das* ist der Mann, den der König zu seinem Neffen schickt?«

Tharin zuckte mit den Schultern. »Kreaturen wie Orun lauern nicht ihresgleichen auf. Sie halten sich an Bedienstete und Bauern, an jene, die sich nicht beschweren oder kein Gehör finden, wenn sie es doch tun.«

»Ich bin in meiner Jugend auch ein paar von der Sorte begegnet. Iya brachte mir einige nützliche Zauber bei, um mich ihrer zu erwehren. Aber du warst kein Bauernjunge.«

»Nein. Wie gesagt, er war betrunken. Zum Glück für ihn war ich zu wütend und habe mich zu sehr geschämt, um etwas so sagen, obwohl ich es hätte tun sollen, und er war zu dem Zeitpunkt zu weggetreten, um sich später an mich zu erinnern, also habe ich es dabei belassen. Aber er würde es nie wagen, Tobin anzurühren, davon bin ich überzeugt.«

»Und was ist mit Ki?«

»Das wäre angesichts seines Ranges fast genauso töricht, trotzdem werde ich mit dem Jungen reden. Keine Sorge, Arkoniel. Ich werde sie jeden Schritt des Weges

begleiten, bis sie wohlbehalten in den Unterkünften der Gefährten abgeliefert sind. Waffenmeister Porion ist ein guter Mann und behält seine Jungen im Auge. Bei ihm werden sie sicher sein. Wenn Orun davor etwas versucht, wird es mir eine Freude sein, mich ihm ins Gedächtnis zu rufen.« Kurz setzte er ab. »Gehe ich recht in der Annahme, dass du uns nicht begleiten kannst?«

»Iya will mich hier haben, damit ich nicht von den Spürhunden nummeriert werde. Aber es ist nur ein Tagesritt, falls ihr mich braucht.«

»Dass es soweit kommen musste …« Erschöpft fuhr sich Tharin mit einer Hand durchs Haar. »Weißt du, ich war bis auf jenen letzten, schrecklichen Augenblick an Rhius' Seite. Wäre mein Pferd nicht getroffen worden – wäre ich gewesen, wo ich hätte sein sollen, wo ich *immer* gewesen bin …« Er presste sich die Hand über die Augen.

»Du hattest keine Macht darüber, wohin die Pfeile flogen.«

»Das weiß ich! Aber bei den Vieren, Rhius sollte lebendig hier sein und mit dir reden, nicht ich! Oder wir sollten beide zusammen tot sein.«

Arkoniel musterte die von Gram gezeichneten Züge des Mannes und dachte an ihre Unterhaltung auf der Brücke nach der Totenwache zurück. »Du hast ihn wirklich sehr geliebt.«

Tharin schaute zu Arkoniel auf, und seine Miene wurde etwas sanfter. »Nicht mehr, als er es verdient hat. Er war mein Freund so wie Ki jener Tobins ist …«

Ein leises Klopfen an der Tür ertönte. »Tharin, bist du da?«, rief Nari, die sich panisch anhörte.

Arkoniel ließ sie ein. Die Frau war in entsetzlichem Zustand, hatte verweinte Augen und rang die Hände.

»Fürst Orun schreit unten Zeter und Mordio! Er hat eine Todesangst vor dem Dämon und sagt, Tobin muss noch in dieser Stunde mit ihm aufbrechen. Die Befehle des Königs geben ihm das Recht, das Kind zu zwingen, sagt er. Du darfst das nicht erlauben! Tobin hat nicht einmal etwas Richtiges zum Anziehen am Hof. Ki hat sein Schwert gezogen und droht, jeden zu töten, der das Schlafzimmer betritt!«

Tharin befand sich halb zur Tür hinaus, bevor sie geendet hatte. »Hat es schon jemand versucht?«

»Noch nicht.«

Mit funkelnden Augen wandte er sich Arkoniel zu. »Was sollen wir tun, Zauberer? Der Mistkerl sieht einen von Bediensteten umgebenen, verwaisten Jungen und denkt, er kann den Herrn im Hause eines Toten spielen.«

»Trotzdem, Blutvergießen hilft nichts.« Arkoniel dachte kurz über die Lage nach, dann lächelte er. »Ich denke, es ist an der Zeit, dass Prinz Tobin ein paar Bedingungen festlegt. Schickt Tobin zu mir. Tharin, geh mit Nari und beruhige Ki. Ich muss unter vier Augen mit dem Prinzen reden.«

Ein paar Minuten später betrat Tobin seine Kammer. Er wirkte blass und niedergeschlagen.

»Ki hat doch noch niemanden getötet, oder?«, fragte Arkoniel.

Tobin lächelte nicht. »Fürst Orun sagt, wir müssen sofort aufbrechen.«

»Was hältst du von Fürst Orun?«

»Er ist ein fetter, aufgeblasener Dreckskerl, den der König zurückgelassen hat, weil er zum Kämpfen nicht taugt!«

»Du bist ein guter Menschenkenner. Und wer bist du?«

»Ich? Was meinst du damit?«

Arkoniel verschränkte die Arme vor der Brust. »Du bist Prinz Tobin, Sohn von Prinzessin Ariani, die nach dem Recht des Orakels Königin von Skala hätte sein sollen. Du bist der erstgeborene Sohn von Herzog Rhius, dem Herrn von Atyion und Cirna, dem reichsten Fürsten und größten Krieger im Land. Du bist der Neffe des Königs und der Vetter seines Sohnes, des künftigen Königs. Ganz gleich, wie viele Vormunde und Verwalter sie zwischen dich und das stellen, was rechtmäßig dir gehört, du darfst das weder vergessen, noch irgendjemanden vergessen lassen. Du bist ein wahrer Adeliger reinsten Blutes, Tobin, bescheiden, tapfer und offen. Das hast du in meiner Zeit hier hunderte Male bewiesen.

Aber jetzt reist du an den Hof und musst lernen, daneben ein paar Masken zu tragen. Menschen wie Orun muss man mit ihren eigenen Waffen bekämpfen: Stolz, Hochmut, Verachtung oder was immer dem nahekommt und du deinem ehrlichen Herzen zu entlocken vermagst. Du brauchst nicht zu glauben, dass dein Vater einen solchen Schweinehund mit Respekt behandelt hätte, der seinerseits keinen entbietet. Wenn dir jemand ins Gesicht schlägt, dann musst du sofort zurückschlagen, nur härter. Verstehst du das?«

»Aber – aber er ist ein Fürst und meines Onkels …«

»Und du bist ein *Prinz* und Krieger. Dein Onkel wird das erkennen, wenn er zurückkehrt. In der Zwischenzeit musst du dir selbst einen Ruf erarbeiten. Sei freundlich zu denen, die dich achten, aber zeigt keine Gnade mit denen, die es nicht tun.«

Arkoniel konnte regelrecht beobachten, wie Tobin all das aufnahm und abwog. Schließlich verhärteten sich seine Züge, und er nickte. »Also brauche ich nicht höf-

lich zu Fürst Orun sein, auch wenn er hier zu Gast ist?«

»Er verhält sich beleidigend. Du schuldest ihm lediglich die Zusicherung von Sicherheit unter deinem Dach. Das hast du ihm bereits gewährt, indem du Bruder zurückgerufen hast.« Abermals lächelte Arkoniel. »Übrigens war das sehr gut gemacht. Sag, wenn du Bruder bittest, einen Wirbel zu veranstalten, würde er es tun?«

»Ich weiß es nicht. Ich habe ihn noch nie um etwas gebeten, außer darum, mit etwas aufzuhören.«

»Möchtest du es herausfinden?«

Tobin runzelte die Stirn. »Ich würde ihn niemanden verletzen lassen. Nicht einmal Orun.«

»Selbstverständlich nicht. Aber Fürst Orun braucht das nicht zu wissen, oder? Du musst jetzt hinuntergehen und unserem Gast mitteilen, dass du bis morgen brauchst, um für Ordnung in deinem Haushalt zu sorgen.«

»Was ist, wenn er nein sagt?«

»Dann hoffe ich, Bruder ist so gut, dein Missfallen zum Ausdruck zu bringen. Ist er gerade hier? Nein? Warum rufst du ihn nicht?«

Tobin wirkte leicht verlegen, als er die Rufbeschwörung sprach, obwohl der Zauberer ihn nicht zum ersten Mal dabei beobachtete. Arkoniel spürte eine Veränderung in der Luft und wusste an der Art, wie Tobin den Kopf drehte, dass Bruder hinter ihm erschienen war. Der Zauberer verlagerte unbehaglich das Gewicht, da ihm der Gedanke an einen unsichtbaren Gast in seinem Rücken missfiel.

»Wirst du mir helfen?«, fragte Tobin.

»Was sagt er?«

»Nichts. Aber ich glaube, er wird es tun.« Dann fiel Tobin etwas ein, und er runzelte die Stirn. »Wo soll Fürst Orun schlafen, wenn er über Nacht bleibt? Das einzige

Gästezimmer, das wir haben, ist hier oben neben deiner Kammer.«

Arkoniel wusste, dass man ihm Rhius' und Arianis Schlafgemächer anbieten könnte, aber ihm widerstrebte der Gedanke zutiefst, diese Kreatur so nahe bei den Jungen unterzubringen. »Ich schätze, wir könnten ihn in den Turm stecken.« Er hatte es als Witz gemeint, doch Tobins entsetzter Gesichtsausdruck ließ das Lächeln auf seinen Lippen ersterben. »Das war nur ein Scherz, Tobin, und ein schlechter dazu. Er kann mit der Halle das Auslangen finden. Lass sie Dienerschaft eine anständige Liegestatt mit Behängen für ihn aufstellen und eine weitere für den Herold. Darüber kann er sich in einem Landhaus wohl kaum beschweren.«

Tobin wandte sich zum Gehen, aber ein plötzlicher Anflug von Furcht und Zuneigung bewog Arkoniel, ihn zurückzurufen. Als Tobin jedoch vor ihm stand, wusste er kaum, wo er anfangen sollte. Unbeholfen legte er dem Jungen die Hand auf die Schulter und sagte: »Weißt du, Tobin, du wirst mit ihm gehen müssen. Und in der Stadt wird das Leben anders sein. Hier hast du ein so stilles Dasein bei Menschen geführt, denen du vertrauen konntest. So ist es am Hof nicht.« Er suchte nach den rechten Worten. »Sollte irgendjemand – «

Tobins Miene verriet wenig, aber seine starrte Haltung und der zuckende Blick auf die Hand auf seiner Schulter ließ den Zauberer verstört zurückweichen. »Na ja, du musst dich vor Fremden in Acht nehmen«, beendete er seine Ausführungen lahm. »Falls dich etwas verwirrt, solltest du mit Tharin oder Ki darüber reden. Beide haben mehr Welterfahrung als du.« Mit einem letzten Anflug verkappter Herzlichkeit winkte er Tobin in Richtung der Tür. »Du wirst schon bald auf eigenen Beinen stehen.«

Kaum hatte sich die Tür hinter dem Jungen geschlossen, ließ Arkoniel das Gesicht in die Hände sinken. »Das war ja eine tolle Verabschiedung!«, schalt er sich und grübelte darüber nach, warum der Wille des Gottes und zwei Jahre guter Absichten ihn nicht weiter in Tobins Gunst gebracht hatten. Er hatte sich gegen Iya gestellt, um hier zu sein und Tobin erfahren zu helfen, wie ein gewöhnliches Leben aussehen könnte. Alles was er wollte, war, den Jungen vor verräterischen Schlangen wie Orun zu beschützen oder ihn zumindest vor solchen Menschen zu warnen. Wobei er sich soeben ausgezeichnet hatte. Genauso gut hätte er Schlangen aus den Wänden beschwören und sich einen zweiten Kopf wachsen lassen können.

KAPITEL 37

Tobin vergaß Arkoniels letzten geheimnisvollen Rat völlig und grübelte stattdessen über die Offenbarung nach, dass es ihm zustand, dem unangenehmen Mann unten zu trotzen. Als er sein Zimmer erreichte, freute er sich bereits darauf, diese neu gewonnene Erkenntnis in die Tat umzusetzen.

Bruder folgte ihm immer noch wie ein Schatten. Jahrelang hatte Tobin solche Angst vor dem Geist gehabt, dass er nur versucht hatte, ihn zu meiden. Seit ihrem unbehaglichen Waffenstillstand hatte Bruder manchmal Auskünfte angeboten, beispielsweise die unerwartete Hinterlist Fürst Solaris, aber Tobin hatte nie daran gedacht, ihn von sich aus um etwas zu bitten.

Am fernen Ende des Flurs blieb er stehen und flüsterte: »Wirst du mir helfen? Wirst du Fürst Orun Angst einjagen, wenn er mich noch einmal beleidigt?«

Bruder bedachte ihn mit etwas, dass als höhnischer Abklatsch eines Lächelns gedacht sein mochte. *Deine Feinde sind meine Feinde.*

An seiner Tür hörte er Nari weinen. Drinnen fand er sie und Ki vor, die ihre kleine Ansammlung von Habseligkeiten in Truhen packten. Die Rüstung und das Schwert seines Vaters lagen zu einem Bündel verschnürt in einer Ecke. Tharin stand am Fußende des Bettes und wirkte ungewöhnlich betreten.

Alle sahen Tobin an, als er eintrat.

»Ich habe dir deinen besten Rock herausgelegt«, sagte Nari und wischte sich mit der Schürze die Augen ab. »Bestimmt willst du dein Schnitzzeug und deine Bücher mitnehmen. Ich denke, falls wir etwas vergessen, können wir es dir nachschicken.«

Tobin richtete sich zu voller Größe auf und verkündete: »Ich reise heute Abend nicht ab. Unsere Gäste sollen es sich in der Halle gemütlich machen.«

»Aber Fürst Orun hat befohlen …«

»Das ist mein Haus, und ich erteilte darin die Befehle.« Als er bemerkte, wie sie ihn anstarrten, fügte er verlegen hinzu: »Zumindest meint das Arkoniel. Ich muss es jetzt Fürst Orun mitteilen. Begleitest du mich, Tharin?«

»Befiel über uns, mein Prinz«, erwiderte Tharin. Dann raunte er zu Ki: »Das würden wir um keinen Preis verpassen wollen.«

Grinsend folgte Ki ihnen bis zum Kopf der Prunktreppe, wo er Tobin ermutigend zuzwinkerte, ehe er sich versteckte, um das Geschehen zu beobachten.

Mit Tharin zur Linken und Bruder vor sich fühlte sich Tobin etwas kühner, als er wieder in die große Halle hinabstieg. Orun lief vor dem Kamin auf und ab und schien höchst verärgert. Der Herold und einige Soldaten saßen in der Nähe an einem Weintisch, unter ihnen der blonde Zauberer.

»Nun denn, seid Ihr bereit zum Aufbruch?«, verlangte Orun zu erfahren.

»Nein, Herr«, entgegnete Tobin, wobei er versuchte, sich wie sein Vater anzuhören. »Ich muss erst meinen Haushalt in Ordnung bringen und dafür sorgen, dass meine Sachen für die Reise ordentlich verpackt werden. Ich begleite Euch morgen, so früh es eingerichtet werden kann. Bis dahin seid Ihr mein Gast. Für den Abend wird ein Festmahl zubereitet, und für Euch wird hier am Kamin ein Bett aufgestellt.«

Orun blieb stehen und starrte ihn an. Seine grauen Augenbrauen wanderten zu seinem Hut empor. »Ihr wollt *was*?«

Bruder begann, den Mann zu verfolgen; geschmeidig wie Nebel über einem Fluss schwebte er zu ihm hinab.

»Ich habe nicht den weiten Weg in diese finstere Öde zurückgelegt, um mir Widerworte anzuhören von einem …«

Fürst Oruns unglückseliger Hut flog ihm abermals vom Kopf. Diesmal landete er mitten im glimmenden Kamin hinter dem Mann, wo er in einem übelriechenden Auflodern aus verbrannter Seide und Federn aufging. Orun riss die Hände an den kahlen Schädel, dann ballte er sie zu zornigen Fäusten, als er auf Tobin zustapfte. Bruder zerrte an seinem Ärmel und sprengte goldene Perlen in alle Richtungen, dann duckte er sich, um ihn mit gebleckten Zähnen anzuspringen.

»Halt«, flüsterte Tobin erschrocken und hoffte, er würde den Befehlsbann nicht vor all diesen Leuten aussprechen müssen. Bruder fügte sich und verschwand außer Sicht.

»Vorsichtig, Herr!« Der blonde Zauberer ergriff Oruns Arm und stützte ihn.

Der Kanzler riss sich von ihm los, dann drehte er sich zu Tobin und bedachte den Jungen mit einem falschen Lächeln. »Wie Ihr wünscht, Hoheit. Aber ich fürchte den Geist, der diese Halle heimsucht! Habt Ihr nicht eine freundlichere Kammer, die Ihr einem Gast anbieten könnt?«

»Nein, Herr, habe ich nicht. Aber ich versichere Euch bei meiner Ehre, dass unter meinem Dach niemandem ein Leid geschieht, der mir wohl gesonnen ist. Reitet Ihr mit mir aus, bis das Festmahl vorbereitet ist?«

Es war zermürbend, sich im Obergeschoss des Hauses zu verstecken, aber Arkoniel gab sich damit zufrieden, Wa-

che zu halten. Da es keinen Beweis für den Zauberer gab, von dem Bruder gesprochen hatte, gestattete er sich einen gelegentlichen Sichtungszauber und folgte Tobin, der mit seinen Gefährten Orun und ein paar Männer von dessen Begleitgarde zu einer vergnüglichen Hatz über einen qualvollen Gebirgspfad führte.

Arkoniel verfasste gerade einen Brief an Iya, als Nari an die Tür klopfte und den Kopf hereinsteckte. »Da ist jemand, mit dem besser du sprichst, Arkoniel.«

Zu seinem Erschrecken scheuchte sie einen Soldaten der bewaffneten Begleitgarde Oruns herein. An sich handelte es sich um einen freundlich wirkenden jungen Burschen, aber Arkoniel fiel auf Anhieb das rote und goldene Abzeichen auf, das der Mann trug, und sein Schwert. Im Geiste bereitete er einen Tötungszauber vor, erhob sich langsam und verneigte sich.

»Was wollt Ihr von mir?«

Der Gardist schloss die Tür und verbeugte sich ebenfalls. »Iya entsendet Euch Grüße und hat gesagt, ich soll Euch das hier als Vertrauenszeichen geben.« Er streckte die Hand aus.

Vorsichtig näherte sich Arkoniel, der immer noch Gewalt erwartete, und sah, dass in der hohlen Handfläche seines Besuchers ein kleiner Kiesel lag.

Arkoniel ergriff ihn, schloss die Faust darum und spürte Iyas in den Stein eingeflossenes Wesen. Dies war eines ihrer Zeichen, und zwar der Art, die sie nur bei jenen zurückließ, von denen sie vermeinte, sie könnten Tobins Unterfangen später von Nutzen sein. Wie dieser Mann in den Besitz des Steins gelangt war, blieb noch in Erfahrung zu bringen.

Als er jedoch zu ihm zurückschaute, entfuhr ihm ein erschrockenes Keuchen. Statt des Soldaten stand er ei-

nem Mann gegenüber, der jenem, den er Augenblicke zuvor gesehen hatte, nur ansatzweise ähnelte. Er war hellhäutig und blond, und seine Züge verrieten ein starkes Erbe von Aurënfaie-Blut. »Ihr seid ein Gestaltwandler?«

»Nein, nur ein Geistvernebler. Mein Name ist Eyoli von Kes. Ich bin Eurer Lehrmeisterin letztes Jahr begegnet, als ich mich als Bettler und Taschendieb verdingte. Sie hat mich dabei ertappt und zu mir gemeint, sie wisse eine bessere Arbeit für mich. Versteht Ihr, *ich* wusste es nicht.«

»Ihr wusstet nicht, dass Ihr mit Magie geboren wurdet?«

Eyoli zuckte mit den Schultern. »Ich wusste, dass ich den Geist der Menschen vernebeln und Ahnungslose dazu bringen kann zu tun, was ich will. Iya schickte mich zur Ausbildung zu einer Frau namens Virishan in Ilear. Erinnert Ihr Euch an sie?«

»Ja, wir haben vor ein paar Jahren fast einen ganzen Winter bei ihr verbracht. Ich bin schon öfter Geistverneblern begegnet, aber das …« Arkoniel schüttelte bewundernd den Kopf, als Eyoli wieder die Gestalt des Soldaten annahm. »Und dabei obendrein nicht entdeckt zu werden. Das ist eine rare Gabe.«

Der junge Mann lächelte scheu. »Ich fürchte, es ist meine einzige Gabe, aber Viri sagt, ich bin der Beste, den sie je gesehen hat. Ich habe diese Träume, Arkoniel. Das ist es, was Iya in mir sah, und sie sagt, dass Arianis Sohn irgendwie ein Teil dieser Vision ist und er beschützt werden muss. Als sie vom Tod des Herzogs erfuhr, sandte sie mir eine Nachricht.

Ich traf gerade noch rechtzeitig in Ero ein, um mich unter Oruns Gefolgschaft zu mischen …«

»Wartet.« Arkoniel hob eine Hand. »Woher weiß ich, ob das die Wahrheit ist? Woher weiß ich, dass Ihr nicht in diesem Augenblick meinen Geist vernebelt, Gedanken aus meinem Kopf zieht und sie einfach wiedergebt?«

Eyoli ergriff Arkoniels Hand und drückte sie sich gegen die Stirn. »Berührt meinen Geist. Lest mein Herz. Iya sagt, Ihr besitzt diese Gabe.«

»Das ist keine sanfte Magie.«

»Ich weiß«, erwiderte Eyoli, und Arkoniel erkannte, dass er solchen Proben schon öfter unterzogen worden war. »Nur zu. Ich wusste, dass dies notwendig sein würde.«

Arkoniel tat es und strich nicht sanft über seinen Geist, sondern tauchte unvermittelt und tief in den Kern des Mannes, der so vertrauensvoll unter seiner Hand stand. Es war kein angenehmer Zauber und wurde zwischen Magiern niemals ohne Erlaubnis geduldet, doch Eyoli ließ ihn über sich ergehen, obwohl er laut stöhnte und Arkoniels Schultern umklammerte, um das Gleichgewicht zu halten.

Arkoniel sog das Wesen des Lebens seines Gegenübers aus dessen Geist wie Saft aus einer reifen Weintraube. Es war ein kurzes und in seinen Anfangstagen unlauteres Leben. Eyoli war ein Hafenbalg gewesen, früh verwaist und im Dreck aufgewachsen. Vom Kindesalter an hatte er seine angeborenen Fähigkeiten genutzt, um sich bestmöglich zu ernähren und zu versorgen. Seine Gabe war bescheiden und ungeschliffen gewesen, bis Iya ihn fand, doch unter richtigem Geleit besaß er erstaunliche Möglichkeiten. Er hatte Recht mit seiner Vermutung, dass er nie ein wahrer Zauberer werden könnte, aber als Spitzel war er wahrhaft einzigartig.

Arkoniel entließ ihn. »Ihr sagt, das ist alles, was Ihr könnt?«

»Ja. Ich vermag nicht einmal, Feuer oder Licht zu machen.«

»Nun, was Ihr beherrscht, ist ausgesprochen nützlich. Seid Ihr darauf vereidigt, über Tobin zu wachen?«

»Bei meinen Händen, meinem Herzen, meinen Augen, Meister Arkoniel. Die Spürhunde haben mich nicht nummeriert, ich kann also in der Stadt ein- und ausgehen. Orun und die anderen denken, ich gehöre seit Jahren zu ihnen. Sie werden mich nicht vermissen, wenn ich verschwinde.«

»Verblüffend. Wo hält sich Iya gerade auf?«

»Das weiß ich nicht, Meister.«

»Tja, ich bin froh über Eure Hilfe. Behaltet Tobin gut im Auge, und Ki auch.« Damit streckte er die Hand aus, die Eyoli respektvoll ergriff. Angesichts des festen Drucks des älteren Zauberers zuckte er leicht zusammen.

Nachdem er gegangen war, begutachtete Arkoniel den Rand des Nagels seines kleinen Fingers. Lhel hatte ihm beigebracht, wie man ihn schärfte und die Hand eines Mannes so drückte, dass der Nagel darin eindrang, ohne zu schmerzen, gerade tief genug, um ein ›winziges bisschen vom Rot‹ zu erhaschen.

Er quetschte das Blut unter dem Nagel hervor und rieb sich den kleinen Tropfen in die Wirbel seines Daumens. Dann heftete er sein geistiges Auge auf das Muster und sprach die Hexenworte, die Lhel ihn gelehrt hatte. »In diese Haut reise ich, durch diese Augen sehe ich, in dieses Herz lausche ich.«

In Eyolis Herz stieß er auf lodernden Hass auf die Spürhunde und auf eine Vision von Virishans Schule und einer schillernd weißen Stadt im Westen, bevölkert von Zauberern, die ihre Waisen willkommen hießen. Für die-

se Vision würde Eyoli tun, was immer von ihm verlangt wurde. Außerdem erhaschte Arkoniel einen flüchtigen Blick auf Iya, wie sich der junge Mann an sie erinnerte. Sie sah älter und erschöpfter aus, als Arkoniel sie im Gedächtnis hatte.

Dennoch seufzte er vor Erleichterung und fühlte sich weniger allein als seit Jahren. Die Dritten Orëska hatten bereits wahrlich begonnen.

Tharins Geschichte über Orun bereitete Arkoniel weiter Kopfzerbrechen, aber der lästige Adelige begab sich in verdrießlicher Laune früh zu Bett und beruhigte seine Nerven mit einem großen Becher von Köchins Gewürzwein. Bald schnarchte er geräuschvoll. Der Herold tat es ihm auf der gegenüberliegenden Seite des Kamins gleich. Tharin sorgte indes dafür, dass die Männer der Garde des Königs in ihrem behelfsmäßigen Lager auf der Weide aufmerksam im Auge behalten wurden.

Als sich Stille über das Haus senkte, saß Arkoniel schweigend in seinem dunklen Arbeitszimmer und lauschte auf eine etwaige Unruhe in der Halle unten.

Er war so in seine Aufgabe vertieft, dass ihn die verstohlenen Schritte vor seiner Tür völlig überraschten. Er entsandte einen weiteren Sichtungszauber und erblickte Tobin, der in einem zerknitterten Nachthemd vorbeischlich. Vor der Tür des Zauberers zögerte der Junge kurz, als wollte er klopfen, dann wandte er sich ab und tapste weiter.

Arkoniel ging zur Tür und öffnete sie mit dem Wissen einen Spalt, dass es in diesem Bereich der Feste nur einen Ort gab, an den sich Tobin begeben konnte.

Mehrere Male hätte sich Arkoniel beinah Zugang zum Turm verschafft, weil er den Ort sehen wollte, den Ariani

für sich beansprucht, den sie zum Sterben auserkoren hatte. Aber etwas – Ehre, Angst, vielleicht auch Respekt vor den Wünschen des Herzogs – hatte ihn davon abgehalten.

Nun stand Tobin in der Nähe der Turmtür, die Arme trotz der schwülen Nacht um sich geschlungen, als fröre er. Arkoniel beobachtete, wie er einen zögerlichen Schritt vortrat und verharrte. Dann wiederholte er den Vorgang. Es war schmerzlich anzusehen, und noch schlimmer, dass sich Arkoniel dabei wie ein Spitzel fühlte.

Nach einer kurzen Weile beugte er sich auf den Flur hinaus und flüsterte: »Tobin? Was machst du hier oben?«

Mit weit aufgerissenen Augen wirbelte der Junge herum. Hätte Arkoniel nicht sein bisheriges Gebaren bezeugt, er hätte wohl vermutet, dass Tobin schlaf gewandelt war.

Der Junge schlang die Arme fester um sich, als sich Arkoniel ihm näherte.

»Brauchst du meine Hilfe?«

Ein weiteres gequältes Zögern, ein Seitenblick – vielleicht zu Bruder? Dann seufzte er und richtete jene ernsten, blauen Augen auf Arkoniel. »Du bist doch Lhels Freund, oder?«

»Natürlich bin ich das. Hat das hier etwas mit ihr zu tun?«

Wieder derselbe Seitenblick. »Ich muss etwas holen.«

»Aus dem Turm?«

»Ja.«

»Was immer es ist, Tobin, ich weiß, Lhel würde wollen, dass ich dir helfe. Was kann ich tun?«

»Komm mit mir.«

»Das hört sich ja recht einfach an. Hast du den Schlüssel oder soll ich die Tür mit meiner Magie öffnen?«

Wie zur Antwort schwang die Turmtür für sie auf. To-

bin zuckte zusammen und starrte auf den geöffneten Durchgang, als erwartete er, dort jemanden zu erblicken. Vielleicht tat er das auch. Arkoniel jedoch konnte nur ein paar abgetretene Steinstufen ausmachen, die in Dunkelheit emporführten.

»Hast du Bruder gebeten, das zu tun?«

»Nein.« Tobin rückte vor, und Arkoniel folgte ihm.

Eine drückende Schwüle beherrschte die Sommernacht, aber kaum betraten sie den Turm, umfing sie eine feuchte Kälte, wie die Luft eines Grabes. Hoch über ihnen spähte der Mond durch schmale Schlitzfenster.

Tobin fürchtete sich unverkennbar, dennoch ging er voraus. Auf halbem Wege nach oben vernahm Arkoniel ein ersticktes Schluchzen, doch als Tobin zu ihm zurückschaute, erwies sich dessen Antlitz als trocken. Ein weiteres Schluchzen sträubte dem Zauberer die Nackenhaare. Es war eine Frauenstimme!

In der Spitze des Turmes befand sich eine kleine Kammer. Die Läden der Fenster ringsum waren fest verschlossen, deshalb beschwor Arkoniel einen winzigen Lichtpunkt herauf, dann entfuhr ihm ein Keuchen des Entsetzens.

Der Ort glich einem heillosen Durcheinander. Die Einrichtung war in Stücke geschlagen worden und lag über den Raum verstreut. Schimmelnde Stoffballen und Wandbehänge bedeckten den Boden.

»Hier hat Mutter ihre Puppen gemacht«, flüsterte Tobin.

Arkoniel hatte von diesen späteren Puppen gehört; Jungen ohne Münder.

Hier vernahm er das Geräusch des Weinens deutlicher, doch es ertönte immer noch gedämpft wie aus einer anderen Kammer. Falls Tobin es ebenfalls hörte, sagte er

nichts. Als er jedoch zur gegenüberliegenden Ecke ging, fiel Arkoniel auf, dass er das Gesicht vom verhängnisvollen Westfenster abgewandt ließ.

Was hatte das Kind an jenem letzten Tag bezeugt, an dem es sich die halbmondförmige Narbe am Kinn zugezogen hatte? Arkoniel schloss die Augen und murmelte einen Blutsuchbann.

Der Zauber ließ ein paar verstreute Tropfen alten Blutes auf dem Boden in der Nähe des Westfensters grell wie Mondlicht auf Silber leuchten. Und er entdeckte eine weitere Spur, einen winzigen, stark verwitterten, halbmondförmigen Fleck am Rand des Steinsimses.

An der Außenkante, jenseits der Läden.

Tobin bahnte sich einen Weg über die Trümmer zur anderen Ecke und wühlte dort in einem kleinen Haufen Unrat.

Plötzlich wurde das Schluchzen lauter, und Arkoniel vernahm das Rascheln schwerer Röcke, als schritte die Weinende durch die Kammer.

Zwischen Furcht und Kummer hin- und hergerissen, kramte Arkoniel in seinem Gedächtnis nach Geisterzaubern, doch alles, was ihm einfiel, war ein Name.

»Ariani.«

Das genügte. Die Läden des Westfensters flogen auf, und dort stand sie, ein dunkler Umriss vor dem Mondlicht. Neben ihr befand sich Bruder, der selbst im Tode auf dieselbe Größe angewachsen war wie Tobin.

Arkoniel trat einen Schritt auf sie zu und streckte die Hand aus, der Frau entgegen, der so übel mitzuspielen er geholfen hatte.

Sie drehte sich ihm zu, wodurch das Licht über ihr Gesicht fiel. Schwarzes Blut bedeckte die linke Seite, doch ihre Augen wirkten klar und lebendig und hefteten sich

mit einer entsetzlichen Verwirrung auf ihn, die ihn tiefer verstörte, als es ein Anzeichen von Zorn vermocht hätte.

»Verzeiht mir, Herrin.« Ein Widerhall, vor einem Jahrzehnt verklungen.

Er spürte Tobin neben sich, der mit zitternden Fingern seinen Arm umklammerte. »Siehst du sie?«, flüsterte er.

»Ja. O ja.« Er streckte die linke Hand der mitleiderregenden Erscheinung entgegen. Sie legte den Kopf schief, als belustigte sie die Geste, und neigte sich ihm entgegen, als begönnen sie einen Tanz. Als sich ihre Hände berührten, spürte Arkoniel flüchtig etwas, das sich an den Kuss von Schnee erinnert, der von einem Ast geschüttelt wird. Dann war sie verschwunden, und Bruder mit ihr.

Arkoniel führte die Hand unter die Nase und roch leicht ihr Duftwasser, vermengt mit Blut. Todeskälte umschlang ihn. Es war, als fasste jemand in seine Brust und zerquetschte sein Herz, auf dass es zu schlagen aufhörte. Eine andere Hand, hart und warm, suchte die seine und zerrte ihn aus dem Raum. Türen schlugen geräuschvoll hinter ihnen zu, als Tobin und er aus dem Turm flüchteten.

In seinem Arbeitszimmer verriegelte Arkoniel die Tür und die Fensterläden, zündete eine kleine Lampe an, brach zitternd auf den Boden zusammen und vergrub das Gesicht in den Händen. »Beim Licht!«

»Du hast sie gesehen, nicht wahr?«

»O ja. Der Erschaff er vergebe mir, das habe ich.«

»War sie wütend?«

Arkoniel dachte an das zermalmende Gefühl zurück, das er in der Brust verspürt hatte. War das ihr Werk oder das von Bruder gewesen? »Sie hat traurig ausgesehen, Tobin. Und verloren.« Er schaute auf, und erst da bemerkte er, was Tobin aus dem Turm mitgenommen hatte. »Bist du dafür hinaufgegangen?«

»Ja.« Tobin drückte sich einen alten Stoffsack an die Brust. »Ich – ich bin froh, dass du mich heute Nacht erwischt hast. Ich glaube nicht, dass ich es noch einmal alleine geschafft hätte, und ich könnte nie jemand anderen fragen, ob …«

»*Noch* einmal? Du meinst, du hast das schon einmal gemacht? Ganz alleine?«

»Als ich sie dort oben versteckt habe. In der Nacht, als Ki eintraf.«

»Damals hast du deine Mutter gesehen, nicht wahr?«

Tobin kniete sich neben ihn und begann, an der verknoteten Schnur zu zupfen, die den Sack verschluss. Er bibberte. »Ja. Sie hat die Hände nach mir ausgestreckt, als wollte sie mich wieder aus dem Fenster werfen.«

Arkoniel wollte etwas erwidern, doch die Worte versagten ihm den Dienst.

Tobin fingerte immer noch an dem Sack. »Jetzt kannst du sie auch gleich sehen. Sie hat meiner Mutter gehört. Mutter hat sie gemacht.« Endlich löste sich die Schnur, und er zog eine grob gearbeitete Musselinpuppe mit einem schlecht gezeichneten Gesicht aus dem Sack hervor. »Sie hat sie immer bei sich getragen.«

»Dein Vater hat sie in seinen Briefen erwähnt.«

Arkoniel dachte an die schönen Puppen zurück, die Ariani in Ero angefertigt hatte. All die hehren Damen von Ero wollten damals eine, auch viele der Fürsten. Das Ding, das Tobin so sorgsam umklammerte, glich bestenfalls einem grotesken Abklatsch davon, die Verkörperung ihrer verheerten Seele.

Allerdings verdrängte diesen Gedanken rasch ein anderer, und zum zweiten Mal in jener Nacht richteten sich dem Zauberer die Nackenhaare und die Härchen an den Armen auf. Die Puppe trug eine Kette aus Haar um den

Hals gewickelt; Haar so schwarz wie jenes Tobins. Oder wie das seiner Mutter.

Das muss es sein, dachte er mit einem Anflug von Befriedigung. *Das ist das Geheimnis.*

Von jenem ersten Tag in der Küche an hatte er gewusst, dass die von Tobin gesprochenen Worte nicht genügen konnten, um Bruder zu beherrschen. Es musste noch etwas anderes geben, eine Art Talisman, die beide Geschwister miteinander verband. Etwas, das vielleicht von der Mutter an das Kind weitergegeben worden war.

»Hat deine Mutter sie dir geschenkt?«

Tobin starrte auf die Puppe hinab. »Lhel hat meiner Mutter geholfen, sie zu machen. Dann hat sie die Puppe zu meiner gemacht.«

»Mit deinem Haar?«

Tobin nickte. »Und etwas Blut.«

Natürlich. »Und die Puppe hilft dir, Bruder zu rufen?«

»Ja. Ich sollte sie niemandem zeigen, deshalb habe ich sie im Turm versteckt. Ich vermute, das ist der Grund, weshalb Bruder nicht immer fernbleibt, wenn ich es ihm sage. Als Fürst Orun sagte, ich müsste nach Ero, da wusste ich, dass ich sie holen musste …«

»Aber warum lässt du sie nicht hier? Und Bruder mit ihr?«

»Nein, ich muss mich um ihn kümmern. Das hat Lhel gesagt.«

»Wenn ein Zauberer seinen Geist darauf ansetzt, könnte es ihm gelingen, sie zu erspüren.«

»Dir ist das nicht gelungen.«

Arkoniel kicherte reuig. »Da hast du wohl Recht, aber ich habe auch nicht danach gesucht. Wie auch immer, in Ero gibt es reichlich Zauberer. Du musst dich vor ihnen

allen hüten, ganz besonders vor denen, die weiße Roben tragen – den Spürhunden des Königs.«

Erschrocken schaute Tobin auf. »Was ist mit dem unter Oruns Männern?«

»Ein blonder junger Mann, der sich als Soldat verkleidet?«

»Ja, das ist er.«

»Er ist ein Freund. Aber du darfst dir nicht anmerken lassen, dass du Bescheid über ihn weißt. Iya hat ihn geschickt, um über dich zu wachen. Es ist ein Geheimnis.«

»Ich bin froh, dass er kein böser Zauberer ist. Er hat ein freundliches Gesicht.«

»Du darfst Menschen nicht nur nach den Gesichtern beurteilten …« Arkoniel bremste sich. Er wollte den Jungen weder verängstigen, noch zu viel verraten. Ein Spürhund könnte das später in Tobins Geist finden, sollte ein solcher Grund haben, ihn zu untersuchen. »Es gibt viele Arten von Menschen auf der Welt, Tobin, und viele Arten von Zauberern. Nicht alle sind dir wohlgesonnen. Bei den Vieren, du hast nicht einmal mir vertraut, und dabei wünsche ich dir nur das Beste! Lass deine Wachsamkeit niemandem gegenüber sinken, nur weil er dich mit einem gewinnenden Lächeln bedenkt.« Er blickte wieder auf die Puppe hinab. »Also, bist du sicher, dass du sie mitnehmen musst? Könntest du sie nicht hier bei mir lassen?«

»Nein, Lhel sagt, ich muss sie behalten und mich um Bruder kümmern. Niemand sonst kann das tun. Er braucht mich, und ich brauche ihn.«

Ihn.

Dies war ein weiterer Plan, der bisher zu gut aufgegangen war. Dank Lhels Magie war dem König der Leichnam eines toten Mädchens gezeigt worden, und so

hatte die Welt die Geschichte erfahren; Tobin hingegen kannte die Wahrheit. Sollte jemand Bruder sehen oder Tobin von ›ihm‹ reden hören, würden unangenehme Fragen aufkommen.

Tobin beobachtete ihn mit jenen Augen, die zu viel sahen, und Arkoniel spürte die entsetzliche Zerbrechlichkeit des Bundes, den sie soeben im Turm besiegelt hatten.

Er dachte an Iyas Beutel, der unter seinem Arbeitstisch lag; kein Zauberer vermochte, durch dessen Magie hindurch die im Inneren in Seide und Zaubersprüche gehüllte Schale zu erblicken. Einen Lidschlag lang spielte er mit dem Gedanken, einen solchen Beutel für die Puppe anzufertigen. Zumindest dafür besaß er sowohl die Begabung als auch das Handwerkszeug: dunkle Seide und Silberfaden, einen Kristallstab, Nadeln und Rasiermesser aus Eisen, Rauchfässer zum Verbrennen von Harz und Gummi. Alles befand sich in seiner Reichweite. Er könnte damit einen Beutel fertigen, der Bruder aufnehmen und vor den neugierigen Blicken der Spürhunde verbergen würde.

Aber der Beutel selbst würde gesehen werden. Iya oder er konnten einen solchen Gegenstand bedenkenlos mit sich herumtragen, ein gewöhnliches, elfjähriges Kind von kriegerischer Abstammung jedoch nicht.

Er seufzte und hob den fallen gelassenen Mehlsack auf.

Gewöhnlich. So gewöhnlich wie eine alte Puppe, die als Andenken für ein verwaistes Kind zurückgelassen wurde.

»Weißt du, das ändert alles«, dachte er laut nach, während in seinem Kopf bereits eine Idee Gestalt anzunehmen begann. »Das kleine Schauspiel, das wir Bruder in

der Halle aufführen gelassen haben, war gut und schön als die Tollereien eines Hausgeistes. Am Hof kann sich niemand auch nur den geringsten Anschein von Totenbeschwörerei erlauben, vor allem nicht du. Es gibt viele, die genau das vermuten würden, wenn sie denken, du könntest Bruder beherrschen. Du darfst von ihm nur als von dem dämonischen Zwilling reden, von dem die Menschen bereits wissen. Das ist am Hof eine alte Geschichte.«

»Ich weiß. Ki hat mir erzählt, dass manche Leute sogar behaupten, Bruder sei ein Mädchen.«

Arkoniel verbarg seine Überraschung schnell; er vermutete, wenn von jemandem Gerüchte verbreitet würden, dann von Ki. Anscheinend würde seine Arbeit doch für ihn erledigt. »Lass sie das ruhig weiter glauben. Es ist ohnehin nutzlos, etwas anderes zu behaupten. Sag am besten gar nichts dazu, und lass nie jemanden Bruder sehen. Und du darfst *niemals* zugeben, dass du jemanden wie Lhel kennst. Ihre Magie ist keine Totenbeschwörerei, aber die meisten Menschen halten sie dafür, und deshalb werden sie und ihresgleichen in Skala geächtet.« Er zwinkerte Tobin verschwörerisch zu. »Das macht uns beide, dich und mich, auch zu Geächteten.«

»Aber warum hatte Vater dann mit ihr Umgang, wenn …«

»Das ist eine Frage, die wir uns für später aufheben, wenn du älter bist, mein Prinz. Vertrau in der Zwischenzeit auf die Ehre deines Vaters, wie du es immer getan hast, und versprich mir, dass du Lhel und Bruder geheim hältst.«

Tobin spielte an einem der nicht zusammenpassenden Beine der Puppe herum. »Das tue ich, aber manchmal macht er, was er will.«

»Nun, du musst um deinetwillen dein Bestes, dein Allerbestes versuchen. Und auch für Ki.«

»Für Ki?«

Arkoniel stützte die Ellbogen auf die Knie. »Hier in der Feste haben du und Ki wie Brüder und Freunde gelebt.

Wie Gleichgestellte, wenn du so möchtest. Aber wenn du erst am Hof bist, wirst du bald feststellen, dass ihr das nicht seid. Bis du erwachsen bist, besitzt Ki keinen Schutz außer deiner Freundschaft und dem Gutdünken deines Onkels. Sollte man euch beide der Totenbeschwörerei bezichtigen, würde der König dich vielleicht verschonen, aber Ki würde auf grausame Weise hingerichtet. Für ihn gäbe es keine Rettung.«

Tobin erbleichte. »Aber Bruder hat doch nichts mit ihm zu tun!«

»Das würde keine Rolle spielen, Tobin. Das versuche ich gerade, dir beizubringen. Es hat nichts mit der Wahrheit zu tun. Es bedürfte nur der Anschuldigung eines der Zauberer der Spürhunde. Das geschieht dieser Tage häufig. Große Zauberer, die nie jemandem etwas zuleide getan haben, werden bloß aufgrund einer Geschichte aus zweiter Hand bei lebendigem Leibe verbrannt.«

»Aber warum?«

»In ihrem Übereifer, dem König zu dienen, haben sie einen anderen Pfad eingeschlagen als der Rest von uns. Ich kann es nicht erklären, weil ich es selbst nicht verstehe. Aber versprich mir, dass du vorsichtig sein und Ki ebenfalls dazu anhalten wirst.«

Tobin seufzte. »Ich wünschte, ich müsste nicht weggehen. Jedenfalls nicht so. Ich wollte Vater begleiten, Ero und Atyion sehen, in den Krieg ziehen, aber …« Er ließ den Satz unvollendet und rieb sich die Augen.

»Ich weiß. Aber es entspricht Illiors Art, unsere Füße auf den rechten Weg zu leiten, ohne mit seinem Licht sehr weit vorauszuleuchten. Setz dein Vertrauen darauf und in die guten Freunde, die der Lichtträger an deine Seite geschickt hat.«

»Illior?« Tobin bedachte ihn mit einem zweifelnden Blick.

»Und auch Sakor«, fügte Arkoniel rasch hinzu. »Aber sieh nur, wessen Mal du am Kinn trägst.«

»Und was ist mit der Puppe? Was soll ich damit tun?«

Der Zauberer hielt den Mehlsack hoch. »Das hier sollte genügen.«

Der Junge sah ihn verzweifelt an. »Du verstehst nicht. Was, wenn der Prinz die Puppe sieht? Oder der Waffenmeister? Oder *Ki*?«

»Und wenn schon.« Zu seinem Erstaunen errötete Tobin. »Glaubst du etwa, Ki würde deshalb schlechter von dir denken?«

»Was glaubst du wohl, warum ich sie im Turm versteckt hatte?«

»Nun, ich habe die Puppe gesehen und denke deshalb nicht schlechter von dir.«

Tobin verdrehte die Augen. »Du bist ein *Zauberer*.«

Arkoniel lachte. »Wurde da gerade meine Männlichkeit beleidigt?«

»Du bist kein Krieger!« Mittlerweile schüttelte den Jungen ein heftiger Gefühlsausbruch, der seine Augen funkeln und seine Stimme brechen ließ. »Krieger wollen keine Puppen. Ich habe die hier nur, weil Lhel sagt, dass ich sie behalten muss. Für Bruder.«

Arkoniel musterte ihn eingehend. Die Art und Weise, wie Tobin die unförmige Puppe nach wie vor umklammerte, strafte jedes Wort Lügen, das er sprach.

Das *sie* sprach, ergänzte er im Geiste. Zum ersten Mal seit sehr langer Zeit gestattete Arkoniel sich diese Berichtigung, obwohl er kaum ein Anzeichen der verborgenen Prinzessin in dem zornigen Jungen vor sich sah – abgesehen davon vielleicht, dass die starken, schwieligen Hände den Gegenstand, für den sich Tobin angeblich so schämte, weder in Stücke rissen noch von sich schleuderten.

»Ich glaube, du schätzt deinen Freund falsch ein«, sagte er hastig. »Es ist ein Andenken an deine tote Mutter. Wer könnte dir das missgönnen? Aber das musst du so handhaben, wie du es für das Beste hältst.«

»Aber …« In den angespannten Zügen des Jungen rang Verwirrung mit Sturheit.

»Was?«

»In der Nacht, in der Ki eintraf, hat Bruder es mir *gezeigt*. Er hat mir gezeigt, wie Ki die Puppe fand und wie enttäuscht und beschämt alle darüber waren, dass ich sie hatte.

Genau, wie Vater gesagt hat. Und alles andere, was Bruder mir gezeigt hat, ist wahr geworden. Zumindest glaube ich das. Erinnerst du dich an den Fuchs mit dem gebrochenen Rückgrat? Und ich wusste, dass Iya kommen würde. Und – und er hat mir gesagt, dass Fürst Solari mir Atyion wegnehmen will.«

»Tatsächlich? Das werde ich Tharin wissen lassen. Was den Rest angeht, weiß ich nicht recht. Es ist durchaus möglich, dass Bruder lügen könnte, wenn er will. Oder dass sich die Dinge, die er dir zeigt, mit der Zeit verändern. Oder vielleicht verstehst du nicht immer richtig, was er dir zeigt.« Er streckte die Hand aus, um Tobin auf die Schulter zu klopfen, und diesmal ließ der Junge es anstandslos zu. »Du bist nicht mit Magie geboren,

aber in dir steckt ein wenig Sichtbegabung. Du hättest deine Visionen Lhel oder mir mitteilen sollen. Das ist unsere Gabe und unsere Verpflichtung.«

Tobins Schultern sackten herab. »Verzeih mir, Arkoniel. Du hast mir immer geholfen, und ich habe dir im Gegenzug wenig Freundlichkeit entgegengebracht.«

Arkoniel wischte die Entschuldigung mit einer Geste beiseite. Zum ersten Mal seit seiner Ankunft in der Feste spürte er, dass eine wahre Verbindung zwischen ihnen entstanden war. »Ich erwarte nicht, dass du es schon verstehst, aber ich habe bei meinem Leben geschworen, dich zu beschützen. Vielleicht wirst du dich eines Tages daran erinnern, was wir heute Nacht miteinander geteilt haben, und wissen, dass ich dein Freund bin. Auch wenn ich bloß ein Zauberer bin.« Grinsend streckte er dem Jungen die Hand nach Art eines Kriegers entgegen.

Tobin ergriff sie. Zwar hatte ihn der alte, vorsichtige Gesichtsausdruck nicht gänzlich verlassen, aber Arkoniel erblickte in seinen Augen eine Achtung, die sich zuvor nicht darin befunden hatte.

»Ich werde mich daran erinnern, Zauberer.«

Unbeschreiblich erschöpft schlich Tobin zurück in sein Schlafzimmer und versteckte die Puppe tief in einer der Reisetruhen.

Er versuchte, ins Bett zu kriechen, ohne Ki zu stören, aber als er sich zurücklegte, spürte er die Hand seines Freundes auf dem Arm.

»Ist dir schlecht, Tobin? Du warst lange weg.«

»Nein …« Arkoniel fand, dass er Ki von der Puppe erzählen sollte, und plötzlich verspürte Tobin den heftigen Drang dazu. Vielleicht wäre es Ki doch einerlei. Er hasste Geheimnisse zwischen ihnen beiden, und die Puppe

befand sich so nah, nur wenige Schritte entfernt. Allerdings hatte er die Erinnerung an Bruders Wutanfall, als er sie Nari zeigen wollte, noch zu deutlich im Gedächtnis.

»Ich wollte mich nur von Arkoniel verabschieden«, murmelte er.

»Er wird uns beiden fehlen. Ich wette, er hat ein paar Zauber im Ärmel, die Fürst Orun zum Schweigen bringen würden.«

Für Laken oder Hemden war es zu heiß. Ausgestreckt auf dem Rücken liegend, starrten sie in die Schatten empor.

»Die vergangen Wochen waren wirklich mies, was?«, meinte Ki nach einer Weile. »Zuerst das mit deinem Vater …« Kurz stockte seine Stimme. »Und der alte Schwabbelbauch unten? So hatten wir es uns nicht vorgestellt, in den Osten zu reisen.«

In Tobins Hals bildete sich ein Kloß, und er schüttelte den Kopf. Seines Vaters Tod, seiner Mutter Geist, der Ruf nach Ero, Arkoniels Warnung in dieser Nacht, die Sache mit Bruder, das Rudel der Fremden, das unten auf ihn wartete …

All die Tränen, die er über die Jahre hinweg nicht finden konnte, schienen nun plötzlich ihn zu finden und rollten ihm lautlos über die Wangen in die Ohren. Er wagte nicht, zu schniefen oder sie wegzuwischen, weil er fürchtete, dass Ki es bemerken würde.

»Wurde aber auch Zeit«, murmelte Ki heiser, und Tobin erkannte, dass sein Freund ebenfalls weinte. »Ich dachte schon langsam, du wüsstest nicht, wie es geht. Man muss trauern, Tobin. Alle Krieger tun das.«

Das also ist dieser Schmerz?, fragte sich Tobin. Aber er fühlte sich so gewaltig an. Wenn er sich ihm ergäbe, würde er ihn hinfortreißen, und er wäre verloren. Es

schien einfacher, sich wieder in die betäubende Stille zurückzuziehen, die ihn so lange beschützt hatte. Er stellte sich vor, wie die Trauer in ihn floss wie flüssige Finsternis, seine Lungen füllte, sich in seine Glieder und in seinen Kopf ausbreitete, bis er selbst nur noch einem schwarzen Schemen glich.

»Das kein guter Weg, *Keesa*.«

Tobin schaute zur Tür hinüber und erblickte dort Lhel. Mittlerweile graute der Morgen.

Sie gab ihm ein Zeichen, dann verschwand sie in Richtung der Treppe. Er eilte hinter ihr her, erhaschte aber nur noch einen Blick auf ihren zerlumpten Rock, als sie zur Tür der großen Halle hinaushuschte. Fürst Orun schnarchte laut hinter den Vorhängen seines Bettes. Tobin hastete durch das offene Tor und sah gerade noch, wie Lhel jenseits der Brücke in den Wald verschwand.

»Warte!«, rief er, dann schlug er sich erschrocken die Hand auf den Mund. Die taufeuchte Weide unterhalb der Feste war übersät mit Oruns Begleitgarde.

Am Vortag hatte er gedacht, sie bestünde nur aus etwa vierzig Männern, doch nun schienen es mindestens hundert zu sein. Ein paar Wachen hatten sich um das morgendliche Kochfeuer geschart, aber niemand bemerkte ihn, als er barfuß in den Wald lief.

Kaum hatte er den Schutz der Bäume erreicht, begriff er. Dies war nicht der echte Wald, sondern jener, in den er nach dem Tod seiner Mutter so oft in Visionen geraten war.

Diesmal brauchte er Bruder nicht als Führer. Er fand den Flusspfad mühelos und folgte ihm zu der Lichtung, wo die beiden arglosen Rehe neben dem Loch in der Erde grasten. Als er sich diesmal durch die Öffnung schob, fand er sich in Lhels Eiche wieder.

Die Hexe und seine Mutter saßen am Feuer. Seine Mutter stillte einen Säugling an der Brust. Lhel hielt statt des Kaninchens die Lumpenpuppe auf dem Schoß.

»Das ist ein Sehentraum, *Keesa*«, erklärte ihm Lhel.

»Ich weiß.«

Lhel reichte ihm die Puppe und schwenkte einen Finger vor ihm. »Tu ihn nicht vergessen.«

»Das werde ich nicht!« Worüber sonst hatte er sich die ganze Nacht den Kopf zerbrochen?

Seine Mutter schaute von dem Säugling auf. Ihre blauen Augen wirkten klar und ungetrübt, aber voller Traurigkeit. »Ich will auch dorthin, Tobin. Lass mich nicht im Turm zurück!« Sie hob das Kind an. »Er wird es dir zeigen.«

Lhel zuckte zusammen, als wäre sie überrascht, seine Mutter dort vorzufinden. »*Keesa* kann sich darüber nicht sorgen. Geh weg!«

Ariani und der Säugling verschwanden, und Lhel zog Tobin neben sich auf die Pritsche. »Du dir machst keine Gedanken über sie. Das nicht ist deine Bürde jetzt. Du auf dich aufpasst und auf Bruder. Und auf Ki.«

Sie warf eine Handvoll Kräuter und Knochen in das Feuer und begutachtete das Muster der Flammen. »Dieser haarlose Mann? Ich ihn nicht mag, aber du musst gehen. Ich sehe deine Pfad. Er dich führt in die stinkende Stadt von König. Du diesen König noch nicht kennst. Du nicht kennst sein Herz.« Sie streute weitere Kräuter hinterher und wiegte sich mit zu Schlitzen verengten Augen langsam vor und zurück. Dann seufzte und beugte sich dicht zu Tobin, bis er ihr Gesicht deutlich erkennen konnte. »Du siehst Blut? Sag es niemand. Niemand.«

»Wie bei der Puppe.« Tobin dachte daran, dass er das Geheimnis Ki um ein Haar offenbart hätte.

Lhel nickte. »Du deinen Freund liebst, du ihm nichts sagst. Du siehst Blut, du kommst her zu mir.«

»Welches Blut, Lhel? Ich bin ein Krieger. Ich werde Blut sehen!«

»Vielleicht wirst du, vielleicht nicht. Aber wenn – « Sie legte ihm einen Fingers aufs Herz. »Du weißt, wo dieser Ort. Und du kommst zu Lhel.«

Diesmal stupste sie ihm in die Brust, und er erwachte in seinem eigenen Bett in stickiger Hitze. Ki schnarchte leise neben ihm.

Tobin drehte sich auf die Seite und grübelte über den Traum nach. Er konnte immer noch Lhels Finger auf der Brust und die weichen Felle spüren, auf denen er gelegen hatte. Ein Sehentraum, hatte Lhel gesagt.

Während er überlegte, ob er Arkoniel aufsuchen und ihn fragen sollte, ob es eine Vision oder bloß ein gewöhnlicher Traum gewesen war, schlief er wieder ein.

TEIL DREI

Aus den Memoiren von Königin Tamir II.

Ero.

Wenn ich jetzt an die Stadt zurückdenke, überlagert den echten Ort, den ich so kurz gekannt, das Bild des schlichten Modells, das mein Vater für mich gebaut hat. In meinen Träumen bevölkern Holzmännchen, Tonschafe und Wachsgänse die gewundenen Straßen. Flachbäuchige Boote mit Pergamentsegeln gleiten flüsternd über einen staubigen, gemalten Hafen.

Nur der Palatin und jene, die innerhalb seiner Mauern und Irrgänge lebten, hat in meiner Erinnerung so Bestand, wie er war.

KAPITEL 38

Tobin ritt am dreiundzwanzigsten Tag des Lenthin aus der Feste und schaute nicht zurück. Er hatte sich im Morgengrauen verabschiedet und die Frauen um ihn weinend zurückgelassen. Mit Ki und Tharin neben ihm, seines Vaters Asche am Sattelknauf und einer Kolonne Männern im Rücken wandte er sich gen Ero, fest entschlossen, die Ehre seiner Familie aufrechtzuerhalten, so gut er konnte.

Es hatte ihn überrascht, von Fürst Orun zu erfahren, dass der Ritt nur einen Tag dauern würde. Ohne schweres Gepäck, das sie aufhielt, legten sie lange Abschnitte im Galopp zurück und ließen Alestun bald hinter sich. Jenseits der Ortschaft mündete die vertraute Straße in eine andere, die zurück in den dunklen Wald führte. Nach mehreren Stunden wichen die Bäume einer weitläufigen, hügeligen Landschaft, überzogen von Flüssen und gesprenkelt mit großzügig verteilten Gehöften und Anwesen.

Fürst Orun bestand auf höfischem Protokoll, weshalb Tobin gezwungen war, an der Spitze neben ihm zu reiten, während Tharin und Ki mit dem Herold und den Bediensteten dahinter folgten. Die Männer aus der Feste, die nun als Prinz Tobins Garde bezeichnet wurden, befanden sich in der Kolonne mit den übrigen Soldaten. Tobin hatte zuvor nach dem verkleideten Zauberer unter ihnen Ausschau gehalten, ihn jedoch nicht entdeckt, bevor er seinen Platz im Tross einnehmen musste.

Mitte des Vormittags gelangten sie zu einem großen See, in dem sich die Wolken am Himmel und das prächtige Herrenhaus aus Stein an der gegenüberliegenden Seite spiegelten. Eine Herde Wildgänse schwamm darin und graste entlang der Ufer.

»Dieses Anwesen hat einst einer Tante deiner Mutter gehört«, erklärte Tharin, als sie daran vorbeiritten.

»Wem gehört es jetzt?«, fragte Tobin, der die Pracht des Ortes bewunderte.

»Dem König.«

»Ist Atyion auch so groß?«

»Nimm zehn solcher Anwesen zusammen, dann kommst du annähernd hin. Aber um Atyion erstreckt sich ein Dorf mit Feldern und richtigen Mauern.«

Als Tobin zurückblickte, stellte er fest, dass seine Berge hinter ihm bereits kleiner wurden. »Wie lange noch, bis wir in Ero eintreffen?«

»Wenn wir die Geschwindigkeit halten, würde ich sagen vor Sonnenuntergang, mein Prinz«, antwortete Fürst Orun.

Tobin gab Gosi die Sporen und fragte sich, wie Alestun ihm so weit entfernt erschienen sein konnte, wenn es in die Hauptstadt selbst nur ein Tagesritt war. Mit einem Mal fühlte sich die Welt deutlich kleiner an als zuvor.

Kurz nach Mittag gelangten sie durch eine Marktgemeinde namens Korma. Sie war größer als Alestun und wartete mit der üblichen Mischung aus Händlern und Bauern auf, die den Marktplatz bevölkerten, ferner mit einigen Aurënfaie, die aufwendig gewickelte, purpurne Kopftücher trugen. Einige davon gaben mit Leiern und Flöten Musik zum Besten.

Fürst Orun hielt an der größten Herberge, um die Pferde rasten zu lassen und um zu speisen. Der Herbergswirt verbeugte sich tief vor ihm, noch tiefer jedoch vor Tobin, als dieser ihm vorgestellt wurde. Ihr Gastgeber veranstaltete einen gehörigen Wirbel um Tobin, brachte ihm alles mögliche zu essen und weigerte sich,

eine andere Bezahlung dafür anzunehmen als die, dass Tobin ihn in guter Erinnerung behielte. Tobin war solches Aufhebens nicht gewöhnt und daher froh, als sie wieder aufbrachen.

Danach ritten sie etwas gemächlicher durch die Hitze des Tages, und Fürst Orun nahm es auf sich, Tobin zu unterhalten. Er erzählte von den Königlichen Gefährten des Prinzen, deren Ausbildung und worauf sich Tobin an Vergnügungen freuen konnte.

Von ihm erfuhr Tobin, dass er sich alles kaufen konnte, was er wollte, indem er einfach das Siegel seines Vaters vorzeigte, das er immer noch um den Hals trug. Koni hatte die Kette für ihn gekürzt.

»O ja«, versicherte Orun ihm. »Feine Kleider, ein richtiges Schwert, Süßigkeiten, Jagdhunde, Spielvergnügen. Ein junger Mann Eures Ranges braucht Zerstreuung. Ein neuer Zeitvertreib, die Falknerei, wurde unlängst aus Aurënen eingeführt, wo man dies von den Zengati übernommen hatte. Man kann sich getrost darauf verlassen, dass die Aurënfaie derlei barbarische Dekadenz einschleppen! Aber gut, sie züchten edle Pferde. Jedenfalls sind die jungen Adeligen ganz Versessen auf diese Falknerei.«

Er setzte ab, und seine wulstigen Lippen krümmten sich zu einem wissenden Lächeln. »Natürlich bedürfen größere Vorgänge – beispielsweise der Verkauf von Landbesitz oder die Aushebung von Truppen, der Kauf von Getreide oder Eisen oder die Einhebung der Pachten von Euren Ländereien – zusätzlich des Siegels Eures Onkels oder meines eigenen, bis Ihr volljährig seid. Aber Ihr seid noch zu jung, um Euch mit solcherlei Dingen zu belasten! Das wird alles für Euch verwaltet.«

»Danke, Fürst Orun«, erwiderte Tobin, allerdings nur, weil das gute Benehmen es zu verlangen schien. Er hatte den Mann bereits gestern beim ersten Anblick nicht gemocht, und dass er ihn nun besser kennen lernte, verstärkte den Eindruck nur. Hinter Oruns Lächeln verbarg sich etwas Gieriges; Tobin musste dabei an etwas Kaltes und Ekliges denken, auf das man in der Dunkelheit tritt.

Noch unerträglicher empfand Tobin, wie er Ki und Tharin behandelte. Ungeachtet des höflichen Gebarens, dass er Tobin gegenüber an den Tag legte, betrachtete Orun die beiden, als wären sie seine Diener, und er deutete wiederholt an, Tobin solle vielleicht in Erwägung ziehen, sich einen geeigneteren Knappen zu suchen, sobald er sich am Hof befände. Hätte Arkoniel ihn nicht davor gewarnt, er wäre versucht gewesen, Bruder erneut herbeizurufen. Insgeheim hatte er den Entschluss gefasst, herauszufinden, wie er seine Freunde zu so reichen Fürsten machen konnte, dass sich Orun vor ihnen verbeugen müsste.

Ki spürte, dass sich Tobin elend dabei fühlte, neben Orun zu reiten, doch es schien sich nicht ändern zu lassen. Der lange Ritt verschaffte ihm die erste Gelegenheit, mit Tharin zu sprechen, seit der Hauptmann aus Mycena zurückgekehrt war.

Ki war von Anfang an aufgefallen, dass Tharin litt, hatte jedoch nicht gewusst, was er zu ihm sagen sollte, wenngleich er in seinem Herzen die Ursache ahnte. Tharin glaubte, Rhius im Stich gelassen zu haben. Ein Knappe kehrte nicht ohne seinen Herrn zurück nach Hause. Doch nach allem, was Ki von den anderen Männern in den Tagen seit ihrer Rückkehr in Erfahrung bringen konnte, traf Tharin keinerlei Schuld. Rhius war in der

Schlacht gefallen, und Tharin hatte versucht, ihn zu retten. Daran klammerte sich Ki fest, außerstande, etwas anderes von seinem Helden anzunehmen.

Nun galt es, einen neuen Kessel voll Ärger umzurühren, und Tharin wirkte hohläugig und erschöpft.

In einem Achtungsabstand hinter den Adeligen lenkte er Drache neben Tharins Pferd und fragte den Hauptmann mit leiser Stimme: »Werden wir jetzt bei *ihm* leben müssen?«

Tharin verzog das Gesicht. »Nein, ihr werdet im Alten Palast bei den anderen Gefährten untergebracht. Mit Fürst Orun werdet ihr nur gelegentlich speisen müssen, damit er dem König Bericht erstatten kann.«

Ki hatte einst über die Mauern der Zitadelle einen Blick auf den Palast geworfen. »Der Ort ist so groß! Wie sollen wir uns dort je zurechtfinden?«

»Die Gefährten haben ihre eigenen Gemächer. Und die anderen werden euch helfen.«

»Wie viele sind es?«

»Derzeit sieben oder acht, glaube ich, und deren Knappen.«

Ki fingerte an den Zügeln. »Die anderen Knappen – sind sie so wie ich?«

Tharin sah ihn an. »Wie meinst du das?«

»Ihr wisst schon.«

Tharin bedachte ihn mit einem traurigen, halbherzigen Lächeln. »Ich glaube, sie sind alle die Söhne hochwohlgeborener Ritter und Fürsten.«

»Oh.«

»Ja.« Wie Tharin das Wort aussprach, ließ Ki wissen, dass er die Befürchtungen des Jungen verstand. »Lass dich von ihnen nicht einschüchtern. Nur einer von ihnen kann so wie du behaupten, der Knappe eines Prinzen zu

sein. Und ich verspreche dir, Ki, es gibt dort keinen Jungen, der dir an Ehre das Wasser reichen kann.« Er nickte in Tobins Richtung. »Solange er den wichtigsten Platz in deinem Herzen einnimmt, wirst du immer tun, was richtig ist.«

»Ich will ihn nie im Stich lassen. Das könnte ich nicht ertragen.«

Tharin streckte die Hand aus und umfasste Kis Arm so kräftig, dass dieser zusammenzuckte. »Das wirst du nicht«, sagte er in strengem Tonfall. »Du musst jetzt für mich auf ihn aufpassen. Schwör bei deiner Ehre, dass du das tun wirst.«

Die Herausforderung schmerzte mehr als der Griff um seinen Arm. Ki richtete sich im Sattel auf und warf alle schändlichen Zweifel über Bord. »Ich schwöre es!«

Mit einem zufriedenen Nicken ließ Tharin ihn los. »Dem Namen nach werden wir seine Leibgarde sein, aber du bist derjenige, der an seiner Seite sein wird. Du musst mir als Augen und Ohren dienen, Ki. Falls du irgendwelchen Ärger für ihn witterst, kommst du zu mir.«

»Das werde ich, Tharin.«

Einen Lidschlag lang fürchtete Ki, zu weit gegangen zu sein und den Mann verärgert zu haben, aber Tharin kicherte nur. »Ich weiß.«

Doch Ki spürte, dass der Hauptmann immer noch besorgt war, was ihn bewog, die Schnüre an seiner Scheide zu überprüfen. Er hätte nie gedacht, dass sich die Reise in die Hauptstadt wie der Ritt in feindliches Gebiet anfühlen würde. Ki wünschte nur, er wüsste weshalb.

Der Tag verstrich. Die Straße, der sie folgten, führte sie in flaches Schwemmland, angelegt in breiten Streifen und bestellt von Pächtern. Einige der Felder lagen brach

und wurden von Unkraut überwuchert, andere waren bepflanzt, jedoch nur spärlich bewachsen oder von Krankheit befallen. Breite Streifen mit Getreide lagen grau, verrottet und geplättet da.

In den Dörfern der Gegend sah Tobin Kinder mit spindeldürren Beinen, aufgequollenen Bäuchen und dunklen Ringen unter den Augen. Sie erinnerten ihn daran, wie Bruder früher ausgesehen hatte. Die wenigen verbliebenen Rinder wirkten knochig, und in den Straßengräben lagen aufgedunsene Kadaver verstreut, an deren Augen sich Raben gütlich taten. Viele der Hütten in den Dörfern standen leer, einige waren niedergebrannt worden. An den meisten verbliebenen war der Halbmond Illiors auf die Vordertür gekalkt oder gemalt worden.

»Das ist merkwürdig«, fand er. »Ich hätte gedacht, die Menschen würden um Heilung oder gute Ernten zu Dalna beten.«

Niemand erwiderte etwas.

Als die Sonne hinter ihnen ihren langsamen Abstieg begann, kam aus dem Osten eine frische Brise auf, blies ihnen das Haar zurück und kühlte ihnen den Schweiß auf den Stirnen. Darin schwang leicht ein süßlicher, neuer Geruch mit, den Tobin nicht erkannte.

Orun bemerkte, wie er schnupperte, und lächelte milde. »Das ist das Meer, mein Prinz. Es wird bald in Sicht geraten.«

Ein Stück weiter begegneten sie einem Karren, beladen mit der seltsamsten Ernte, die Tobin je gesehen hatte. Die Masse einer grünlich braunen Pflanze waberte mit jedem Ruckeln und Holpern der Räder des Wagens. Ein merkwürdiger Geruch ging davon aus – salzig und zugleich erdig.

»Was ist das?«, fragte er naserümpfend.

»Seetang von der Küste«, erklärte Tharin. »Die Bauern düngen ihre Felder damit.«

»Aus dem Meer!« Tobin trieb Gosi zu dem Karren, beugte sich hinab und tunkte die Hand in die stinkende Masse. Im Inneren fühlte sie sich kalt, nass und ledrig an wie die Oberfläche von Köchins Kalbsfußaspik, nachdem er abgekühlt war.

Trockene, braune Hügel, die wie Schultern ohne Köpfe anmuteten, zeichneten sich gegen den Sonnenuntergang ab. Die schmale Sichel von Illiors Mond ging über ihnen auf. Orun hatte gesagt, sie würden bis zum Einbruch der Dunkelheit in Ero eintreffen, doch stattdessen schienen sie sich mitten im Nirgendwo zu befinden.

Die Straße stieg steil an. Tobin lehnte sich in den Steigbügeln nach vorn und trieb Gosi die letzten paar Meter zur Kuppe hinauf, dann schaute er auf und erblickte eine riesige, unvorstellbare weitläufige Fläche funkelnden Wassers, die sich unter ihm erstreckte. Die flüchtigen Eindrücke, die er aus Visionsreisen mit Arkoniel kannte, hatten ihn auf diesen Anblick nicht vorbereitet; sie waren verschwommen und von Dunkelheit gesäumt gewesen, zudem hatte seine Aufmerksamkeit anderen Dingen gegolten.

Ki ritt neben ihn. »Was hältst du davon?«

»Es ist – groß!«

Von dieser Stelle aus konnte er sehen, wie sich das Wasser zum Horizont hin krümmte, in der Ferne durchbrochen von Inseln jeder Größe, die durch die Wellen emporragten. Mit großen Augen starrte Tobin hinab und versuchte, das schiere Ausmaß des Meeres in sich aufzunehmen; jenseits all dieser Weiten lagen die Orte, von denen ihm sein Vater und Arkoniel erzählt hatten: Kou-

ros, Plenimar, Mycena und das Schlachtfeld, auf dem sein Vater tapfer gekämpft hatte und gestorben war.

»Stell dir nur vor, Ki: Eines Tages werden wir dort draußen sein, du und ich. Wir werden auf dem Deck eines Schiffes stehen, zu dieser Küste zurückschauen und uns daran erinnern, dass wir einst genau an dieser Stelle auf das Wasser hinabgeblickt haben.« Er hob die Hand.

Grinsend ergriff Ki sie. »Als Krieger vereint. Genau wie …«

Er bremste sich rechtzeitig, doch Tobin wusste, was er sagten wollte. *Genau wie Lhel es vorhergesehen hat, als sie Ki das erste Mal auf der verschneiten Waldstraße begegnet ist.*

Tobin sah sich um. »Aber wo ist die Stadt?«

»Ein paar Meilen nördlich, Hoheit.« Die Antwort stammte von dem blonden Zauberer. Er grüßte Tobin kurz, dann verschwand er zurück in die wuselnden Ränge.

Sie folgten der Straße über die Hügel, und bevor das letzte Licht im Westen schwand, überwanden sie einen weiteren Anstieg und erblickten Ero. Die Stadt schimmerte wie ein Juwel über ihrem breiten Hafen. Kurz verspürte Tobin Enttäuschung; auf den ersten Blick sah Ero überhaupt nicht wie die Spielzeugstadt aus, die sein Vater für ihn angefertigt hatte. Zum einen floss ein breiter Strom daran vorbei, zum anderen erstreckte sich die Stadt über einige sanfte Hügel, die sich um die Bucht krümmten. Bei näherer Betrachtung allerdings erkannte er die wogende Linie der Stadtmauer, die den Fuß des höchsten Hügels säumte. Dessen Kuppe krönte der Palatin, und Tobin vermeinte, dort das Dach des Alten Palastes auszumachen, das im schräg einfallenden Licht des Sonnenuntergangs wie Gold schimmerte.

Zum ersten Mal schien er den Geist seines Vaters neben sich zu spüren, der lächelte, während er Tobin all die Orte zeigte, von denen er ihm erzählt hatte. Hierher war sein Vater gereist, wenn er die Feste verlassen hatte; auf dieser Straße war er zu diesem Markt, zu diesem Hügel, zu diesen glänzenden Palästen und Gärten geritten. Tobin konnte beinah wieder seine Stimme hören, die ihm Geschichten über die Könige und Königinnen schilderte, die hier geherrscht hatten, und über die Priesterkönige, die vor ihnen die Geschicke aller Drei Länder von ihrer Inselhauptstadt aus gelenkt hatten, damals, als Ero noch lediglich ein von Plünderern aus den Hügeln heimgesuchtes Fischerdorf gewesen war.

»Stimmt etwas nicht, Tobin?«, fragte Tharin und musterte ihn besorgt.

»Es ist nichts. Ich habe nur gerade an Vater gedacht. Ich habe das Gefühl, die Stadt bereits ein wenig zu kennen …«

Tharin lächelte. »Das würde ihn freuen.«

»Aber es ist noch viel mehr an ihr dran«, meinte Ki, stets praktisch denkend. »Er konnte unmöglich alle Häuser und Elendsviertel und den ganzen Rest bauen. Die Hauptstraßen hatte er aber alle richtig.«

»Ihr beide haltet euch von den Gassen und Nebenstraßen fern«, warnte Tharin und bedachte Ki mit einem scharfen Blick. »Ihr seid noch zu jung, um alleine durch sie zu streunen, sei es bei Tag oder bei Nacht. Ich bin sicher, Meister Porion wird euch für Spaziergänge zumeist ohnehin zu sehr auf Trab halten, aber trotzdem will ich euer Wort darauf, dass ihr euch benehmen werdet.«

Tobin nickte, nach wie vor wie gebannt von den Wundern, die sich vor ihm erstreckten.

Sie brachen im Galopp auf und ritten den Rand des

Hafens entlang. Die Salzluft befreite ihre Kehlen vom Staub. Über den Fluss spannte sich eine gewaltige Steinbrücke, breit genug, dass der Tross der Männer zu zehnt nebeneinander reiten konnte. Auf der gegenüberliegenden Seite betraten sie den Stadtrand von Ero, wo Tobin am eigenen Leib erfuhr, weshalb die Hauptstadt auch Stinkendes Ero genannt wurde.

Tobin hatte noch nie so viele Menschen auf einem Haufen gesehen oder einen solchen Gestank gerochen. Da das Schlimmste, was er kannte, Rauch beim Kochen war, ließ ihn der vermengte Modergeruch von Abfall und menschlichen Ausscheidungen würgen und die Zähne zusammenbeißen. Die Häuser, die sich entlang der schmalen Straßen aneinander reihten, glichen klapprigen Hütten, schlimmer als jeder Kuhstall in Alestun.

Zudem schien es, als wäre jeder, der hier lebte, irgendwie entstellt. Tobin sah Stümpfe, wo sich Hände oder Beine befinden sollten, und vor Krankheit faulige Gesichter. Entsetzt erblickte er unter den zahlreichen Karren auf der Straße einen, auf dem sich Leichname türmten. Man hatte sie wie Feuerholz aufeinander gestapelt, und ihre Glieder erbebten bei jedem Holpern der Räder. Einige hatten schwarze Gesichter, andere waren so dürr, dass die Knochen durch die Haut schimmerten.

»Sie sind auf dem Weg hierher«, sagte Ki und deutete auf eine schwarze Rauchsäule in der Ferne. »Um Häuser niederzubrennen.«

Tobin blickte auf den Krug mit Asche an Gosis Seite hinab.

War sein Vater auch auf einem Totenkarren befördert worden? Er schüttelte den Kopf und verdrängte den Gedanken.

Als sie an einer Schänke am Wegrand vorbeikamen,

sah er zwei schmutzige Kinder neben dem Körper einer Frau. Das Oberteil ihres zerlumpten Kleides war aufgerissen, sodass ihre schlaffen Brüste hervorlugten, und der Rock war über ihre Oberschenkel hochgeschoben. Die Kinder reckten die Hände empor und weinten um Almosen, aber die Menschen gingen einfach an ihnen vorbei und schenkten ihnen keine Beachtung. Tharin bemerkte, dass Tobin sie anstarrte, und zügelte kurz das Pferd, um einen halben Silbersester in ihre Richtung zu schnippen. Die Kinder stürzten sich auf die Münze und fauchten einander dabei an wie Katzen. Die Frau schlichtete das Gezänk, indem sie sich aufrichtete und sie beide mit einem Klaps verjagte. Dann hob sie mit einer Hand die Münze auf, umfasste mit der anderen eine Brust und schlenkerte sie in Tharins Richtung. Anschließend schlurfte sie mit den hinter ihr herheulenden Kindern davon.

Tharin sah Tobin an und zuckte mit den Schultern. »Die Menschen sind nicht immer, was sie zu sein scheinen, mein Prinz. Dies hier wird der Weg der Bettler genannt. Sie kommen her, um Landvolk zu neppen, das zum Markt will.«

Selbst um diese späte Stunde verstopften Karren und Reiter die Straße zum Südtor, doch der Herold blies in seine Silbertrompete, und die meisten räumten den Weg.

Tobin fühlte sich zugleich verlegen und wichtig, als Tharin den Hauptmann der Garde am Stadttor in seinem Namen begrüßte, als wäre er ein Erwachsener. Als der Junge aufschaute, erblickte er Illiors Halbmond und Sakors Flamme in den Torbogen geschnitzt; ehrfürchtig berührte er sein Herz und den Griff seines Schwerts, als sie darunter hindurchritten.

Innerhalb der Stadtmauern erwiesen sich die breiteren

Straßen als gepflastert und mit Rinnsteinen versehen. Allerdings trug dies wenig dazu bei, den Geruch zu verbessern, weil man beobachten konnte, wie Hausbewohner ihre Eimer mit Schmutzwasser zu den Vordertüren oder aus höher gelegenen Fenstern hinaus entleerten.

Die zum Palatin führenden Straßen verliefen stetig bergauf, aber die Erbauer der Stadt hatten im Hang Terrassen für die größeren Märkte, Parks und Gärten angelegt. Abgesehen davon stapelten sich die Häuser und Geschäfte den Hügel hinauf wie die bemalten Holzblöcke in Tobins Stadt. Alle waren höher als breit, zumeist vier oder fünf Stockwerke, und aus Holz über Steingrundfesten errichtet, mit Dächern aus gebrannten Ziegeln.

Trotz all seines Unterrichts war Tobin selten sicher, wo sie sich gerade befanden. Wie Ki gesagt hatte, gab es tausende Seitenwege, die von den Hauptstraßen abzweigten, und keine Möglichkeit zu wissen, in welcher Gasse man sich aufhielt, es sei denn, man erkundigte sich. Froh über seine Begleitgarde ließ er Orun die Spitze übernehmen und wandte die Aufmerksamkeit der Stadt zu, als rings um sie die Nacht hereinbrach.

Auf den unteren Märkten schlossen die Geschäfte bereits die Läden für die Nacht, höher oben jedoch hatten viele noch geöffnet und wurden mit Fackeln erhellt.

Bettler, tote Hunde und schmutzige Kinder gab es auch hier noch, doch mittlerweile begegneten sie auch Fürsten und Fürstinnen hoch zu Ross, die Falken mit Kapuzen auf den Fäusten trugen und denen ein Dutzend Diener in Livree folgte. Auch auf Aurënfaie trafen sie, und sie mussten ebenfalls Fürsten sein, denn sie kleideten sich feiner als die Skalaer selbst, und Fürst Orun verbeugte sich im Vorbeireiten vor vielen von ihnen.

Gaukler und Musikanten in fremdländischen Gewän-

dern traten im Fackellicht auf kleinen Plattformen auf den Plätzen auf. Es gab Maskenspieler und Kuchenverkäufer, Drysier und Priester. Außerdem sah er ein paar Gestalten in Roben, die eigenartige, schnabelartige Vorrichtungen über den Gesichtern trugen; dies mussten die Todesvögel sein, von denen Arkoniel ihm erzählt hatte.

Händler verkauften ihre Waren von Deichseln, Handkarren und offenen Läden aus. Auf dem Weg über einen breiten Hof sah Tobin dort verschiedene Schnitzer an Ständen arbeiten. Er hätte gerne angehalten und ihnen zugesehen, aber Orun scheuchte ihn hastig weiter.

Auch Zauberern in Roben und mit Silbersymbolen begegneten sie. Tobin entdeckte einen in den weißen Gewändern, vor denen Arkoniel ihn gewarnt hatte, aber er wirkte nicht anders als die übrigen.

»Beeilt Euch«, drängte Orun und presste sich einen goldenen Gewürzstrauß an die Nase.

Sie bogen nach links und folgten einem breiten, ebenen Weg, bis sie den Hafen unter sich sahen, bogen neuerlich ab und erklommen einen Pfad zum Palatintor.

Der Hauptmann der Garde sprach kurz mit Orun, dann hob er seine Fackel an und salutierte vor Tobin.

Innerhalb der Mauern des Palatinkreises herrschte Finsternis und Stille. Tobin konnte wenig mehr als ein paar erhellte Fenster und die dunklen Umrisse von Gebäuden vor den Sternen am Himmel ausmachen, doch er spürte am Luftzug, dass es hier weniger beengt war. Die Brise wehte stärker und barg die Gerüche von frischem Wasser, Blumen, Schreinweihrauch und des Meeres. In jenem Augenblick waren die Könige und Königinnen nicht mehr bloß Namen aus dem Unterricht; sie waren seine Verwandten und hatten gestanden, wo er nun stand, gesehen, was er sah.

Als hätte Tharin seine Gedanken vernommen, verbeugte er sich im Sattel und sagte: »Willkommen zu Hause, Prinz Tobin.«

Ki und die anderen taten es ihm gleich.

»Der Königliche Prinz wird es kaum erwarten können, Euch zu begrüßen«, ergriff Orun das Wort. »Kommt, um diese Stunde sollte er noch mit den Gefährten zu Tisch sein.«

»Was ist mit meinem Vater?«, fragte Tobin und legte die Hand auf die Urne. Auch sein Vater war hier gegangen. Wahrscheinlich hatte er an genau derselben Stelle gestanden. Plötzlich fühlte sich Tobin sehr müde und überwältigt.

Orun zog eine Augenbraue hoch. »Eurem Vater?«

»Fürst Rhius hat den Wunsch geäußert, dass seine Asche neben jene von Prinzessin Ariani in die königliche Gruft gebettet wird«, klärte Tharin ihn auf. »Vielleicht wäre es am besten, wenn wir uns zuerst um die Toten kümmern, bevor wir den Lebenden unsere Aufwartung machen. Alle Riten wurden befolgt. Nur noch dies bleibt zu tun. Ich denke, Prinz Tobin hat diese Bürde lang genug getragen.«

Orun gab sich redlich Mühe, seine Ungeduld zu verbergen. »Selbstverständlich. Da wir nun jedoch wohlbehalten angekommen sind, denke ich, wir finden ohne unsere Begleitgarde das Auslangen. Hauptmann Tharin, Ihr und Eure Männer solltet Euch ausruhen. Eure alte Unterkunft wurde für Euch instand gehalten.«

Tobin warf Tharin einen unglücklichen Blick zu. Die Vorstellung, an diesem seltsamen Ort mit Orun allein zurückzubleiben, entsetzte ihn.

»Prinz Tobin, wir haben deinen Vater begleitet, wohin er auch ging«, sagte Tharin. »Gestattest du uns, unseren Herrn mit dir zu seiner letzten Ruhestätte zu bringen?«

»Gewiss, Sir Tharin«, erwiderte Tobin erleichtert.

»Nun gut denn«, seufzte Orun und entließ seine eigene Garde.

Tharin und Koni borgten sich Fackeln von den Soldaten am Tor und gingen eine breite, von hohen Ulmen gesäumte Prunkstraße entlang voraus. Die uralten Bäume wölbten sich und bildeten einen raschelnden Tunnel, und zwischen ihren Stämmen hindurch erhaschte Tobin flüchtige Blicke auf Feuerschein, der in der Ferne hinter Säulen und hohen Fenstern schimmerte.

Nachdem sie den Tunnel der Bäume verließen, ritten sie durch einen offenen Park zu einem niedrigen Gebäude mit flachem Ziegeldach, das dicke, vom Alter geschwärzte Holzsäulen stützten. Auf Tharins Befehl hin bildeten die Soldaten eine Doppelreihe zu beiden Seiten des Eingangs und knieten sich nieder, die gezogenen Schwerter mit den Spitzen auf dem Boden vor ihnen.

Tobin stieg ab und ergriff den Krug mit beiden Armen. Mit Tharin und Ki neben ihm trug er die Asche seines Vaters zwischen den knienden Soldaten hindurch und betrat die Gruft.

Im Inneren stand in der Mitte auf einer Steinplattform ein Altar, und in einem großen Becken mit Öl brannte eine Flamme. Ihr Schein erhellte die Gesichter der lebensgroßen Steinbildnisse, die in einem Halbkreis um den Altar standen. Tobin vermutete, dass es sich um die Königinnen von Skala handelte. Die Altvordern.

Ein Astellus-Priester erschien und führte sie eine Steintreppe hinter dem Altar hinab in die Katakomben darunter. Im Licht seiner Fackel sah Tobin staubige Krüge wie jenen, den er trug, die sich in schattigen Nischen stapelten, außerdem Bündel aus Gebeinen und Schädeln auf Regalen.

»Dies sind die ältesten Toten, Herr, Eure ältesten Ahnen, die aufbewahrt wurden«, erklärte ihm der Priester. »Wenn sich eine Ebene füllt, wird eine neue ausgehoben. Eure verehrte Mutter liegt in der neuesten Gruft, tief unten.«

Sie stiegen fünf schmale Treppenfluchten in eine kalte, stickige Kammer hinab. In die Wände waren bis zur Decke Nischen gemeißelt, den Boden bedeckten hölzerne Totenbahren. Auf ihnen lagen in Bänder aus dickem, weißem Stoff gewickelte Leichname.

»Dein Vater hat entschieden, dass deine Mutter eingewickelt werden soll«, sagte Tharin leise und führte Tobin zu einer der Nischen an der gegenüberliegenden Wand. Ein ovales Gemälde seiner Mutter bedeckte ihr Gesicht, die langen, schwarzen Haare ragten aus den Wickeln hervor und lagen zu einem dicken Zopf geflochten auf ihrer Brust. Sie wirkte sehr zierlich und klein.

Ihr dichtes Haar jedoch sah genauso aus wie im Leben und glänzte im Fackelschein. Tobin wollte es berühren, dann aber zog er die Hand zurück. Das Gemälde ihres Gesichts war gut gelungen, allerdings lächelte sie darauf so glücklich, wie er sie im Leben nie gesehen hatte.

»Ihre Augen waren genau wie deine«, flüsterte Ki, und Tobin fiel etwas überrascht ein, dass Ki seine Mutter nie gekannt hatte. Mittlerweile schien ihm, dass Ki schon immer bei ihm gewesen war.

Mit Tharins Hilfe hob er den Krug aus dem Netz und stellte ihn zwischen den Leichnam seiner Mutter und die Wand. Der Priester murmelte neben ihm Gebete, Tobin jedoch fiel nichts zu sagen ein.

Als sie fertig waren, sah sich Ki in der beengten Kammer um und stieß einen leisen Pfiff aus. »Die waren alle mit dir verwandt?«

»Wenn sie hier sind, dann müssen sie das wohl gewesen sein.«

»Ich frage mich, warum es so deutlich mehr Frauen als Männer sind. In Kriegszeiten sollte man meinen, dass es eigentlich umgekehrt sein müsste.«

Tobin stellte fest, dass Ki Recht hatte, wenngleich es ihm selbst zuvor nicht aufgefallen war. Zwar enthielt die Kammer durchaus auch einige Krüge wie jenen, den er mitgebracht hatte, aber viel mehr in Stoff gewickelte Leichname mit Zöpfen, und nicht alle davon waren erwachsene Frauen; er zählte mindestens ein Dutzend Mädchen und Kleinkinder.

»Komm«, seufzte er, zu überdrüssig des Todes, um sich den Kopf über für ihn Fremde zu zerbrechen.

»Warte«, entgegnete Tharin. »Es ist ein Brauch, eine Haarlocke als Andenken mitzunehmen. Soll ich eine für dich abschneiden?«

Abwesend hob Tobin die Hand an die Lippen, während er darüber nachdachte, und seine Finger betasteten die kleine, blasse Narbe an seinem Kinn. »Ein andermal vielleicht. Nicht jetzt.«

KAPITEL 39

Nachdem sie die Gruft verlassen hatten, führte Orun sie den Weg zurück, den sie gekommen waren und bog auf eine Prunkstraße, die sie an offenem, von weiteren Bäumen gesäumtem Reitgelände vorbeiführte. Mittlerweile stand der Mond hoch am Himmel und warf einen fahlen Schein auf ihre Umgebung.

Dieser Teil des Palatinkreises erwies sich als schattiges Gewirr von Gärten und flachen Dächern. In der Ferne erblickte Tobin das Glitzern von Wasser; dort befand sich ein großer, künstlicher Teich, angelegt von einer der Königinnen. Vor ihnen sah er hinter weiteren Bäumen eine wirre, unebene Masse von niedrigen Dächern entlang der Ostseite der ummauerten Zitadelle.

»Das dort ist der Neue Palast«, erklärte Tharin und deutete auf den längsten Umriss zu ihrer Linken, »und das unmittelbar vor uns der Alte. Rings um sie erstreckt sich ein Irrgarten weiterer Paläste und Häuser, aber vorerst brauchst du dir die nicht zu merken. Wenn du deine Unterkunft bezogen hast, bringe ich dich zum Haus deiner Mutter.«

Tobin war zu erschöpft, um mehr aufzunehmen als den Eindruck von Gärten und Säulengängen. »Ich wünschte, ich könnte dort wohnen.«

»Das wirst du, wenn du erwachsen bist.«

Der Eingang des Alten Palastes löste sich vor ihnen aus der Dunkelheit, gesäumt von riesigen Säulen, flackernden Fackeln und einer Reihe von Soldaten in schwarzen und weißen Wappenröcken.

Tobin reichte Tharin die Hand und kämpfte mit Tränen.

»Sei tapfer, mein Prinz«, murmelte Tharin. »Ki, mach mich stolz.«

Der Augenblick des Abschied ließ sich nicht länger hinauszögern. Tharin und die anderen salutierten vor Tobin, dann ritten sie in die Finsternis davon. Fremde in Livreen eilten heran und umschwärmten sie, um sich um ihr Gepäck und die Pferde zu kümmern.

Kaum war Tharin verschwunden, drängte Fürst Orun wieder herbei. »Kommt, Prinz Tobin. Wir dürfen Prinz Korin nicht länger warten lassen. Du da, Junge.« Das zu Ki. »Hol das Gepäck des Prinzen!«

Ki wartete, bis der Mann ihm den Rücken zukehrte, dann bedachte er ihn mit einer unflätigen Geste. Tobin schenkte ihm dafür ein dankbares Lächeln. Auch einige der Palastdiener konnten sich ein Grinsen nicht verkneifen.

Orun scheuchte sie die Treppe hinauf. An zwei riesigen Bronzetüren, übersät mit tollenden Drachen, erwarteten sie weitere Diener in langen, weißen und goldenen Livreen. Im Inneren des Gebäudes führte sie ein steif wirkenden Bediensteter mit einem weißen Bart einen langen Flur entlang.

Tobin sah sich mit großen Augen um. Wundersam leuchtende Muster bedeckten die Wände, und in der Mitte des breiten Steinganges befand sich ein seichtes Becken, in dem bunte Fische zwischen plätschernden Springbrunnen schwammen. Solchen Pomp hätte er sich nie auszumalen vermocht.

Sie gingen durch eine Reihe riesiger Räume mit Decken so hoch, dass sie sich in Schatten verloren. Leicht verblasste, aber herrliche Wandgemälde zierten die Mauern, und die Einrichtung glich Wunderwerken aus Schnitzkunst und Einlegearbeiten. Wohin Tobin auch schaute, erblickte er Gold und Juwelen. Ki, der unter seiner Last von Taschen gebückt lief, schien ähnlich überwältigt.

Nach mehreren Biegungen öffnete der alte Mann eine knarrende, schwarze Tür und ließ Tobin in ein luftiges Schlafgemach, halb so groß wie die Halle in der Feste. Ein hohes Bett mit schwarzen und goldenen Vorhängen stand auf einer erhöhten Plattform in der Mitte des Raumes. Dahinter befand sich ein Balkon, der die Stadt überblickte. Die Wände waren mit verblassten Jagdszenen bemalt. In dem Zimmer roch es angenehm nach dem Meer und den riesigen Kiefern, die durch ein Fenster zu erkennen waren.

»Dies ist Euer Zimmer, Prinz Tobin«, teilte ihm der Mann mit. »Prinz Korin wohnt im Gemach daneben.«

Ki stand mit großen Augen da, bis der Mann ihn zu einem zweiten, kleineren Zimmer im hinteren Bereich führte, wo Kleiderschränke und Truhen standen. Daneben befand sich eine Nische, die ein zweites, gleich einem Regal in die Wand eingebautes Bett enthielt, genauso fein bezogen wie das erste, doch Tobin erinnerte der Ort zu sehr an die Ruhestätte seiner Mutter.

Orun scheuchte sie wieder hinaus, und sie folgten den Geräuschen von Musik und ausgelassenem Gelächter zu einem noch größeren Raum voller Unterhaltungskünstler jeder Art. Da waren Spielmänner, halb nackte Akrobaten, Jongleure, die Bälle, Messer, brennende Fackeln und sogar Igel warfen, und ein Mädchen in einem Seidenhängekleid, das mit einem Bären an einer Silberkette tanzte. Eine schillernde Gesellschaft junger Herren und Damen saß auf einer erhöhten Plattform auf einem Balkon am gegenüberliegenden Ende des Raumes. Selbst die unscheinbarsten von ihnen waren prunkvoller gekleidet als Tobin je in seinem Leben. Plötzlich wurde er sich unangenehm der dicken Staubschicht auf seinen Reisegewändern bewusst.

Die Speisenden schienen den Unterhaltungskünstlern kaum Beachtung zu schenken, sondern redeten und scherzten über den Resten ihres Festmahls untereinander. Zwischen ihnen eilten Diener mit Tellern und Krügen umher.

Tobins Eintreten jedoch erregte ihre Aufmerksamkeit. Ein schwarzhaariger Junge, der in der Mitte des Tisches saß, sprang plötzlich mit einer Fechterflanke darüber und schritt ihnen durch den Raum entgegen. Er war ein stämmiger Bursche von etwa fünfzehn Jahren mit kurzem, lockigem schwarzem Haar und vergnügten, dunklen Augen. Sein scharlachroter Rock war mit Gold bestickt. Am Goldgriff eines Dolchs an seinem Gürtel und an einem kleinen Schmuckstück, das von einem Ohr baumelte, funkelten Rubine.

Tobin und Ki verneigten sich vor ihm so tief wie ihre Begleiter, zumal sie vermuteten, dass Prinz Korin vor ihnen stand.

Der ältere Junge musterte sie einen Augenblick und blickte unsicher von Tobin zu Ki. »Vetter, bist du das, der endlich eingetroffen ist?«

Tobin richtete sich als Erster auf und klärte den Irrtum. »Sei gegrüßt, Prinz Korin. Ich bin dein Vetter Tobin.«

Korin lächelte und streckte die Hand aus. »Man hat mir gesagt, ich sei bei deinem Namenstag gewesen, aber ich erinnere mich nicht daran. Ich bin froh, dich endlich richtig kennen zu lernen.« Er blickte auf Kis immer noch verneigten Kopf hinab. »Und wer ist das?«

Tobin berührte Ki am Arm, woraufhin sich sein Freund ebenfalls aufrichtete. Doch bevor er antworten konnte, drängte sich Fürst Orun in die Unterhaltung.

»Das ist Prinz Tobins Knappe, Hoheit, der Sohn eines der niedrigeren Ritter von Fürst Jorvai. Anscheinend hat

Herzog Rhius ihn ohne Eures Vaters Wissen ausgewählt. Ich hielt es für das Beste, Euch zu erklären, dass …«

Ki sank vor dem Prinzen auf ein Knie und legte die linke Hand auf den Griff seines Schwertes. »Mein Name ist Kirothius, Sohn von Sir Larenth von Eichberggut, einem Krieger im Dienste Eures Vaters in Mycena, mein Prinz.«

»Und mein guter Freund«, fügte Tobin hinzu. »Jeder nennt ihn Ki.«

Tobin erkannte den Ansatz eines Lächelns um die Mundwinkel des Prinzen, als er von Orun zu Ki schaute. »Willkommen, Ki. Lass uns für dich einen Platz am Tisch der Knappen suchen. Fürst Orun, gewiss sehnt Ihr Euch nach einem so langen Ritt nach Eurem Bett. Ich wünsche Euch eine gute Nacht.«

Der Kanzler wirkte alles andere als erfreut, doch er konnte sich dem Prinzen nicht widersetzen. Mit einer letzten Verneigung stapfte er aus dem Raum.

Korin sah ihm kurz nach, dann bedeutete er Tobin und Ki, ihm zum Banketttisch zu folgen. Er schlang einen Arm um Tobins Schultern und fragte leise: »Was hältst du von der Wahl meines Vaters für deinen Vormund?«

Tobin zuckte mit den Schultern und erwiderte vorsichtig: »Er ist unhöflich.«

Korin roch stark nach Wein, und Tobin fragte sich, ob er ein wenig betrunken war. Allerdings wirkten seine Augen klar und scharfsinnig, als er warnte: »Ja, aber er ist auch mächtig. Nimm dich vor ihm in Acht.«

Ki, der dicht hinter ihnen ging, zog beunruhigt den Kopf ein und fragte: »Verzeiht, wenn ich unaufgefordert das Wort ergreife, mein Prinz, aber gehe ich recht in der Annahme, dass der König jemand anderen als Tob… als Prinz Tobins Knappen vorgesehen hat?«

Korin nickte, und Tobins Mut sank. »Da du so weit vom Hof entfernt aufgewachsen bist, hielt mein Vater es für das Beste, jemanden damit zu betrauen, der die Sitten und Bräuche hier kennt. Er hat die Wahl Fürst Orun überlassen, der sich für Sir Moriel entschied, den dritten Sohn von Fürstin Yria. Seht ihr den Burschen an dem niedrigen Tisch mit den weißen Augenbrauen und einer Nase gleich dem Schnabel eines Spechts? Das ist er.«

Mittlerweile hatten sie den Balkon erreicht, und Tobin sah den Tisch der Knappen rechts der langen Festtafel. Korins Beschreibung erwies sich als zutreffend. Moriel stolzierte bereits herbei, um sich vorzustellen. Er besaß etwa Kis Alter und Größe, ein schlichtes Gesicht und weißlich blondes Haar.

Tobin wollte gerade zu einem Einwand ansetzen, aber Korin hielt ihn mit einem Lächeln davon ab. »Ich sehe schon, wie die Dinge stehen.« Er zwinkerte Tobin zu und flüsterte. »Unter uns gesagt, ich habe Moriel immer für eine schleimige Kröte gehalten. Wir deichseln das schon.«

Moriel zeichnete sich auf Anhieb aus, indem er sich tief vor Ki verbeugte. »Prinz Tobin, als Euer Diener und Knappe …«

»Nein, das ist sein Knappe.« Korin zog Moriel am Arm in aufrechte Haltung zurück und deutete auf Tobin. »Das ist Prinz Tobin. Und da du nicht zwischen einem Knappen und einem Prinzen unterscheiden kannst, überlassen wir die Aufgabe besser jemandem, der dazu in der Lage ist.«

Moriels blasses Antlitz rötete sich. Diejenigen am Tisch, die nah genug saßen, um den Wortwechsel gehört zu haben, brachen in Gelächter aus. Moriel wiederholte seine Verneigung linkisch vor Tobin. »Verzeiht, Prinz Tobin. Ich … Ich meine, ich konnte nicht …«

Mittlerweile starrten die anderen sie an, sowohl die Adeligen als auch die Dienerschaft. Tobin lächelte den kasteiten Jungen an. »Schon gut, Sir Moriel. Mein Knappe und ich sind schließlich gleich staubig.«

Das brachte ihm weiteres Gelächter der anderen ein, doch Moriel errötete nur noch mehr.

»Meine Gefährten und Freunde«, ergriff Korin das Wort, »ich stelle euch hiermit meinen lieben Vetter vor, Prinz Tobin von Ero, der endlich gekommen ist, um sich uns anzuschließen.« Alle erhoben und verbeugten sich. »Und seinen Knappen, Sir Ki von – «

»Ich denke, dass wisst Ihr doch besser, Herr«, grollte eine tiefe Stimme hinter ihnen. Ein vierschrötiger Mann mit einer langen, grauen Mähne trat auf den Balkon und bedachte Prinz Korin mit einem schiefen Blick. Sein kurzes, schlichtes Gewand und der breite Gürtel entsprachen nicht der Aufmachung eines Adeligen, dennoch verbeugten sich alle außer Korin vor ihm.

»Ich glaube, Euer Vater hat Fürst Orun mit der Wahl eines Knappen für Prinz Tobin betraut«, sagte er.

»Aber wie Ihr seht, Meister Porion, hat Tobin bereits einen Knappen, der von seinem Vater an ihn gebunden wurde«, entgegnete Korin.

Dies war also der königliche Waffenmeister, von dem Tharin in so hohen Tönen gesprochen hatte. Korin mochte sich nicht vor ihm verneigt haben, aber Tobin fiel dennoch auf, dass er dem Mann eine Achtung entgegenbrachte, die er gegenüber Orun nicht gezeigt hatte.

»Habe ich gehört. Fürst Orun war gerade in meinen Gemächern und hat mir von ihm erzählt.« Porion musterte Ki. »Kommst wohl vom Land, wie?«

»Ja, Herr.«

»Dann bist du mit dem Leben am Hof oder der Stadt wohl nicht vertraut, oder?«

»Ich kenne Ero. Ein bisschen.«

Einige der Gefährten kicherten darüber, und Moriel begann, sich wieder aufzublähen.

Porion wandte sich an beide Jungen. »Sagt, was ist die höchste Pflicht eines Knappen? Moriel?«

Der Junge zögerte. »Seinem Herrn auf jeder erforderliche Weise zu dienen.«

Porion nickte anerkennend. »Ki, deine Antwort?«

Ki legte die Hand auf den Schwertgriff. »Sein Leben seinem Herrn zu Füßen zu legen, Waffenmeister. Sein Krieger zu sein.«

»Das sind beides würdige Antworten.« Porion zog ein goldenes Amtsabzeichen aus dem Kragen seiner Robe hervor und ließ es sich auf die Brust fallen. Er ergriff es und verharrte einen Augenblick nachdenklich. »Als Meister der Königlichen Gefährten besitze ich das Recht, dies in Abwesenheit des Königs zu entscheiden. Laut den uralten Gesetzen und Sitten ist der Bund, der zwischen den Vätern von Prinz Tobin und dem Knappen –« Er beute sich zu Ki und flüsterte: »Wie war noch mal dein Name, Junge? Ah.« Laut fuhr er fort: » – und seinem Knappen Kirothius, Sohn des Larenth von Eichberggut, vor Sakor ein heiliger und muss anerkannt werden. Kis Platz unter den Gefährten bleibt gewahrt, bis der König etwas anderes verfügt. Nimm es nicht zu schwer, Moriel. Niemand wusste, dass du ausgewählt worden warst.«

»Darf ich mich zurückziehen, Hoheit?«, fragte Moriel.

Korin nickte, und der Junge wandte sich ab. Tobin sah, wie er einen giftigen Blick in Kis Richtung schleuderte, als er aus dem Raum stapfte.

»Hast du einen Titel, Junge?«, wollte Porion von Ki wissen.

»Nein, Schwertmeister.«

»Kein Titel!«, rief Korin aus. »Also, das geht nicht für den Diener eines Prinzen von Skala! Tanil, mein Schwert.«

Einer der jungen Männer am Tisch der Knappen eilte mit einer feinen Klinge herbei. »Knie nieder und lass dich adeln«, befahl Korin.

Die anderen Knappen jubelten und pochten mit ihren Trinkbechern auf den Tisch.

Tobin war hocherfreut, Ki jedoch zögerte und warf ihm einen eigenartigen, fragenden Blick zu.

Tobin nickte. »Du wirst ein Ritter.«

Ki neigte das Haupt und kniete nieder. Korin berührte ihn mit der flachen Seite der Klinge an den Schultern und an beiden Wangen. »Erheb dich, Sir Ki – wie war das noch mal? Kirothius, Ritter von Ero, Gefährte des Königlichen Prinzen. So. Erledigt!« Korin warf das Schwert zurück zu seinem Knappen, und der Rest der Jungen am Tisch pochte abermals mit den Bechern.

Ki stand auf und sah sich unsicher um. »Ich bin jetzt ein Ritter?«

»So ist es.« Porion klopfte ihm auf die Schulter. »Heißt euren kleinen Bruder willkommen, Knappen. Gebt ihm einen Trinkbecher und einen Platz unter euch.« Damit erwirkte er ein weiteres Pochen der Becher.

Mit einem letzten, zweifelnden Blick über die Schulter zu Tobin gesellte sich Ki zu den anderen.

Korin führte Tobin zu der langen Tafel und ließ ihn auf einem erlesen beschnitzten Stuhl zu seiner Rechten Platz nehmen. Das Festmahl war längst vorüber. Schwarten, Knochen und Nussschalen übersäten das Tischtuch,

aber für ihn waren bereits frische Holzteller und Schalen aufgetragen worden.

»Und jetzt musst du deine neuen Brüder kennen lernen«, verkündete Korin. »Die Abstammung jedes Einzelnen erspare ich dir heute Abend. Das ist Caliel.« Korin zerzauste einem gut aussehenden, hellhäutigen Jungen zu seiner Linken das Haar. »Der große, rote Bär mit dem ungepflegten Kinn neben ihm ist unser Greis, Zusthra. Dann haben wir hier Alben, Orneus, Urmanis, Quirion, Nikides und den kleinen Lutha, bis zu deiner Ankunft unser Jungspund.«

Jeder Junge erhob sich und reichte Tobin die Hand, wobei er mit unterschiedlicher Herzlichkeit begrüßt wurde. Etwas an den Händen, die er drückte, fühlte sich merkwürdig an. Es dauerte eine Weile, bis er begriff, dass es die Weichheit ihrer Haut war.

Luthas Lächeln war das breiteste. »Willkommen, Prinz Tobin. Durch dich wird unsere Zahl für die Übungen wieder gerade.« Er besaß ein spitzes Gesicht, das Tobin unwillkürlich an eine Maus erinnerte. Seine braunen Augen wirkten freundlich.

Das Fest ging weiter. Korin verkörperte den Tischherrn, und alle ordneten sich ihm unter, als wäre er bereits der Herr des ganzen Palastes.

Mit Ausnahme Zusthras schien niemand am Tisch älter als Korin zu sein, dennoch gebärdeten sich alle, als besäßen sie selbst bereits riesige Ländereien und redeten über Pferde, Ernten und Schlachten. Auch Wein tranken sie wie Männer. Prinz Korin hatte seinen Becher stets in der Hand, und an seiner Schulter stand allzeit ein Diener bereit. Meister Porion hatte am fernen Ende des Tisches Platz genommen und schien den Prinzen zu beobachten, ohne ihn allzu oft unmittelbar anzusehen.

Der Rest der Gesellschaft bestand aus den Kindern des Adels Skalas und fremdländischer Würdenträger. Die jungen Männer und Knaben trugen kunstvolle Röcke, juwelenbesetzte Dolche und Ringe. Das runde Dutzend Mädchen am Tisch steckte in mit breiten Stickereistreifen verzierten Kleidern. In ihre Haare waren unter durchscheinenden Schleiern Bänder oder Edelsteine eingeflochten. Tobin verlor den Überblick über all die Namen und Titel. Als ihm jedoch ein dunkelhaariger Junge als Aurënfaie aus Gedre vorgestellt wurde, beugte er sich aufmerksam vor. Zuvor hatte Tobin ihn übersehen, da er wie der Rest gekleidet war und keinen *Sen'gai* trug.

»Gedre? Du bist ein Aurënfaie?«

»Ja. Ich bin Arengil í Maren Ortheil Solun Gedre, Sohn des Gedre Khirnari. Willkommen, Prinz Tobin i Rhius.«

Eines der älteren Mädchen lehnte sich neben Tobin und schlang einen Arm um die Rückenlehne seines Stuhls. Sie hatte dichtes, rötlich braunes Haar. Ein Gemisch aus Sommersprossen und Pickeln überzog ihr spitzes Kinn. Tobin versuchte krampfhaft, sich an ihren Namen zu erinnern. Aliya soundso, eine Herzogstochter. Ihr grünes Kleid war mit Perlen bestickt, und darunter zeichneten sich die ersten Ansätze weiblicher Rundungen ab. »Die Aurënfaie lieben ihre langen, ausgefallenen Namen«, meinte sie grinsend.

»Ich wette um einen Sester, dass du nicht errätst, wie alt Ari ist.«

Alle stöhnten, einschließlich Korin. »Aliya, lass ihn zufrieden!«

Sie sah ihn mit einem Schmollmund an. »Ach, lass ihn doch raten. Wahrscheinlich hat er noch nie einen Aurënfaie gesehen.«

Der Aurënfaie-Junge seufzte und stützte das Kinn in eine Hand. »Nur zu«, lud er Tobin ein.

Tobin hatte sehr wohl bereits ein paar Aurënfaie gesehen, und von seinem Vater und Arkoniel hatte er einiges über dieses Volk erfahren. Der Junge schien etwa in Kis Alter zu sein. »Neunundzwanzig?«, riet er.

Aris Augenbrauen schnellten empor. »Fünfundzwanzig, aber das ist näher dran als bei den meisten.«

Alle lachten, und Aliya knallte eine Münze vor Tobins Holzteller, bevor sie davonstolzierte.

»Nimm es ihr nicht übel«, kicherte Korin, mittlerweile ziemlich betrunken. »Seit ihr Bruder nach Mycena gereist ist, hat sie ständig unterschwellig schlechte Laune.« Seufzend schwenkte er eine Hand über die Gesellschaft. »So wie wir alle. Außer mir und jenen, die das Pech haben, meine Gefährten zu sein, sind alle gegangen. Gäbe es einen zweiten Thronerben, der meinen Platz einnehmen könnte, befänden wir uns nun alle auf dem Feld. Hätten meine Brüder und Schwestern überlebt, wäre alles anders.« Er trank einen ausgiebigen Schluck aus seinem Becher, dann sah er Tobin über den Rand hinweg mit düsterer, unglücklicher Miene an. »Wenn meine Schwestern überlebt hätten, könnte Skala wieder eine Königin haben, wie es sich die Mondpriester wünschen, aber so haben sie nur mich. Deshalb muss ich in Seide gepackt hierbleiben und werde in Sicherheit verwahrt, um irgendwann zu herrschen.« Korin sackte auf den Stuhl zurück und starrte trübsinnig in seinen Becher. »Ein Ersatzthronerbe, das fehlt uns. Ein Ersatzthronerbe …«

»Das kennen wir doch schon alles, Korin«, schalt ihn Caliel und stupste den Prinzen. »Vielleicht sollten wir ihm stattdessen lieber von den Palastgeistern erzählen.«

»Geister?« Darob hellten sich Korins Züge auf. »Bei

den Vieren, davon haben wir eimerweise! Die Hälfte davon sind die einstigen Gemahle von Großmutter Agnalain, die sie vergiftet hat oder enthaupten ließ. Ist es nicht so, Knappen?«

Die Knappen taten im Chor ihre Zustimmung kund, und Tobin sah, dass sich Kis Augen ein wenig weiteten.

»Und die alte, verrückte Königin selbst«, ergänzte Zusthra und kratzte sich wissend am lichten, kupferfarbenen Bart. »Sie wandert nachts in ihrer Rüstung durch die Gänge. Man kann hören, wie sie ihr verwundetes Bein hinter sich herschleift, wenn sie auf- und abläuft und nach Verrätern sucht. Sie ist bekannt dafür, erwachsene Männer zu packen und sie in die Folterkammern unter dem Palast zu zerren, wo sie von ihr zum Verhungern in rostige, alte Käfige gesperrt werden.«

»Was ist mit deinem Geist, Vetter …«, setzte Korin an, doch dann räusperte sich Porion.

»Hoheit, Prinz Tobin hatte heute eine lange Reise. Ihr solltet ihn nicht so lange wach halten, immerhin ist es seine erste Nacht hier.«

Korin beugte sich dicht zu Tobin. Sein Atem roch säuerlich nach Wein, seine Worte erklangen gelallt. »Armer Vetter! Möchtest du das? Möchtest du ins Bett? Du musst wissen, du bist im Zimmer meines toten Bruders. Dort könnte es auch Geister geben, aber das sollte dich nicht stören. Elarin war ein netter Bursche.«

Mittlerweile stand Porion hinter Korins Stuhl und schob eine Hand unter seinen Arm. »Mein Prinz«, murmelte er.

Korin schaute zu ihm auf, dann zurück zu Tobin, mit einem bezaubernden Lächeln, das ihn beinah nüchtern wirken ließ. »Also, schlaf gut.«

Tobin erhob sich und ging, froh darüber, dieser Menge betrunkener Fremder zu entfliehen.

Der steif wirkende Bedienstete erschien mit Ki auf den Fersen und führte sie zurück in ihr Zimmer. Porion begleitete sie bis zu ihrer Tür.

»Ihr dürft den Prinzen nicht nach dem beurteilen, was Ihr heute Nacht gesehen habt, Prinz Tobin«, meinte er traurig.

»Er ist ein anständiger Bursche und ein großartiger Krieger. Versteht Ihr, genau darin liegt das Problem. Es wiegt schwer auf ihm, dass ihm nicht gestattet wird, in den Krieg zu ziehen, obwohl er inzwischen im rechten Alter dafür ist. Wie er sagte, ist es hart, der einzige Thronerbe zu sein, und sein Vater will keinen Ersatzerben benennen. Solche Feiern wie die …« Er warf einen angewiderten Blick zurück in Richtung des Saals. »Das liegt an der Abwesenheit seines Vaters. Na ja, morgen, wenn er frisch und ausgeruht ist, wird er Euch einen besseren Empfang bereiten. Am Vormittag sollt Ihr Großkanzler Hylus im Audienzsaal vorgestellt werden. Kommt danach hinaus auf das Übungsgelände, damit ich mir Eure Fähigkeiten und Ausrüstung ansehen kann. Wie ich erfahren habe, besitzt Ihr keine richtige Rüstung.«

»Nein.«

»Darum kümmere ich mich. Schlaft gut, mein Prinz, und seid willkommen. Außerdem möchte ich noch sagen, dass ich mich an Euren Vater als einen anständigen Mann und einen großen Krieger erinnere. Ich betrauere seinen Verlust.«

»Danke, Waffenmeister«, gab Tobin zurück. »Und danke auch dafür, dass ich Ki als Knappen behalten darf.«

Porion zwinkerte ihm zu. »Ein alter Freund von Euch hat sich gleich nach Eurer Ankunft mit mir unterhalten.«

Erst starrte Tobin ihn verständnislos an, dann lachte er. »Tharin?«

Porion hob einen Finger an die Lippen, nickte jedoch. »Ich habe keine Ahnung, was sich Orun dabei gedacht hat. Eines Vaters Wahl eines Knappen kann man nicht einfach so übergehen.«

»Dann lag es nicht an meiner Antwort?«, fragte Ki ein wenig niedergeschlagen.

»Ihr hattet beide Recht«, erwiderte Porion. »Und du könntest versuchen, Moriel zu beschwichtigen, wenn sich die Gelegenheit ergibt. Er kennt den Palatin und die Stadt. Gute Nacht, Jungs, und nochmals herzlich willkommen.«

Bedienstete hatten ein Dutzend Lampen im Zimmer angezündet und eine Kupferwanne voll heißem, duftenden Wasser hereingetragen. Ein junger Page stand neben dem Bett, und ein weiterer junger Mann stand mit Bürsten und Tüchern bereit; offenbar wartete er darauf, Tobin zu baden.

Er entließ die beiden Bediensteten, dann zog er sich aus und sank mit einem wohligen Stöhnen in die Wanne. In der Feste gab es heiße Bäder nur selten. Er war mit der Nase dicht über der Wasseroberfläche beinah eingeschlafen, als er hörte, wie Ki auf der anderen Seite des Raumes gackerndes Gelächter anstimmte.

»Kein Wunder, dass Moriel so aufgebracht war«, rief er, während er die Vorhänge des Wandbettes zurückhielt. All das schöne Bettzeug war verschwunden. »Er muss sich hier in Erwartung deiner majestätischen Ankunft schon häuslich eingerichtet gehabt haben. Alles, was er mir dagelassen hat, ist eine nackte Strohmatratze. Und so

wie sie stinkt, hat er als Abschiedsgruß noch draufgepinkelt, der kleine Mistkerl!«

Tobin setzte sich auf und schlang die Arme um die Knie. Er hatte gar nicht in Erwägung gezogen, dass sie getrennt von einander schlafen sollten, erst recht nicht in einem so großen Raum.

»Ist schon ein großes Zimmer«, murmelte Ki und sah sich um.

Tobin grinste und vermutete, dass sein Freund ähnliche Gedanken hegte. »Und ein großes Bett. Reichlich Platz für zwei.«

»Würde ich auch sagen. Ich packe mal Euer Hoheit Taschen aus«, meinte Ki kichernd.

Tobin wollte sich gerade wieder in der Wanne zurücklehnen, als ihm einfiel, dass die Puppe am Boden der Truhe versteckt lag.

»Nein!«

Ki schnaubte. »Das ist meine Pflicht, Tob. Lass mich nur machen.«

»Das kann warten. Das Wasser wird kalt, wenn du nicht gleich hineinsteigst. Komm, du bist an der Reihe.«

Damit kletterte Tobin platschend aus der Wanne und wickelte sich in eines der Tücher.

Ki musterte ihn argwöhnisch. »Du führst dich ja plötzlich auf wie Nari. Andererseits«, er schnupperte ulkig an seinen Achselhöhlen, »ich stinke wirklich.«

Kaum hatte Ki seinen Platz in der Wanne eingenommen, eilte Tobin ins Ankleidezimmer und riss die Truhe auf.

»Ich sagte, ich mache das!«, brüllte Ki.

»Ich brauche ein Hemd.« Tobin zog eines heraus, dann kramte er den Mehlsack hervor und sah sich nach einem sicheren Versteck um. An einer Wand standen ein

bemalter Schrank und mehrere Truhen. Auf der gegenüberliegenden Seite befand sich ein weiterer, hoher Schrank, der fast bis zur Decke reichte. Indem er beide Türen öffnete, konnte er die Fächer darin als ächzende, knarrende Leiter verwenden. Ganz oben war gerade genug Platz für den Sack. Vorerst würde dies reichen müssen.

Er kletterte zurück auf den Boden und konnte gerade noch die Türen schließen und sich die Spinnweben vom Hemd wischen, bevor Ki in ein Tuch gehüllt hereinschlenderte.

»Was machst du hier drin bloß, das Dach abreißen?«

»Ich sehe mich bloß um.«

Abermals beäugte Ki ihn argwöhnisch, dann blickte er beunruhigt über die Schulter. »Glaubst du wirklich, dass es hier Geister gibt?«

Tobin ging zurück ins Schlafzimmer. »Wenn ja, dann sind es meine Verwandten, genau wie Bruder. Vor ihm fürchtest du dich doch nicht mehr, oder?«

Ki zuckte mit den Schultern, dann streckte er die Arme aus und gähnte, bis sein Kiefer knackte. Das Tuch glitt zu Boden. »Wir sollen uns besser schlafen legen. Ich wette, sobald Meister Porion uns morgen in die Finger kriegt, lässt er uns nicht lange genug still stehen, um einen Schatten zu werfen.«

»Ich mag ihn.«

Ki schwang die schwarzen Vorhänge des Bettes beiseite und hechtete mit einem Überschlag auf die Samttagesdecke. »Ich sage ja nicht, dass ich ihn nicht mag. Ich denke nur, er wird uns genauso hart rannehmen wie Tharin. Jedenfalls behaupten das die anderen Knappen.«

Tobin vollführte selbst einen Überschlag und landete neben seinem Freund.

»Wie sind die so?«

»Die anderen Knappen? Das ist noch schwer zu sagen. Die meisten waren betrunken und haben nicht viel mit mir geredet, außer Korins Knappe, Tanil. Er ist der Erstgeborene eines Herzogs und scheint mir ein netter Kerl zu sein. Dasselbe gilt für Barieus, dem Knappen dieses kleinen Burschen, der wie eine Ratte aussieht.«

»Lutha.«

»Das ist er.«

»Und die anderen nicht?«

Ki zuckte mit den Schultern. »Ich schätze, es ist noch zu früh, um das zu sagen. Alle anderen sind die zweit- oder drittgeborenen Söhne hehrer Fürsten …«

Innerhalb der Vorhänge war es zu dunkel, um die Züge seines Freundes zu erkennen, aber in seinem Tonfall schwang etwas Besorgtes mit.

»Na ja, zumindest bist du jetzt ein Ritter. Und sobald ich kann, werde ich dich zu einem Fürsten machen und dir ein Anwesen übereignen«, meinte Tobin zu ihm. »Darüber habe ich den ganzen Tag nachgegrübelt. Arkoniel sagt, ich muss damit warten, bis ich volljährig bin, aber das dauert mir zu lange. Wenn der König zurückkehrt, frage ich ihn, wie ich es machen kann.«

Ki stützte sich auf einen Ellbogen und starrte auf ihn hinab. »Du würdest das wirklich tun, nicht wahr? Einfach so.«

»Na ja, sicher!« Tobin grinste zu ihm empor. »Versuch nur, nicht so viel Nachwuchs zu zeugen, dass deine Enkelkinder wieder zusammen in einem Haufen auf dem Fußboden schlafen müssen.«

Ki legte sich zurück und verschränkte die Hände hinter dem Kopf. »Ich weiß nicht recht. Nach allem, was ich zu Hause gesehen habe, scheint es viel Spaß zu machen,

Kinder zu zeugen. Und ich habe bei dem Bankett heute Nacht einige hübsche Mädchen gesehen! Die in dem grünen Kleid? Ich hätte nichts dagegen, mal einen Blick unter ihre Röcke zu werfen, du etwa?«

»Ki!«

Achselzuckend strich sich Ki über seinen flaumigen Schnurrbart und lächelte bei sich. Bald schnarchte er, aber Tobin lag noch eine Weile wach und lauschte den Geräuschen der anhaltenden Feierlichkeiten, die durch das Fenster hereindrangen. In der Feste hatte er nie jemanden betrunken erlebt. Es beunruhigte ihn.

Das war nicht, worauf er in all den Jahren gehofft hatte, die er die Straße nach Alestun hinabgestarrt hatte. Er war ein Krieger, kein Höfling, der die halbe Nacht hindurch in hübschen Kleidern Wein saufen wollte. Mit Mädchen!

Mit gerunzelter Stirn musterte er Kis friedlich schlummernde Umrisse. Im weichen Flaum, der seine Wangen bedeckte, fing sich das trübe Licht, das durch die Vorhänge drang. Tobin rieb sich über die eigenen, glatten Wangen und seufzte. Er und Ki waren gleich groß, aber seine Schultern wirkten immer noch schmal, und seiner Haut fehlten die Flecken und vereinzelten Haare, die Ki entwickelte. Tobin rollte sich noch eine Weile hin und her, dann fiel ihm ein, dass er Bruder völlig vergessen hatte.

Seine Lippen bewegten sich kaum, als er die Worte flüsterte. Bruder erschien kauernd am Ende des Bettes, die Züge unergründlich wie immer.

»Du darfst nicht herumstreunen«, sagte Tobin. »Bleib in meiner Nähe und tu, was ich sage. Hier ist es nicht sicher.«

Zu seinem Erstaunen nickte Bruder. Dann kroch er

langsam das Bett herauf, berührte erst Tobins Brust, dann seine eigene und ließ sich am Fußende des Bettes nieder.

Tobin legte sich zurück und gähnte. Es fühlte sich tröstlich an, noch jemanden von zu Hause hier zu haben, selbst wenn es nur ein Geist war.

In einem an die derzeit leer stehenden Gemächer des Königs angrenzenden Flügel im Neuen Palast regte sich der Zauberer Niryn im Schlaf, aufgeschreckt von einem verschwommenen Bild, das nicht ganz Gestalt annehmen wollte.

KAPITEL 40

Tobin erwachte bei Sonnenaufgang, blieb noch liegen und lauschte den unvertrauten Morgengeräuschen von draußen. Er hörte Menschenmengen, die lachten, redeten und unmittelbar vor der Tür flüsterten. Vom offenen Balkon drangen die Klänge von Reitern und Vögeln, von platschendem Wasser und der ferne Lärm der erwachenden Stadt herein. Selbst hier konnte der Duft von Blumen und Kiefern den aufsteigenden Gestank nicht verbergen, den die warme Meeresbrise herbeiwehte. Lag es tatsächlich erst einen Tag zurück, dass er zuletzt in seinem eigenen Bett die Augen aufgeschlagen hatte?

Seufzend schüttelte er die Woge des Heimwehs ab, die ihn zu überwältigen drohte.

Ki zeichnete sich als schnarchende Masse auf der anderen Seite des Bettes ab. Tobin warf ein Kissen auf ihn, dann rollte er sich zwischen den schweren Vorhängen hindurch und durchquerte das Zimmer, um einen Blick nach draußen zu werfen.

Es war ein weiterer klarer Sommertag. Von hier aus konnte er über die Palatinmauer zum südlichen Teil der Stadt und zum Meer sehen. Der Anblick war unglaublich. Durch den vom Wasser aufsteigenden Nebel und die schräg einfallenden Strahlen der aufgehenden Sonne ließ sich kaum erkennen, wo der Himmel endete und das Meer begann. Im Dunst des Morgengrauens schien Ero nur aus Feuer und Bäumen zu bestehen.

Vor dem Fenster erstreckte sich ein bunter Garten zu der Ulmenreihe, an der er in der vergangenen Nacht vorbeigeritten war. Bedienstete arbeiteten bereits mit Scheren und Körben, emsig wie zu Hause die Bienen auf der Weide.

Zu beiden Seiten erblickte er weitere Balkone, Säulen und vorstehende Ziegeldächer mit kunstvollen Kranzgesimsen und kleinen Skulpturen.

»Ich wette, man könnte über die Dächer vom Alten Palast bis zum Neuen gelangen«, meinte Ki, der sich hinter ihm näherte.

»Kann man«, bestätigte eine Mädchenstimme, die aus der Luft über ihren Köpfen zu stammen schien.

Die beiden Jungen wirbelten herum und schauten gerade noch rechtzeitig auf, um einen dunkelhaarigen Schemen hinter dem Dachgesims über ihrem Balkon verschwinden zu sehen. Nur das hastige Platschen von Füßen auf Fliesen verriet den Rückzug ihrer Besucherin.

»Wer war denn das?« Ki lachte und hielt Ausschau nach einer Möglichkeit, dem Mädchen zu folgen.

Bevor sie einen einfachen Weg nach oben finden konnten, kam ein Diener mit einem Gefolge weiterer Bediensteter herein, beladen mit Kleidern und Paketen. Er ging zum Bett, dann erblickte er die Jungen auf dem Balkon und verneigte sich tief.

»Guten Morgen, mein Prinz. Ich bin Euer Diener im Palast. Mein Name ist Molay. Und dies …« Er deutete auf die Reihe der beladenen Bediensteten hinter sich. »Sie alle bringen Geschenke von Euren adeligen Verwandten und Bewunderern.«

Die Bediensteten traten nacheinander vor und überreichten Tobin hübsche Gewänder und Kittel, Unterwäsche, feine Hemden und Hosen, weiche Samthüte, Juwelen in kunstvoll gestalteten Schatullen, verzierte Schwerter und Messer, bunte Gürtel, zwei gleich aussehende Jagdhunde, die sich wanden und knurrten, als Tobin sie zu streicheln versuchte, und von Prinz Korin einen Falken mit Goldschmuck auf der gefiederten Kapuze und

den Lederriemen. Außerdem erhielt Tobin Kisten mit Süßigkeiten und Weihrauch und sogar Körbe mit Brot und Blumen. Unter den Juwelen fand er einen Ohrring von Prinz Korin, der jenem ähnelte, den dieser selbst trug, und einen Ring von Fürst Orun. Das Beste von allem jedoch waren die beiden glänzenden, geschmeidigen Kettenhemden, die Porion aus der Königlichen Waffenkammer schicken ließ.

»Endlich eines das passt!«, rief Ki aus und zog eines der beiden über sein Nachthemd.

»Das ist üblich, wenn ein neuer Gefährte in der Stadt eintrifft«, erklärte Molay, als er Tobins Verwirrung sah. »Vielleicht darf ich Euch bei derlei Belangen behilflich sein?«

»Ja, bitte!«

»Eure Hoheit müssen natürlich zuerst die von Großkanzler Hylus geschickten Kleider für die Audienz bei ihm heute Vormittag tragen. Wie ich sehe, hat er sie aus Achtung vor Eurem Verlust in schwarz gehalten … Aber ich stelle gerade fest, dass Ihr keinen Trauerring habt!«

»Nein. Ich wusste nicht, woher ich einen bekommen kann.«

»Ich lasse einen Goldschmied für Euch herbeiholen, mein Prinz. Vorerst könnt Ihr dieses Schmuckstück vom Königlichen Prinzen tragen und natürlich diesen Ring von Eurem Vormund. Danach kommt jedes Geschenk nach dem Rang des Schenkenden an die Reihe.«

»Ich dachte, ich hätte Stimmen gehört!« Korin kam mit Caliel aus dem Ankleideraum. Beide trugen eine Kampfkluft aus Leder mit aufwendigen Borten und Metallbesätzen. Tobin fragte sich, wie sie sich in einer solchen Aufmachung richtig bewegen oder wie sie es wagen konnten, sie zu beschädigen.

»Es gibt eine Verbindungstür zwischen unseren beiden Zimmern«, erklärte Korin und führte Tobin zum hinteren Bereich des Ankleidezimmers. Dort zeigte er ihm ein kleines, offen stehendes Paneel, hinter dem ein kurzer, staubiger Durchgang folgte. An dessen fernem Ende erblickte er goldene und rote Wandbehänge und ein Rudel Jagdhunde, die hoffnungsvoll auf die Rückkehr ihres Herrn warteten. »Der Zugang lässt sich nur von meiner Seite aus öffnen, aber wenn du klopfst, kann ich dich durchlassen.«

Sie kehrten in Tobins Zimmer zurück, um die Fülle der Geschenke zu begutachten. »Keine schlechte Ausbeute, Vetter. Ich bin froh zu sehen, dass man dir angemessenen Respekt erweist, obwohl dich noch niemand kennt. Gefällt dir mein Falke?«

»Sehr sogar!«, rief Tobin aus, wenngleich er sich in Wahrheit ein wenig vor dem Tier fürchtete. »Wirst du mir zeigen, wie man mit ihm jagt?«

»Ob er wird? Abgesehen vom Schwertkampf ist es das Einzige, was er tun will«, ergriff Caliel das Wort und streichelte die glatten Schwingen des Falken.

»Gern, aber unser bester Falkner ist Caliel«, erwiderte Korin bescheiden. »Du musst wissen, durch seine Adern fließ Aurënfaie-Blut.«

»Ihr Name ist Erizhal«, sagte Caliel zu Tobin. »Das ist Aurënfaie für ›Pfeil der Sonne‹. Der königliche Falkner wird sie für dich in guter Verfassung halten. Wir müssen unbedingt auch Ari mitnehmen. Er hat ein goldenes Händchen für Falken.«

Mit Hilfe der älteren Jungen sortierte Tobin die Geschenke. Jene, die von niedrigeren Adeligen geschickt wurden, überließ man dem Brauchtum entsprechend seinem Knappen, weshalb auch Ki reiche Beute machte.

Korin stellte eine Liste angemessener Gegengeschenke zusammen, und Tobin verwendete das Sigel seines Vaters, um die Lieferungen zu genehmigen.

»So, jetzt bist du ein wahrer Adeliger von Ero«, meinte Korin lachend. »Dafür muss man gewaltige Mengen an Geld ausgeben und gewaltige Mengen Wein trinken. Um den Wein kümmern wir uns später.«

Als sie fertig waren, hatte die Sonne den Himmel bereits ein gutes Stück erklommen. Korin und Caliel kehrten auf dem Weg zurück, den sie gekommen waren, und versprachen, Tobin später auf dem Übungsgelände wieder zu sehen.

Molay half den Jungen beim Ankleiden; danach erkannten Tobin und Ki einander kaum wieder. Tobins Gewand von Kanzler Hylus bestand aus feiner schwarzer Wolle, war vorne geteilte, an der Leibesmitte eng geschnitten und auf der Brust und an den Säumen mit dem Drachen Skalas in roter und goldener Seide bestickt. Die Ärmlinge waren voll geschnitten, sodass sich die Ärmel des roten Unterrocks zeigten. Nachdem er dazu in Schuhe aus weichem, roten Leder geschlüpft war und die ersten Juwelen anlegte, die er je getragen hatte, fühlte er sich kaum noch wie er selbst. Was Ki anging, der erinnerte an einen schneidigen Fuchs in Rotbraun und Grün. Als sie gemeinsam vor dem polierten Bronzespiegel standen, brachen sie beide in Gelächter aus.

Molay bot ihnen jeweils ein neues Schwert an, aber sie behielten die schlichten, nützlichen Klingen, die Tobins Vater ihnen geschenkt hatte, und nahmen keine anderen an.

Molay war hocherfreut über ihre Aufmachung und beaufsichtigte das Stutzen ihrer Haare und Nägel so gewis-

senhaft wie früher Nari. Als er zufrieden war, schickte er den jungen Pagen im Laufschritt los, um ihre Begleitgarde zu holen. Zu Tobins beträchtlicher Enttäuschung stellte sich heraus, dass es sich dabei nicht um Tharin handelte, sondern um Fürst Orun. Dieser präsentierte sich in schimmernden, nektarvogelgelben Seidengewändern mit einer schwarzen und goldenen Amtskapuze über den Schultern prunkvoller denn je zuvor. Ein juwelenbesetztes Dreieck aus schwerem, schwarzen Samt bedeckte seinen kahlen Schädel.

An der Tür hielt er inne und zog anerkennend eine Augenbraue hoch. »Tja, nun seht Ihr wirklich wie ein junger Prinz aus, Hoheit. Ah, und wie ich sehe, habt Ihr meine kleine Aufmerksamkeit erhalten. Ich hoffe, sie gefällt Euch?«

»Danke, Herr. Das war äußerst großzügig von Euch«, erwiderte Tobin und streckte die Hand aus, um ihm den Ring zu zeigen. Nach dem Zwischenfall mit Moriel in der vergangenen Nacht und angesichts Korins Worten war er froh, seinen Vormund an diesem Tag ein wenig besänftigen zu können.

Der Audienzsaal befand sich im Neuen Palast und somit weit genug entfernt, um dorthin zu reiten. Sie fanden ihre Pferde gesattelt und bereit vor, als sie aus dem Palasttor traten. Ki machte einen regelrechten Staatsakt daraus, die Sättel zu überprüfen, bevor Tobin aufstieg, dann ritt er zu Tobins Linker, wie Tharin es ihm beigebracht hatte.

Neben dem Neuen Palast nahm sich der Alte sowohl an Größe als auch an Prunk zwergenhaft aus. Viele der säulengesäumten Höfe besaßen plätschernde Springbrunnen, deren Musik durch die angrenzenden Gänge hallte. Fenster mit Buntglasscheiben warfen schillernde Muster

auf Marmorböden, und Schreine so hoch wie der Turm der Feste erfüllten den Palast mit ihrem Weihrauchduft.

Der Audienzsaal entsprach der übrigen Umgebung. Die gewölbte Decke aus weißem Stein wurde von mit verschlungenen Drachen bemeißelten Säulenreihen gestützt.

Menschen in Gewändern aller Art, von Lumpen bis zu Prunkroben, füllten den riesigen Raum. Tobin sah Aurënfaie in weißen Kitteln mit Juwelen und *Sen'gais* jeder Farbe und andere Leute aus fremden Landen, die er nicht erkannte – einige trugen blaue Kittel, die sich wie Zelte um sie bauschten, andere bunt gestreifte Gewänder, und sie besaßen Haut der Farbe dunklen Tees mit lockigem, schwarzem Haar, das jenem Lhels ähnelte.

Manche standen in engen Gruppen beisammen und unterhielten sich mit gedämpften, tuschelnden Stimmen. Andere saßen gemächlich auf Sofas oder den Rändern der großen Springbrunnen und spielten mit ihren Falken, Bluthunden und gefleckten Katzen, die sie an Ketten führten.

Am fernen Ende des Saals stand ein wunderschöner goldener Thron auf einem breiten Podium, doch niemand saß darauf. Ein Umhang mit dem Halbmond des Königs war über die Lehne geschlungen, eine Krone lag auf dem Sitz.

Zwei Männer saßen auf niedrigen Stühlen davor. Der ältere der beiden lauschte nacheinander jedem Bittsteller, wie es einst Tobins Vater in der Halle der Feste getan hatte. Er besaß einen kurzen weißen Bart und trug mehrere schwere Goldketten und Siegel um den Hals, dazu lange, schwarze Roben und einen Hut gleich einem roten Samtpfannkuchen auf dem Kopf.

»Das ist Großkanzler Hylus, der Regent des Königs«,

erklärte ihm Orun, als sie sich näherten. »Er ist ein entfernter Verwandter von Euch.«

»Und der andere?«, fragte Tobin, wenngleich er es bereits ahnte.

Der andere Mann war deutlich jünger. Er hatte jaspisfarbene Augen und einen gegabelten Bart, der im Sonnenlicht kupferrot schimmerte. Doch was Tobin ins Auge stach, waren seine Gewänder. Sie waren weiß wie gleißender Schnee. Über die Schultern und Säume wallten Muster, gestickt aus glitzerndem Silberfaden. Dies war einer der Spürhunde, vor denen Arkoniel ihn gewarnt hatte. Tobin hatte darauf geachtet, Bruder in der vergangenen Nacht wegzuschicken, dennoch sah er sich rasch noch einmal um, weil er sichergehen wollte, dass er ihnen nicht gefolgt war.

»Das ist der Zauberer des Königs, Fürst Niryn«, antwortete Orun, und Tobins Herz setzte einen Schlag aus. Dies war nicht irgendein Spürhund, dies war *der* Spürhund.

Tobin fürchtete schon, sie würden den ganzen Vormittag damit verbringen, zu warten, bis sie an die Reihe kämen, aber Orun führte sie geradewegs nach vorne und verneigte sich vor Hylus.

Tobin hatte gedacht, dass Großkanzler Hylus harte Züge besaß, weil er gerade einen Bäcker streng gemahnt hatte, der beschuldigt worden war, zu leichte Brotlaibe zu verkaufen. Doch sobald Orun ihm Tobin vorstellte, entspannte sich seine Miene in ein herzliches Lächeln. Er streckte die Hand aus, und Tobin erklomm die Stufen, um zu ihm zu gehen.

»Es ist, als sähe mich deine liebe Mutter durch deine Augen an!«, rief er aus und legte Hände auf jene Tobins, die sich anfühlten, als bestünden sie aus Knochen und

dünnem Leder. »Und auch ihre Großmutter. Wahrhaft außergewöhnlich. Du musst demnächst mit mir essen, mein lieber Junge, dann erzähle ich dir Geschichten über sie. Hast du schon meinen Enkel Nikides unter den Gefährten kennen gelernt?«

»Gewiss, Herr.« Tobin vermeinte, sich an den Namen zu erinnern, konnte jedoch kein Gesicht damit in Verbindung bringen. Es waren vergangene Nacht so viele gewesen.

Der Kanzler wirkte erfreut. »Ich bin sicher, er wird dir ein guter Freund werden. Hat man dir bereits einen Knappen zugewiesen?«

Tobin stellte ihm Ki vor, der immer noch unten bei Orun stand. Einen Augenblick musterte ihn Hylus mit zusammengekniffenen Augen. »Sir Larenth? Ich kenne diesen Namen nicht. Na, jedenfalls ist das ein anständig aussehender junger Bursche. Herzlich willkommen ihr beide.« Kurz sah er Tobin noch an, dann drehte er sich dem Mann zu, der neben ihm stand. »Und nun gestatte mir, dir den Zauberer deines Onkels vorzustellen, Fürst Niryn.«

Erneut schlug Tobin das Herz heftig gegen die Rippen, als er Niryns Verneigung mit einem Nicken anerkannte. Allerdings war es eher Arkoniels Warnung, die sein Herz rasen ließ, denn etwas am Erscheinungsbild des Mannes, zumal Niryn wie völlig gewöhnlich wirkte. Der Zauberer erkundigte sich höflich nach seiner Reise und seinem Zuhause, sprach freundlich über seine Eltern und fragte schließlich: »Seht Ihr gerne Magie, mein Prinz?«

»Nein«, antwortete Tobin rasch. Arkoniel hatte sich nach Kräften bemüht, ihn für Kunststücke und Visionen zu begeistern. Ki liebte alles in der Richtung, aber Tobin fand den Großteil davon nach wie vor beunruhigend. Diesen Fremden wollte er erst gar nicht ermutigen.

Doch der Zauberer schien keineswegs beleidigt. »Ich erinnere mich an die Nacht Eurer Geburt, Prinz Tobin. Damals hattet Ihr diese Mal noch nicht am Kinn, dafür ein anderes, glaube ich.«

»Das ist eine Narbe. Ihr meint mein Weisheitsmal.«

»Ah, ja. Solche Male sind merkwürdig. Darf ich mir ansehen, wie es sich entwickelt hat? Ich arbeite an einer Untersuchung über solche Dinge.«

Tobin schob seinen Ärmel zurück und zeigte Niryn und Hylus das rote Mal. Nari bezeichnete es als Rosenknospe, für Tobin hingegen sah es eher wie ein Waldhuhnherz aus.

Niryn legte die Spitzen zweier Finger darauf. Seine Miene veränderte sich nicht, aber Tobin spürte ein unangenehmes Kribbeln auf der Haut und sah, wie sich die Jaspisaugen des Mannes einen Lidschlag lang verhärteten und fern schienen, genau wie jene Arkoniels, wenn er Magie wirkte. Allerdings hatte Arkoniel noch nie an ihm Magie gewirkt, ohne ihn zuvor um Erlaubnis zu fragen.

Entsetzt riss Tobin den Arm zurück. »Lasst das, Herr!«

Niryn verneigte sich. »Ich bitte um Entschuldigung, mein Prinz. Ich habe lediglich das Mal gelesen. Es deutet tatsächlich auf große Weisheit hin. Ihr könnt Euch glücklich wähnen.«

»Er hat doch gesagt, dass er keine Magie mag«, murmelte Hylus, der verärgert über den Zauberer schien. »Seine Mutter war in diesem Alter sehr ähnlich.«

»Verzeiht«, wiederholte Niryn. »Ich hoffe, Ihr werdet mir gestatten, es an einem anderen Tag wieder gutzumachen, Prinz Tobin.«

»Wie Ihr wünscht, Herr.« Ausnahmsweise war Tobin dankbar, als Orun hinter ihm auftauchte und ihn davon-

scheuchte. Als er sicher war, dass sie sich außer Sichtweite des Podiums befanden, schob er abermals den Ärmel zurück und betrachtete das Geburtsmal, da er sich fragte, ob Niryn etwas damit getan hatte, doch es sah unverändert aus.

»Ich finde, das ging ganz gut«, meinte Orun, als er sie zurück zu ihrem Zimmer begleitete. »Allerdings tätet Ihr gut daran, höflich zu Niryn zu sein. Er ist sehr mächtig.«

Wütend fragte sich Tobin, ob es unter den mächtigen Männern in Ero auch welche gab, die nicht unangenehm waren. Orun verließ sie mit dem Versprechen, in ein paar Tagen mit Tobin zu speisen, dann ging er seiner Wege.

Ki schnitt hinter Oruns Rücken eine Grimasse, dann wandte er sich besorgt Tobin zu. »Hat dich der Zauberer verletzt?«

»Nein. Ich mag es nur nicht, so angetatscht zu werden.«

Molay hatte ihnen zwei feine Lederwämser zurechtgelegt, die jenen ähnelten, die Korin und Caliel getragen hatten, doch für Tobins Geschmack fühlten sie sich viel zu steif an.

Er schickte Ki los, um stattdessen das abgetragene Leder zu suchen, das sie von zu Hause mitgebracht hatten. Molay zeigte sich unverkennbar bestürzt über den Gedanken, dass Tobin eine solch schlichte Aufmachung tragen wollte, aber Tobin schenkte ihm keine Beachtung und freute sich darüber, wieder seine behaglichen alten Sachen anzuziehen. Danach ergriffen sie ihre Schwerter, Helme und Bogen und folgten dem wartenden Pagen zum Haupteingang.

Er war so glücklich darüber, endlich etwas Kriegerhaftes zu tun, dass er die seltsamen Blicke nicht bemerkte, die sie auf sich zogen, bis Ki ihn am Ärmel zupfte und

mit dem Kinn auf zwei Adelige in Roben deutete, die sie missbilligend anstarrten.

»Ich sollte deine Ausrüstung tragen«, murmelte Ki. »Die müssen denken, wir sind zwei Landsoldaten, die von den Straßen hereingewandert sind!«

Der Page hörte ihn. Er straffte die Schultern und schrie mit schallender Stimme: »Macht Platz für Seine Hoheit, Prinz Tobin von Ero!«

Die Worte wirkten wie Zauberei. All die murmelnden, funkelnden Adeligen stoben auseinander und verneigten sich vor Tobin und Ki, als sie in ihren staubigen Schuhen und abgewetzten Ledergewändern an ihnen vorbeiliefen. Tobin versuchte, Fürst Oruns hochmütiges Nicken nachzuahmen, aber Kis unterdrücktes Prusten hinter ihm verdarb die Wirkung vermutlich.

Am Palasteingang trat der Page beiseite und verbeugte sich tief, jedoch nicht rasch genug, um sein Grinsen zu verbergen.

»Wie lautet dein Name?«, wollte Tobin wissen.

»Baldus, mein Prinz.«

»Gut gemacht, Baldus.«

Die Gefährten übten auf einem breiten Streifen offenen Geländes in der Nähe der Mitte des Palatinkreises. Es gab Reitgründe, Schwertkampfringe, Bogenschießstände, Stallungen und einen hohen, den Vieren gewidmeten Steintempel, zu dem die Jungen jeden Morgen liefen, um Sakor ein Opfer darzubringen.

Die Gefährten und ihre Knappen schossen gerade auf den Bogenschießständen, als Tobin und Ki eintrafen. Selbst aus der Ferne konnte Tobin sehen, dass sie alle feine Kleider wie jene Korins trugen. Rings um das Feld standen Dutzende andere Leute. Tobin erkannte einige

der Gäste von dem Bankett der vergangenen Nacht, wenngleich er sich nur an wenige Namen erinnern konnte. Auch viele der Mädchen waren da, in bunten Kleidern und leichten Seidenumhängen, die in der morgendlichen Brise wie Schmetterlingsflügel flatterten. Einige ritten auf ihren Zeltern durch die Umgebung. Andere schossen auf Ziele oder ließen ihre Falken fliegen. Kis Augen folgten ihnen, und Tobin vermutete, dass er nach dieser Aliya mit den rotbraunen Haaren Ausschau hielt.

Meister Porion schien nicht zu stören, wie sie gekleidet waren.

»So wie euer Leder aussieht, habt ihr wohl mit Bären und Wildkatzen geübt«, meinte er nur. »Die anderen sind gerade beim Schießen. Ihr könnt auch gleich dort beginnen.«

Korin mochte der Herr der Tafel sein, hier jedoch verkörperte Porion den Meister. Als er sich den Schießständen näherte, drehten sich alle achtzehn Jungen um und grüßten ihn respektvoll, indem sie die Fäuste an die Herzen hoben. Ein paar hoben die Hände anschließend weiter an, um ein Grinsen beim Anblick von Tobins und Kis Ledergewändern zu verbergen. Jemand in der Menge, die den Gefährten zusah, lachte laut auf, und Tobin vermeinte, flüchtig Moriels blassen Kopf zu erkennen.

Die Übungswämser der Gefährten erwiesen sich als ebenso reich verziert wie ihre Bankettgewänder, aufwendig mit erhabenen Mustern und Farben gearbeitet, die Jagd- oder Schlachtszenen darstellten. Auf Scheiden und Köchern funkelte Gold und Silber. Im Vergleich dazu fühlte sich Tobin farblos wie ein Kuhstärling. Sogar die Knappen waren besser gekleidet als er.

Erinnere dich, wessen Sohn du bist, dachte er und straffte die Schultern.

»Heute werdet Ihr ein richtiger Königlicher Gefährte«, meinte Porion zu ihm. »Über Ehre muss ich Euch nicht belehren; ich weiß, wessen Sohn Ihr seid. Ich trage Euch lediglich auf, sie um die Regel der Gefährten zu ergänzen: Zusammenhalt. Wir halten für den Königlichen Prinzen zusammen, und mit ihm halten wir für den König und Skala zusammen. Wir streiten nicht untereinander. Wenn es Meinungsverschiedenheiten mit einem Eurer Gefährten gibt, tragt Ihr sie im Kreis aus.« Er deutete auf den Steinsaum des Schwertkampfrings. »Worten wird mit Worten begegnet, und ich urteile darüber. Hiebe werden nur dort drinnen ausgetauscht. Einen anderen Gefährten zu schlagen, ist ein schweres Vergehen, das mit Auspeitschung auf den Tempelstufen bestraft wird. Ein Gefährte, der gegen die Regeln verstößt, wird von Korin bestraft, ein Knappe von seinem eigenen Herrn. Richtig, Arius?«

Einer der Knappen, die über Tobins Wams gegrinst hatten, nickte verlegen.

»Aber ich kann mir nicht vorstellen, dass es in der Hinsicht ein Problem mit euch beiden geben wird. Kommt und zeigt uns, wie ihr schießt.«

Als Tobin in den Schießstand trat, fühlte er sich ein wenig selbstsicherer. Schließlich wurden hier dieselben Ziele verwendet, mit denen er zu Hause geübt hatte: Scheiben und Stöcke sowie strohgefüllte Säcke für gerade Schüsse und Fähnchen für Weitschüsse. Tobin überprüfte die Sehne seines Bogens und den Wind, wie es ihm beigebracht worden war, dann stellte er sich breitbeinig hin und legte einen von Konis erlesenen neuen Pfeilen an. Als Federn hatte er die einer gestreiften Eule verwendet, die er eines Tages im Wald gefunden hatte.

Ein Windstoß über das Feld verwehte seinen ersten

Schaft, aber die nächsten vier fanden ihr Ziel auf der Scheibe, alle nah des Mittelrings. Fünf weitere schoss er auf den Sack ab, dann gelang es ihm, drei der fünf in den Boden gerammten Stöcke zu treffen. Er hatte schon besser geschossen, aber als er fertig war, jubelten ihm die anderen zu und klopften ihm auf die Schultern.

Danach nahm Ki seinen Platz ein und bewährte sich genauso gut.

Als Nächstes begaben sie sich zum Schwertkampfring, wo Tobin als Gegner der plumpe, rotblonde Nikides zugewiesen wurde, der Enkel des Großkanzlers. Er war älter als Lutha, kam Tobin jedoch von der Größe her näher. Sein Stahlhelm war poliert wie Silber und besaß entlang des Saums und des Nasenschutzes feine Bronzeverzierungen, doch seine Haltung wirkte etwas unsicher. Tobin klopfte sich auf den schlichten Helm, den er trug, und trat in den Kreis, um sich ihm zu stellen. Als sie einander mit den hölzernen Übungsklingen grüßten, fiel Tobin sein erster Kampf mit Ki ein. Diesmal würde ihn ein neuer Gegner nicht überraschen.

Porion trug ihnen keine langsamen Bewegungsabläufe oder Figuren auf, sondern hob lediglich das eigene Schwert an und ließ es mit dem Ruf sinken: »Los geht’s, Jungs!«

Tobin vollführte einen Ausfallschritt und überwand Nikides’ Deckung überraschend einfach. Er erwartete einen raschen Gegenschlag, aber Nikides erwies sich als zu schwerfällig und langsam. Binnen weniger Minuten hatte Tobin ihn zum Rand des Kreises gedrängt, ihm das Schwert aus der Hand geschlagen und ihm einen Todesstoß in den Bauch zugefügt.

»Gut gekämpft, Prinz Tobin«, murmelte der Junge und reichte ihm die Hand. Wieder fiel Tobin auf, wie weich

sich seine Handfläche im Vergleich zu jenen der Krieger anfühlte, unter denen er aufgewachsen war.

»Wollen wir dich mal mit jemandem auf die Probe stellen, der etwas zäher ist«, meinte Porion und rief Quirion in den Ring. Er war vierzehn, eine Hand größer als Nikides und zierlicher gebaut. Außerdem war er Linkshänder, aber Tharin hatte Tobin zu Hause mit Manies und Aladar üben lassen, weshalb ihn dieser Umstand nicht verunsicherte. Er verlagerte lediglich das Gewicht, um den Unterschied auszugleichen, und hielt Quirions Eröffnungsangriff mühelos stand. Der Junge erwies sich als besserer Kämpfer als Nikides und erzielte einen Treffer an Tobins Oberschenkel, der zweifellos einen blauen Fleck hinterlassen würde. Tobin erholte sich rasch davon und brachte seine Klinge unter jene Quirions, drückte sie nach oben und weidete ihn aus. Ki stimmte außerhalb des Kreises Triumphgeschrei an.

Diesmal sagte Porion nichts, sondern bedeutete Lutha, sich in den Ring zu begeben. Lutha war kleiner als Tobin, doch er besaß scharfe Augen, war schnell und hatte den Vorteil, Tobin bereits kämpfen gesehen zu haben. Tobin geriet schnell in Bedrängnis und musste sich herumdrehen, um zu vermeiden, dass er aus dem Steinkreis gedrängt wurde. Lutha grinste, während er kämpfte, und Tobin vermeinte beinah Tharins Stimme zu hören, die sagte: *Ein wahrer Krieger, dieser Kleine.*

Tobin sammelte seine Kräfte und schlug ihn zurück, ließ Hiebe auf seinen Kopf niederhageln, die Lutha keine andere Wahl ließen, als sich zu verteidigen und die eigenen Angriffe einzustellen. Verschwommen nahm Tobin Jubel rings um sich wahr, aber alles, was er sehen konnte, war die gebückte Gestalt vor sich, die ihm wacker trotzte. Er war sicher, dass Lutha gleich zurückfallen

würde, als seine eigene Klinge zerbrach. Lutha stürzte auf ihn zu, und Tobin musste seitwärts hechten, um einem tödlichen Streich auszuweichen. Dann griff er auf einen Kniff zurück, den Kis Schwester ihnen gezeigt hatte: Er bremste den eigenen Schwung und nutzte Luthas unstete Haltung, um ihn zum Stolpern zu bringen. Zu seiner Überraschung klappte es, und Lutha stürzte der Länge nach auf den Bauch. Tobin sprang auf den Rücken des Jungen, bevor sich dieser aufrappeln konnte, schlang ihm einen Arm um den Hals und tat so, als schlitzte er ihm mit seinem zerbrochenen Schwert die Kehle auf.

»Das kannst du nicht machen!«, begehrte Caliel auf.

»Kann man schon, wenn man weiß, wie«, belehrte ihn Porion.

»Wer hat dir diesen Zug beigebracht?«, fragte der Junge, während er sich abstaubte.

»Kis Schwester.«

Die Äußerung wurde mit allseitigem Schweigen beantwortet. In den Gesichtern vieler der Umstehenden außerhalb des Kreises sah Tobin eine Mischung aus Ungläubigkeit und Spott.

»Ein Mädchen?«, höhnte Alben.

»Sie ist eine Kriegerin«, meldete sich Ki zu Wort, aber niemand schien ihn zu hören.

Lutha reichte Tobin die Hand. »Na, jedenfalls ist es ein guter. Du musst ihn mir beibringen.«

»Wer wagt sich als Nächster in den Ring zu unserer Wildkatze aus den Bergen?«, fragte Porion. »Na los, mit drei von euch hat er schon den Boden aufgewischt. Nein, du nicht Zusthra. Du weißt genau, dass du zu groß für ihn bist. Dasselbe gilt für dich, Caliel. Alben, von dir habe ich heute noch nicht viel gehört.«

Alben war vierzehn, groß und dunkel. Er besaß einen

Schmollmund und glänzendes, blauschwarzes Haar, das er in einem langen Zopf über den Rücken trug. Betont dramatisch knotete er ihn hinter dem Hals zusammen, dann stieg er gemächlich den Ring und trat Tobin gegenüber. Viele der Mädchen in der Menge drängten sich nach vorn, um zuzusehen, unter ihnen Aliya und ihre Freundinnen.

»Diesmal keine solchen Kniffe, Prinz Wildkatze«, murmelte er und warf seine Holzklinge wie ein Jongleur von einer Hand in die andere.

Tobin, der solchen Prahlkunststücken misstraute, wich einen Schritt zurück und nahm Begrüßungshaltung ein. Mit einem verschlagenen, wissenden Knicken tat Alben es ihm gleich.

Als sie zu kämpfen begannen, verschwand alle Prahlerei. Alben focht wie Lutha, hart und geschickt, jedoch mit mehr Größe und Kraft dahinter. Tobin, bereits müde durch die vorherigen Gefechte, hatte alle Hände voll zu tun, um seine Deckung aufrechtzuerhalten, geschweige denn, selbst anzugreifen. Seine Arme und sein Bein schmerzten, wo Quirion ihn getroffen hatte. Hätte es sich um eine Übung mit Tharin gehandelt, hätte er vielleicht aufgegeben oder Waffenstillstand ausgerufen. Stattdessen hielt er sich vor Augen, wie geringschätzig der Junge von Kis Schwester gesprochen hatte und warf sich umso verbissener ins Gefecht.

Alben kämpfte grob und rammte ihn mit den Schultern oder dem Kopf, wann immer er eine Öffnung erblickte. Allerdings waren Tobin solch raubeinige Züge dank Ki nicht fremd, und er beantwortete sie in selber Weise. Er begann zu glauben, es könnte spielerisch gemeint sein, und er und Alben hätten einen Weg gefunden, sich anzufreunden, doch der Ausdruck im Gesicht des älteren Jungen verriet ihm etwas anderes. Dass ihm ein jüngerer

Bursche – oder zumindest Tobin – die Stirn bot, gefiel ihm ganz und gar nicht. Tobin zügelte seinen Ärger. Als Alben ihn mit dem Ellbogen in die Nase traf, erfüllte ihn der Schmerz nur mit frischer Kraft, und er lachte laut auf, als er spürte, wie seine Klinge gegen die des älteren Jungen krachte.

Sakors Glück war ihm hold, oder vielleicht hassten die Götter an diesem Tag Spötter, denn es gelang ihm, Alben mit demselben Kniff zu Fall zu bringen, den er bei Lutha eingesetzt hatte. Alben landete so heftig auf dem Rücken, dass ihm die Luft aus den Lungen gepresst wurde. Tobin sprang auf ihn und setzte ihm das Schwert am Herzen an.

»Ergibst du dich?«

Alben funkelte finster zu ihm empor, sah jedoch ein, dass er keine andere Wahl hatte. »Ich ergebe mich.«

Tobin ließ von ihm ab, verließ den Kreis und begab sich zu Korin und Ki, die bei Porion standen.

»Unser neuer Gefährte blutet«, stellte der Waffenmeister fest.

Tobin sah erst ihn, dann das Tuch an, das Ki ihm hinhielt.

»Deine Nase, Tobin. Wenigstens einen Treffer hat er an dir erzielt.«

Tobin ergriff das Tuch und wischte sich die blutige Nase und das Kinn ab. Der Anblick des befleckten Tuchs rief ihm bruchstückhaft einen Teil eines Traums in Erinnerung.

Du siehst Blut, du kommst her zu mir.

Er schüttelte den Kopf, als Korin und einige der anderen ihm auf den Rücken klopften und beteuerten, was für ein guter Schwertkämpfer er sei. Dies war ehrenvoll vergossenes Blut. Deshalb sollte er nach Hause laufen? Es war nur ein dummer Traum gewesen.

»Sieh dich nur an! Kaum halb ausgewachsen, und du hast bereits die Hälfte der Königlichen Gefährten zur Strecke gebracht«, rief Korin aus. An diesem Tag war er stocknüchtern, und Tobin stellte fest, dass er unwillkürlich im Lob des älteren Jungen schwelgte. »Wer hat dir beigebracht, so gut zu kämpfen, Vetter? Doch gewiss nicht Kis Schwester, oder?«

»Mein Vater und Sir Tharin waren meine Lehrmeister«, antwortete er. »Und Ki. Wir üben zusammen.«

»Wenn du dich ausgeruht hast, würdet ihr beide dann für uns miteinander kämpfen?«

»Gewiss, Waffenmeister.«

Ki holte ihm einen Becher Apfelwein von einem Fass in der Nähe, dann beobachteten sie, wie Korin und Caliel einen Übungskampf austrugen, während sich Tobin ausruhte. Lutha und Nikides gesellten sich mit ihren Knappen Barieus und Ruan zu ihnen. Die anderen hielten Abstand und sahen dem Prinzen zu. Nach dem Lob von Korin und Porion fühlte es sich merkwürdig an, abseits zu stehen.

»Habe ich etwas falsch gemacht?«, wollte Tobin von Lutha wissen.

Der andere Junge blickte auf seine Füße hinab und zuckte mit den Schultern. »Alben wird nicht gern besiegt.«

»Aber ihr beide doch wohl auch nicht, oder?«

Abermals zuckte Lutha mit den Schultern.

»Nächstes Mal wird Lutha dich schlagen. Immerhin weiß er jetzt, wie du kämpfst«, meinte Nikides. »Oder vielleicht auch nicht, aber zumindest hat er Aussicht darauf, zu gewinnen, und er ist immer zuversichtlich. Ich hingegen werde wieder verlieren.«

»Nicht unbedingt«, gab Tobin zurück, wenngleich er vermutete, dass der Junge Recht hatte.

»Doch, gegen dich schon«, beharrte Nikides offenbar unberührt. »Aber das spielt keine Rolle. Nicht alle von uns sind hier, weil sie große Krieger sind, Prinz Tobin.«

Bevor sich Tobin erkundigen konnte, was Nikides damit meinte, hatten die älteren Jungen ihren Kampf beendet, und Porion rief sie in den Ring.

»Na schön, lass uns ihnen eine denkwürdige Vorführung bereiten«, flüsterte Ki vergnügt.

Sie legten die Holzschwerter beiseite, zogen Stahl und kämpften mit allen Mitteln, setzten Ellbogen, Knie und rammende Helme ein. Sie stießen gellende Kriegsschreie aus und fochten, bis der Staub hoch über ihre Köpfe aufstieb und Schweiß ihre Kettenhemden und Wämser durchtränkte. Stahl prallte klirrend auf Stahl, als sie auf die Deckung des jeweils anderen einhieben, und Ki zerschmetterte beinah Tobins Schwerthand. Tobin verpasste ihm im Gegenzug einen Streich mit der Flachseite der Klinge gegen den Helm, aber keiner der beiden gab nach.

Während des Kampfes zählte nichts anderes, und Tobin verlor sich in der Vertrautheit des Gefechts. Sie hatten dies so oft gemacht und waren einander so ebenbürtig, dass sie einander bekriegten, bis ihnen beiden die Kraft ausging und Porion ein Unentschieden ausrief.

Keuchend und außer Atem lösten sie sich voneinander und fanden sich umring von einer Zuschauermenge wieder. Viele von Albens weiblichen Bewunderern hatten nun sie beobachtet. Ki bemerkte sie und stolperte um ein Haar über die eigenen Füße. Aliya drehte sich um und sagte etwas zu einem zierlichen blonden Mädchen neben ihr, dann lachten sie beide. Hinter ihnen stand ein brünettes Mädchen ungefähr in Tobins Alter und musterte ihn mit dunklen, ernsten Augen. Er konnte sich nicht erin-

nern, sie schon einmal gesehen zu haben. Als sie seinen Blick bemerkte, verschwand sie in der Menge.

»Bei der Flamme!«, rief Korin aus. »Es war wahrhaftig kein Scherz, als ihr gemeint habt, dass ihr dort oben in den Bergen nichts anderes tut als zu kämpfen!«

Nicht einmal der stolze Alben konnte sich angesichts der offensichtlichen Anerkennung Korins herablassend über sie äußern. Den beiden wurde gestattet, sich auszuruhen, doch den Rest des Nachmittags drängten sich die jüngeren Gefährten und die Knappen darum, gegen sie antreten zu dürfen.

Nicht jedoch Prinz Korin, wie Tobin auffiel. Korin kämpfte nur gegen Caliel und Porion, und zumeist besiegte er beide. Tobin war froh, nicht gegen ihn in den Ring steigen zu müssen. Alben war schwierig genug zu besiegen gewesen. Allerdings hatte er von allen bereits Lutha zu seinem Hauptherausforderer auserkoren. Er war so gewandt wie Alben, allerdings mochte ihn Tobin erheblich mehr.

KAPITEL 41

Ki war froh, dass es an ihrem zweiten Abend in Ero kein großes Festmahl gab. Stattdessen begann er mit seinen regelmäßigen Pflichten am Tisch im Speisesaal der Gefährten. Diese Mahlzeit, die in einer kleineren Halle eingenommen wurde, verlief wie am Tisch jedes Adeligen. Ein paar Musikanten sorgten für Unterhaltung, und Boten des Königs verlasen Depeschen und Beschreibungen der jüngsten Gefechte.

Jeder Knappe hatte eine ihm zugewiesene Rolle. Tanil diente bei jedem Gang als Fleischaufschneider, und Caliels Knappe Mylirin mit seinen vier Messern für die verschiedenen Brote als Bestreicher. Dies waren die Dienste höchsten Ranges.

Garol hatte die Alchemistenaufgabe des Mundschenks, der die Weine und Gewürze mit Wasser mischte. Was ein gefährliches Unterfangen sein konnte; der Mundschenk musste stets mit ›dem eigenen Munde‹ die Güte des Weines erproben und war daher für gewöhnlich der Erste, der vergiftet wurde, wenn jemand beabsichtigte, den Gastgeber zu töten. Laut dem Knappen Ruan bestand eine höhere Wahrscheinlichkeit, dass Garol den Rest von ihnen umbrachte, indem er den Wein zu stark mischte.

Orneus' Knappe, ein stiller, eleganter Junge mit Spitznamen Luchs, diente als Kelcher, der dafür zu sorgen hatte, dass die Kelche während jedes Ganges immer mit den entsprechenden Weinen gefüllt waren. Ruan verdingte sich als Almosener mit der Verantwortung, Essensreste einzusammeln und zu den Bettlern vor den Palatintoren zu bringen. Ki und der Rest wurden als Saaldiener losgeschickt, um das Essen aus der Küche hereinzutragen,

wobei Zusthras Knappe Chylnir die Rolle ihres Hauptmanns innehatte. Bedauerlicherweise war Ki somit der Gnade seines ihm am wenigsten geneigten Waffengefährten ausgeliefert.

Selbst mit Unterstützung des freundlichen Knappen Barieus hinkte Ki andauernd einen Schritt hinterher oder vergaß etwas. Die anderen Saaldiener, Mago und Arius, waren zu beschäftigt damit, ihre langen Nasen entlangzublicken, um ihm zu helfen. Chylnir zeigte mit keinem von ihnen viel Geduld.

Es kränkte Kis Stolz, für Tobin eine solch erbärmliche Vorstellung vor den anderen zu bieten. An jenem ersten Abend gelang ihm das Kunststück, zwei Soßenschüsseln umzuschütten, und um ein Haar hätte er Korin einen dampfenden Schwanenhalspudding auf den Kopf gekippt, als Mago gegen seinen Ellbogen stieß. Er beendete den Abend mit Fett und Pflaumenmus bespritzt, danach musste er noch das Kichern und Grinsen der anderen während der Unterhaltungsvorstellungen am Kamin erdulden. Korin ging mit einem Scherz darüber hinweg, und Tobin maß der Angelegenheit sichtlich keine Bedeutung bei und fühlte sich eindeutig nicht im Geringsten entehrt. Ki saß außerhalb des Kreises des Feuerscheins und fühlte sich niedergeschlagen und fehl am Platz.

Tobin ahnte, dass etwas an Ki nagte, doch er konnte sich nicht erklären, was es sein mochte. Am Tisch war Tobin stolz auf ihn gewesen, hatte sogar ein Lob von Prinz Korin für ihn erhalten.

Kis Laune schien sich auch nicht zu bessern, als Porion und die älteren Jungen begannen, am Kamin weitere Geschichten über Palastgespenster zu erzählen und ausführlich schilderten, wo man die verschiedenen Erschei-

nungen am wahrscheinlichsten antraf. In jedem Winkel gab es weinende Maiden und kopflose Liebende, wenn man all den Mären Glauben schenken wollte. Den furchterregendsten Geist aber verkörperte jener der wahnsinnigen Agnalain persönlich.

»Unsere Großmutter wandelt durch genau diese Hallen«, sagte Korin, der dicht neben Tobin saß, als er die Geschichte zum Besten gab. »Sie trägt eine goldene Krone auf dem Kopf, und Blut läuft ihr über das Gesicht und das Kleid hinab – das Blut all der Unschuldigen, die sie in die Folterkammern und an den Galgen geschickt hat. In der Hand hält sie ein blutiges Schwert, und um die Mitte trägt sie einen goldenen Hüftgürtel, an dem die Pimmel all der Gemahle und Geliebten hängen, die sie sich genommen hat.«

»Wie viele sind es?«, wollte jemand wissen, und es hörte sich nach einer alten Frage an.

»Hunderte!«, riefen alle im Chor.

Nach dem Grinsen zu urteilen, das die jüngeren Burschen untereinander tauschten, vermutete Tobin, dass dies eine Probe darstellte, um zu sehen, ob die neuen Gefährten Angst zeigen würden. Doch er hatte reichlich Zeit an verwunschenen Orten verbracht, um zu wissen, wie sich einer anfühlte; bislang hatte er hier im Palast nichts dergleichen gespürt, nicht einmal in der königlichen Gruft unter all den Toten.

Verstohlen warf er einen weiteren Blick zu Ki, der ausgestreckt auf den Binsen am Rand des Kegels des Feuerscheins lag. Er wahrte sorgsam einen gelangweilten Gesichtsausdruck, doch Tobin vermeinte, in den Augen seines Freundes Unbehagen zu erspähen. Vielleicht hatte es ihn doch nicht von all seinen Ängsten befreit, so lange neben Bruder gelebt zu haben.

Als sich die Geschichten über schwebende Köpfe, gespenstische Hände und unsichtbare Lippen, die nachts Lampen ausbliesen, weiter fortsetzten, stellte Tobin fest, dass er sich selbst nicht ganz so tapfer fühlte. Als sie schließlich in ihr riesiges, schattiges Gemach zurückkehrten, war er dankbarer als sonst für Kis Gesellschaft und die des kleinen Baldus auf seiner Pritsche an ihrer Tür.

»Hast du hier je einen Geist gesehen«, fragte er ihn, nachdem sich die anderen Bediensteten für die Nacht zurückgezogen hatten. Molay schlief ebenfalls auf einer Pritsche, jedoch draußen vor der Tür, um Wache zu halten.

»O ja! Jede Menge«, antwortete der Junge und hörte sich recht vergnügt dabei an.

Tobin zog die Bettvorhänge zu, dann tauschte er einen besorgten Blick mit Ki. Das Bett mochte groß genug für eine ganze Familie sein, trotzdem legten sie sich dicht genug aneinander, um sich an den Schultern zu berühren.

Irgendwann später wurden sie von schlurfenden und klappernden Geräuschen geweckt, die aus allen Richtungen gleichzeitig ertönten.

»Baldus, was ist das?«, rief Tobin. Jemand hatte sämtliche Lampen gelöscht. Er konnte rein gar nichts erkennen.

Der widernatürliche Schimmer von Leuchtsteinen fiel auf sie herein, als tote, weiße Hände die Vorhänge aufrissen.

Tobin rang einen erschrockenen Schrei zurück. Das Zimmer war voller zottiger, buckliger Gestalten, die stöhnten und lange, weiße Knochen in den Händen aufeinanderschlugen, während sie um das Bett marschierten.

Der Schrei verwandelte sich rasch in erstickes Gelächter. Selbst bei diesem Licht erkannte er Korin und Caliel unter der schwarzen und weißen Farbe, die ihre Gesichter bedeckte. Sie trugen lange, schwarze Mäntel und etwas, das nach Perücken aus ausgefransten Seilen aussah. Das Licht stammte von mehreren Leuchtsteinen an langen Stöcken, die einige der anderen Jungen hielten. Es waren zu viele, als dass es sich nur um die Gefährten handeln konnte; bei eingehenderer Betrachtung erkannte Tobin einige der jungen, adeligen Burschen und Mädchen, die sich auf dem Übungsgelände herumtrieben. Auch den Weingeruch, der von ihnen ausging, roch Tobin. Baldus kauerte auf seiner Pritsche an der Tür und hatte beide Hände auf den Mund gepresst, schien jedoch eher vor Gelächter als vor Angst zu zittern.

»Seid ihr Geister?«, erkundigte sich Tobin und bemühte sich redlich, eine ernste Miene zu wahren.

»Wir sind die Geister des Alten Palastes!«, heulte Caliel. »Du musst deinen Wert beweisen, neuer Gefährte. Du und dein Knappe, ihr müsst die verbotene Kammer betreten und euch auf den Thron der wahnsinnigen Königin setzen.«

»Na gut. Komm mit, Ki.« Tobin glitt aus dem Bett und zog seine davor abgestreifte Hose an.

Ihre gespenstische Begleitgarde verband ihnen die Augen, dann wurden sie emporgehoben und einen offenbar weiten Weg an einen kalten, stillen Ort getragen, an dem es nach Verwesung und Meer roch.

Als Tobin auf die Füße gestellt und ihm die Augenbinde abgenommen wurde, fand er sich neben Ki in einem Gang wieder, der den meisten ähnelte, die er im Alten Palast gesehen hatte, allerdings war dieser hier verfallen. Der Fischteich, der sich in der Mitte erstreckte, war

leer und von Laub verstopft, und durch Löcher im Dach funkelten die Sterne. Die vom Regen verwaschenen Überreste der Malereien an den Wänden waren verblasst und blätterten ab. Vor ihnen befand sich ein Doppeltor ähnlich jenem am Eingang des Palastes, doch dieses war mit Gold verkleidet, um die Ränder mit großen Bleistopfen versiegelt und mit förmlich aussehenden Stempeln versehen.

Hier wirkten ihre Häscher in ihren Gewändern und Perücken nicht mehr ganz so lächerlich.

»Dies ist der alte Thronsaal, die verbotene Kammer«, verkündete Korin. »Hier ließ die wahnsinnige Agnalain hundert Verräter an einem einzigen Tag hinrichten und trank ihr Blut. Hier nahm sie sich ein Dutzend Gemahle und sandte sie danach ins Verderben. Auf diesem Thron befahl sie, dass fünfhundert Krähenkäfige entlang der Hauptstraße aufzustellen seien, von hier bis Ylani, und dass jeder Käfig zu füllen sei. Noch immer wandelt sie durch diese Hallen, und noch immer sitzt sie auf diesem Thron.« Er hob eine weiße Hand und deutete auf Tobin. »Hier, im Angesicht dieser Zeugen, musst du und dein Knappe dich zu ihr gesellen. Du musst diese Kammer betreten und auf dem Schoß der wahnsinnigen Königin Platz nehmen, oder ihr gehört nicht zu uns und seid keine Krieger!«

Ihre Begleiter schleiften sie durch eine Nebentür in einen langen Raum, in dem schmale Fenster offen standen. Von hier aus mussten sie auf einen breiten Sims hoch über den Gärten kriechen und durch einen zerbrochenen Fensterladen in den Audienzsaal dahinter klettern.

In die Kammer zu gelangen, erwies sich als recht einfach, doch kaum befanden sie sich darin, fühlte es sich an, als wären sie in eine schwarze Leere gefallen. Zuerst

konnten sie nichts sehen, und der Widerhall jedes Flüsterns und schlurfenden Schrittes schien rings um sie von einem endlosen Raum verschluckt zu werden.

Tobin hörte die anderen auf dem Sims draußen und wusste, dass sie belauscht wurden. Jemand warf einen der leuchtenden Steine herein, einen winzigen, dessen Licht nur einen Umkreis von wenigen Schritten erhellte. Dennoch war dies besser als gar nichts.

»Tobin, Sohn des Rhius!«, flüsterte eine Frauenstimme aus der Finsternis.

Tobin zuckte zusammen, als Ki einen Arm um seine Hüfte schlang.

»Hast du das gehört?«, murmelte Ki.

»Ja.«

»Glaubst du, das ist sie? Königin Agnalain?«

»Ich weiß es nicht.« Er versuchte zu spüren, was er wahrnahm, wenn sich Bruder in der Nähe befand, doch der Ort fühlte sich nur zugig und verlassen an.

»Ach komm, sie spielen uns bloß einen Streich. Wenn es wirklich einen Geist gäbe, der uns töten würde, hätten sie uns doch nicht hereingeschickt, oder?«

»Glaubst du wirklich?«, murmelte Ki zweifelnd, aber er folgte Tobin, als dieser ihm den Leuchtstein reichte und in die Dunkelheit losging.

Zuerst fühlte es sich an wie ein Schritt von einer Klippe. Aber mit dem Licht des Leuchtsteins hinter ihm und dem Schein der Sterne, der um die Fensterläden zu seiner Rechten hereindrang, konnte Tobin bald Säulenreihen ausmachen, die zu beiden Seiten des länglichen Saals in die Dunkelheit verliefen.

Dies war Königin Ghërilains Audienzsaal gewesen, ihr Thronraum. Er blieb stehen und rief sich jenen im Neuen Palast ins Gedächtnis. Dort hatte der Thron an jenem En-

de des Saals gestanden, das sich am weitesten von den Türen entfernt befand. Hier sollte sich der Eingang zu seiner Rechten befinden, demnach würde der Thron weit links sein.

»Prinz Tobin!«, rief die gespenstische Stimme. Sie kam allerdings von rechts.

Abermals hielt er inne und dachte an den Spielzeugpalast, den sein Vater für ihn gebaut hatte. Es war eine schlichte Kiste mit einem abnehmbaren Dach, doch sie hatte den Thronsaal der Königin enthalten. *Diesen Raum.* Und der Thron hatte in der Mitte gestanden, an keinem Ende – mit der goldenen Tafel des Orakels daneben. Tobin kniff die Augen zusammen und erspähte einen dunklen Umriss zu seiner Rechten, der ein Podest sein mochte. Plötzlich wollte er unbedingt diesen Thron sehen und die goldene Tafel berühren. Selbst wenn es hier einen Geist gäbe, wäre dieser mit ihm verwandt.

Er drehte sich um und stieß gegen Ki, der zusammenzuckte und ihn abermals umklammerte. »Was ist? Hast du etwas gesehen?«

Tobin tastete nach der Schulter seines Freundes; wie zu erwarten, zitterte Ki wie Espenlaub.

Er brachte den Mund dicht an Kis Ohr und flüsterte: »Hier gibt es keine Geister. Korin und die anderen haben mit ihren Geschichten heute Abend bloß versucht, uns zu ängstigen, um uns auf das hier einzustimmen. Ich meine, überleg nur, was sie anhatten! Wer weiß besser als *ich*, wie ein richtiger Geist aussieht?«

Ki grinste, und einen flüchtigen Lidschlag lang spielte Tobin mit dem Gedanken, Bruder loszulassen, um den anderen zu zeigen, wozu ein echter Geist in der Lage war. Stattdessen erhob er für jene, die hinter ihnen lauschten, die Stimme und sagte: »Komm mit, Ki, der Thron

ist gleich dort drüben. Lass uns meine Großmutter besuchen gehen.«

Ihre Schritte hallten tapfer im nicht zu erkennenden Gewölbe über ihnen wider und scheuchten einige Kreaturen auf, die mit weichen Schwingen die Nachtluft durchschnitten. Vielleicht handelte es sich um Geister von Toten, doch wenn dem so war, hielten sie Abstand.

Wie Tobin vermutet hatte, stand der Thron auf einer breiten Plattform in der Mitte des Saals. Zwei kurze Treppen führten hinauf, und den Königssessel selbst verhüllte eine dunkle Abdeckung.

»Wir müssen uns auf den Thron setzen«, erinnerte Ki ihn. »Nach Euch, Hoheit.«

Tobin erwiderte Kis höhnische Verneigung mit einer Geste, die Nari missbilligt hätte, und erklomm die Stufen zum Thron. Als er sich vorbeugte, um das Tuch beiseite zu ziehen, das ihn verhüllte, zog sich der dunkle Stoff zu einer weißgesichtigen Gestalt zusammen, die auf ihn zusprang, ein Schwert zückte und kreischte: »Verräter! Verräter! Richtet ihn hin!«

Eher erschrocken denn verängstigt wäre Tobin rücklings die Treppe hinabgestolpert, wäre Ki nicht da gewesen, um ihn aufzufangen und wieder auf die Beine zu stellen. Beide erkannten die Stimme, so verstellt sie sein mochte.

Es war Aliya.

»Guten – guten Abend, Großmutter!«, brachte Tobin hervor, und der Rest der vermeintlichen Geister kam mit Lichtern herbeigerannt und gesellte sich zu ihnen. Tobin versuchte, Aliyas Hand zu ergreifen und sie zu küssen, aber sie riss sie zurück.

»Oh, mit ihm macht das überhaupt keinen Spaß!«, rief Aliya aus und stampfte enttäuscht mit dem Fuß auf.

»Ich habe dir doch gesagt, dass er sich nicht einschüchtern lassen würde!« Korin umarmte Tobin und hob ihn dabei von den Beinen. »Du schuldest mir zehn Sester, Alben. Bei der Flamme, kein Blutsverwandter von mir ist ein Feigling. Und du bist auch keiner, Ki, obwohl mir aufgefallen ist, dass du gezittert hast, als du hereingegangen bist. Aber zerbrich dir deswegen nicht den Kopf; du hättest mal Garol sehen sollen.« Korin streckte die Hand aus und zog dem anderen Knappen die Perücke vom Kopf. »Er ist von der Treppe gefallen und hätte beinah sein Gehirn über den Boden verteilt.«

»Ich bin bloß gestolpert«, grummelte Garol.

»Ich auch um ein Haar«, gestand Tobin. »Aber nur, weil Aliya mich überrascht hat. Sie versteckt sich besser, als sie spukt.«

»Das musst du ja wohl wissen, was?«, schoss sie zurück.

»Ja, tue ich. Korin, darf ich die goldene Tafel sehen?«

Der Prinz legte den Kopf schief. »Die was?«

»Die goldene Tafel mit der Prophezeiung von Afra darauf. Sie muss hier irgendwo neben dem Thron sein.«

»Hier ist nichts dergleichen.« Korin ergriff Tobins Arm und führte ihn rings um das Podest. Wie er gesagt hatte, war kein Anzeichen einer Tafel zu entdecken. »Kommt mit, ihr zwei, wir müssen euren großen Triumph feiern.«

So sehr sich Tobin darüber freute, die Probe bestanden zu haben, so entsetzlich enttäuschte ihn, die Tafel nicht vorzufinden. Und wie konnte Korin nichts davon wissen, der sein ganzes Leben hier aufgewachsen war? Hatte sich Tobins Vater geirrt?

Als sie zurück zum Fenster gingen, drehte er sich für einen letzten Blick zurück, dann riss er sich vom Prinzen los und rief: »Oh, sieh nur! Korin, schau!«

Hier gab es doch einen Geist. Der geschnitzte Thron stand nun unverhüllt da, und eine Frau saß darauf. Das Rempeln und der Lärm der anderen Gefährten schien in der Ferne zu verblassen, während Tobin die Frau betrachtete. Obwohl er sie nicht erkannte, wusste er, um wen es sich handeln musste: eine der Altvordern – keine Figur in einer Truhe, kein Name in einer Geschichte, auch keiner von Korins dummen Streichen. Dies war ein Geist so echt und wissend wie Tobins eigener Zwilling.

Die Frau trug eine goldene Krone und eine Rüstung uralter Machart. Sie musterte ihn mit Augen so dunkel und starr wie jene Bruders, dann erhob sie sich, zog das an ihrer Seite hängende Schwert aus der Scheide und reichte es ihm wie ein Geschenk auf offenen Handflächen dar.

Und dort am Fuße des Podests stand die goldene Tafel, so hoch wie Tobin selbst. Das Licht fing sich wie in einem Spiegel darin, und die Schriftlinien darauf schimmerten und bewegten sich, als wären sie mit Feuer verfasst. Tobin konnte sie nicht lesen, doch er wusste auswendig, was sie besagten.

Er wollte hingehen und mit der Königin sprechen, ihren Namen in Erfahrung bringen und das Schwert berühren, das sie ihm entgegenhielt, aber er konnte sich nicht bewegen. Tobin schaute über die Schulter zurück und stellte fest, dass ihn alle mit seltsamen Mienen unter der Bemalung anstarrten. Als sich Tobin wieder dem Herrschersessel zudrehte, sah er nur noch Dunkelheit. Da war kein Thron, keine Königin, keine Tafel. Er befand sich zu weit entfernt, um irgendetwas zu erkennen.

Dann grinste Ki und sagte: »Du hast sie alle zum Narren gehalten, mein Prinz. Sogar mich hast du dazu gebracht, hinzuschauen!«

Korin brach in schallendes Gelächter aus. »Bei den Vieren, Vetter, du bist wirklich flink. Du hast unseren eigenen Scherz gegen uns gewandt.«

»Der kleine Schwindler!«

Aliya packte Tobin und küsste ihn auf die Lippen. »Du schreckliches Kind! Du hast sogar mir Furcht eingejagt!«

Tobin konnte nicht anders, als noch einmal zum Thron zurückzublicken, als sie weitergingen. Er war nicht der Einzige, der dies tat.

Seine Siegesfeier fand in den Gärten unten statt, mit Wein und Kuchen, den sich die Gefährten aus der Küche stibitzt hatten.

Die Siegel an der Tür waren echt; der alte Audienzsaal galt wirklich als verboten, wenngleich niemand zu wissen schien, weshalb. Korin und Caliel hatten das Spiel vor Jahren erfunden und setzten es dem König und Meister Porion zum Trotz fort.

Korin und seine Spießgesellen führten Tobin und Ki zu einer geschützten Bank unter dem verworrenen Überhang einer Rosenhecke. Auf dem weichen, feuchten Gras liegend, reichten sie die Weinbeutel und Kuchen herum.

»Du hattest also kein bisschen Angst?«, feixte Alben.

»Hattest du Angst, als du an der Reihe warst?«, schoss Tobin zurück.

»Hatte er! Und lass dir nichts anderes von ihm einreden«, spottete Aliya.

Alle lachten, außer Alben, der schnaubte, das lange, schwarze Haar über die Schulter zurückwarf und beleidigt dreinblickte.

»Das liegt wohl daran, dass du dich bereits mit Geistern auskennst, richtig?«, fragte Luchs, den der Wein

verwegen werden ließ. »Das soll keine Beleidigung sein, aber wir alle kennen die Geschichte. Man erzählt sich, dein Zwilling sei mit offenen Augen oder einer Pechhaube tot geboren worden und habe sich in einen Dämon verwandelt, sodass deine Familie die Stadt verlassen musste. Angeblich ist euch der Geist den ganzen Weg bis in die Berge gefolgt. Ist das wahr? Hast du wirklich einen dämonischen Zwilling?«

Tobin zuckte mit den Schultern. »Eigentlich ist das nichts Besonderes. Nur ein spukender Geist.«

Ki begann zu stammeln, aber Tobin stupste ihn mit dem Fuß, und er verstummte.

»Mein Vater sagt, das kommt davon, wenn man sich mit Zauberern einlässt«, warf Zusthra ein. »Spielt man zu viel mit Magie herum, endet man mit allen möglichen Kreaturen, die man nicht haben will und die einem auflauern.«

»Ich bin sicher, du würdest nicht wollen, dass Fürst Niryn diese Meinung hört«, meinte jemand, und Tobin stellte fest, dass sein vermeintlicher Knappe, Moriel, schon die ganze Zeit unter den anderen gewesen war. Tobin hatte ihn nur bisher unter der Perücke und Bemalung nicht erkannt. »Fürst Niryn glaubt, dass Zauberer helfen können, den Thron Skalas zu stärken. Was meinst du dazu, Korin? Du siehst den Burschen ja oft genug.«

Korin trank einen ausgiebigen Schluck aus dem Weinbeutel und bettete den Kopf in Aliyas Schoß. »Der Zauberer meines Vaters besitzt zwei Augen wie braune, von der Meeresbrandung polierte Steine. Ich vermag nie zu sagen, was hinter diesen kalten, harten Kugeln vor sich geht. Solange er uns mit Leuchtsteinen und Kunststücken unterhält, habe ich nichts gegen den Mann, aber wenn ich einmal König bin, werde ich keine Zauberer brauchen,

um meine Kriege für mich zu gewinnen oder meinen Thron zu bewachen. Dafür brauche ich nur euch wilden Haufen!« Er schwenkte den Weinbeutel und verschüttete dessen Inhalt großzügig über jene, die ihm am nächsten lagen. »Skalanischer Stahl und einen tapferen Skalaner, um ihn zu schwingen!«

Dieser Trinkspruch führte zu Gesang, und der Gesang zu weiterem Trinken. Sogar Tobin ließ zu, dass er ein wenig betrunken wurde, bevor Ki ihn angewidert ins Bett schleifte.

KAPITEL 42

Als Tobin und Ki ein paar Tage später vom Übungsgelände kamen, fanden sie Tharin und ein halbes Dutzend seiner Männer auf sie wartend vor. Zuerst erkannte Tobin sie kaum. Koni und die anderen trugen neue Uniformen ähnlich jenen der Garde des Königs mit silbernen Abzeichen statt goldenen. Tharin war wie ein Fürst in nüchternes Braun mit schwarzem Besatz gekleidet. Um seinen Hals hing eine Silberkette.

»Mein Prinz«, sagte Tharin, »der Verwalter hat eine Nachricht geschickt und lässt fragen, ob du dein Haus heute begutachten möchtest. Es wurde alles für dich vorbereitet.«

Tobin ging auf ihn zu und wollte ihn umarmen, so froh war er, ein vertrautes Gesicht zu sehen, aber Tharin hielt ihn behutsam davon ab und schüttelte kaum merklich den Kopf. Ki blieb zurück, wenngleich er aussah, als hätte er am liebsten dasselbe wie Tobin getan.

Sie bekamen vom Waffenmeister Ausgang und folgten Tharin in das Gewirr der Adelsbehausungen, das sich auf dem Gelände zwischen den beiden großen Palästen erstreckte.

Das Haus, das Tobins Mutter gehört hatte, erwies sich in Wahrheit als kleiner Flügel an der Außenmauer des Alten Palastes, umgeben von seinen eigenen Mauern und Höfen. Die Gärten innerhalb des Haupthofs wirkten sehr gepflegt, doch kaum befand sich Tobin im Haus selbst, umfing ihn eine seltsame Leere, obwohl die Halle erlesen geschnitzte Einrichtung und bunt bemalte Wände besaß. Ein halbes Dutzend Bedienstete in Livree verneigten sich vor ihm, als er eintrat. Der Verwalter war ein Mann mittleren Alters, der ihm als Ulies vorgestellt wurde, der Sohn des alten Mynirs.

»Ich betrauere deinen Verlust«, sagte Tobin zu ihm.

Ulies verneigte sich erneut. »Und ich den Euren, mein Prinz. Ich empfinde es als Ehre, dass mein Vater Euch und Eurer Familie diente, und hoffe, dasselbe tun zu dürfen.«

Tobin drehte sich langsam um und ließ die große Halle mit ihren alten Anrichten, Behängen und eleganten Schnitzereien an den Balken und Wänden auf sich wirken. Linker Hand führte eine breite Treppe nach oben.

»Dein Vater hat Euch an dem Tag diese Treppe heruntergetragen, an dem du deinen Namen erhalten hast«, verriet Tharin. »Du hättest diese Halle damals sehen sollen – gefüllt mit all den hehren Adeligen Skalas. Der König höchstpersönlich stand genau dort am Fuß der Treppe mit Prinz Korin auf den Schultern. Bei den Vieren, was waren wir alle stolz!«

Tobin schaute zu ihm auf. »Wo war meine Mutter? Ging – ging es ihr damals gut?«

Tharin seufzte. »Nein, Tobin. Es ging ihr nicht gut. Von der Nacht deiner Geburt an nicht mehr, aber das war nicht deine Schuld. Sie blieb damals oben in ihrem Zimmer.«

»Darf ich es sehen?«

»Selbstverständlich. Das ist jetzt dein Haus, du kannst hingehen, wo du willst. Allerdings wurden die Räume oben nicht mehr bewohnt, seit deine Mutter das Haus verlassen hat. Dein Vater und ich haben die Zimmer in diesem Stockwerk verwendet, wenn wir in Ero waren, und für die Männer gibt es Truppenunterkünfte auf dem Hinterhof. Komm mit.«

Tobin sah sich nach Ki um. »Na, los doch!«

Sie befanden sich auf halbem Weg die Treppe hinauf, als Bruder über ihnen auftauchte. Er wartete oben auf sie.

Bruder hätte nicht hier sein sollen. Tobin hatte ihn den ganzen Tag nicht gerufen.

Tatsächlich hatte er ihn seit jener ersten Nacht nicht mehr gerufen, wie et schuldbewusst erkannte. Seither hatte es so viel zu sehen und zu tun gegeben, dass er es vollkommen vergessen hatte.

Dennoch war Bruder hier und starrte ihn mit schwarzen, anklagenden Augen an. Innerlich seufzte Tobin und ließ ihn bleiben.

»Tharin, hast du meinen Zwilling gesehen?«, fragte er. »Den, der gestorben ist?«

»Nein, ich war in jener Nacht in Atyion. Als ich zurückkam, hatte man sich bereits um alles gekümmert.«

»Warum hat Vater nie darüber geredet und mir erzählt, wer der Dämon wirklich ist?«

»Ich weiß es nicht.« Ohne zu bemerken, dass seine Hand Bruders Schulter streifte, hielt Tharin am Kopf der Treppe inne und meinte: »Vielleicht aus Achtung vor deiner Mutter? Sie konnte es nicht ertragen, etwas davon zu hören, vor allem nicht in den ersten Tagen. Sie wurde sonst – regelrecht wild. Und dann kam in der Stadt all der Klatsch über Geister und Heimsuchungen auf. Nach einer Weile sprach niemand von uns mehr darüber.« Er schüttelte den Kopf. »Ich dachte immer, er hätte selbst etwas zu dir darüber gesagt. Mir stand das nicht zu.«

Er hob den Riegel einer Tür unmittelbar gegenüber der Treppe an. »Hier ist es, Tobin, das Zimmer, in dem du geboren wurdest.«

Der Boden des Flurs war frisch mit Binsen ausgelegt worden, und es roch nach Duftkräutern und Lampenöl. Im Zimmer selbst jedoch stieg Tobin der schale Geruch eines seit Langem leerstehenden Raums in die Nase. Die Fensterläden standen offen, dennoch wirkte die Kammer

bedrückend und kalt. Eine Gänsehaut überzog seine Arme, als er eintrat.

Es war unverkennbar das Zimmer einer Frau gewesen. Ein paar Behänge zierten noch die Wände – verblasste Bildnisse von Meerestieren und Jagden im Wald. In den Kaminsims war eine Fischart geschnitzt, was sehr hübsch aussah, doch es befanden sich keine Ziergegenstände oder Puppen darauf, und der Kamin selbst war kalt und voller Ruß.

Auf der gegenüberliegenden Seite des Raumes stand Bruder am Fuß eines hohen Himmelbetts mit einer kahlen Matratze. Nun war er nackt, und Tobin konnte wieder jene blutverkrustete Naht auf seiner Brust erkennen. Während Tobin ihn beobachtete, stieg er in das Bett und legte sich auf den Rücken. Dann war er verschwunden.

»Weißt du, wie mein Bruder gestorben ist?«, fragte Tobin leise, der immer noch auf das Bett starrte.

Tharin sah ihn an. »Nari sagt, es war eine Totgeburt. Hat nie einen Atemzug getan. Aber es war kein Junge, Tobin. Es war ein kleines Mädchen.«

Ki bedachte ihn mit einem fragenden Blick, der anzudeuten schien, dass Tobin doch Tharin ruhig die Wahrheit sagen könnte. Doch dann erschien Bruder wieder. Er stand zwischen ihnen und hatte einen Finger an die Lippen gehoben. Tobin sah Ki mit einem Kopfschütteln an und schwieg.

Stattdessen wandte er sich von beiden ab und suchte in dem leeren Zimmer nach einem Anzeichen auf seine Mutter. Wenn sie sich in der Nacht seiner Geburt so schrecklich verändert hatte, dann gab es hier vielleicht irgendeinen Hinweis darauf, wie sie davor gewesen war – etwas, das ihm helfen würde zu verstehen, weshalb sie sich so verwandelt hatte.

Doch er fand nichts, und plötzlich wollte er nicht mehr hier sein.

Die übrigen Räume entlang des Flurs boten dasselbe Bild: Sie alle standen leer und enthielten nur noch die größeren Möbel. Je mehr Tobin sah, desto einsamer fühlte er sich, wie ein Fremder, der einen Ort durchstreifte, an den er nicht gehörte.

Tharin musste dies gespürt haben. Er schlang einen Arm um Tobins Schultern und sagte: »Komm mit zurück hinunter. Dort gibt es einen Ort, der wird dir, so glaube ich, besser gefallen.«

Sie gingen hinunter, durch die Halle und einen kurzen Flur entlang zu einem behaglichen Schlafgemach mit dunkler Täfelung. Tobin erkannte auf Anhieb, dass es einst das seines Vaters gewesen war. Rhius war zwar seit Monaten nicht mehr hier gewesen und würde nie zurückkehren, dennoch vermittelte dieses Zimmer noch ein Gefühl von Leben. Die schweren, dunkelroten Vorhänge um das Bett glichen jenen in der Feste. Auf einer Truhe stand ein vertrautes Paar Schuhe. Neben einem Elfenbeinbildnis von Tobin lag auf dem Schreibtisch ein in schwungvoller Schrift verfasster, halb beendeter Brief, der sich leicht eingerollt hatte. Tobin atmete die vertraute Mischung von Gerüchen ein: Siegelwachs, geöltes Leder, Rost, Kräuter und seines Vaters eigenen, herzlichen, männlichen Duft. Auf einer Ablage neben dem Schreibtisch fand Tobin ordentlich nebeneinander aufgereiht eine Sammlung seiner Wachs- und Holzfiguren vor, die er seinem Vater im Lauf der Jahre geschenkt hatte. Er hatte sie ebenso aufgehoben wie Tobin die Andenken, die sein Vater ihm geschickt hatte.

Schlagartig kehrte der Schmerz des Verlustes, den im Zaum zu halten ihm bisher gelungen war, mit voller

Wucht zurück. Tobin biss die Zähne zusammen und kämpfte dagegen an, doch die sengenden Tränen lösten sich trotzdem und blendeten ihn, als er zu Boden sank. Starke Arme fingen ihn auf; nicht die seines Vaters, sondern jene Tharins, die ihn festhielten und ihm auf den Rücken klopften, wie er es getan hatte, als Tobin noch sehr klein gewesen war. Auch eine andere Hand ruhte auf seiner Schulter, und diesmal schämte er sich nicht dafür, vor Ki Schwäche zu zeigen. Mittlerweile glaubte er ihm; selbst Krieger mussten trauern.

Er weinte, bis seine Brust schmerzte und seine Nase lief, aber letztlich fühlte er sich erleichtert, von einer Last des Grams befreit, den er so tief verborgen mit sich herumgeschleppt hatte. Er löste sich von den beiden und wischte sich mit dem Ärmel über die Nase. »Ich werde meinen Vater ehren«, sagte er und ließ die Augen erneut dankbar durch den Raum wandern. »Ich werde seinen Namen in die Schlacht tragen und ein so großer Krieger werden wie er.«

»Das wusste er«, erwiderte Tharin. »Er hat immer voll Stolz von dir gesprochen.«

»Darf ich sein Zimmer haben, wenn ich hier wohne?«

»Du brauchst nicht zu fragen, Tobin. Das alles hier gehört dir.«

»Tragen Koni und die anderen jetzt deshalb andere Uniformen?«

»Ja. Als alleiniger Erbe deiner Eltern erhältst du den Rang deiner Mutter, und auch der gesamte Besitz deines Vaters fällt dir zu.«

»Mein Besitz«, murmelte Tobin nachdenklich. »Kannst du ihn mir zeigen?«

Tharin öffnete eine Truhe und holte eine Karte daraus hervor. Darauf erkannte Tobin die Umrisse der Halbinsel

Skalas und der Gebiete nördlich davon. Eine winzige Krone an der Ostküste kennzeichnete Ero. Tobin hatte solche Karten schon öfter gesehen, doch auf dieser waren andere Orte mit roter Tinte hervorgehoben. Atyion lag im Norden, und Cirna stellte einen Punkt auf der schmalen Landbrücke dar, die Skala mit dem Festland verband. Auch in den Gebieten dort und quer über die Berge entlang der nordwestlichen Küste, wo es so gut wie keine Städte gab, sprenkelten rote Punkte die Karte. Tobin fragte sich, welche der Ländereien Ki am besten gefallen würde.

»Natürlich gehört all das der Krone, bis du volljährig bist«, sagte Tharin, während er mit gerunzelter Stirn die Karte betrachtete.

»Bereitet dir das Sorgen?«

»Es ist nichts, worüber wir uns jetzt den Kopf zu zerbrechen brauchen.« Tharin versuchte zu lächeln, als er die Karte wieder verstaute. »Komm mit und sieh dir mein Zimmer an.«

Sie gingen zur nächsten Tür im Flur, und Tharin führte sie hinein.

Im Vergleich zum Gemach seines Vaters erwies sich das Zimmer Tharins als karg, regelrecht streng. Es enthielt schlichte Behänge, wenige Annehmlichkeiten und kaum Zierwerk. Die einzigen Ausnahmen bildeten eine feine, von vielen Schlachtfeldern stammende Waffensammlung und weitere von Tobins kleinen Schöpfungen auf einem Tisch nahe des Fensters. Tobin ging hinüber und ergriff ein schief geratenes Wachsmännchen mit einem Holzsplitter als Schwert in einer runden Faust. Er rümpfte die Nase. »An das hier kann ich mich noch erinnern. Ich habe es weggeworfen.«

Tharin kicherte liebevoll. »Und ich habe es gerettet; es

ist das einzige Bildnis, das du je von mir gemacht hast. Die anderen hast du mir geschenkt, weißt du noch?« Er zog ein grob gearbeitetes, kleines Sakor-Pferd aus Holz an einem geknoteten Riemen unter dem Kragen seines Wappenrocks hervor. »Das hier ist das erste Stück, das du je für mich geschnitzt hast. All die anderen Männer haben auch so eines. Wir tragen sie als Glücksbringer.«

»Du solltest ihn ein neues machen lassen«, schlug Ki lachend vor. »Seither ist er viel besser geworden.«

Tharin schüttelte den Kopf. »Es war ein Geschenk, das von Herzen kam. Ich würde dieses kleine Tierchen nicht gegen alle Pferde Atyions eintauschen.«

»Wann kann ich Atyion besuchen?«, wollte Tobin wissen. »Ich habe mein ganzes Leben lang Geschichten darüber gehört. Sogar Ki hat den Ort schon gesehen, nur ich nicht! Und was ist mit Cirna und all den anderen Ländereien und Besitztümern?«

Wieder tauchte jenes leichte Stirnrunzeln auf, als Tharin antwortete. »Darüber wirst du mit Fürst Orun sprechen müssen. Er ist derjenige, der Reisen nach außerhalb der Stadt vorbereiten muss.«

»Oh.« Hier gab sich Tobin keine Mühe, sein Missfallen zu verbergen. »Was glaubst du, wann der König zurückkommen wird? Bevor er das nächste Mal aufbricht, werde ich ihn ersuchen, mir einen neuen Vormund zu geben. Mir ist einerlei, wie reich oder mächtig Orun ist, ich kann seinen Anblick nicht ertragen!«

»Nun ja, ich hatte gehofft, mit dir darüber reden zu können. Das ist einer der Gründe, weshalb ich dich heute hierher geführt habe.« Tharin schloss die Tür, lehnte sich dagegen und rieb sich mit einer Hand das bärtige Kinn.

»Du bist jung, Tobin, und besitzt keine Erfahrung mit dem Leben am Hof. Ich kann nicht behaupten, dass ich

bedauere, wie du eben deshalb geworden bist. Aber nun, da du hier bist, könnte es dir zum Nachteil gereichen, dass du nicht weißt, wie die Dinge getan werden. Illior weiß, es blieb bisher nicht viel Zeit, über all die Veränderungen zu reden. Wir waren alle überrascht, als er aufgekreuzt ist. Aber da wir jetzt auf diese Weise getrennt voneinander sind, muss du ein paar Dinge erfahren. Ich habe deinem Vater geschworen, dass ich auf dich aufpassen würde, und ich kenne niemanden sonst, der dir sagen kann, was ich dir gleich erzählen werde. Ki, du hörst auch gut zu und wirst nie auch nur ein einziges Wort davon irgendjemandem gegenüber erwähnen.«

Er ließ die Jungen auf der Bettkante Platz nehmen und zog sich einen Stuhl herbei.

»Ich habe selbst nicht viel für Fürst Orun übrig, aber das behaltet ihr für euch. Er ist der Freund des Königs und einer seiner höchsten Würdenträger, deshalb tätest du dir nichts Gutes damit, wenn deine Meinung über ihn das Erste ist, was dein Onkel von dir hört, wenn ihr euch begegnet. Verstanden?«

Tobin nickte. »Prinz Korin sagt auch, dass ich mich vor Orun hüten soll, weil er ein einflussreicher Mann ist.«

»Das stimmt. Am Hof musst du weniger sagen, als du dir denkst, und nur so viel von der Wahrheit preisgeben, wie gut für dich ist. Ich fürchte, das ist etwas, das wir dir zuvor nicht beigebracht haben. Andererseits warst du schon immer gut darin, Dinge für dich zu behalten. Und du, Ki …«

Ki errötete. »Ich weiß. Ich werde die Klappe halten.«

»Um Tobins willen. Und es kostet mich einige Überwindung, das zu sagen, aber ich möchte, dass ihr euch beide Fürst Oruns Wohlwollen bewahrt, solange es sein muss.«

»Du klingst fast so, als hättest du Angst vor ihm!«, platzte Ki hervor.

»So könnte man es ausdrücken. Orun war bereits ein mächtiger Fürst am Hof, als Rhius und ich noch bei den Gefährten weilten. Er war nur der drittgeborene Sohn eines Herzogs, aber sein Vater war reich und fand Gehör bei der wahnsinnigen Königin. Ich will keinesfalls respektlos über deine Familie reden, Tobin, aber am Ende ihrer Tage war deine Großmutter Agnalain so verrückt wie eine besoffene Fledermaus, und Orun gelang es trotzdem, sie zu überleben, noch dazu mit Macht. Außerdem mag ihn Erius, was weder dein Vater noch ich je nachvollziehen konnten. Indem du dich mit Orun anlegst, würdest du dir jedenfalls nur selbst schaden. Sorg für Frieden zwischen euch. Und …« Er verstummte, als wäre er unsicher, was er als Nächstes sagen sollte. »Na ja, sollte einer von euch beiden je Ärger mit ihm haben, dann kommt ihr zu mir. Versprecht mir das.«

»Du weißt, dass wir das tun werden«, erwiderte Tobin, wenngleich er den Eindruck hatte, dass Tharin eher Ki als ihn ansah.

Es klopfte an der Tür, und Tharin ging hin, um sich eines Boten anzunehmen, der eingetroffen war. Tobin blieb noch einen Augenblick sitzen und dachte über alles nach, was ihm gesagt worden war, dann erhob er sich, um in die Halle zurückzukehren. Als er jedoch auf den Flur trat, tippte ihm Ki auf die Schulter und flüsterte: »Ich glaube, unser Freund ist hier. Ich spüre ihn schon, seit wir oben gewesen sind.«

Überrascht drehte sich Tobin um, als er begriff, dass Ki Bruder meinte. »Du kannst ihn fühlen?«, flüsterte er zurück. Er selbst hatte den Geist oben aus den Augen verloren und ihn seither nicht mehr gesehen.

»Manchmal. Habe ich Recht?«

Tobin sah sich um, und tatsächlich befand sich Bruder hinter ihnen und bedeutete Tobin, ihm den Flur hinab in die entgegengesetzte Richtung zu folgen. »Ja. Er ist hier. Allerdings habe ich ihn nicht gerufen.«

»Warum benimmt er sich hier anders?«, murmelte Ki.

Die Jungen folgten Bruder, gelangten durch eine Reihe von schmalen Gängen und schließlich hinaus auf einen kleinen, nicht mehr verwendeten Hof, umgeben von einer hohen Mauer. Dort gab es eine Sommerküche, aber das moosbewachsene Dach über der Feuerstelle war vor Jahren eingestürzt und nie hergerichtet worden. Nahe der Mitte des Hofs stand ein riesiger, abgestorbener Kastanienbaum. Seine krummen Äste streckten ihre knorrigen Finger über den Hof wie ein löchriges Dach, das sich gräulich und rau gegen den blauen Himmel abzeichnete. Die Wurzeln wölbten sich aus der festen Erde wie Schlangen, die über den Boden krochen.

»Kannst du ihn noch sehen?«, flüsterte Ki.

Tobin nickte. Bruder saß am Fuß des Stammes zwischen zwei mächtigen Wurzeln. Die Beine hatte er an die Brust angezogen, die Stirn ruhte auf den Knien. Das verfilzte schwarze Haar hing herab und verdeckte sein Gesicht. Er wirkte so verzweifelt, dass sich Tobin ihm langsam näherte und sich fragte, woran dies liegen mochte. Er befand sich nur noch wenige Schritte entfernt, als Bruder das blasse, tränenverschmierte Gesicht anhob und mit einer trockenen, erschöpften Stimme flüsterte, die Tobin noch nie zuvor gehört hatte: »Das ist der Ort.« Dann verblasste er wieder und wurde unsichtbar.

Verdutzt starrte Tobin den Baum an und überlegte, was so bemerkenswert an dieser Stelle sein mochte. Den Zusammenhang mit dem Bett hatte er noch verstanden;

Bruder war darauf tot zur Welt gekommen und schien sich daran zu erinnern. Aber warum dieser Hof oder dieser Baum? Er schaute zurück zu dem Platz, an dem Bruder gehockt hatte, und erspähte unter einer der Wurzeln eine kleine Öffnung. Er kauerte sich hin und sah sie sich genauer an. Sie erwies sich als größer, als er auf den ersten Blick vermutet hatte; acht oder zehn Zoll breit und ein paar Zoll hoch. Tobin fühlte sich an jene Orte erinnert, nach denen er früher im Wald als Versteck für die Puppe gesucht hatte.

Die Erde fühlte sich sandig und hart an, gut geschützt von dem Baum. Neugierig fasste er hinein, um zu sehen, ob es in dem Loch so trocken war, wie es von außen schien.

»Da könnten Schlangen drin sein«, warnte ihn Ki, der sich neben ihn hockte.

Das Innere war größer, als er gedacht hatte, groß genug für die Puppe, hätte er sie durch die Öffnung zu zwängen vermocht. Seine Finger ertasteten keine Schlangen, nur ein paar spitze Kastanienschalen zwischen Laub. Als er jedoch seine Hand zurückziehen wollte, strichen seine Finger über eine abgerundete Kante. Er verharrte darauf und fand genug Halt, um den Gegenstand aus der Erde zu ziehen. Als er ihn aus dem Loch hervorholte, sah er, dass es sich um einen goldenen Ring handelte, besetzt mit einem geschliffenen Edelstein ähnlich jenem, den ihm Fürst Orun geschenkt hatte. Tobin rieb ihn an seinem Ärmel, um ihn zu säubern. Der große, flache Stein wies dasselbe dunkle Violett wie der Kelch einer Schwertlilie und die eingeschnittenen Umrisse eines Mannes und einer Frau auf, Seite an Seite, die Frau zuoberst.

»Bei den Flammen, Tobin, ist das nicht dein Vater?«, fragte Ki, der ihm über die Schulter spähte.

»Und meine Mutter.« Tobin drehte den Ring in den Händen herum und entdeckte an dem Goldreif hinter dem Stein ein eingraviertes *A* und *R*.

»Ich will verflucht sein; Bruder muss gewollt haben, dass du ihn findest. Schau nach, ob da noch etwas ist.«

Tobin tastete erneut, doch in dem Loch befand sich sonst nichts.

»Da seid ihr ja!«, rief Tharin aus, der auf den Hof herauskam. »Was macht ihr den da auf dem Boden?«

»Sie nur, was Tobin unter diesem abgestorbenen Baum gefunden hat«, sagte Ki.

Tobin zeigte ihm den Ring, und Tharins Augen weiteten sich. »Es ist etliche Jahre her – Wie ist der hier herausgelangt?«

»Hat er meiner Mutter gehört?«

Der große Mann setzte sich, nahm den Ring von Tobin entgegen und betrachtete die beiden Umrisse auf dem Stein. »O ja. Es war ihr Lieblingsstück unter den Verlobungsgeschenken, die sie von deinem Vater bekam. Das ist eine Aurënfaie-Arbeit. Wir sind bis nach Viresse gesegelt, nur damit er ihn von den besten Handwerkern für sie anfertigen lassen konnte. Ich erinnere mich noch an ihren Gesichtsausdruck Wir haben nie herausgefunden, was aus dem Ring und einigen anderen Dingen von ihr geworden war, nachdem sie krank wurde.« Er blickte auf das Loch hinab. »Was glaubst du, wie er hier draußen gelandet ist? Na ja, eigentlich spielt es keine Rolle. Jetzt ist er gefunden, und er gehört dir. Du solltest ihn zu ihrem Gedenken tragen.«

Da er zu groß für Tobins Finger war, hängte er ihn an die Goldkette zum Siegel seines Vaters, dann sah er sich erneut das eingeschnittene Bildnis an. Seine Eltern wirkten jung und hübsch zusammen, ganz und gar nicht

wie die von Gram geplagten Menschen, die er gekannt hatte.

Tharin griff hinab und legte sich den Ring und das Siegel zusammen auf die Handfläche. »Jetzt trägst du etwas von ihnen beiden dicht am Herzen.«

KAPITEL 43

Die folgenden Wochen verstrichen als glitzernder Schemen. Das Leben in der Feste hatte keinen der beiden Jungen auf solche Gesellschaft vorbereitet, wenngleich zunächst keiner den anderen mit seinen Zweifeln belästigen wollte.

Jeden Morgen liefen die Gefährten zum Tempel, um ihre Opfergaben darzubringen, dann arbeiteten sie unter Porions anspruchsvollen Anweisungen hart bis in den Nachmittag hinein.

Zumindest darin zeichneten sich Ki und Tobin aus. Porion war ein strenger Lehrmeister, lobte jedoch ebenso bereitwillig, wie er schimpfte. Er brachte den Gefährten die Feinheiten des Umgangs mit einem Schild bei und wie man hoch zu Ross kämpfte und schoss, aber sie lernten auch, wie man den Wurfspeer und die Axt verwendete, wie man rang und wie man mit Messern kämpfte.

»Ihr feinen Adelspinkel mögt den Tag im Sattel beginnen, aber nur Sakor weiß, wie lange ihr euch dort oben halten werdet«, meinte Porion gern zu ihnen und ersann unzählige Übungen, die darauf abzielten, sie auf verschiedene, die Knochen erschütternde Weise zu Fall zu bringen.

Nach dem Unterricht konnten sich die Jungen den restlichen Tag bis zum Abendessen nach Belieben vergnügen. Manchmal ritten sie durch die Stadt, um sich Musikanten anzuhören oder ihre bevorzugten Kunsthandwerker und Schneider aufzusuchen. Andere Male begaben sie sich zum Jagen und Falknern in die Hügel oder zum Baden hinab zur Küste, und genossen so die letzten warmen Tage des Sommers.

Bei diesen Vergnügungen begleitete sie für gewöhn-

lich eine Heerschar Adeliger, die meisten jung, manche weniger. Fürst Orun kam häufig mit, zusammen mit anderen seines Schlages – Männer, die Ohrringe trugen, sich mit Duftwässern einsprühten und noch nie in den Kampf gezogen waren. Auch Frauen und Mädchen waren darunter.

Ki erkannte bald, dass so hübsche Mädchen wie Aliya und ihre Freundinnen für ihn unerreichbar waren, und dass ein hübsches Gesicht nicht unbedingt zugleich ein hübsches Herz bedeutete. Aliya war Albens Base und erwies sich als genauso gehässig wie er. Prinz Korin mochte sie dennoch recht gern, und durch den Klatsch der Knappen erfuhr Ki, dass sie eine von mehreren Geliebten war, die regelmäßig das Bett des Prinzen in der Hoffnung besuchten, ihm einen Erben zu schenken, damit er in den Krieg ziehen könnte. Allerdings wollte niemand mutmaßen, was der König dazu sagen würde.

Aber es gab genug andere Mädchen, die Ki gut genug fanden, um mit ihm zu liebäugeln. Insbesondere ein Mädchen, Mekhari, warf ihm regelmäßig ermutigende Blicke zu, während es sich bemühte, ihn das Tanzen zu lehren. So begabt er und Tobin in der Kunst des Krieges sein mochten, beide brachten weder einen vernünftigen Tanzschritt zustande, noch spielten sie ein Instrument. Und trotz Arkoniels aufrichtiger Bemühungen besaßen sie die Singstimmen zweier Krähen. Ihren Neidern bot dieser Mangel an Anmut eine unerschöpfliche Quelle des Vergnügens, und sie sorgten dafür, dass sich die beiden bei jeder Gelegenheit in einer Lage wiederfanden, die Aufmerksamkeit auf ihre Unzulänglichkeiten lenkte.

Tobin gelang es rein zufällig, dies etwas auszugleichen, als er eines Abends beim Essen in einem Anflug von Langeweile eine seiner kleinen Figuren aus einem

Stück Käse schnitzte. Bald lagen ihm die Mädchen in den Ohren damit, Glücksbringer und Spielzeug für sie zu schnitzen, und sie boten ihm als Gegenleistung Küsse und Gefälligkeiten an. Tobin lehnte bescheiden jede Bezahlung ab, druckste herum und errötete, während er wie wild für sie schnitzte. Er wusste eindeutig nicht, wie er sich angesichts solcher Aufmerksamkeit verhalten sollte.

Was Ki verwirrte. Tobin war fast zwölf und hatte genug seiner Geschichten gehört, um zu wissen, was es mit Mädchen auf sich hatte. Wenngleich er vielleicht noch nicht alt genug sein mochte, um ein Mädchen zu wollen, schien es merkwürdig, dass er sich dermaßen zurückhaltend gebärdete. Insbesondere zwei Mädchen schienen ihn regelrecht heimzusuchen. Die blasse Lilyan, Urmanis' Schwester, liebäugelte schamlos mit ihm; Ki war allerdings davon überzeugt, dass sie es nur tat, weil sie wusste, wie unangenehm Tobin dies empfand.

Mit seiner zweiten Verehrerin, einer zierlichen Brünetten namens Una, verhielt es sich völlig anders. Sie besaß Geschick beim Jagen und Reiten und eine ruhige Art, die Ki zugleich angenehm und beunruhigend fand; wurde man von ihr angesehen, bekam man den Eindruck, sie könnte Gedanken lesen und ihr gefiele, was sie sah. Dennoch verhielt sich Tobin in ihrer Nähe einsilbiger und tollpatschiger als bei allen anderen. Beim Schnitzen ihrer Katze hatte er sich beinah einen Finger abgeschnitten.

»Was, in Bilairys Namen, ist bloß los mit dir!«, schalt Ki ihn, während er an jenem Abend seine Schnittwunde in einer Schale auswusch, bevor sie sich zu Bett begaben. »Ich wette, Una würde sich von dir küssen lassen, wenn du es versuchtest, aber du führst dich auf, als hätte sie die Pest!«

»Ich *will* sie gar nicht küssen«, herrschte Tobin ihn an

und zog seine Hand weg, bevor Ki ihm den Finger verbinden konnte. Er kroch über das Bett, vergrub sich so weit wie möglich von Ki entfernt unter den Decken, blieb dort und weigerte sich den Rest der Nacht, mit ihm zu reden.

Das war das erste Mal, dass Tobin wirklich wütend auf ihn gewesen war. Ki lag die halbe Nacht reuig wach und gelobte, Tobin nie wieder wegen Mädchen zu hänseln.

Er hatte auch so genug Sorgen.

Prinz Korin hatte seit ihrer Ankunft noch mehrere weitere seiner ausschweifenden Bankette veranstaltet und ordnete sie an, wann immer er Lust dazu hatte und sich nicht an Porions Missbilligung störte. Obwohl dies die Knappen von ihren Tischdiensten befreite, hätte Ki gerne darauf verzichtet. Alle tranken dabei mehr, insbesondere Korin, und Ki mochte den Königlichen Prinzen nüchtern viel lieber.

Tobin hatte sich auf seine übliche, gutherzige Weise rasch für seinen Vetter erwärmt, doch diesmal war Ki nicht so sicher, was das Urteilsvermögen seines Freundes anging. In betrunkenem Zustand glich Korin in Kis Augen einem Blatt im Wind und neigte zu sehr dazu, die Farben jener rings um ihn anzunehmen, statt mit den eigenen zu schillern. Dann bestand auch die Wahrscheinlichkeit von Sticheleien seinerseits, und er sah über die Derbheiten der anderen hinweg.

Und davon gab es reichlich, wenngleich sie häufig dünn in Scherze gekleidet wurden. Ihr Können auf dem Übungsgelände hatte bei einigen der älteren Gefährten Neid ausbrechen lassen, und Tobins merkwürdiges Verhalten in jener Nacht im alten Thronsaal hatte dafür ge-

sorgt, dass ein paar lose Zungen dummes Zeug verbreiteten. Aber wahrscheinlich hatten sie das bereits vor ihrer Ankunft getan.

Tobin hier zu sehen, rief Ki in Erinnerung, wie sonderbar der Junge ihm erschienen war, als sie einander zum ersten Mal begegnet waren: die Art, wie Tobin mit Geistern, Hexen und Zauberern redete, als wäre dies das Natürlichste auf der Welt, die Art, wie er in den Gesichtern von Menschen zu lesen vermochte wie andere Fährten oder das Wetter, und dass, ohne überhaupt zu wissen, dass er es tat. Wenngleich sich Tobin ein wenig verändert hatte, seit Ki ihn kannte, besaß er immer noch die Augen eines Mannes und machte kaum einen Unterschied in seinem Verhalten gegenüber Adeligen oder Bediensteten, Hochwohlgeborenen oder Gemeinen. Er behandelte alle gut. Auch Ki hatte sich daran in den müßigen, einfachen Jahren in der Feste gewöhnt. Hier unter den jungen Adeligen wurde ihm rasch wieder vor Augen geführt, wie unüblich dies war, und zwar so, wie es Tobin einfach nicht zu verstehen schien.

Aber Ki verstand es, genau wie die Gefährten – selbst diejenigen, die ihm wohl gesonnen waren. Tobin hatte nicht nachvollziehen können, welche Scham Ki empfunden hatte, als ein betrunkener Prinz ihn so halbherzig mit einem Schwert berührt, ihn ›Sir‹ getauft und ihm den hohlen Titel eines Wald- und Wiesenritters verliehen hatte – mit dem das Almosen eines Schiachtrosses und einer jährlichen Geldzuwendung einherging. Trotz all des Wissens und der anständigen Ausdrucksweise, die sich Ki dank Arkoniel angeeignet hatte, wussten alle hier, wer sein Vater war. Und sie alle hatten gesehen, wie Ki seine ›Ritterschaft‹ erlangt hatte.

Nein, all das konnte Tobin nicht verstehen, und Ki hielt sein Versprechen gegenüber Tharin und sagte nichts zu ihm. Sein Stolz hielt ihn sogar davon ab, sich Tharin anzuvertrauen, obwohl sie den Hauptmann besuchten so oft sie konnten.

Allerdings war auch nicht alles schlecht, rief er sich häufig in Erinnerung. Tobin glich einem Schluck Süßwasser in einem Sumpf, und es gab durchaus Menschen, die ihn zu schätzen wussten. Korin beispielsweise, wenn er nüchtern war, ebenso die Besseren unter den Gefährten: Caliel, Orneus, Nikides und der kleine Lutha. Ihre Knappen verhielten sich Ki gegenüber aus Respekt vor diesem Umstand höflich, und einige betrachteten ihn sogar als Freund.

Auf der anderen Seite des Zaunes befanden sich der Knappe Mago und seine Spießgesellen; Ki hatte nicht lange gebraucht, um zu begreifen, dass sie Ärger verhießen. Sie ließen keine Gelegenheit aus, um ihn daran zu erinnern, dass er ein Wald- und Wiesenritter und der Sohn eines armen Mannes war. Wann immer es ihnen gelang, ihn außer Hörweite des Prinzen in die Enge zu treiben – in den Stallungen, in den Bädern oder selbst beim Üben innerhalb des Schwertkampfkreises – zischten sie ihm zu wie Bergottern: »Wald- und Wiesenritter!«

Erschwerend kam hinzu, dass Moriel, der Junge, dessen Platz Ki eingenommen hatte, eng mit Mago befreundet und ein Vetter von Quirions Knappen Arius war. Augenscheinlich sollte Moriels Ernennung zum Knappen sein Weg in den Kreis der Gefährten werden.

Irgendetwas stimmte an der ganzen Angelegenheit ohnehin nicht, glaubte Ki. Korin schien sich aus einigen seiner Gefährten nicht besonders viel zu machen, obwohl sie von allen als eng verwobene Elite angepriesen wur-

den, als Vereinigung künftiger Generäle und Berater eines künftigen Königs. Ki fand, dass Korin gut daran täte, sich etlicher von ihnen zu entledigen, sobald er alt genug sein würde, um seine Gefährten selbst auszuwählen.

Das geht mich alles nichts an, hielt er sich vor Augen. Er war Tobins Knappe und rundum zufrieden damit. Nichts, was die anderen Knappen sagen konnten, würde daran etwas ändern.

Zumindest glaubte er das.

Gegen Ende des Rhythin begann Ki allmählich, sich am Tisch zurechtzufinden. Er konnte jedes Gericht eines zwölfgängigen Banketts auftragen, ohne einen einzigen Tropfen zu verschütten, kannte jeweils das richtige Geschirr und war ziemlich stolz auf sich.

Eines Abends, als sich am Tisch nur die Gefährten und Porion befanden, saß Tobin zwischen dem Waffenmeister und Zusthra. Der ältere Junge war immer noch schwierig zu deuten; er wirkte verdrießlich, genoss jedoch hohes Ansehen bei Porion, was Ki als günstiges Zeichen betrachtete.

Tobin schien recht glücklich, wenngleich ruhig. Korin trank und ließ sich über den jüngsten Bericht aus Mycena aus. Anscheinend hatte der König einen plenimarischen Angriff entlang irgendeines Flusses zurückgeschlagen, und alle tranken, um den Sieg zu feiern. Zugleich wurden sie umso trübsinniger, je betrunkener sie wurden, weil sie überzeugt waren, die Kämpfe würden vorüber sein, bevor sie alt genug wären, um daran teilnehmen zu dürfen.

Ki ging weitere Teller holen, und als er zurückkehre, unterhielten sich Caliel und Korin hitzig darüber, warum Hunde Tobin nicht mochten, Falken hingegen sehr wohl. Ki wünschte ihnen viel Glück bei der Lösung des Rät-

sels; selbst Arkoniel wusste keine Antwort darauf. Die Hunde, die Tobin geschenkt bekommen hatte, mussten sie weggeben, aber wie sich herausgestellt hatte, besaß er ein geschicktes Händchen für Falken. Caliel verbrachte viel Zeit mit Tobin und lehrte ihn, wie man Hauben, Geschühriemen und Pfeifen verwendete. Als Gegenleistung hatte Tobin aus Wachs einen wunderschönen Ring in Form eines Falken mit gespreizten Schwingen für ihn gefertigt, den er von einem Goldschmied gießen ließ. Caliel trug ihn voll Stolz und wurde von den übrigen Gefährten darum beneidet. Infolgedessen hatte Tobin von Holzschnitzereien zur Herstellung von Schmuck gewechselt. Mittlerweile übersäten Wachsklumpen und allerlei handgezeichnete Vorlagen das Zimmer. Tobin kannte bereits die Hälfte der Goldschmiede in der Nähe des Palatinkreises und arbeitete sich mittlerweile unter den Edelsteinschleifern vor, da dies seine Vorstellungskraft beflügelte. Korin nannte ihn mittlerweile den Künstlerprinzen.

Ki schwelgte gerade selig in derlei glücklichen Gedanken, als er zwei halb leere Soßenschalen zurück zur Küche trug. Er hatte die Anrichte fast erreicht, als sich Mago und Arius ihm näherten. Rasch sah er sich um, aber Barieus war nirgends in Sicht. Die Köche und Küchengehilfen waren mit ihrer eigenen Arbeit beschäftigt.

»Jetzt sind es nur wir drei«, sagte Arius, der seine Gedanken zu erraten schien. Er rempelte Ki auf einer Seite, Mago tat es ihm auf der anderen gleich. Ki gelang es mit Müh und Not, die Soßenschalen auf einem Tisch abzustellen, bevor sie umkippten.

»Gut gemacht, Wald- und Wiesenritter«, kicherte Arius.

Ki seufzte und wartete darauf, dass sie sich wieder ab-

rücken würden, da sie nun ihren Spaß gehabt hatten. Doch das taten sie nicht.

»Gut gemacht für den Sohn eines Pferdediebs«, höhnte Mago, der sich nicht einmal die Mühe gab, die Stimme dabei zu senken.

Ki spürte, wie ihm Hitze ins Gesicht schoss. »Mein Vater ist kein Dieb.«

»Tatsächlich?« Mago glotzte ihm mit vor gespielter Überraschung geweiteten Augen an. »Tja, dann bist du wohl der Bastard, für den ich dich von Anfang an gehalten habe, und wurdest ihm untergejubelt. Der alte Larenth stielt seit Jahren die Pferde meines Onkels, und jeder weiß es. Deinen Bruder Alon hätte mein Onkel aufgeknüpft, wenn er nicht in den Krieg geflüchtet wäre, bevor der Büttel ihn fangen konnte.«

Ki starrte ihn in Grund und Boden und hielt die geballten Fäuste gegen die Oberschenkel gepresst. »Alon ist kein Dieb! Genauso wenig wie mein Vater.«

»Dann ist er nicht dein Vater«, entgegnete Anus nüchtern. »Los, sag schon, auf welcher Seite der Decke wurdest du geboren, *Sir* Kirothius? Oder weißt du es gar nicht?«

Sie zählen nicht. Ki ballte die Fäuste so heftig, dass er spürte, wie sich die Nägel in seine Handflächen bohrten. *Nur Ehre zählt. Entehre Tobin nicht, indem du die Beherrschung verlierst.*

»Ich frage mich, was ein Prinz mit einem Wald- und Wiesenritter wie dir als Knappen will«, meinte Mago.

Arius beugte sich dicht zu ihm. »Na ja, du weißt ja, was man sich über *ihn* erzählt …«

Ki traute seinen Ohren kaum. Wagten sie es tatsächlich, nun auch noch Tobin zu beleidigen? Beide Jungen drehten sich um und verschwanden, bevor Ki die Gedanken für eine Erwiderung sammeln konnte.

»Ki, steh da nicht rum und träum vor dich hin. Hol den Haferpflaumenkuchen!«, herrschte Chylnir ihn an, der gerade hereingekommen war.

Ehre. Ki rief sich Tharins Stimme ins Gedächtnis, als er den schweren Kuchenteller anhob. *Was immer ein Knappe tut, fällt auf den Herrn zurück, dem er dient. Behalte diesen Gedanken unter allen Umständen an vorderster Stelle in deinem Herzen, und du wirst immer tun, was richtig ist.*

An Tharin zu denken, beruhigte ihn. Als er den Speisesaal erreichte, war er in der Lage, Mago und Arius den Tod zu wünschen, ohne auch nur mit gerunzelter Stirn in ihre Richtung zu blicken.

Stattdessen trug er all seine Wut und seinen Trotz am nächsten Morgen und jeden Tag danach auf das Übungsgelände. Wann immer sich die Möglichkeit bot, wählte er seine Feinde als Gegner beim Schwertkampf oder Ringen und ließ seinen Körper für sich sprechen. Auch die anderen Jungen waren wackere Kämpfer, und er besiegte sie nicht immer, dennoch lernten sie rasch, ihn zu meiden, wenn sie konnten.

Er und Tobin wurden als allen außer den ältesten Jungen ebenbürtig gelobt, und Ki war nicht sicher, ob sie es nicht sogar mit einigen von ihnen hätten aufnehmen können, aber Porion erlaubte es nicht. Regelmäßig fanden sich ganze Scharen ein, um dem neuen Prinzen beim Kämpfen zuzusehen. Einige der Knappen und anderen Gefährten, darunter Lutha, gingen dazu über, auf dem Übungsgelände ebenfalls eine schlichtere Kluft zu tragen, wenngleich niemand etwas so Abgewetztes wie Tobins altes Wams anlegte. In dieser Hinsicht ertappte sich Ki sogar dabei, einer Meinung mit Molay und Fürst Orun

zu sein, die versuchten, Tobin dazu zu bewegen, etwas Besseres anzuziehen, das seinem Rang geziemte, doch Tobin ließ sich nicht dazu erweichen. Bei Festlichkeiten und in der Stadt kleidete er sich mit jeglichen feinen Gewändern, die sie ihm zurechtlegten, aber was das Übungsgelände anging, blieb er stur, auch als er hörte, *wie* einige der Zuschauer darüber scherzten, dass sie ihn bei einem Kampf nicht von Ki zu unterscheiden vermochten. Tatsächlich schien er sich darüber zu freuen.

Erst viel später wurde Ki klar, dass Tobin die kleinen gegen sie gerichteten Gemeinheiten genauso verstand und wahrnahm wie Ki und sich auf seine Weise dagegen auflehnte.

KAPITEL 44

Der Herbst brach mit einer Reihe schrecklicher Gewitterstürme herein, die vom Meer landeinwärts zogen. Blitze zuckten vom Himmel und schlugen in Gebäude und manchmal sogar in Menschen ein. Regen rann in Strömen von den Dächern und durch die Straßen und spülte den Unrat des Jahres zur See hinab.

Das schlechte Wetter sperrte die Gefährten tagelang im Palast ein. Sie übten im Festsaal mit Schwertern und veranstalteten wilde Fangspiele durch die Gänge, sehr zur Verzweiflung jener Adeligen, die das Pech hatten, ihnen dabei zu begegnen. Mehrere von ihnen endeten in den Fischbecken.

Korin hielt in seiner großen Halle Hof, umgeben von Gauklern und Spielleuten. Er ließ Schauspieler kommen und löcherte die Boten alle paar Stunden mit Fragen nach Neuigkeiten. Und er trank.

Ki und Tobin quälten sich gerade schwitzend durch eine weitere Runde Tanzunterricht, als ein Page mit der gelben Livree Fürst Oruns unter dem triefenden Mantel auftauchte und sich Prinz Korin näherte.

»Vetter!«, rief Korin zu Tobin. »Dein Vormund ersucht heute Nachmittag um unsere Gesellschaft. Ich denke, wir müssen wohl hingegen. Du kommst auch mit, Caliel. Ich bin sicher, Orun kann Platz für dich schaffen.«

»Verdammt«, seufzte Ki.

»Du wirst hier eine angenehmere Zeit verbringen als ich dort«, murrte Tobin. »Was will er jetzt schon wieder von mir? Ich war doch erst vor drei Tagen bei ihm.«

Im Verlauf des trostlosen Nachmittags trafen weitere Boten ein und beriefen weitere Jungen fort. Kanzler Hylus verlangte nach seinem Enkel Nikides, der Ruan

mitnahm. Lutha lag mit Fieber im Bett, und Barieus kümmerte sich um ihn. Da Ki infolgedessen nur mit Mago und herzlich wenig Verbündeten zurückblieb, beschloss er, sich rar zu machen, bis Tobin zurückkehrte.

Er ging in ihr Zimmer und sah sich nach etwas zu tun um, aber Molay hatte bereits alles aufgeräumt. Sogar auf Tobins Schnitzbank herrschte ausnahmsweise Ordnung. Ki entschied, trotz des Wetters einen Ausritt zu wagen, schlüpfte in alte Schuhe und einen dicken Mantel und brach zu den Stallungen auf.

»Soll ich Euer Pferd holen lassen, Sir Ki?«, rief Baldus hinter ihm her.

»Nein«, gab Ki zurück, der nach der langen Zeit im Haus dankbar für die Gelegenheit eines Spaziergangs war.

Der Regen hatte nachgelassen, aber ein heftiger Wind peitschte ihm den Mantel um die Beine, als er den Schutz der Palastgärten verließ. Bald waren seine Schuhe völlig durchnässt, doch es störte ihn nicht. Der auf ihn einstürmende Wind und der kalte, durchdringende Geruch der See versetzten sein Blut in Wallung und erleichterten ihm das Herz. Er hob das Gesicht an, um den Wind darüberstreichen zu lassen. Es herrschte noch reichlich Tageslicht; vielleicht konnte er Tharin zu einem Ausritt entlang der Küste überreden.

Die Stallungen erwiesen sich als verwaist, abgesehen von ein paar Stallburschen und Pferdeknechten. Sie kannten ihn und verneigten sich, als er durch die stickige Dunkelheit der Ställe ging. Zu jeder Seite ragten ihm hundert glänzende Hinterteile entgegen. Draches und Gosis Stellplätze befanden sich etwa auf halbem Wege die linke Seite hinab.

Er war noch nicht weit gekommen, als er erkannte, dass er doch nicht alleine war.

Als er sich umdrehte, stellte er fest, dass Mago und Arius ihn beinah eingeholt hatten. Der Lärm des Unwetters musste sie gedeckt haben, als sie ihm vom Palast gefolgt waren. Das und die eigene Unaufmerksamkeit, dachte er mit sinkendem Mut. Mittlerweile war kein Stallbursche mehr in Sicht. Wahrscheinlich hatten die beiden daran gedacht, sie zu bestechen, damit sie sich fernhalten würden.

»Na so was, wie eigenartig, dir hier zu begegnen, Wald- und Wiesenritter«, rief Mago vergnügt aus. »Und wie geht es dir an diesem schönen Nachmittag?«

»Ganz gut, abgesehen von der Gesellschaft«, erwiderte Ki.

Sie würden ihn nicht vorbeilassen, so viel stand fest. Am gegenüberliegenden Ende des Stalls gab es eine weitere Tür, doch dafür müsste er kneifen und flüchten, und er wollte verflucht sein, wenn er das täte. Eher würde er Prügel über sich ergehen lassen. Andererseits konnten die beiden gewiss nicht so töricht sein.

»Ich hätte nicht gedacht, dass du so heikel bist, was deine Gesellschaft angeht«, meinte Arius und spielte mit einem schweren Ring an seiner Hand. »Eingesperrt in diesem Rattenloch von einer alten Feste mit einem Dämon und Tharins verkommenen Landsoldaten? Und ich bin neugierig …« Arius drehte den Ring unablässig herum. »Vielleicht kannst du mich aufklären, zumal du dort gelebt hast. Ist es wahr, was man über Tharin und Fürst Rhius sagt? Da du schließlich der Knappe seines Sohnes bist, dachte ich, du weißt es vielleicht.«

Das Blut begann in Kis Ohren zu pulsieren. Er hatte

zwar keine Ahnung, wovon Arius redete, aber allein die Art, wie er es tat, war Beleidigung genug.

»Vielleicht liegt es ebenso in der Familie wie der Wahnsinn«, warf Mago mit einem giftigen Lächeln ein. »Treiben du und Tobin es auch?«

Da begann Ki zu erahnen, worauf Arius hinauswollte, und eine frostige Wut erfüllte ihn. Nicht über den angedeuteten Akt selbst, sondern über den Gedanken, dass diese beiden pickelgesichtigen Dreckskerle zwei solche Männer mit ihrem verabscheuungswürdigen, spöttischen Tonfall heruntermachten, und mit ihnen Tobin.

»Das nimmst du zurück«, knurrte er und näherte sich Mago.

»Warum sollte ich? Ihr teilt doch das Bett, oder? Wir alle haben es in der Nacht gesehen, in der wir in den alten Thronsaal gegangen sind.«

»Wo ich herkomme, macht das jeder«, presste Ki hervor.

»Naja, wir wissen auch alle, wo du herkommst, nicht wahr, Wald- und Wiesenritter?«, meldete sich Arius zu Wort.

»Zwei in einem Bett«, spottete Mago. »Fürst Orun hat mir erzählt, dass es sich Tharin früher in den Hintern besorgen ließ. Du auch? Oder ist es Tob …«

Ki schlug Mago, ohne entschieden haben, es zu tun. Er wollte einfach diese Worte nicht hören, und in jenem Augenblick, in dem seine Faust gegen die Nase des älteren Knappen prallte, fühlte es sich gut an. Mago ging fluchend zu Boden und landete im nassen Schlamm des Stalls auf dem Rücken. Blut spritzte ihm aus der Nase. Arius packte Ki am Arm und brüllte um Hilfe, aber Ki schüttelte ihn ab und stapfte davon.

Sein Hochgefühl war von kurzer Dauer. Als er durch

die Tür am fernen Ende des Stalles schritt, wusste er, dass er einen schweren Fehler begangen hatte, und begann zu rennen. Es gab nur einen Ort, an den er gehen konnte. Niemand folgte ihm.

Ich habe ihn im Stich gelassen!, tobte er über sich selbst, als das Ausmaß der Lage mit der Wucht eines Steinschlags über ihn hereinbrach. Er hatte Tobin und Tharin im Stich gelassen. Und sich selbst. Im nächsten Augenblick schwenkte seine Wut auf seine Peiniger. Korin hatte Recht; hier waren alle verkommen. Unflätige, verweichlichte, verleumderische kleine Dreckskerle wie Mago würden unter echten Kriegern keinen Tag überstehen. Doch das änderte nichts an der Tatsache, dass er Tobin entehrt hatte. Und nun würde noch Schlimmeres folgen.

Die Wolken brachen auf, ließen den Regen sintflutartig herabstürzen, und Ki rannte.

Tobin hasste die Besuche in Fürst Oruns Haus. In den Zimmern war es zu warm, das Essen schmeckte zu süß, und die Bediensteten – ein Rudel zierlicher, barbrüstiger Jünglinge – gebärdeten sich übertrieben zuvorkommend. Orun bestand stets darauf, dass Tobin neben ihm saß und seine Gerichte mit ihm teilte. Der Anblick jener schmierigen, runzligen Finger trug wenig zu seinem Appetit bei.

An diesem Tag war es besonders schlimm. Schon seit er an diesem Morgen aufgewacht war, plagten Tobin Kopfschmerzen, außerdem verspürte er ein dumpfes Pochen in der Seite, das ihn sich müde und mürrisch fühlen ließ. Er hatte gehofft, sich an diesem Nachmittag hinlegen zu können, bis der Ruf von Orun erfolgt war und seine Pläne zunichte gemacht hatte.

Der Kanzler beharrte immer darauf, auch Moriel ein-

zuladen. Wenngleich Tobin dies widerstrebte, musste er gestehen, dass sich der blasse Junge alle Mühe gab, nett zu sein, wenn sie hier beisammen waren. Andererseits nahm sich an Oruns Tisch so gut wie jeder als angenehme Gesellschaft aus.

An diesem Tag befanden sich dreißig Adelige an der Tafel, und des Königs Zauberer, Niryn, saß auf dem Ehrenplatz zu Tobins Linker. Zwischen den Gängen unterhielt er die Gesellschaft mit albernen Kunststücken und Trugbildern. So ließ er beispielsweise einen gefüllten Kapaun tanzen und Soßenschalen umhertreiben wie Schiffe im Hafen. Als Tobin den Tisch hinabblickte, sah er, das Korin und Caliel die Augen verdrehten.

Seufzend lehnte er sich zurück. Niryns Magie war noch sinnloser als jene Arkoniels.

Ki gelang es, sich im Griff zu behalten, als Ulies ihn einließ und in die Halle führte. Tharin saß in Hemdsärmeln am Feuer. Koni und einige der anderen Männer waren bei ihm, spielten und richteten neben dem Kamin Teile von Sattel- und Zaumzeug. Sie riefen Ki die üblichen Begrüßungen zu, doch Tharin runzelte sofort die Stirn, als er ihn erblickte.

»Was ist denn los?«, wollte er wissen.

»Können wir alleine reden?«

Tharin nickte und nahm ihn mit in sein Zimmer. Er schloss die Tür, drehte sich um und fragte: »Was ist geschehen?«

Auf dem Weg hierher hatte Ki in Gedanken ein halbes Dutzend Erklärungen geprobt, doch nun schien seine Zunge am Gaumen festzukleben. Im Tharins Zimmer brannte kein Feuer, weshalb es kalt war. Elend schaudernd lauschte er dem Geräusch der Tropfen, die von

seinem triefenden Mantel zu Boden fielen, während er nach Worten suchte.

Tharin setzte sich auf den Stuhl neben seinem Bett und bedeutete Ki, zu ihm zu kommen. »Also los. Erzähl mir davon.«

Ki ließ seinen Mantel fall und kniete sich vor Tharins Füße. »Ich habe Tobin und mich selbst entehrt«, brachte er schließlich hervor und musste dabei gegen Tränen der Scham ankämpfen. »Ich habe einen anderen Knappen geschlagen. In den Ställen. Gerade eben.«

Tharins fahle Augen hefteten sich auf höchst beunruhigende Weise auf ihn. »Welchen?«

»Mago.«

»Warum?«

»Er hat Dinge zu mir gesagt.«

»Beleidigungen?«

»Ja.«

»Gab es Zeugen?«

»Nur Arius.«

Tharin schnaubte verächtlich. »Dieser hochmütige kleine Narr. Also, heraus damit. Was hat er gesagt, dass du es nicht einfach überhören und weggehen konntest?«

Ki siedete vor Zorn. »Ich habe über eine Menge hinweggehört! Seit wir hier angekommen sind, nennen sie mich einen Wald- und Wiesenritter, einen Bastard und den Sohn eines Pferdediebs. Und jedes Mal bin ich einfach weggegangen. Aber diesmal haben sie mich alleine in den Stallungen bedrängt, und sie … sie …« Innerlich wand er sich allein beim Gedanken, zu wiederholen, was sie über Tharin behauptet hatten. »Sie haben Tobin beleidigt. Und Herzog Rhius. Und dich. Sie haben dreckige Lügen gesagt, und ich habe die Beherrschung verloren und Mago geschlagen. Dann bin ich hierher gerannt.« Ki

ließ den Kopf hängen und wünschte, er könnte sterben und alles hinter sich lassen. »Was soll ich nur tun, Tharin?«

»Du wirst morgen deine Strafe erhalten wie jeder andere Knappe. Aber jetzt möchte ich hören, was sie gesagt haben, das dich wütend genug gemacht hat, um so etwas zu tun. Und warum dich diese anderen Dinge, mit denen sie dich beschimpfen, nicht dazu getrieben haben. Fangen wir doch damit an, ja?«

Tharin zog Ki an den Schultern hoch und setzte ihn aufs Bett, dann schenkte er ihm einen kleinen Becher Wein ein. Ki stürzte einen Schluck davon die Kehle hinab und schauderte, als sich Wärme in seinem Magen ausbreitete. »Ich weiß es nicht. Vielleicht weil ich weiß, dass vieles von dem, was sie über meine Verwandtschaft und mich sagen, ja eigentlich stimmt. Ich bin ein Wald- und Wiesenritter, aber Tobin ist das einerlei, genauso dir und Porion, deshalb stört es mich nicht so sehr. Und ich weiß, dass ich kein Bastard bin. Das über meinen Vater? Ich weiß es nicht. Womöglich ist er ein Pferdedieb, aber auch das ist Tobin egal, solange ich keiner bin … Und das bin ich nicht! Deshalb kann ich all das ertragen.«

»Und was war es, das du nicht ertragen konntest?«

Ki umklammerte den Becher mit beiden Händen. »Mago sagte, Fürst Orun hätte ihm erzählt, dass du und Herzog Rhius … dass ihr …« Er brachte es nicht hervor.

»Dass wir in unserer Jugend Bettgefährten waren? Geliebte?«

Ki starrte elend in die roten Tiefen seines Bechers. »Er sagte, er glaubt, dass Tobin und ich es auch tun. Nur hat er es nicht so ausgedrückt – das, was du gesagt hast.«

Tharin seufzte, doch Ki spürte, dass er wütend war. »Das kann ich mir vorstellen.«

»Tobin und ich tun das nicht!«

»Das hatte ich auch nicht angenommen. Aber es ist recht verbreitet unter jungen Kriegern, und auch unter anderen Leuten. Ich könnte Mago ein paar Dinge über seinen eigenen Vater erzählen, die ihm das Maul für dich stopfen würden. Bei manchen ist das etwas, das vorübergeht. Andere halten sich ihr ganzes Leben lang an Männer. Bei Rhius ging es vorüber.«

Er streckte die Hand aus, griff unter Kis Kinn und ließ ihn zu sich aufschauen. »Ich hätte es dir selbst gesagt, wenn du mich gefragt hättest. Unter Freunden ist daran nichts Unehrenhaftes, Ki, sonst würde halb Ero in Schande leben, und soweit ich gesehen habe, auch einige der anderen Gefährten.«

Diese Enthüllung ließ Ki sprachlos.

»Sie haben dich also schon die ganze Zeit gehänselt, und das ist es, was dich letztlich gebrochen hat?«

Ki nickte.

»Sie haben herumgestochert, bis sie die wunde Stelle fanden, mit der sie dich in Raserei versetzen konnten. Na ja, es ist geschehen. Was ich sehr bemerkenswert finde, ist, dass Mago sagte, er hätte das von Fürst Orun, Tobins eigenem Vormund. Ich vermute, das war mehr, als Orun gesagt haben wollte.«

»Aber warum sollte er es überhaupt gesagt haben wollen?«

»Gebrauch deinen Verstand, Junge. Wer wollte denn Moriel als Tobins Knappen? Wer hat denn seit dem Tag keine Verwendung für dich, seit er dich zum ersten Mal gesehen hat? Wer war denn empört, als Porion zu deinen Gunsten Moriel aus den Gefährten verstoßen hat?«

»Orun.«

»Mit dem Tobin gerade rein zufällig beim Essen sitzt, wie ich glaube. Richtig?«

Ki ließ den Becher fallen und sprang auf die Beine. »Oh, bei den Göttern! Er kann mich entlassen? Ich habe es vermasselt, nicht wahr? Der alte Schwabbelbauch wird mich wegschicken!«

»Er kann dich nicht entlassen, jedenfalls nicht er selbst. Aber vermutlich denkt er, dass Tobin nicht in der Lage sein wird, dich so zu bestrafen, wie er muss, und das wird schlecht auf euch beide zurückfallen. Wahrscheinlich hofft er, genau das in seinen nächsten Bericht an den König schreiben zu können.«

»Aber warum? Warum kümmert es Orun einen feuchten Kehricht, wer Tobins Knappe ist?«

»Wer steht Tobin denn näher als du? Wer wäre Orun nützlicher als Tobins Knappe, wenn er Tobin bespitzeln lassen wollte?«

»Du denkst, Orun will Tobin schaden?«

»Nein, ich denke, er will ihn beherrschen. Und was glaubst du, wer Orun beherrscht?«

»Der König?«, flüsterte Ki.

»Ja. Du bist eigentlich noch zu jung für das, Ki, aber da sie es auf dich abgesehen haben, musst du es wissen. Wir befinden uns auf einem großen Spielbrett, und der Einsatz sind Atyion und all die übrigen Ländereien und Besitztümer, die Tobin gehören. Du und ich? Wir sind bloß schützende Spielsteine um Tobin, die ihnen im Weg sind.«

»Aber Tobin ist dem König treu ergeben. Alles, was er will, ist, loszuziehen und für ihn zu kämpfen. Warum kann Erius ihn nicht in Ruhe lassen?«

»Genau das verstehe ich selbst nicht ganz. Aber es ist nicht unsere Aufgabe, dieses Rätsel zu lösen, sondern Tobin beizustehen. Und dafür musst du Tobin überzeugen, dich morgen ordentlich auszupeitschen. Und du wirst ihm erzählen müssen, was Mago gesagt hat.«

»Nein.« Kis Züge verhärteten sich. »Ich weiß, was du mir gesagt hast, ist die Wahrheit, trotzdem soll Tobin nie erfahren, dass ein Knappe so über ihn und seine Familie geredet hat.«

»Aber du wirst es preisgeben müssen, Ki. Du wirst vor Porion treten müssen, auf dass er über dich richten kann, und er wird danach fragen.«

»Das würde bedeuten, es vor allen zu sagen. Dann werden sie alle wissen, worüber gesprochen wurde, richtig?«

»Wahrscheinlich.«

»Das mache ich nicht, Tharin. Ich mache es einfach nicht! Einige der anderen machen sich bereits hinter seinem Rücken über ihn lustig, wegen mir und weil er Geister sieht. Ich *weiß* nicht, was Tobin tun würde, wenn auch noch das alles herauskäme. Er ist nicht wie der Rest von uns. Das weißt du.« Mittlerweile zitterte Ki wieder. »Und das will ich auch gar nicht. Ich mag ihn genau so, wie er ist. Also lass mich das auf meine Art machen, und ich verspreche dir, ich werde Fürst Orun nie wieder etwas geben, das er dem König schreiben kann. Ich werde behaupten, es wäre wegen der Beleidigungen über meinen Vater gewesen, werde mich auspeitschen lassen, und damit ist die Angelegenheit beigelegt. Um mich als Lügner hinzustellen, müsste Mago erzählen, was er wirklich gesagt hat, und ich glaube nicht, dass er das tun wird. Nicht vor Porion.«

Während Tharin darüber nachdachte, stand Ki steif da, bereit, die ganze Nacht dafür zu streiten, wenn es sein musste.

Aber Tharin nickte. »Na schön. Aber sei vorsichtig, mein Junge. Manche Fehler kann man wieder gutmachen; ich denke, in diesem Fall ist das möglich. In ande-

ren nicht. Ehre, Ki, es geht immer um Ehre. Ich will euch in Sicherheit wissen. Euch beide.«

Dankbar reichte Ki ihm die Hand. »Ich werde es nicht noch einmal vergessen. Das schwöre ich.«

Nach dem Festmahl kamen Schauspieler herein, doch das Stück, das sie aufführten, war eine Art Liebesgeschichte, für Tobin völlig unverständlich. Er döste mit auf die Hand gestütztem Kinn vor sich hin und versuchte, den Schmerzen in seiner Seite keine Beachtung zu schenken, als ein Bote eintrat und Orun ins Ohr flüsterte.

Orun schnalzte mit der Zunge, dann beugte er sich zu Tobin. »Du meine Güte, es scheint einen unerfreulichen Zwischenfall gegeben zu haben, an dem Euer Knappe beteiligt war!«

Diejenigen, die ihnen am nächsten saßen, drehten sich zu ihnen um und starrten sie an. Auch Korin und Caliel hatten es gehört.

Tobin stand auf und verneigte sich hastig. »Mit Eurer Erlaubnis, Fürst Orun, werde ich mich entschuldigen.«

»Wenn Ihr denkt, es muss sein. Ich an Eurer Stelle würde mir die Mühe ersparen.«

»Ich möchte trotzdem.«

Tobin spürte jedes Augenpaar im Saal in seinem Rücken, als er hinauseilte. Seine Seite schmerzte schlimmer den je zuvor.

Baldus wartete am Palasttor auf ihn und brach in Tränen aus, sobald er ihn erblickte. »Beeilt Euch, Prinz Tobin! Meister Porion und die anderen sind bereits in der Halle der Gefährten. Ki hat Mago geschlagen!«

»Oh, bei den Göttern! Warum?«, fragte Tobin entsetzt, als sie den Gang hinabliefen.

»Ich weiß es nicht, aber ich hoffe, er hat ihm die Zähne ausgeschlagen!«, rief der Junge unter Tränen aus. »Mago ist ständig gemein zu den Pagen.«

Ein paar Lampen an einem Ende des Raums erhellten die Halle. Ki saß auf einer Bank und wirkte trotzig. Porion stand mit grimmiger Miene neben ihm.

Auf einer zweiten Bank hockte Alben mit Mago. Beide sahen ebenso unglücklich aus. Die Nase des Knappen war geschwollen, seine Lippe aufgeplatzt. Quirion und Arius standen bei den beiden. Der Rest der Gefährten befand sich in Habachthaltung auf der gegenüberliegenden Seite der Halle.

»Er hat das getan!«, brüllte Alben in Tobins Richtung und deutete anklagend mit einem Finger auf Ki.

»Das reicht!«, herrschte Porion ihn an.

»Was ist geschehen?«, verlangte Tobin zu erfahren, der nicht glauben konnte, was seine Augen ihm zeigten.

Ki zuckte mit den Schultern. »Mag hat mich beleidigt.«

»Aber warum hast du nichts gesagt? Warum hast du es mir nicht erzählt und es im Kreis ausgetragen, wie es von uns erwartet wird?«

»Er hat mich überrascht, und ich habe die Beherrschung verloren. Es tut mir sehr leid, dich entehrt zu haben, und ich bin bereit, meine Strafe durch deine Hand entgegenzunehmen.«

Porion seufzte. »Das ist alles, was er von sich gibt, Prinz Tobin. Er will nicht einmal wiederholen, was Mago gesagt hat.«

»Es spielt keine Rolle«, murmelte Ki.

»Tut es wohl«, herrschte Porion ihn an. »Wenn er nur dich beleidigt hat, ist das eine Sache. Wenn er jedoch auch etwas über deinen Herrn oder sonst jemanden ge-

sagt hat …« Er schleuderte einen bösen Blick auf Mago. »… dann verhält es sich völlig anders. Prinz Tobin, befehlt ihm zu sprechen.«

»Ki, bitte.«

Ki bedachte Mago mit einem verächtlichen Blick. »Er hat mich einen Bastard und einen Wald- und Wiesenritter genannt. Und meinen Vater einen Pferdedieb.«

Ungläubig starrte Porion ihn an. »Und dafür hast du ihn geschlagen?«

»Mir gefielt nicht, wie er es gesagt hat.«

Tobin ließ den Blick über die anderen wandern und fragte sich, weshalb Ki am gelassensten von allen wirkte.

Die Augen des Waffenmeisters bohrten sich in Mago und Arius. »Ist das wahr?«

Die beiden Jungen wanden sich unter seinem durchdringenden Starren. »Ja, Waffenmeister. Es ist, wie er sagt.«

Sie lügen, dachte Tobin. *Aber warum schützte Ki sie?*

Porion warf die Hände hoch. »Na schön. Prinz Tobin, ich übergebe Ki in Eure Verantwortung. Alben – Mago überantworte ich dir. Vor der Opfergabe morgen wird Prinz Tobin Kis Strafe auf den Stufen des Sakor-Tempels vollstrecken. Auf das erste Vergehen stehen zehn Peitschenhiebe und einen Tag und eine Nacht Fastenwache. Mago, eine Fastenwache wird vielleicht auch deine ungebärdige Zunge zügeln, also gilt für dich dasselbe. Und jetzt geht mir aus den Augen!«

Nachdem sie sich in ihr Zimmer zurückgezogen hatten, schickte Tobin die Diener hinaus und trat vor Ki. »Was ist geschehen? Wie konntest du so etwas tun?«

»Wohl weil ich bloß ein dummer Wald- und Wiesenritter bin.«

Tobin packte ihn vorne am nassen Rock und schüttelte ihn wütend. »Nenn dich nie wieder so! Das bist du nicht!«

Ki legte die Hände auf jene Tobins und löste sie von sich. »Ich habe getan, was sie sagen, Tob. Ich habe wie ein Narr die Beherrschung verloren. Aber genau das wollten sie. Ich glaube, sie haben es absichtlich gemacht, um dich in Verlegenheit zu bringen. Gib ihnen die Genugtuung nicht.«

»Was soll das heißen?«, verlangte Tobin zu erfahren. »Und wie kann ich dir das antun? Wenn ich dabei gewesen wäre, hätte ich ihn selbst geschlagen, dann könnten sie uns zusammen auspeitschen!«

»Ja, ich bin sicher, das hättest du getan. Aber es hilft nichts. Sie haben mich dazu gebracht, etwas gegen meinen Willen zu tun und die Hand gegen sie zu erheben, und jetzt denken sie, mich damit bloßgestellt zu haben.«

Er ging zum Bett und setzte sich. »Ich habe Porion nicht alles verraten. Das war nicht das erste Mal, und Mago ist nicht der Einzige, der Gemeinheiten zu mir sagt. Ich brauch nicht einmal auszusprechen, wer sonst noch, oder? Für sie bin ich ein Wald- und Wiesenritter, der damit aufgewachsen ist, im Dreck zu schlafen.« Er schaute auf und rang sich ein mattes Grinsen ab. »Ich würde sagen, das stimmt sogar, aber das Gute daran ist, es macht einen stark. Stärker als sie. Ruan hat mir erzählt, dass Arius geweint hat, als er vor einer Weile ausgepeitscht wurde. Du hast nicht genug Kraft im Arm, um mich zum Flennen zu bringen.«

Bestürzt starrte Tobin ihn an. »Ich werde dich nicht verletzen!«

Ki schüttelte den Kopf. »Du wirst es zumindest versuchen müssen. Wir müssen ihnen eine gute Aufführung

bieten, wie wir es immer tun. Wenn sie finden, dass du zu sanftmütig mit mir umspringst, um mich im Zaum zu halten, könnte der König noch einmal darüber nachdenken, ob er mich als deinen Knappen bleiben lassen soll. Das hat Tharin gesagt. Ich habe ihn bereits gefragt. Also leg dich morgen tüchtig ins Zeug und zeig ihnen, dass wir hart wie eine Gebirgseiche sind.«

Mittlerweile zitterte Tobin. Ki stand auf und packte ihn an den Schultern. »Du tust das für uns, Tobin, damit wir zusammenbleiben können. Du willst doch nicht Moriel statt mir in diesem Zimmer haben, oder?«

»Nein«, antwortete Tobin, der sich alle Mühe gab, nicht in Tränen auszubrechen. Wenn Tharin sagte, dass sie Ki immer noch wegschicken konnten, dann musste es stimmen. »Aber Ki, ich will das nicht …«

»Das weiß ich. Es ist alles meine Schuld.« Er kniete sich vor Tobin, wie er es bei Tharin getan hatte. »Kannst du mir verzeihen?«

Tobin konnte es nicht ertragen. Weinend umarmte er Ki und drückte ihn an sich.

Ki erwiderte die Umarmung, doch seine Stimme ertönte hart, als er sagte: »Hör mir gut zu, Tobin. Morgen darfst du dich nicht so benehmen, verstanden? Genau das wollen sie, diese Dreckskerle. Gib ihnen nicht die Genugtuung!«

Tobin löste sich von Ki und schaute zu ihm auf; dieselben herzlichen, braunen Augen, dieselbe goldene Haut und dieselben vorstehenden Zähne unter dem dunklen Oberlippenflaum, aber plötzlich wirkte Ki beinah wie ein erwachsener Mann. »Hast du keine Angst?«

Ki stand auf und grinste ihn an. »Ich sagte doch schon, du kannst mir nicht wehtun. Du hättest mal sehen sollen, welche Abreibungen mein Vater uns früher verpasst hat.

Bei Bilairys Hintern, wahrscheinlich werde ich eindösen, bevor du fertig bist. Und außerdem war es das wert, Mago endlich das widerwärtige Maul zu stopfen!«

Tobin versuchte, Kis Grinsen zu erwidern, doch es gelang ihm nicht.

KAPITEL 45

Am nächsten Morgen regnete es noch immer. Sie rannten unter einen kalten, grauen Baldachin dichter Wolken zum Tempel. Tobin umklammerte die schwere Peitsche mit den Händen und versuchte, an nichts anderes zu denken als an den nassen Boden unter seinen Füßen; nicht an das heiße Stechen, das in seiner Seite poche, ebenso wenig an Ki, der wie ein stummer Schatten neben ihm lief.

Sie hatten beide nicht gut geschlafen, und als der Morgen graute, hatte es Tobin bestürzt, seinen Freund in eine Decke eingerollt auf dem Nischenbett am anderen Ende des Zimmers vorzufinden. Tobin hatte beinah vergessen gehabt, dass es überhaupt da war. Ki hatte etwas davon gemurmelt, unruhig gewesen zu sein, dann hatten sie sich beide schweigend angezogen.

An diesem Morgen waren sie unter den Ersten, die auftauchten, und Porion nahm Tobin beiseite, während sie unter dem Säulenvorbau auf das Eintreffen der übrigen Gefährten warteten.

Der Waffenmeister drückte Tobin eine Lederpeitsche in die Hände. Sie war etwa drei Fuß lang und so dick wie sein Daumen, besaß einen steifen Kern und einen Griff wie ein Schwert.

»Das ist kein Spielzeug«, warnte er. »Ki hat noch nicht die Muskeln eines Mannes. Schlägst du zu hart zu oder zu oft auf dieselbe Stelle, reißt du ihm das Fleisch bis auf die Knochen auf, und er muss tagelang das Bett hüten. Das will niemand. Stell dich für fünf Schläge auf seine linke Seite, für die anderen fünf auf die rechte, und lass Abstand zwischen den Hieben. Wenn du etwa so fest zuschlägst«, Porion klatschte den Griff der Peitsche gegen Tobins Handfläche, »spürt man es an der Spitze etwa

zehn Mal so hart. Wenn du fertig bist, muss er dir kniend die Hand küssen und dich um Vergebung bitten.«

Tobin drehte sich bei dem Gedanken der Magen um.

Der Tempel der Vier tauchte vor ihnen aus dem Regenschleier auf, kantig und düster über den steilen Treppen. Er stand mitten im Palatinkreis und stellte zugleich einen Knotenpunkt für Geschäfte und die Anbetung der Götter dar. Um diese Zeit jedoch besuchten ihn vorwiegend Gläubige, die an den Altären im Inneren Opfergaben darbrachten.

Breite Stufen führten an jeder der vier Seiten des Tempels empor. Der Sakor-Altar befand sich im Westen, und auf jenen Stufen fanden sich die Gefährten für Kis Züchtigung ein, nachdem sie ihre eigenen Opferungen vorgenommen hatten. Der Sakor-Priester stand am offenen Eingang oben an der Treppe. »Wer hat den Frieden der Gefährten gebrochen und Schmach über den Namen seines Herrn gebracht?«, fragte er und erregte damit die Aufmerksamkeit einer kleinen Gruppe von Schaulustigen.

Tobin sah sich um. Überwiegend erblickte er Soldaten, aber auch Aliya und ihre Freundinnen waren da, vermummt mit Schleiern und Mänteln, um sich gegen den Regen zu schützen. Ebenso hatten sich Fürst Orun und Moriel eingefunden. Jedes Wohlwollen, das Tobin für den Jungen empfunden haben mochte, verpuffte, als er die Häme in dessen Augen erkannte. Tharin war nicht hier, auch sonst niemand aus Tobins Haushalt.

»Ich habe den Frieden gebrochen«, antwortete Ki mit lauter, fester Stimme. »Ich, Kirothius, Sohn des Larenth, unwürdiger Knappe von Prinz Tobin, bin schuldig, einen anderen Gefährten geschlagen zu haben. Ich stehe bereit, um meine Strafe zu empfangen.«

Die anderen Jungen bildeten auf der Treppe ein Viereck um sie, als Ki sein Wams und Hemd auszog. Dann kniete er sich hin, beugte sich vor und stützte sich mit den Händen auf der Stufe über ihm ab. Tobin nahm seinen Platz zu Kis Rechter ein und brachte die Peitsche in Anschlag.

»Ich bitte dich um Vergebung, mein Prinz«, sagte Ki, dessen Stimme klar und deutlich durch die Morgenluft hallte.

Tobin ließ die Peitsche auf Kis Rücken ruhen, dann erstarrte er und konnte keine Luft in die Lungen bekommen. Er wusste, was von ihm erwartet wurde, wusste, dass Ki keinen Groll gegen ihn hegen würde und es kein Zurück gab. Aber als er auf jenen vertrauten Rücken mit dem goldenen Flaum entlang des Rückgrats und die berglöwenartigen Schulterblätter hinabblickte, die reglos unter der sonnengebräunten Haut lagen, glaubte er, nicht in der Lage zu sein, sich zu rühren. Dann flüsterte Ki: »Mach schon, Tobin. Lass es uns allen zeigen.«

Tobin versuchte, die Kraft abzuwägen, wie Porion es ihm gezeigt hatte, hob die Peitsche an und hieb sie auf Kis Schultern. Ki zuckte nicht einmal zusammen, aber ein zorniger, roter Striemen erschien, wo die Peitsche ihn getroffen hatte.

»Eins«, sagte Ki deutlich.

»Niemand erwartet von dir, dass du die Schläge zählst«, raunte ihm Porion zu.

Tobin ließ die Peitsche abermals niedersausen und zielte ein paar Zoll tiefer. Zu heftig; diesmal schauderte Ki, und Blutstropfen traten aus dem neuen Striemen aus.

»Zwei«, verkündete Ki genauso deutlich wie zuvor.

Jemand brummte etwas in der Menge. Tobin vermeinte, Oruns Stimme zu erkennen und hasste den Mann umso mehr.

Er schlug drei weitere Male auf dieser Seite zu und endete unmittelbar oberhalb von Kis Hüfte. Mittlerweile schwitzten sie beide, dennoch blieb Kis Stimme stet, als er jeden Hieb zählte.

Tobin wechselte die Seite und begann wieder in Schulterhöhe, indem er in entgegengesetzter Richtung zu den Striemen schlug, die er bereits verursacht hatte.

»Sechs«, sagte Ki, doch diesmal ertönte es als Zischen. Tobin hatte ihn erneut zum Bluten gebracht. Wo sich die beiden Striemen überschnitten, hatte die Peitsche sich ins Fleisch gegraben, und ein Blutrinnsal kroch auf Kis Achselhöhle zu.

Du siehst Blut …

Abermals drehte sich Tobin der leere Magen um. Sieben führte er zu leicht aus, acht und neun zu schnell, sodass Ki beim Zählen keuchte. Bei »Zehn« hörte sich seine Stimme ausgelaugt an, aber es war vorbei.

Ki kauerte sich auf die Fersen zurück und griff nach Tobins Hand. »Verzeih mir, mein Prinz, dass ich Schmach über dich gebracht habe.«

Bevor er die Finger küssen konnte, zog Tobin ihn auf die Füße und reichte ihm die Hand wie ein Krieger. »Ich vergebe dir, Ki.«

Verwirrt durch diese Abweichung vom Ritual, bückte sich Ki unsicher, um die Zeremonie abzuschließen, und drückte die Lippen auf Tobins Handrücken, während sie einander gegenüberstanden. Erneut ging ein Raunen durch die Menge. Tobin sah, dass sowohl Prinz Korin als auch Porion sie mit eigenartigen, aber anerkennenden Blicken bedachten.

Der Priester schien weniger erfreut über diesen Bruch der Tradition. Seine Stimme klang barsch, als er rief: »Komm her und lasse dich reinigen, Knappe Kirothius.«

Die Gefährten teilten sich, und Ki erklomm hoch erhobenen Hauptes die restlichen Stufen. Die zehn ungleichmäßigen Striemen schillerten wie Feuer auf seinem blutigen Rücken. Mago folgte ihm, um mit seiner Strafwache zu beginnen, und wirkte dabei deutlich weniger heldenhaft.

Als die beiden im Inneren des Tempels verschwanden, blickte Tobin auf die Peitsche hinab, die er immer noch in der Hand hielt, dann hinüber zu Alben, der bei Quirion und Urmanis stand.

Grinsten sie ihn etwa an? Grinsten sie darüber, was er gerade getan hatte? Er schleuderte die Peitsche zu Boden. »Ich fordere dich heraus, Alben. Wir treffen uns im Übungsring. Es sei denn, du hast Angst, deine feinen Kleider schmutzig zu machen.«

Damit ergriff er Kis abgelegtes Wams und Hemd, machte auf dem Absatz kehrt und stapfte davon.

Alben hatte kaum eine andere Wahl, als Tobins Herausforderung anzunehmen, wenngleich er alles andere als glücklich darüber wirkte.

Als sie einander in dem Steinkreis gegenübertraten, war der Regen zu einem Nieseln zurückgegangen. Eine Menschenmenge war ihnen vom Tempel gefolgt, um sich etwas anzusehen, das nur allzu deutlich ein Grollkampf werden würde.

Tobin hatte seit seiner Ankunft in Ero bei den Übungen häufig gegen Alben gekämpft und den älteren Jungen selten besiegt, da dieser mittlerweile auf ungewöhnliche Kniffe achtete. An diesem Tag jedoch trieb ihn aufgestaute Wut an, und die Jahre rauer Übung mit Ki erwiesen sich als äußerst dienlich. Immer wieder schlug er Alben in den kalten Schlamm. Als er das Holzschwert

schwang, fühlte es sich in seiner Hand beinah wie die schwere Peitsche an, und er wünschte, er könnte es wenigstens einmal auf Albens Rücken niedersausen lassen. Stattdessen durchbrach er die Deckung des älteren Jungen und traf ihn so heftig am Nasenschutz seines Helms, dass er ihm die Nase blutig schlug. Alben ging in die Knie und ergab sich.

Tobin bückte sich, um ihm aufzuhelfen. Dabei beugte er sich dicht zu Alben hinab und flüsterte so leise, dass nur dieser ihn hören konnte: »Ich bin ein Prinz, Alben, und ich werde mich an dich erinnern, wenn ich erwachsen bin. Bring deinem Knappen bei, seine Zunge zu hüten. Und Fürst Orun kannst du dasselbe bestellen.«

Zornig zog Alben die Hand zurück, dann verneigte er sich und verließ den Kreis.

»Du.« Tobin deutete mit dem Schwert auf Quirion. »Wirst du gegen mich kämpfen?«

»Ich habe keinen Streit mit dir. Und kein Verlangen, mir hier draußen im Regen die Pest einzufangen.« Er half Alben zurück zum Palast, und ihre Freunde zogen mit ihnen von dannen.

»Ich werde gegen dich kämpfen«, sagte Korin und trat in den Ring.

»Korin, nicht«, warnte Porion, aber Korin winkte ab.

»Schon gut, Waffenmeister. Komm, Tobin. Gib dein Bestes gegen mich.«

Tobin zögerte. Er wollte gegen jemanden kämpfen, auf den er wütend war, nicht gegen seinen Vetter. Aber Korin stand bereits im Ring und salutierte. Tobin drehte sich ihm zu und hob das Schwert an.

Gegen Korin zu kämpfen, kam dem Ansturm gegen eine Wand gleich. Tobin legte sich ins Zeug, da er wirklich alles gegen den Prinzen geben wollte, aber Korin

begegnete jedem Angriff mit einer Abwehr gleich einer Eisenstange. Aber er erwiderte die Angriffe nicht, sondern ließ sich Tobin einfach erschöpfen, bis er keuchend zurückwich und sich ergab.

»So. Fühlst du dich jetzt besser?«

»Ein wenig vielleicht.«

Korin lehnte sich auf sein Schwert und grinste ihn an. »Ihr zwei macht wohl alles auf eure Weise, was?«

»Wovon redest du?«

»Na, zum einen von dem Kuss. Du wolltest Ki dabei nicht knien lassen.«

Tobin zuckte mit den Schultern. Das hatte er nicht geplant gehabt. In jenem Augenblick war es ihm lediglich richtig erschienen.

»Nur Gleichgestellte machen das.«

»Ki ist mir gleichgestellt.«

»Ist er nicht, und das weißt du genau. Du bist ein Prinz.«

»Er ist mein Freund.«

Korin schüttelte den Kopf. »Was bist du doch für ein merkwürdiger kleiner Bursche. Ich denke, wenn ich König bin, mache ich dich zu meinem Oberkanzler. Komm, lass uns essen gehen. Ki und Mago müssen für ihre Sünden hungern, aber wir nicht.«

»Ich würde lieber noch eine Weile hier draußen bleiben, wenn du nichts dagegen hast, Vetter.«

Korin sah Porion an und lachte. »Stur wie sein Vater! Oder wie meiner. Wie du willst, Vetter, aber hol dir nicht den Tod. Wie ich schon sagte, ich werde dich noch brauchen.« Damit schritten Korin und die älteren Gefährten davon, gefolgt von ihren Knappen.

Lutha und Nikides blieben zurück. »Möchtest du Gesellschaft?«, fragte Lutha.

Tobin schüttelte den Kopf. Im Augenblick wollte er nur alleine sein und Ki vermissen. Hätte er gekonnt, wäre er zum Meer hinabgeritten, aber es war den Gefährten verboten, den Palatinkreis alleine zu verlassen, und er hatte noch nicht den Mut, Tharin unter die Augen zu treten. So verbrachte er den Rest des Tages stattdessen damit, im Regen durch die Zitadelle zu spazieren. Es war ein trübsinniger Zeitvertreib, der zu seiner Stimmung passte.

Den Tempel mied er und redete sich ein, dass er Ki nicht in Verlegenheit bringen wollte, indem er seine Fastenwache störte. In Wahrheit jedoch fühlte er sich ohnehin noch nicht bereit, seinem Freund gegenüberzutreten. Die Erinnerung an die roten Striemen auf jenem glatten, braunen Rücken genügte, um ihm Galle in die Kehle steigen zu lassen.

So kreiste er stattdessen um die Ufer von Königin Klias großem Teich und beobachtete, wie die silbrigen Fische nach Regentropfen hechteten. Dann folgte er dem langen Spazierweg zu Dalnas Hain über dem nördlichen Steilhang. Es handelte sich nur um ein paar Morgen mit Bäumen, doch sie waren so alt wie die Stadt selbst, und für kurze Zeit gelang es ihm, sich vorzustellen, er wäre wieder zu Hause und unterwegs zu Lhels Eiche. Die seltsame kleine Hexe fehlte ihm entsetzlich. Auch Nari und die Bediensteten der Feste vermisste er. Und sogar Arkoniel.

In der Mitte des Hains stand ein Schrein mit einer Feuerstelle. Tobin fand in seinem Gürtelbeutel ein Holzschnitzerei und warf sie zusammen mit ein paar Tränen des Heimwehs in die Flammen … und betete darum, bald an den heimatlichen Herd zurückkehren zu können.

Überall in der Zitadelle wurden gerade Lampen angezündet, als Tobin zufällig an der königlichen Gruft vorbeiging. Seit seiner Ankunft war er hier nicht mehr gewesen. Durchfroren und mit wunden Füßen trat er hinein, um sich an der Altarflamme zu wärmen.

»Vater, du fehlst mir!«, flüsterte er, während er in das Feuer starrte. Lag es wirklich erst wenige Monate zurück, dass er gestorben war? Es schien unmöglich. Tobin hatte das Gefühl, sich schon seit Jahren in Ero aufzuhalten.

Er zog sich die Kette vom Hals und legte sich das Siegel und den Ring seiner Mutter auf die Hand. Tränen ließen seine Sicht verschwimmen, als er auf die beiden Gesichtsumrisse auf dem Ring hinabblickte. Er vermisste sie beide. Im Augenblick wäre er sogar froh gewesen, seine Mutter mit einem ihrer schlimmen Anfälle zu sehen, wenn er nur wieder zu Hause und alles wie früher sein könnte.

Tobin verspürte kein Verlagen, die Toten unten zu besuchen. Stattdessen sprach er ein Gebet für ihre Geister. Als er fertig war, fühlte er sich ein wenig besser.

Inzwischen regnete es wieder heftiger. Er drehte sich um und betrachtete die Bildnisse der Königinnen Skalas, während er darauf wartete, dass der ärgste Schwall nachließ. Dabei überlegte er, ob er wohl den Geist, den er im Thronsaal gesehen hatte, abermals erkennen könnte.

Als Künstler fielen ihm die unterschiedlichen Stile der Statuen auf. Die früheste, Ghërilain, die Begründerin, war eine steife, leblose Gestalt mit einem flachen Gesicht, bei der alle Kleider und aller Schmuck wie mit dem Körper verschmolzen wirkte, als hätte der Steinmetz nicht die Gabe besessen, sie vollends aus dem Stein zu befreien. Trotzdem erkannte er das Schwert Ghërilains in ihren in Panzerhandschuhen steckenden Händen – das-

selbe Schwert, das all die anderen Statuen hielten. Nun trug es sein Onkel.

Handelte es sich womöglich auch um dasselbe Schwert, das ihm jener Geist entgegengehalten hatte? Langsam drehte er sich auf der Stelle und musterte die Gesichter aus Stein. Welches war es gewesen? Denn eine Königin musste es zweifelsohne gewesen sein. Und falls es *dieses* Schwert gewesen war, das sie gehalten hatte, warum sollte sie es ihm anbieten?

Rasch vergewisserte er sich, dass sich der Altarpriester nicht in der Nähe befand, dann flüsterte er: »Blut, mein Blut; Fleisch, mein Fleisch; Knochen, mein Knochen.«

Bruder erschien und wirkte im Licht der Flammen durchscheinend. Schuldbewusst überlegte Tobin, wie lange es zurücklag, dass er ihn zuletzt gerufen hatte. Drei Tage? Eine Woche? Wahrscheinlich sogar länger. Da waren die Festtafeln, das Tanzen, das Üben und zuletzt die Aufregung um Ki gewesen. Was würde Lhel wohl sagen? Tobin mochte gar nicht daran denken.

»Es tut mir leid, dass ich es vergessen habe«, flüsterte er. »Schau, hier sind die großen Königinnen. Erinnerst du dich an die in der Schatulle daheim? Das ist ihre Gruft. Ich habe eine von ihnen gesehen – ihren Geist. Weißt du, wer sie war?«

Bruder umkreiste die Standbilder und betrachtete nacheinander jedes. Schließlich hielt er vor einem an und schien dort bleiben zu wollen.

»Ist sie das? Diejenige, die ich im Alten Palast gesehen habe?«

»Wie bitte, Prinz Tobin?«

Tobin wirbelte herum und erblickte den Zauberer des Königs, der neben dem Altar stand. »Fürst Niryn! Ihr habt mich erschreckt.«

Niryn verneigte sich. »Dasselbe könnte ich behaupten, mein Prinz. Ich hörte Euch sprechen, aber ich sehe hier keinen Zuhörer.«

»Ich – ich dachte, ich hätte im Alten Palast einmal einen Geist gesehen und habe mich gefragt, ob es eine der Königinnen gewesen sein könnte.«

»Aber Ihr habt laut gesprochen.«

Falls Niryn Brüder sehen konnte, ließ er es sich nicht anmerken. Tobin achtete darauf, den Geist nicht anzusehen, als er antwortete. »Führt Ihr nie Selbstgespräche, Herr?«

Niryn trat näher. »Manchmal vielleicht. Und? Erkennt Ihr Euren Geist hier?«

»Ich bin nicht sicher. Die Gesichter sind nicht besonders gut gelungen, findet Ihr nicht auch? Vielleicht diese hier.« Er deutete auf die Statue, vor der Bruder stand. »Wisst Ihr, wer Sie ist?«

»Königin Tamir, die Tochter von Königin Ghërilain, der Ersten, glaube ich.«

»Dann hat sie wohl auch allen Grund zu spuken«, meinte Tobin und versuchte, die ganze Angelegenheit herunterzuspielen. »Sie wurde von ihrem Bruder gemeuchelt«, fuhr er fort und gab aus Gewohnheit wieder, was ihn gelehrt worden war. »Pelis focht das Orakel an und riss den Thron an sich, aber Illior Lichtträger bestrafte das Land und tötete ihn.«

»Schweigt, Kind!«, rief Niryn aus und wob ein Zeichen in die Luft. »König Pelis hat seine Schwester nicht ermordet. Sie starb, und er war der einzige Thronerbe. Keine Königin wurde in Skala je ermordet, mein Prinz. Allein, etwas derartiges anzudeuten, ist äußerst unglücklich. Und Meuchelmörder töteten ihn, nicht die Götter. Eure Lehrer waren völlig falsch unterrichtet. Vielleicht wäre ein neuer Lehrmeister angebracht.«

»Verzeiht, Zauberer«, sagte Tobin, verdutzt über diesen unerwarteten Gefühlsausbruch. »Ich wollte diesen heiligen Ort nicht beleidigen.«

Die strenge Miene des Zauberers wurde etwas milder. »Ich bin sicher, die Schatten Eurer Ahnen haben Nachsicht mit ihrem jüngsten Nachkommen. Schließlich steht Ihr nach Prinz Korin an nächster Stelle der Thronfolge.«

»Ich?« Das war noch überraschender.

»Aber selbstverständlich. Die Brüder und Schwestern des Königs sind tot, und ihre Sprösslinge mit ihnen. Es gibt niemanden sonst mit solch engen Blutsbanden.«

»Aber Korin wird eigene Thronerben haben.« Tobin hatte sich nie vorgestellt, dass je er auf dem Thron Skalas sitzen könnte, nur, dass er ihm dienen würde.

»Zweifellos. Aber er ist noch ein junger Funke, und bisher hat keine seiner Liebeleien gefruchtet. Bis dahin steht Ihr an zweiter Stelle der Thronfolge. Haben Eure Eltern nie über derlei Dinge mit Euch gesprochen?«

Niryn lächelte auf eine Weise, die seine Augen nicht ganz erreichte, und Tobin verspürte ein eigenartiges, schleichendes Gefühl tief in seinem Innersten, als rühre jemand mit einem knochigen Finger in seinen Eingeweiden herum.

»Nein, Herr. Vater sagte nur, dass ich einst ein großer Krieger werden und meinem Vetter so dienen würde, wie er dem König diente.«

»Ein bewundernswertes Ansinnen. Ihr solltet Euch stets vor jedem hüten, der versucht, Euch von dem Pfad abzubringen, den Sakor Euch vorgegeben hat.«

»Herr?«

»Wir leben in ungewissen Zeiten, mein lieber Prinz. Dem Königshaus untreue Kräfte sind am Werk, Gruppen, die möchten, dass jemand anders als Agnalains Sohn

herrscht. Sollte jemand dieser Gesinnung an Euch herantreten, so hoffe ich, Ihr werdet Eure Pflicht tun und Euch unverzüglich an mich wenden. Solche Treulosigkeit darf nicht geduldet werden.«

»Ist das, was Ihr und die Spürhunde tun, Herr?«, erkundigte Tobin sich. »Verräter zu jagen?«

»Ja, Prinz Tobin.« Die Stimme des Zauberers schien einen dunklen Klang anzunehmen und die gesamte Gruft auszufüllen. »Als Diener des Lichtträgers habe ich geschworen, für die Sicherheit der Kinder des Thelátimos auf dem Thron von Skala zu sorgen. Alle wahren Skalaner müssen dienen. Jegliche Falschheit muss mit der Flamme Sakors ausgerottet werden.«

Niryn fasste in das Altarfeuer und zog eine Handvoll Flammen daraus hervor. Sie ruhten auf seiner Handfläche wie Wasser.

Tobin wich einen Schritt zurück. Ihm missfiel der Widerschein dieses unnatürlichen Feuers in den jaspisfarbenen Augen des Mannes.

Niryn ließ die Flammen durch seine Finger ins Nichts zerfließen. »Verzeiht, Hoheit. Ich hatte vergessen, dass Euch Magie nicht erfreut. Aber ich hoffe, Ihr werdet an meine Worte denken. Wie ich schon sagte, wir leben in ungewissen Zeiten, und zu häufig erscheint Übles als gerecht. Für jemanden, der so jung ist wie Ihr, ist es schwierig, den Unterschied zu erkennen. Ich bete, dass sich das Mal, das Ihr auf Eurem Arm trägt, als wahres Zeichen erweist und Ihr mich immer zu Euren guten Beratern zählen werdet. Gute Nacht, mein Prinz.«

Das schleichende, aufrührende Gefühl schauderte erneut durch Tobin, diesmal weniger deutlich, dann verschwand es, als Niryn die Gruft verließ.

Tobin wartete, bis der Mann außer Sicht geraten war,

dann setzte er sich an den Fuß des Altars und schlang die Arme um die Knie, um gegen die Kälte anzukämpfen, die ihn umfangen hatte.

Die verschleierten Andeutungen des Zauberers auf Verräter ängstigten ihn. Es fühlte sich an, als würde er beschuldigt, doch Tobin wusste, dass er nichts getan hatte, das der Zauberer missbilligen konnte. Er war Korin und dem König mit ganzem Herzen treu ergeben.

Bruder kauerte sich neben ihn. *Hier gibt es keinen Pelis.*

Tobin ließ den Blick über die Standbilder wandern. Nachdem er sie abgezählt und jedes Gesicht sorgfältig gemustert hatte, stellte er fest, dass Bruder Recht hatte. Unter den königlichen Toten befand sich keine Statue von König Pelis. Niryn irrte sich; was sein Vater und Arkoniel ihm beigebracht hatten, entsprach der Wahrheit. Aber weshalb hatte der Zauberer so nachdrücklich das Gegenteil behauptet.

Zumindest hatte ihm Niryn den Namen der Königin verraten, für die sich Bruder entschieden hatte – der Königin, die von Pelis gemeuchelt worden war.

Tobin stand auf, stellte sich vor die zweite Königin von Skala und legte die rechte Hand auf das Steinschwert, das sie hielt. »Hallo, Großmutter Tamir.«

KAPITEL 46

Am nächsten Tag kam wieder die Sonne hervor, und Porion befahl sie zurück zu den Übungen im Freien.

Tobin spürte die abermals in seiner Seite aufflammenden Schmerzen kaum, als sie zum Tempel rannten. Stattdessen fragte er sich, wie es Ki ergangen sein mochte. Sein Herz schwoll vor Erleichterung an, als Ki hungrig, aber ungebrochen aus dem Bauwerk trat. Mago sah von den beiden deutlich mitgenommener aus, und Ki vertraute Tobin später an, dass er den anderen Knappen mitten in der Nacht stundenlang wortlos angestarrt hatte, um Mago Unbehagen zu bereiten. Anscheinend hatte es gewirkt.

Die Priester hatten etwas Balsam auf Kis Striemen aufgetragen, und er nahm an den Übungen teil, ohne sich zu beklagen. Er riss Witze mit seinen Freunden unter den Knappen und schenkte seinen Feinden keine Beachtung, und abends versah er seinen Dienst am Tisch. Tobin gelangte zu dem Schluss, dass alles gütlich beigelegt sei, bis es Zeit zum Schlafengehen wurde und Ki die Vorhänge des Betts in der Nische zurückzog.

»Du willst wieder dort schlafen?«

Ki setzte sich behutsam auf die Kante des schmalen Bettes und verschränkte die Finger im Schoß. An Kis Haltung konnte Tobin erkennen, dass er stärkere Schmerzen hatte, als er sich anmerken ließ. »Baldus?«

Der Page erhob sich von seiner Pritsche. »Ja, Prinz Tobin?«

»Geh in die Küche und sieh zu, ob der Koch einen Schlaftrunk für Sir Ki zubereiten kann.«

Baldus eilte hinaus. Tobin verriegelte die Tür hinter ihm und kehrte zu Ki zurück. »Was soll das alles?«

Sein Freund zuckte mit den Schultern. »Ich habe gehört, dass die meisten anderen Knappen das so machen, und … na ja … Weißt du, die Leute sehen uns so schon schief an. Ich dachte bloß, wir sollten vielleicht ein paar Dinge so tun, wie es in Ero üblich ist.«

»Korin gefällt, dass wir die Dinge auf unsere Weise tun.

Das hat er mir gesagt. Er war gestern stolz auf dich.«

»Tatsächlich? Tja, Korin ist nicht jeder. Und ich bin kein Prinz.«

»Du bist wütend auf mich.«

»Auf dich? Niemals. Aber – «

Zum ersten Mal seit Beginn des Ärgers bröckelte Kis Maske der Tapferkeit. Dahinter erblickte Tobin einen müden, geprügelten Landjungen, der schlaff vor ihm saß, die Schultern linkisch gestrafft, um die Schmerzen zu lindern.

Tobin setzte sich neben ihn und begutachtete die Rückseite von Kis Hemd. Es war voller Blutflecken.

»Du blutest. Bis morgen früh wird sich das Hemd verklebt haben, wenn du es anbehältst. Warte, lass mich dir besser helfen.«

Er ging Ki dabei zur Hand, das Hemd abzustreifen, und warf es auf das Bett beiseite. Die Schmerzen in seiner Seite machten sich an diesem Abend deutlicher bemerkbar, aber Tobin schenkte ihnen keine Beachtung. Nicht er brauchte Pflege, sondern Ki.

Die Striemen hatten die Farbe von rot zu purpurn und schwarz verändert, und die Schorfe verschoben sich und bluteten, wenn sich Ki bewegte. Tobin schluckte schwer und dachte an die vielen Male zurück, die er Nari davon abgehalten hatte, Ki mit der Gerte zu versohlen. Und nun hatte er selbst dies hier angerichtet.

»Mir gefällt es hier nicht«, sagte er.

Ki nickte; eine Träne löste sich von seiner Nasenspitze und landete auf Tobins Handrücken.

»Ich wünschte, wir hätten einfach mit Vater gehen können. Oder dass die Gefährten morgen ausritten, um den König zu suchen. Am meisten wünschte ich, erwachsen zu sein und über meine Ländereien zu verfügen, damit ich einen Fürst aus dir machen könnte. Ich verspreche dir, Ki, das werde ich, und danach wird dich niemand mehr einen Wald- und Wiesenritter nennen.«

Ki stimmte ein abgehacktes Lachen an und schlang schmerzlich einen Arm um Tobins Schultern. »Ich …«

Plötzlich ertönte ein lautes Krachen aus der Richtung des Ankleideraums, das sie beide erschreckte. Tobin sprang auf die Beine; Ki zuckte zusammen und griff nach seinem Hemd.

Korin und ein halbes Dutzend der älteren Gefährten kamen durch den verborgenen Durchgang hereingewankt.

»Vetter, wir sind hier, um eine Einladung auszusprechen!«, rief Korin. Tobin ahnte auf Anhieb, dass er ohne Unterlass getrunken haben musste, seit sie sich nach dem Abendmahl getrennt hatten. Auch Urmanis und Zusthra waren gerötet und grinsten. Orneus hatte die Arme um Luchs geschlungen und schmiegte sich gegen dessen Ohr. Caliel wirkte etwas weniger betrunken, aber nüchtern war allein Korins Knappe Tanil. Er verneigte sich vor Tobin und wirkte verlegen.

»Wir sind unterwegs in die Stadt, um ein wenig zu spielen, und sind hier, um euch dazu einzuladen«, fuhr Korin vor und wankte in die Mitte des Zimmers. »Ganz besonders den unschätzbaren Ki. Zieh dich an, Junge, und ich kaufe dir eine Dirne, die dich von deinem Rücken ablenkt.«

Garol taumelte seitwärts von der Gruppe weg und übergab sich geräuschvoll; die anderen schalten ihn.

»Ah, Urmanis, sieht so aus, als wärt ihr die nächsten auf den Tempelstufen«, lallte Korin kopfschüttelnd. »Dein Knappe hat dich gerade rundweg auf den Boden meines Vetters entehrt. Also, was wollte ich sagen … Oh, ja. Dirnen. Du bist alt genug dafür, oder, Ki? Ich habe gesehen, wie du die Mädchen beäugst! Bei der Flamme, du bist der Beste dieses verkommenen Packs. Wir besaufen uns, dann treten wir diese Pickelfresse Mago aus dem Bett. Und Alben gleich dazu, diesen Mistkerl!«

»Nein, Vetter. Ki ist müde.« Tobin stellte sich zwischen den Prinzen und seinen Freund und überlegte, was er tun sollte, falls Korin entschied, sie zum Mitkommen zu zwingen. So betrunken hatte er seinen Vetter seit der Nacht nicht mehr erlebt, in der sie eingetroffen waren.

Zum Glück erwies sich in dieser Nacht Tanil als sein Verbündeter. »Sie sind zu jung für deine Art zu feiern. Außerdem ist Ki so wund, dass er nichts von einer Dirne hätte. Lass uns rausschleichen, bevor Meister Porion dich erwischt und zurück ins Bett schickt.«

»Verdammt, das wollen wir nicht! Seid alle *still*, um Sakors willen!«, brüllte Korin. »Komm her, Vetter. Gib uns einen Glückskuss. Du auch, unschätzbarer Kirothius. Gute Nacht! Gute Nacht!«

Korin war erst zufrieden, als jeder Tobin und Ki auf beide Wangen geküsst und im Gegenzug einen Glückskuss erhalten hatte. Schließlich stolperten sie den Weg zurück, den sie gekommen waren.

Sobald Tobin sicher war, dass sie sich zurückgezogen hatten, schleppte er den schwersten Stuhl im Zimmer in den Ankleideraum und verkeilte ihn vor dem Durchgang, dann rief er Bruder herbei und wies ihn an, Wache zu halten.

Er selbst kehrte ins Schlafzimmer zurück, wo sich Ki am Becken gerade das Gesicht wusch. Er hatte Baldus und Molay hereingelassen, die bei sich grummelten, während sie Garols säuerlich stinkendes Erbrochenes beseitigten.

»Wenn der König zu Hause weilt, ist es nie so«, murmelte Molay. »Als Korin jünger war, hat Porion ihn noch im Zaum gehalten, aber jetzt … Ich werde etwas Weihrauch verbrennen, um den Gestank zu überdecken. Baldus, geh und hol Gewürzwein für den Prinzen.«

»Nein, keinen Wein«, widersprach Tobin erschöpft.

Als die Diener fertig waren, schickte Tobin sie für die Nacht fort, dann zog er Ki zurück zum großen Bett. »Du hast ja gesehen, was davon kommt, wenn man die Dinge so macht, wie es in Ero üblich ist. Lass uns schlafen.«

Seufzend gab Ki nach und streckte sich am fernen Ende des Bettes auf dem Bauch aus.

Tobin legte sich auf das Kissen zurück und versuchte, den Gestank nicht zu beachten, der immer noch durch die sich kräuselnden Weihrauchwolken drang. »Was hat Orneus mit dem armen Luchs gemacht?«

Ki schnaubte in sein Kissen. »Was hast du gestern gemacht, während ich mir mit Mago die Knie wundgekauert habe?«

Tobin dachte an den langen, grauen Tag zurück. »Nichts Besonderes. Aber vergangene Nacht bin ich in der Gruft Niryn begegnet.«

»Fuchsbart? Was wollte er denn?«

»Er sagte, ich sei nach Korin der Nächste in der Erbfolge, bis er einen eigenen Erben zeugt.«

Ki drehte den Kopf und musterte ihn nachdenklich. »Damit könnte er wohl Recht haben. Und so, wie Korin heute Nacht getaumelt ist, könntest du sogar zum Zug kommen.«

»Mach keine Witze darüber!«, warnte Tobin eindringlich. »Ich glaube, wenn die Spürhunde dich hören könnten, kämen sie sofort, um dich zu holen, auch wenn es nur ein Scherz war. Niryn jagt mir Angst ein. Jedes Mal, wenn er sich in meiner Nähe aufhält, habe ich das Gefühl, als suche er nach etwas, als glaube er, ich verstecke etwas.«

»Er sieht jeden so an«, murmelte Ki und steuerte rasch dem Schlaf entgegen. »Das machen alle diese weißen Zauberer. Ich würde nicht wagen, freiwillig in ihre Nähe zu gehen. Aber wieso sollte dir das Kopfzerbrechen bereiten? Niemand ist der Krone treuer ergeben als wir …« Die letzten Worte gingen in ein leises Schnarchen über.

Tobin lag noch lange wach und dachte zurück an das eigenartige Gefühl, das ihn in Gegenwart des Zauberers beschlichen hatte. Auch über die geheimen Feinde grübelte er nach, von denen der Mann gesprochen hatte. Es sollte besser kein Verräter an Tobin herantreten; so wenig er den rotbärtigen Zauberer mochte, er würde sein Versprechen ihm gegenüber halten, sollte ihn irgendjemand dazu auffordern, den rechtmäßigen Herrscher von Skala zu verraten.

KAPITEL 47

»Glaubst du, es hat sich für sie ausgezahlt?«, flüsterte Ki zu Tobin, als sich Korin und seine Saufkumpane am nächsten Morgen zum Tempellauf aus den Betten quälten. Auch Porion beobachtete sie und sah dabei wie eine Gewitterwolke kurz vor dem Aufbrechen aus.

Garols Erleichterung in Tobins Zimmer hatte wenig geholfen; der Junge war grün wie Lauch und wankte auf den Beinen. Die anderen schienen etwas weniger wackelig, aber sehr still. Nur Korin, der am betrunkensten gewirkt hatte, war sein altes Selbst. Allerdings fiel seine morgendliche Begrüßung Tobins ein wenig zerknirscht aus.

»Ich nehme nicht an, dass du allzu viel Gutes über uns gedacht hast, nachdem wir weg waren, oder?«, fragte er und bedachte Tobin mit einem verlegenen Blick.

»Hattet ihr Spaß in der Stadt, Hoheit?«, erkundigte sich Ki.

»Diesmal sind wir bis zum Tor gekommen, bevor Porion uns erwischt hat. Nach den Übungen sollen wir alle eine Bußwache halten, um uns vom Gift zu reinigen, wie er es ausdrückte. Und einen Monat lang soll es bei Tisch keinen Wein geben.« Er seufzte. »Ich weiß nicht, warum ich das immer wieder mache. Du verzeihst mir doch, Tob, oder?«

Tobin war ihm gar nie böse gewesen, und Korins flehendes Lächeln hätte obendrein Flusseis am Sakorstag geschmolzen. »Mir wäre nur lieber, wenn du zu meiner Vordertür hereinkommst, das ist alles.«

Korin klopfte ihm auf die Schulter. »Dann herrscht Friede zwischen uns? Gut. Komm, lass uns mit diesen Trantüten ein Wettrennen zum Tempel veranstalten!«

Tobin und Ki blieben an diesem Tag mühelos vor den anderen; nur Korin hielt mit ihnen Schritt und lachte den ganzen Weg. Tobin wusste, dass Ki immer noch Zweifel über den Prinzen hegte. Er selbst ertappte sich dabei, dass er Korin fast so sehr wegen dessen Fehler mochte – oder gerade trotz dieser. Selbst in betrunkenem Zustand gebärdete er sich nie widerwärtig oder grausam wie die anderen, und er schien nie Nachwehen zu spüren. An diesem Tag wirkte er so frisch, als hätte er die ganze Nacht tief und fest geschlafen.

Als sie mit den Opfergaben im Tempel fertig waren, ließ Porion sie geradewegs zu den Bogenschießständen laufen. Es war ein klarer, windstiller Morgen, und Tobin freute sich darauf, Urmanis zu übertrumpfen, mit dem er ständig wetteiferte.

Als er jedoch seinen Platz einnahm und den ersten Schaft am Ohr anlegte, überkamen ihn erneut die Bauchschmerzen, die ihn seit einigen Tagen heimsuchten, diesmal in Form eines jähen, heftigen Stechens, dass ihn scharf die Luft einsaugen und den Pfeil abfeuern ließ, ohne zu zielen. Das Geschoss flog über eine Gruppe Mädchen in der Nähe hinweg, die den Jungen zusahen. Sie stoben wie aufgescheuchte Hühner auseinander.

»Tobin, hast du beim Schießen auch die Augen offen?«, brüllte Porion, der immer noch übler Laune war.

Tobin murmelte eine Entschuldigung. Die Schmerzen legten sich, ließen ihn jedoch angespannt und verlegen zurück.

»Was ist denn los, Prinz Wildkatze?«, kicherte Urmanis und trat für seinen Schuss in den Stand. »Ist eine Schlange über deinen Schatten gekrochen?« Sein Pfeil schnellte geradewegs in die Mitte der Zielscheibe.

Tobin überging die Spöttelei und legte einen weiteren

Schaft ein. Bevor er den Bogen spannen konnte, kehrten die Schmerzen zurück und umklammerten seine Eingeweide wie heiße Klauen. Tobin schluckte schwer und zwang sich, weiterzumachen, als sei nichts geschehen, da er vor den anderen Gefährten keine Schwäche zeigen wollte. Er zielte und feuerte in einer flüssigen Bewegung, doch als der Pfeil losschnellte, erblickte er Bruder, der vor der Zielscheibe stand.

Seit dem Tag im Haus seiner Mutter war der Geist nicht mehr ungerufen erschienen. Seit dem Tag, an dem Tobin ihren Ring gefunden hatte.

Bruder sprach etwas, das Tobin nicht verstehen konnte. Ein weiterer Krampf schüttelte ihn, schlimmer als der vorherige. Nur mit Müh und Not gelang es Tobin, sich auf den Beinen zu halten, bis die Schmerzen verebbten.

»Tobin?« Urmanis riss keine Witze mehr, als er sich bückte, um Tobin ins Gesicht zu sehen. »Meister Porion, ich glaube, der Prinz ist krank!«

Schlagartig waren Ki und Porion an seiner Seite.

»Es ist bloß ein Krampf«, keuchte Tobin. »Ich bin wohl zu heftig gerannt – «

Porion betastete seine Stirn. »Keine Anzeichen von Fieber, aber du bist blass wie Milch. War dir in der Nacht übel?«

Mittlerweile stand Bruder dicht genug, um ihn zu berühren. »Nein. Es hat mich erst jetzt gepackt, seit dem Rennen.«

»Tja, dann kehrst du besser eine Weile ins Bett zurück. Ki, sorg dafür, danach erstattest du mir Bericht.«

Bruder blieb den ganzen Rückweg zu ihrem Gemach bei Tobin und beobachtete ihn mit unergründlichen, schwarzen Augen.

Molay bestand darauf, ihm ins Bett zu helfen, während sich der kleine Baldus im Hintergrund bereit hielt. Tobin ließ sich von ihnen das Wams und die Schuhe ausziehen, dann rollte er sich zusammen, als ihn eine neue Welle der Schmerzen erfasste.

Ki scheuchte die anderen zurück und kletterte neben Tobins aufs Bett. Er drückte ihm den Handrücken auf die Stirn, schüttelte jedoch sogleich den Kopf. »Du hast kein Fieber, aber du schwitzt. Baldus, geh und hol Sir Tharin.«

Tobin sah, dass Bruder hinter Ki stand und langsam den Kopf schüttelte. »Nein, lass mich einfach ausruhen«, keuchte er. »Wahrscheinlich liegt es an diesem Pudding, den wir letzte Nacht gegessen haben. Ich sollte die Finger von Feigen lassen.« Er bedachte Ki mit einem reuigen Grinsen. »Lass mich einfach mit dem Nachttopf allein, ja? Geh zurück und sag den anderen, dass alles in Ordnung ist. Ich will nicht, dass sich dieser Haufen von Trunkenbolden daran weidet, wie es mir geht.«

»Ist das alles?« Ki stieß ein erleichtertes Lachen aus. »Kein Wunder, dass du so schnell gerannt bist. Na gut. Ich überbringe deine Botschaft und komme danach gleich zurück.«

»Nein, bleib dort und übe mit ihnen. Mir geht es gleich wieder gut. Porion hat heute so schon genug Burschen, auf die er wütend ist.«

Ki drückte ihm die Schulter, dann zog er die Vorhänge um das Bett zu.

Tobin lauschte, wie sein Freund hinausging. Er selbst lag reglos da und grübelte über die eigenartigen Empfindungen in seinem Bauch nach. Mittlerweile fühlten sich die Schmerzen nicht mehr so heftig an, sondern schwollen an und ab wie Wellen, weshalb er an die Dünung am

Strand denken musste. Als die Schmerzen schließlich noch mehr verflachten, nahm er etwas anderes, noch Beunruhigenderes wahr. Er stand auf und vergewisserte sich, dass sich niemand sonst im Zimmer oder im Ankleideraum befand. Dann kehrte er zum Bett zurück, zog die Vorhänge rings um sich zu, öffnete seine Hose und zog sie hinab. Am Übergang zwischen den beiden Hosenbeinen entdeckte er einen kleinen, nassen Fleck. Verwirrt starrte er darauf. Er war sicher, sich nicht benässt zu haben.

Bruder war bei ihm und starrte ihn an.

»Geh weg«, flüsterte Tobin mit matter, zittriger Stimme, doch Bruder blieb. »Fleisch, mein Fleisch …«

Er verstummte, da ihm Angst die Kehle zuschnürte, als er die Lage des Flecks abschätzte. Mit bebenden Fingern griff er hinab, tastete unter seinen Schritt, der im Vergleich zu jenem der anderen Gefährten immer noch so klein und unbehaart war. An der runzligen Unterseite der Hosen, spürte er etwas Klebriges und Nasses auf der Haut. Erschrocken starrte er auf seine Finger; selbst im trüben Licht hinter den Vorhängen konnte er erkennen, dass es sich um Blut handelte. Er konnte vor Furcht kaum atmen, als er abermals hinabgriff und verzweifelt nach einer wunden Stelle oder Verletzung tastete.

Die Haut erwies sich als unversehrt. Das Blut drang durch sie hindurch wie Tau.

»Oh, ihr Götter!« Plötzlich wusste er, was es war.

Die Pest. Der Rote und Schwarze Tod.

All der Mummenschanz, den er an Straßenecken gesehen hatte, und all die Geschichten, die sich die Jungen am Kaminfeuer erzählten, fielen ihm ein. Zuerst blutete man durch die Haut, dann schwollen unter den Armen und im Schritt riesige schwarze Wundstellen an. Am En-

de war man so durstig, dass man in die Gosse kroch, um Schmutzwasser zu trinken, bevor man starb und dabei das Blut erbrach, das man noch im Leibe hatte.

Im Gefolge dieser Gedanken tauchten wieder Lhels Worte auf. *Du siehst Blut, du kommst her zu mir.* Offenbar war es doch eine Vision gewesen.

»Was soll ich nur tun?«, flüsterte er Bruder zu. Doch er wusste es bereits.

Sag es niemand. Du deinen Freund liebst, du ihm nichts sagst, hatte Lhel ihn gewarnt.

Er durfte es Ki nicht sagen. Auch Tharin nicht. Oder sonst jemandem, den er liebte. Sie würden ihm helfen wollten und sich selbst anstecken.

Tobin betrachtete das Bett, das er und Ki geteilt hatten. Ob er seinen Freund bereits krank gemacht hatte?

Du deinen Freund liebst, du ihm nichts sagst.

Tobin schnürte seine Hose zu und kletterte aus dem Bett. Ki würde ihn niemals alleine gehen lassen. Auch Fürst Orun, Porion oder Tharin würden es ihm verbieten. Er fand seinen Rock und streifte ihn über, bevor heiß lodernde Finger abermals durch seinen Bauch schabten, ihn mit den Zähnen knirschen und sich krümmen ließen. Das Siegel und der Ring klirrten unter dem Hemd an seiner Brust gegeneinander. Tobin zog sie hervor, umklammerte sie wie Talismane und fühlte sich sehr alleine. Er musste zu Lhel reisen.

Als die Schmerzen nachließen, ging er in den Ankleideraum und gürtete sich die Klinge seines Vaters um. *Jetzt, wo ich sterbe, bin ich fast groß genug, um sie zu tragen,* dachte er verbittert, *dann will ich wenigstens damit verbrannt werden. Es ist ohnehin niemand übrig, an den ich sie weiterreichen könnte.*

Draußen auf dem Flur hörte er Bedienstete reden; auf

diesem Weg gab es keine Möglichkeit, ungesehen zu fliehen. Er warf einen alten Mantel über, kniete sich hin und betastete den Durchgang, der in das Gemach seines Vetters führte. Wie Korin gesagt hatte, konnte Tobin ihn von dieser Seite aus nicht öffnen. Bruder hingegen sehr wohl, und er tat es auch.

Korins Zimmer ähnelte dem seinen, allerdings waren die Behänge üppiger und in Rot- und Goldtönen gehalten. Außerdem besaß sein Raum eine Treppe, die vom Palast in die Gärten hinabführte. Tobin nutzte sie, um ungesehen zu entkommen.

Wie Ki befürchtet hatte, ließ Porion ihn den halben Nachmittag üben. Als er endlich in ihr Zimmer zurückkehrte, streckten sich bereits die Schatten der dünnen Kiefern durch die Fenster herein.

»Tobin, wie geht es dir?«

Er erhielt keine Antwort. Ki ging zum Bett und zog einen der schweren Vorhänge zurück, da er glaubte, sein Freund müsse noch schlafen, doch stattdessen fand er das Bett leer vor.

Verwirrt sah sich Ki im Raum um. Er erblickte das abgelegte Wams; Tobins Schwert und Bogen hingen noch über dem geschnitzten Gestell, wo er beides verstaut hatte. Es gab ein Dutzend Orte, an denen sich sein Freund aufhalten konnte, und unter gewöhnlichen Umständen hätte sich Ki damit begnügt, zu warten, bis er auftauchte oder bis sie sich beim Abendessen begegneten, aber Tobins plötzliche Krankheit bereitete ihm Unbehagen.

In jenem Augenblick wurde er des Schabens von Füßen auf dem Balkon gewahr, drehte sich um und erblickte Tobin umrahmt von der Helligkeit der Tür. »Da bist du

ja!«, rief er erleichtert aus.»Dann muss es dir wohl besser gehen.«

Tobin nickte und lief raschen Schrittes in den Ankleideraum, wobei er Ki bedeutete, ihm zu folgen.

»Wie geht es dir? Du siehst immer noch blass aus?«

Tobin schwieg und erklomm den alten Schrank, der im Ankleideraum stand.

»Was machst du da?« Ki fand, dass sich Tobin eigenartig benahm. Vielleicht war er doch wirklich schlimm krank. Sogar die Art, wie er sich bewegte, schien merkwürdig, wenngleich Ki nicht genau zu sagen vermochte, inwiefern.

»Tob, was ist denn? Was suchst du denn dort oben?«

Tobin drehte sich herum und ließ einen schmutzigen Stoffbeutel in Kis Hände fallen. Durch die Bewegung blickten sie einander zum ersten Mal unmittelbar an, seit Ki ins Zimmer zurückgekehrt war.

Ki starrte ins schwarze, durchdringende Augen und begann zu zittern. Dies war nicht Tobin.

»Bruder?«

Binnen eines Lidschlags stand sein Gegenüber wenige Fingerbreit vor ihm. Das Antlitz des Geistes erinnerte ihn an eine Maske – es war, als hätte ein tollpatschiger Schnitzer versucht, Tobins Gesicht nachzubilden, dabei jedoch die Güte und Wärme darin vergessen. Plötzlich musste Ki an seine tote Mutter denken, die vor all den Jahren gefroren auf dem Heuboden gelegen hatte; er hatte die Decke zurückgezogen, ihr ins Gesicht geblickt und vergeblich nach der Liebe darin gesucht, die er gekannt hatte. Nun war es dasselbe – er suchte im Gesicht des Dämons nach Tobin.

Trotz seiner Furcht fand er die Stimme wieder. »Bist du Bruder?«

Der Geist nickte, und etwas, das ein Lächeln sein mochte, verzog seine schmalen Lippen. Die Wirkung fühlte sich nicht besonders angenehm an.

»Wo ist Tobin?«

Bruder deutete auf den Beutel. Sein Mund bewegte sich nicht, dennoch vernahm Ki ein leises Flüstern gleich dem Wind, der über einen zu Eis erstarrten See bläst. *Er geht zu Lhel. Bring das rasch zu ihm!*

Damit verschwand Bruder und ließ Ki in den länger werdenden Schatten mit einem schmutzigen Stoffsack zurück, der nicht leer war.

Lhel? Tobin war nach Hause aufgebrochen? Aber warum? Und wieso ohne ihn? Kis Hand suchte das geschnitzte Pferd um seinen Hals, während er die verletzten Gefühle zurückdrängte, die mit solchen Fragen aufkamen. Wenn Tobin ohne ihn gegangen war, dann stimmte etwas ganz und gar nicht, und wenn dem so war, dann war Kis Platz an seiner Seite.

Aber er ist ohne mich aufgebrochen, dachte er. *Tharin. Ich sollte es Tharin sagen, vielleicht sogar Porion …*

Nein!

Ki zuckte zusammen, als Bruder ihn aus den Schatten neben dem Durchgang anzischte. Es musste ein Zeichen sein, dass er Bruder endlich sehen konnte. Tobin musste in wahrhaft großer Gefahr schweben, wenn der Geist ihm nun erschien. Ki fand, dass er besser tun sollte, was Bruder verlangte.

Zumindest dabei war ihm das Glück hold. In den Stunden zwischen ihren Pflichten und dem Abendessen stand es den Jungen frei zu tun, was sie wollten. Niemand würde auch nur einen zweiten Blick auf einen Knappen werfen, der vom Palast zu den Stallungen ging und die Ausrüstung seines Herrn zur Wartung brachte.

Er nahm nur ihre Schwerter und den geheimnisvollen Beutel mit und setzte sich in Richtung der Ställe in Bewegung. Dort wurden seine Befürchtungen bestätigt. Gosi war verschwunden. Wenn Tobin beritten aufgebrochen war, bestand keine Hoffnung, ihn noch einzuholen. Er konnte ihm nur folgen.

»Du hättest dich ruhig ein bisschen früher zeigen können«, murmelte er, als er Drache sattelte, und hoffte, dass sich Bruder nah genug aufhielt, um ihn zu hören.

Der Vorwand, dass er als Knappe Besorgungen in der Stadt zu erledigen habe, genügte den Wachen des Palatinkreises, und ein weiterer brachte ihn an jenen am Hafentor vorbei. Die Nacht brach rasch herein, und inzwischen war kein Anzeichen mehr zu erkennen, dass Bruder gedachte, ihn zu führen. Dafür schien der Mond hell genug, um den Weg zu erleuchten. Er schwenkte Drache gen Westen herum, trat das stichelhaarige Pferd in einen Galopp entlang der Landstraße und betete zu Astellus, er möge die Hufe des Tieres wohlbehalten durch die Dunkelheit geleiten.

Nachts traf er auf den Straßen nur wenige Reiter an, noch weniger, die zierlich genug wirkten, um Tobin zu sein, dennoch starrte Ki eindringlich jeden Fremden an, den er überholte.

Gegen Mitternacht hielt er an, um Drache an einem Bach ausruhen zu lassen. Erst da kam ihm der Gedanke, in den Beutel zu blicken.

Etwa um dieselbe Stunde klopfte ein äußerst besorgter Molay an Tharins Tür.

KAPITEL 48

Der Halbmond geleitete Tobin nach Hause. In seinem Licht ließ er das Meer hinter sich zurück und folgten den Flüssen und Straßen, die westwärts in die Berge führten. Vielleicht erinnerte sich auch Gosi an den Weg, denn sie bogen die ganze Nacht hindurch kein einziges Mal falsch ab.

Angst und die seltsamen Schmerzen, die anschwollen und sich veränderten, während der Mond ihn weiterzog, hielten ihn wach. Manchmal verschwanden die Qualen auch völlig, dann trieb er sein Pferd für einige Meilen in vollen Galopp. Wenn sie wieder einsetzten, wanderte Gosi gemächlich am grasbewachsenen Straßenrand entlang, während zwischen Tobins Hüftknochen ein Becken aus pochendem, roten Feuer schwappte. Mit halb geschlossenen Augen dachte er an Niryn und seine Handvoll Flammen in der königlichen Gruft.

Während sich die Nacht hinzog, stiegen die Schmerzen oft in ihm auf, gruben sich unter sein Brustbein und breiteten sich durch seine Haut aus, wodurch sich sein Fleisch auf den Knochen abwechselnd heiß und kalt anfühlte. Das Blut in seiner Hose war getrocknet, aber gegen Mitternacht, begann seine Brust zwischen den Nippeln zu jucken. Als seine Finger hinfassten, um sich zu kratzen, lösten sie sich dunkel und nass davon.

Die Pest, die Pest, die Pest. Die Worte hallten im Einklang mit dem Pochen seines Herzens durch seinen Geist.

Seuchenbringer.

Lhel musste ein Heilmittel kennen. Deshalb musste sie ihm die Vision gesandt haben, in der sie ihm gesagt hatte, er solle zu ihr kommen. Vielleicht wussten Hügelhexen

von einer Heilung, die den Drysiern und königlichen Heilern Skalas unbekannt war.

Jeder kannte die Geschichten. In den Hafenstädten nagelten die Totenvögel Seuchenbringer in ihren Häusern ein, zusammen mit allen anderen, die das Pech hatten, bei ihnen zu sein, wenn das erste Opfer entdeckt wurde. Falls jemand die Krankheit überlebte, konnte er seine Gesundheit beweisen, indem er sich befreite.

Er war ein Seuchenbringer.

Lhel hatte es vorhergesehen.

Würde man den Alten Palast zunageln?

In der Dunkelheit beschwor seine Vorstellungskraft das Bild einer Heerschar von Totenvögeln herauf, die sich mit Hämmern und Beuteln voller Nägel über den Schultern auf den alten Palast stürzten – wie die Handwerker, die in der Feste gearbeitet hatten.

Würde man ihm folgen und auch die Feste vernageln?

Man konnte ihn in den Turm sperren. Er würde ihre Maske tragen und ein Vogel sein wie jene, die seiner Mutter einzige Gefährten gewesen waren …

Die ganze lange Nacht hindurch hetzten sich seine Gedanken in einem endlosen Kreis. Er war beinah überrascht, als er die schartigen Gipfel der Berge erblickte, die sich so nah vor ihm gegen den sternengesprenkelten Himmel abzeichneten.

Der erste Schimmer des Sonnenaufgangs wärmte hinter seinem Rücken den Himmel, als er durch das schlafende Alestun ritt. Gosi stolperte und keuchte unter ihm. Tobin selbst war von Erschöpfung in einen tauben, traumartigen Zustand übergegangen, und er fragte sich allmählich, ob er plötzlich die Augen aufschlagen und sich doch noch in Ero befinden würde, von den Totenvögeln in seinem

Zimmer eingenagelt. Oder vielleicht folgte er in Wahrheit dem Pfad aus seinen Visionen zu jener unterirdischen Kammer, über die das Reh wachte.

Er ließ die Ortschaft hinter sich und ritt die vertraute Straße zwischen herbstfarbigen Bäumen hindurch entlang. Als sein Vater ihn vor einem halben Leben zum ersten Mal mit nach Alestun genommen hatte, hatte der Wald sehr ähnlich ausgesehen.

Tobin war froh, wieder hier zu sein, auch wenn es sich als das letzte Mal für ihn erweisen sollte. Er wollte lieber hier als in der Stadt sterben. Hoffentlich würde man seinen Körper irgendwo im Wald zur Ruhe betten. Er wollte nicht in einer jener Steinablagen unter den steinernen Königinnen enden. Tobin gehörte hierher.

Er hatte eben den ersten Blick auf das Turmdach über den Wipfeln erhascht, als Lhel aus den Bäumen vor ihm trat. Tränen der Erleichterung brannten Tobin in den Augen.

»*Keesa*, du kommen«, sagte sie und kam ihm auf der Straße entgegen.

»Ich habe das Blut gesehen, Lhel« Seine Stimme hörte sich so matt wie jene Bruders an. »Ich bin krank. Ich habe die Pest.«

Sie erfasste seinen Knöchel und blickte ihm mit zusammengekniffenen Augen ins Gesicht, dann tätschelte sie beruhigend seinen Fuß. »Nein, *Keesa*. Nicht Pest.«

Die Hexe zog seinen Fuß aus dem Steigbügel, kletterte hinter ihm aufs Pferd und übernahm die Zügel.

Tobin erinnerte sich an wenig des folgenden Rittes, nur an die Wärme ihres Körpers an seinem Rücken. Sie fühlte sich gut an.

Das Nächste, was er mitbekam, war, dass sie ihm mit Händen so kühl wie Flusswasser aus dem Sattel half. Sie

befanden sich an der Eiche mit ihren Körben und Ablagen und dem runden, glitzernden Teich, der hinter dem Baum wie ein grüner und goldener Spiegel schimmerte.

Hinter der Tür knisterte ein behagliches Feuer. Lhel führte ihn zu einem Holzklotz daneben, schlang eine Fellrobe um ihn und legte ihm eine Holzschale mit heißem Kräutertee in die Hände. Tobin nippte daran, dankbar für die Wärme. Das weiche Fell war gelblich braun – das eines Berglöwen. Kis Berglöwen, dachte er und wünschte, sein Freund wäre hier.

»Was stimmt nicht mit mir«, krächzte er.

»Zeig Blut.«

Tobin zog den Kragen seines Rocks hinab, um ihr den nassen Fleck auf der Brust zu zeigen. »Du sagst, ich bin nicht krank, aber schau nur! Was könnte das sonst sein?«

Lhel berührte das feuchte Fleisch und seufzte. »Wir viel von der Mutter verlangt. Zu viel, ich denke.«

»Meiner Mutter?«

»Ihr auch, ja, aber Göttin Mutter ist, von der ich rede. Du hast Schmerzen hier?«

»Ein bisschen, aber am meisten im Bauch.«

Lhel nickte. »Blut an andere Stelle?«

Verlegen zog Tobin sein Wams hoch und zeigte ihr, wo der erste Fleck durch seine Hose gedrungen war.

Lhel legte ihm die Hände auf den Kopf und sprach leise einige Worte, die er nicht verstand.

»Ah, zu früh, *Keesa*, zu früh«, sagte sie und hörte sich traurig dabei an. »Vielleicht ich falsch, dass gemacht Bruders *Hekkamari* dich binden so eng. Ich muss bringen Arkoniel. Du essen, während ich gehe.«

»Kann ich dich nicht begleiten? Ich will Nari sehen!«, bettelte Tobin.

»Später, *Keesa*.«

Sie brachte ihm warmen Haferbrei, Beeren und Brot, dann stapfte sie zwischen den Bäumen hindurch davon.

Tobin kuschelte sich tiefer in das Fell und biss von dem Brot ab. Zweifellos war es aus Köchins Küche stibitzt. Der Geschmack erfüllte ihn mit noch schlimmerem Heimweh. Er sehnte sich danach, hinter Lhel herzulaufen und sich mit Köchin und Nari ans Küchenfeuer zu setzen. In solcher Nähe und in seinen alten Kleidern war es einfach, sich vorzugaukeln, er hätte sein Zuhause nie verlassen.

Abgesehen davon, dass Ki nicht hier war. Tobin fuhr mit den Fingern am Saum des Berglöwenfells entlang und überlegte, was er zu ihm sagen würde, wenn er in die Stadt zurückkehrte. Was mussten Ki und Tharin und die anderen mittlerweile denken?

Tobin hob sich diese Sorge für später auf und berührte abermals das Blut an seiner Brust. Er war also doch kein Seuchenbringer, dennoch stimmte etwas nicht mit ihm. Vielleicht sogar etwas noch Schlimmeres.

Es herrschte schon fast Tageslicht, als Ki die Abzweigung der Straße nach Alestun erreichte, dennoch übersah er sie beinah, da er diesen Weg erst einmal zuvor geritten war. Er war bereits deutlich daran vorbei, als Bruder plötzlich auf der Straße vor ihm auftauchte und sein Pferd erschreckte.

»Da bist du ja!«, murmelte Ki und zog an den Zügeln, um Drache, der scheute, zu beruhigen.

Der Geist deutete den Weg zurück, den Ki gekommen war. Ki drehte sich um und erblickte den Wegweiser, den er an der Kreuzung hinter sich übersehen hatte. »Vielen Dank, Bruder.«

Mittlerweile hatte er sich beinah an den Geist gewöhnt. Oder vielleicht war er einfach zu müde, hungrig

und besorgt darüber, was er am Ende des langen Ritts dieser Nacht vorfinden würde, um Angst für etwas anderes übrig zu haben. Was immer zutreffen mochte, er war recht froh darüber, als Bruder bei ihm blieb und ihn nach Alestun führte.

Für Mitte des Erasins war es ein warmer Morgen. Von den triefenden Bäumen stieg ein Dunstnebel auf, der im zerbrechlichen Licht des falschen Morgengrauens gespenstisch wirkte.

»Geht es Tobin gut?«, fragte er in der Annahme, dass Bruder etwas über den Zustand seines Zwillings wusste. Doch Bruder drehte sich weder um, noch erwiderte er etwas, sondern bewegte sich nur auf jene merkwürdige Weise vor ihm weiter, die kein Gehen war. Ki beobachtete ihn eine Weile und gelangte allmählich zu dem Schluss, dass er sich doch alleine behaglicher gefühlt hatte.

Arkoniel schaute von seinem Waschbecken auf und erblickte Lhels vor ihm schwebendes Gesicht.

»Du kommen schnell«, sagte sie, und die Dringlichkeit in ihrer Stimme war unüberhörbar. »Tobin bei mir ist. Magie ist gebrochen.«

Hastig trocknete sich Arkoniel das Gesicht ab und rannte hinaus zum Stall. Er sparte sich die Mühe, einen Sattel aufzulegen, ergriff einfach die Zügel und klammerte sich an der Mähne seines Wallachs fest, als er die Gebirgsstraße hinaufritt, um sich mit der Hexe zu treffen.

Wie immer erwartete sie ihn am Waldrand. Er ließ das Pferd zurück und folgte ihr zu Fuß durch die Bäume. Die Strecke fühlte sich kürzer als sonst an. Seit mittlerweile mehr als zwei Jahren war er ihr Schüler und ihr Geliebter, dennoch hatte sie ihm immer noch nicht den Weg zu ihrem Heim anvertraut.

Auf der Lichtung fand er Tobin am Feuer sitzend und in ein Berglöwenfell gehüllt vor. Das Gesicht des Kindes wirkte abgehärmt und blass, und unter den Augen prangten dunkle Ringe. Er hatte gedöst, schaute aber jäh auf, als sich Arkoniel und Lhel näherten.

»Tobin, wie fühlst du dich?«, fragte Arkoniel und kniete sich vor ihn. War es Einbildung, oder hatten sich die vertrauten Züge jenes Antlitzes bereits geringfügig verschoben?

»Ein wenig besser«, antwortete Tobin, der verängstigt aussah. »Lhel sagt, ich habe nicht die Pest.«

»Nein, natürlich hast du sie nicht!«

»Dann sagt mir, was mit mir geschieht!« Tobin zeigte ihm einen blutigen Fleck auf seiner flachen, glatten Brust. »Es sickert einfach heraus, und es hat wieder angefangen, wehzutun. Das muss der Rote und Schwarze Tod sein. Was sonst könnte so etwas bewirken?«

»Magie«, erwiderte Arkoniel. »Eine Magie, die vor langer Zeit an dir gewirkt wurde und die verfrüht nachlässt. Es tut mir so leid. Du solltest es nie auf diese Weise erfahren.«

Wie er befürchtet hatte, wirkte Tobin darob nur noch verängstigter. »Magie? An mir?«

»Ja. Lhels Magie.«

Tobin warf einen gekränkten Blick in die Richtung der Hexe. »Aber warum? Und wann? Als du mein Blut auf die Puppe aufgetragen hast?«

»Nein, *Keesa*. Viel frühere Zeit. Wenn du geboren bist. Iya und Arkoniel zu mir gekommen sind und darum mich gebeten. Sie sagen, euer Mondgott es will. Dein Vater es will. Teil deines Kriegerpfads. Komm, ist besser, dir zu zeigen, als zu erzählen.«

Ki hatte vorgehabt, geradewegs zur Feste zu reiten und Arkoniel zu holen, doch Bruder wollte davon nichts wissen.

Folg mir, verlangte der Geist mit seiner heiseren Flüsterstimme. Ki wagte nicht, sich ihm zu widersetzen.

Bruder geleitete ihn zu einem Wildpfad, der sich der Weide entlangschlängelte und den Fluss an einer Furt weiter stromaufwärts überquerte.

Ki spähte während des Reitens in den Beutel auf die abgewetzte, alte Puppe und fragte sich, weshalb ein solches Dinge für einen Geist eine Rolle spielen konnte. Dennoch war dem eindeutig so, denn Bruder tauchte plötzlich an seinem Steigbügel auf, und eine eisige Kälte erfasste Kis gesamten Körper.

Nicht für dich!, zischte Bruder und umklammerte sein Bein mit frostigen Fingern.

»Ich will sie ja auch nicht!« Ki zog den Beutel zu und stopfte ihn zwischen sein Bein und den Sattel.

Auf der anderen Seite der Furt wurde der Pfad rasch steiler und begann, vertraut auszusehen. Ki erkannte einen großen Stein, den sie eines Sommertags als Tisch verwendet hatten, an dem sie mit Arkoniel und Lhel ein Essen im Freien veranstaltet hatten. Nun konnte es nicht mehr weit sein.

So müde und voll Unbehagen über Bruders Gegenwart Ki sein mochte, er musste beim Gedanken daran, wie überrascht alle sein würden, ihn zu sehen, unweigerlich lächeln.

Tobin schauderte, als er sich über die glatte Oberfläche der Quelle beugte. Lhel hatte ihn seinen Kittel und sein Hemd ausziehen lassen. Als er hinabblickte, konnte er sein Gesicht und den roten Fleck auf seiner Brust sehen.

Er überlegte, ob er ihn abwaschen sollte, wagte es jedoch nicht. Lhel und Arkoniel betrachteten ihn immer noch so merkwürdig.

»Schau in Teich«, forderte Lhel ihn erneut auf und raschelte hinter ihm mit etwas. »Arkoniel, du sagst.«

Der Zauberer kniete sich neben Tobin. »Es hätte dein Vater sein sollen, der dir das erzählt, oder Iya. Und du hättest älter und bereit sein sollen, deinen Platz einzunehmen. Aber anscheinend haben die Götter andere Pläne. Du hast doch gehört, dass die Leute sagen, dein toter Zwilling sei ein Mädchen gewesen. Nun, in gewisser Weise stimmt das.«

Tobin schaute zu ihm auf und erblickte in den Zügen des Zauberers eine tiefe Traurigkeit.

»Deine Mutter gebar in jener Nacht zwei Kinder: einen Knaben und ein Mädchen. Wie du weißt, starb eines der Kinder. Aber jenes, das überlebte, war ein Mädchen. Du, Tobin. Lhel hat dafür eine besondere Art von Magie angewandt …«

»Hautbindung«, warf Lhel ein.

»Hautbindung, um dich wie einen Jungen erscheinen zu lassen und den Knaben – Bruder – wie ein Mädchen.«

Einen Augenblick dachte Tobin, er hätte wieder die Stimme verloren wie damals, als seine Mutter gestorben war. Doch er brachte ein krächzendes »Nein!« hervor.

»Es ist wahr, Tobin. Du bist ein Mädchen in Jungengestalt. Und es wird eine Zeit kommen, da du diese falsche Form ablegen und deinen Platz in der Welt als Frau einnehmen musst.«

Mittlerweile schauderte Tobin, und nicht wegen der Kälte. »Aber – aber *warum*?«

»Um dich zu beschützen, bis du Königin werden kannst.«

»Mich beschützen? Vor wem?«

»Vor deinem Onkel und seinen Spürhunden. Sie würden dich töten, wenn sie es wüssten. Der König hätte dich bereits in der Nacht deiner Geburt getötet, wenn wir nicht getan hätten, was getan wurde. Er hatte davor bereits andere umgebracht, viele andere, von denen er fürchtete, sie würden sein und Korins Recht auf den Thron anfechten.«

»Niryn sagte … Aber er sprach von Verrätern!«

»Nein, sie waren unschuldig. Und ihr Anspruch war weit geringer als der deine, zumal du das Kind seiner Schwester bist. Du kennst die Prophezeiung von Afra. Du bist eine wahre Tochter des Thelátimos, die Letzte der reinen Linie. Diese Hautbindung – es war die einzige Möglichkeit, die uns einfiel, dich zu schützen. Und bis jetzt hat es auch gewirkt.«

Tobin starrte auf das Gesicht im Wasser hinab – auf seine Augen, sein Haar, die Narbe an seinem spitzen Kinn. »Nein! Du lügst! Ich will sein, wer ich bin! Ich bin ein Krieger!«

»Du bist nie etwas anderes gewesen«, erwiderte Arkoniel. »Aber du bist von Illior dazu ausersehen, noch mehr zu sein. Das wurde Iya von Illior offenbart, als du dich noch im Mutterleib befunden hast. Unzählige Zauberer und Priester haben von dir geträumt. Du wirst eine große Kriegerin und eine große Königin werden, wie einst Ghërilain.«

Tobin presste die Hände auf die Ohren und schüttelte wutentbrannt den Kopf. »Nein! Frauen sind keine Krieger! Ich bin ein Krieger. Ich bin Tobin. *Ich weiß, wer ich bin*!«

Der Geruch von Moschus und grünen Kräutern umfing ihn, als sich Lhel auf seine andere Seite kniete und die

kräftigen Arme um ihn schlang. »Du bist, wer du bist. Lass mich zeigen.«

Sie bedeckte die blutige Stelle auf seiner Brust mit der Hand, und die Schmerzen kehrten einen Lidschlag lang wie trippelnde Tausendfüßlerbeine zurück. Als sie die Hand wegnahm, erblickte er eine lotrechte Naht auf seiner Brust, die jener glich, die Bruder ihm einmal gezeigt hatte, zierlich und fein wie Spinnfaden. Aber seine Wunde war verheilt, die Narbe verblasst. Nur das untere Ende wirkte blutig wie Bruders Naht.

»Die Magie nachlässt, Bindung nicht haltet. Muss neue Magie gemacht werden«, sagte Lhel. »Noch nicht ist Zeit, zu zeigen das wahre Gesicht, *Keesa*.«

Dankbar schmiegte sich Tobin an sie. Er wollte sich nicht verändern.

»Aber wie …«, setzte Arkoniel an.

Lhel gebot ihm mit einem erhobenen Finger Einhalt. »Später. Tobin, du sollen kennen dein wahres Gesicht.«

»Ich will aber nicht!«

»Doch. Ist gut zu kennen. Komm, *Keesa*, schau.«

Lhel drückte einen Finger auf die Naht an seiner Brust, und als sie erneut sprach, vernahm er ihre Worte in seinem Kopf, klar, deutlich und ungebrochen. *Muttergöttin, ich löse diese Naht, die in deinem Namen gefertigt wurde, geschaffen in der Nacht deines Vollmondes, auf dass sie wieder heil werde in diesem Mond, um das Kind mit der Bindung von einer Gestalt zur anderen zu beschützen. Lass diese Tochter namens Tobin ihr wahres Gesicht in deinem Spiegel sehen. Löse dich, im roten Mond gewobener Faden.* Damit fuhr sie mit der Hand über Tobins Augen und half ihm, sich erneut über die glasige Oberfläche des Teichs zu beugen.

Furchtsam und widerwillig blickte er hinab, um die Fremde anzusehen, die ihm entgegenstarren würde.

Sie war nicht so anders.

Sie war ein Mädchen – das ließ sich nicht übersehen –, aber sie besaß seine dunkelblauen Augen, seine gerade Nase und sein spitzes Kinn, sogar dieselbe Narbe. Er hatte befürchtet, jemanden mit weichen und dümmlichen Zügen zu sehen, wie sie einige der Mädchen am Hof besaßen, aber diesem Antlitz haftete nichts Weiches an. Die Wangenknochen mochten ein wenig höher sein als die seinen, die Lippen einen Deut voller, doch sie begegnete seinem Blick mit derselben Wachsamkeit, die er zu Hause so oft im Spiegel gesehen hatte – und mit derselben Entschlossenheit.

»Nicht ›sie‹, Tobin«, flüsterte Arkoniel, der offenbar in seinen Geist gespäht hatte. »Du. Du *bist* sie. Du hast all die Jahre im Spiegel Bruder gesehen. Aber nicht alles von ihm. Deine Augen sind deine eigenen.«

»Keine Bindung das ändert. Oder das.« Tobin spürte, wie Lhel das Weisheitsmal berührte, dann hörte er die Stimme der Hexe wieder in seinem Kopf. *Das hat sich seit deiner Geburt nicht verändert. Es war immer ein Teil von dir. Und das hier* – sie berührte die Narbe – *das wurde dir gegeben und wird dir bleiben. Dein ganzes Leben lang hast du geglaubt, Sakor zu folgen, doch Illior hat dich von Geburt an gekennzeichnet. So ist es mit all deinen Erinnerungen, deiner Ausbildung, deiner Kunst, deiner Seele. Mit allem, was du behalten wirst. Aber du wirst mehr als das werden.*

Tobin schauderte und erinnerte sich an die Geisterkönigin, die ihm das Schwert dargeboten hatte. Hatte sie es gewusst und ihm die Waffe als einen Segen geben wollen?

»Kannst du mich sehen, Arkoniel?«

»Ja. O ja!« Die Stimme des Zauberers strotzte vor Freude. »Ich bin so froh, dich nach all den Jahren endlich zu sehen, meine Herrin!«

Meine Herrin.

Tobin bedeckte die Ohren gegen das Wort, konnte jedoch den Blick nicht vom Spiegelbild im Teich abwenden.

»Ich weiß, was du befürchtest, Tobin«, sagte Arkoniel in sanftem Tonfall. »Aber du kennst die Geschichten. Vor der Zeit deines Onkels waren die Königinnen Skalas mächtige Kriegerinnen, und es gab Frauen, die als Generäle, Hauptleute, Knappen und Waffenmeister dienten.«

»Wie Kis Schwester.«

»Ja, wie Kis Schwester. Und wie Köchin in ihrer Zeit. Es gibt sie noch immer in den Armeen. Du kannst sie zurück an den Hof holen, ihnen wieder zu Ehre verhelfen. Aber nur, wenn du in Sicherheit und verborgen bleibst, bis der rechte Zeitpunkt dafür gekommen ist. Dafür musst du nach Ero zurückkehren und der Welt gegenüber weiterhin Tobin sein. Nari und Iya sind außer uns zwei die Einzigen, die über die Wahrheit Bescheid wissen. Niemand sonst darf es wissen. Nicht einmal Ki oder Tharin.«

»Aber warum?«, verlangte Tobin zu erfahren. Sie hatte bereits so genug Geheimnisse. Wie sollte sie dieses alleine ertragen?

»Ich habe deinem Vater und Iya mein Wort gegeben, dass niemand von deinem wahren Ich erfahren würde, bis das Zeichen gegeben wird.«

»Welches Zeichen?«

»Das weiß ich noch nicht. Illior wird es offenbaren. Vorerst müssen wir uns in Geduld üben.«

Der Zwischenfall mit der Puppe hatte jede Aussicht darauf zunichte gemacht, dass sich Ki mit dem Geist oder Dämon oder was immer Bruder sein mochte wohl fühlen konnte.

Dennoch war er nicht darauf vorbereitet, als sich Bruder plötzlich auf ihn stürzte, während sie eine steile, bröckelige Böschung erklommen. Die Kreatur berührte ihn nicht, erschreckte jedoch Drache, der sich aufbäumte und Ki abwarf. Hals über Kopf kullerte er die Böschung hinab. Zum Glück erwies sich der Boden vor Moos und Farn als weich, dennoch bekam er ein paar Steine und Holztrümmer zu spüren, bevor er sich an einem Baum auf halbem Weg den Abhang hinunter verfing.

»Verdammt noch mal, wofür war das denn?«, keuchte er und versuchte, wieder zu Atem zu gelangen. Er konnte Bruder an der Kuppe des Hügels sehen. Der Geist hatte den Mehlsack an sich genommen und hatte dieses beunruhigende Lächeln im Gesicht, als er zu Ki herabschaute. Das Pferd war längst verschwunden.

»Was willst du?«, brüllte Ki zu ihm hinauf.

Bruder schwieg.

Ki begann, emporzuklettern. Als er erneut aufschaute, war Bruder verschwunden.

Nachdem er die Böschung erklommen hatte, erblickte er Bruder am Beginn eines Wildpfads ein paar Schritte entfernt, von wo aus er ihn beobachtete. Ki ging einen Schritt in seine Richtung, und Bruder bewegte sich weiter, führte ihn.

Da Ki nicht wusste, was er sonst tun sollte, lief er hinter ihm her und ließ dem Geist seinen Willen. Schließlich hatte Bruder nun die Puppe.

Lhel hatte Arkoniel zurück hinter die Eiche geführt und Tobin alleine an der Quelle zurückgelassen. Sie kniete, wo sie zurückgeblieben war, starrte auf das Gesicht im Teich hinab und hatte das Gefühl, dass sich die Welt rings um sie auf den Kopf stellte.

Mein Gesicht, dachte sie bei sich.

Mädchen. Herrin. Prinzessin.

Abermals drehte sich die Welt.

Königin. Ich.

Sie berührte ihre Wange, um festzustellen, ob sie sich so anders anfühlte, wie sie im Wasser aussah. Bevor sie zu einer Entscheidung gelangen konnte, zerbarst das Bild zu aufspritzendem Wasser, das sie vom Gesicht bis zu den Knien durchnässte.

Ein Stoffbeutel trieb vor ihr im Teich.

Ein Mehlsack.

»Die Puppe!«, rief Tobin aus und zog den Beutel heraus, bevor er versinken konnte. Sie hatte ihn in Ero vergessen. Bruder kauerte auf der gegenüberliegenden Seite des Teichs und starrte sie mit schief gelegtem Kopf an, als wäre er überrascht, sie so zu sehen.

»Schau, Lhel!«, rief Tobin. »Bruder hat sie aus der Stadt mitgebracht.«

Lhel und Arkoniel kamen herbeigerannt und zogen Tobin aus der Quelle. Die Hexe schlang das Berglöwenfell wie einen Mantel um sie und zog es ihr nach vorne über das Gesicht.

»Nein, Bruder kann das nicht getan haben. Nicht alleine«, widersprach Arkoniel und ließ den Blick prüfend, mit verängstigten Augen über die Lichtung wandern.

»Dann muss Bruder Ki mitgebracht haben«, meinte Tobin und versuchte, sich loszureißen. »Ich hatte solche Angst, als ich das Blut sah, dass ich einfach losgerannt bin

und die Puppe vergessen habe. Bruder muss sie Ki gezeigt und ihm gesagt haben, dass er sie herbringen soll.«

»Ja, Geist kennt Weg«, sagte Lhel, die dabei jedoch Arkoniel ansah, nicht den Geist. »Und Ki kennt Weg zu Feste …«

Noch bevor sie den Satz vollenden konnte, verschwand der Zauberer zwischen den Bäumen. Sie sandte ihre Stimme hinter ihm her und fand seinen Geist mühelos.

Nein, du darfst ihn nicht warnen.

»Du weißt, was ich geschworen habe, Lhel.«

Beinah wäre Lhel ihm gefolgt, aber sie wusste, dass sie Tobin nicht so alleine lassen konnte.

»Was ist denn?«, fragte Tobin und umklammerte ihren Arm.

»Nichts, *Keesa*. Arkoniel gegangen, zu finden deine Freund. Wir fangen Heilung an, während er weg.«

»Nein, ich will auf Ki warten.«

Lhel lächelte und legte eine Hand auf Tobins Kopf, dann sprach sie den Bann, den sie sich in Gedanken zurechtgelegt hatte. Tobin fiel schlaff in ihre Arme.

Lhel drückte sie an sich und starrte in die Bäume. »Mutter, du ihn beschütze.«

Bruder blieb den ganzen Weg zu Lhels Lichtung vor Ki, nie nah genug, um ihn etwas zu fragen, aber auch nie außer Sicht. Dann verschwand er, und wo er sich zuletzt befunden hatte, erblickte Ki durch eine Lücke zwischen den Bäumen eine Gestalt, die wie Tobin aussah.

Er öffnete den Mund, um ihm zuzurufen, als plötzlich Arkoniel vor ihn trat. Das Sonnenlicht gleißte auf etwas in der Hand des Zauberers, dann wurde alles schwarz.

Tobin erwachte auf der Pritsche in der Eiche. Es war heiß, und über seine nackte Haut strömte Schweiß. Sein Kopf fühlte sich an, als wäre er mit warmem Schlamm gefüllt, zu schwer, um ihn zu heben.

Lhel hockte mit untergeschlagenen Beinen neben ihm und hielt die Lumpenpuppe im Schoß.

»Du wach, *Keesa*?«

Das Auflodern von Schmerzen riss Tobin vollständig ins Bewusstsein, und er setzte sich mit einem bestürzten Aufschrei auf. »Ki? Wo ist Ki?«

Etwas an seiner Stimme schien sonderbar. Sie klang zu hoch. Sie klang wie … »Nein!«

»Ja, Tochter.«

»Wo ist Ki?«, wiederholte Tobin.

»Er draußen. Ist Zeit für Unterricht, ich dir erzählt vor langer Zeit, als du mir diese *Hekkamari* gebringt.« Sie hielt die Puppe hoch. »Mondgott von Skala hat Pfad für dich festgelegt. Du ein Mädchen, aber musst wieder eine Weile aussehen wie Junge. Wir jetzt machen eine weitere Bindung.«

Tobin blickte hinab und sah, dass ihr Körper immer noch der eines Jungen war – schlank, kantig und mit einem kleinen Penis, der wie eine Maus zwischen den Schenkeln kauerte. Doch auch dort erspähte sie frische Blutflecken.

»Warum blute ich dort?«

»Bindung schwach geworden, als deine Mondzeit über dich gekommen. Kämpft mit der Magie.«

»Mondzeit?« Voll Unbehagen begriff Tobin, dass Lhel die monatlichen weiblichen Blutungen meinen musste, von denen Ki ihr erzählt hatte.

»Frauen in ihrem Leib haben Tide wie Meer, beeinflusst von Mond«, erklärte Lhel. »Gibt dir Blut und

Schmerzen. Gibt die Magie, Kind in deine Bauch wachsen zu lassen.

Manche noch bekommen andere Magie davon, wie ich. Und auch du. Gibt dir manchmal Träume, und das Auge. Starke Magie. Hat Teil von meine Naht gebrochen.«

Lhel schnalzte mit der Zunge gegen die Zähne, als sie eine zierliche Silberklinge hervorholte und ein paar der Stiche an der Seite der Puppe damit löste. »Nie Bindung gemacht für so lange Zeit. Vielleicht nicht gedacht, so lange zu halten. Haut stark, aber Knochen stärker. Wir diesmal nehmen Knochen.«

»Welche Knochen?«

Lhel zog eine Handvoll vergilbter Wolle und bröckliger, getrockneter Kräuter aus dem Leib der Puppe, dann tastete sie darin herum, bis sie fand, wonach sie suchte. Sie streckte die Hand aus und zeigte Tobin drei elfenbeinfarbene Teile: einen winzigen, gekrümmten Splitter einer Rippe, ein Stück eines Schädelknochens, dünn wie eine Eierschale, und einen ganzen Knochen, klein und zierlich wie das Flügelglied einer Schwalbe. »Bruders Knochen«, sagte sie.

Tobins Augen weiteten sich. »Seine Knochen sind in der Puppe?«

»Meiste. Paar kleine Stücke noch in Erde neben Mamas Haus in der Stadt. Unter großem Baum dort, nahe Kochstelle.«

Tobin griff nach der Kette um ihren Hals und zeigte Lhel den Ring. »Ich habe das hier in einem Loch unter einem abgestorbenen Baum neben der alten Sommerküche gefunden. Tharin sagt, es hat meiner Mutter gehört. Wurde er dort vergraben?«

Lhel nickte. »Ich gerufen, um Knochen aus Erde und

Fleisch zu holen. Deine Mama …« Mit wie Krallen gekrümmten Fingern deutete sie Graben im Boden an. »Sie hat gemacht sie sauber und in Puppe genäht, damit sie kann sorgen für Geist.«

Angewidert starrte Tobin die Puppe an. »Aber warum?«

»Bruder wütend, weil er tot und doch mit Haut an dich gebunden. Sein Geist wären Dämon schlimmer, als du kennst, wenn ich deine Mama nicht gezeigt zu machen *Hekkamari*. Wir seine kleine Knochen genommen und in Puppe getan.

Ich sie habe daran gebunden wie jetzt dich. Du dich erinnerst?«

»Mit den Haaren und dem Blut.«

Abermals nickte Lhel. »Sie auch sein Blut. Seine Mama. Wenn sie gestorben, an dich ist übergegangen. Du die Worte kennst. ›Blut, mein Blut; Fleisch, mein Fleisch; Knochen, mein Knochen.‹ Das sein wahr.«

Lhel brach einen winzigen Splitter von dem Teil des Rippenknochens ab und hielt ihn hoch. »Ich das gebe in dich, binde dich wieder, dass du hast Bruders Gesicht, bis du das herausschneidest und bist Mädchen. Aber du jetzt weißt, dass du innen Mädchen, *Keesa*.«

Tobin nickte elend. »Ja, jetzt weiß ich es. Bitte lass mich nur wieder wie früher aussehen, ja?«

Lhel drückte Tobin zurück auf die Pritsche und legte die Puppe neben sie. Dann begann sie, leise bei sich zu singen. Schlagartig wurde Tobin sehr müde, obwohl ihre Augen offen blieben. Bruder kam in die Eiche und bettete sich an die Stelle, an der sich die Puppe befand. Sein Körper fühlte sich so fest und warm wie jener Kis an. Tobin schaute zu ihm hinüber und lächelte, er aber starrte kerzengerade empor, die Züge starr wie eine Maske.

Lhel ließ das raue Kleid von ihren Schultern fallen. Durch das Licht des Feuers schienen die Tätowierungen an ihren Händen, ihren Brüsten und ihrem Bauch über die Haut zu kriechen, während sie mit der Silberklinge und einer Nadel mondweiße Muster in die Luft wob. Ein Geflecht aus Licht hing über Tobin und Bruder, als sie fertig damit war.

Tobin spürte die Berührung kalten Metalls zwischen den Schenkeln, dann einen scharfen Nadelstich unter den Hoden. Lhel malte etwas Rotes in die Luft, wodurch die Muster aussahen wie …

– *Blut auf Flusseis* …

Tobin wollte den Blick abwenden, doch sie konnte sich nicht bewegen.

Unter einem leisen Sprechgesang führte Lhel den winzigen Knochensplitter auf der Spitze des Messers und schwenkte ihn durch die Flammen neben sich, bis er bläulich weiß schimmerte. Bruder stieg in die Luft empor und drehte sich herum, sodass er Nase an Nase über Tobin schwebte. Lhel griff durch seinen leuchtenden Körper und stieß den heißen Knochensplitter in die nässende Wunde an Tobins Brust.

Die Flamme des lodernden Knochens schoss unter der Haut hervor und umfing Tobin mit Hitze. Sie versuchte, vor Schmerz und Angst aufzuschreien und war überzeugt davon, das Fleisch würde ihr von den Knochen gesengt, doch Lhels Stimme bannte sie nach wie vor. Weißes Licht blendete sie kurz, dann hoben die Qualen sie von der Pritsche; zusammen mit Bruder trieb sie durch das Rauchloch der Eiche, dann noch höher über die Bäume. Wie ein Falke konnte sie meilenweit alles erkennen. Sie sah Tharin und seine Männer, die im Galopp aus Alestun herbeieilten. Sie sah Nari und Köchin, die auf dem Kü-

chenhof der Feste die Wäsche erledigten. Und sie sah Arkoniel über Ki knien, der ein Stück außerhalb von Lhels Lichtung auf dem Rücken lag und mit blicklosen Augen zum Himmel emporstarrte. Der Zauberer hatte eine Hand auf Kis Stirn gepresst, die andere hielt er sich über die Augen, als weinte er.

Tobin wollte näher heran, um nachzusehen, was dort vor sich ging, aber etwas trieb ihn höher, bis sie westwärts über die Berge zu einer Bucht unterhalb einer steilen Klippe flog. Lange Felsarme säumten die Mündung der Bucht, und Inseln bewachten sie. Tobin hörte, wie sich die Wellen an den steilen Wänden brachen, vernahm die einsamen Schreie grau geflügelter Möwen …

Hier, flüsterte ihr eine Stimme zu. Das weiße Licht schwoll wieder an und erfüllte ihre Augen. *Du musst zurückkehren.* Und Tobin fiel – zurück in die Eiche, zurück in sich selbst.

Sie schlug die Augen auf. Bruder schwebte immer noch über ihr, aber Lhels Sprechgesang hatte sich verändert. Die Hexe hatte das Messer und die Nadel gegeneinander ausgetauscht und vernähte die blutigen Ränder der Wunde in Tobins Brust so geschickt wie früher Nari die Risse in ihren Kitteln.

Nari wusste es die ganze Zeit.

Doch nun war Tobin der Kittel und musste mit ansehen, wie sich die Silbernadel im Feuerschein hob und senkte und einen kaum erkennbaren Faden, silbrig wie die Spur einer Schnecke, durch die Luft und ihre Haut hinter sich herzog. Aber es schmerzte nicht. Mit jedem Aufblitzen und Zupfen der Nadel spürte Tobin, wie sie zusammengezogen, wieder hergestellt wurde.

Geflickt, dachte sie benommen.

Mit jedem Stich erzitterte Bruder über ihr, und seine

Züge verzerrten sich zu einer Maske grausamer Qualen. Tobin konnte die unverheilte Wunde auf seiner Brust wieder sehen, und mit jedem Stich der Nadel der Hexe durch Tobins lebendiges Fleisch fiel ein Blutstropfen davon herab. Bruders Lippen zogen sich von den weißen Zähnen zurück, und blutige Tränen troffen aus seinen Augen. Tobin erwartete, sie im Gesicht zu spüren, doch sie verschwanden irgendwo in der Luft zwischen ihnen.

Hör auf!, versuchte sie, Lhel zuzurufen. *Du tust ihm weh! Siehst du nicht, dass du ihm wehtust?*

Bruder schlug die Augen weit auf und starrte auf sie herab. *Lass mich gehen!* Es war ein gellender Schrei in Tobins Kopf.

»Sei still, *Keesa*. Tote nicht kennen Schmerz«, murmelte Lhel.

Du irrst dich!, schrie Tobin stumm. *Bruder, es tut mir leid!*

Lhel zog den letzten Stich fest, und Bruder sank langsam auf Tobin herab, dann durch sie hindurch, und einen Lidschlag lang spürte sie die Kälte seiner Gegenwart in jedem Zoll ihres Körpers.

Du musst zurückkehren …

Dann war Bruder verschwunden und Tobin frei; sie krümmte sich von Lhels befleckten Händen weg, schmiegte sich in das süßlich duftende, weiche Berglöwenfell und schluchzte mit der heiseren, hässlichen Stimme eines Jungen.

PERSONENREGISTER

Agazhar	Zauberer, Lehrmeister der Iya
Agnalain	Mutter von König Erius
Agnalain II	Königin, Großmutter Tobins
Ahra	Tochter von Sir Larenth
Aladar	Soldat im Dienste Herzog Rhius'
Alben	Mitglied der Gefährtschaft Korins
Aliya	Mädchen am Hofe Korins, Albens Base
Alon	Sohn von Sir Larenth
Alon	Sohn von Sir Larenth
Amin	Sohn von Sir Larenth
Archis	Herzog, Lehnsmann von Herzog Rhius
Arengil í Maren Ortheil Solun Gedre	Aurënfaie
Ariani	Halbschwester von König Erius
Arius	Knappe von Quirion
Arkoniel	Zauberer, Schüler der Iya
Aron	Bruder von König Erius
Astellus	Gottheit, einer der Vier
Baldus	Page
Balus	Messerschleifer in Alestun
Barieus	Knappe von Lutha
Bilairy	Mythischer Torwächter, der die Toten zu Astellus geleitet
Caliel	Mitglied der Gefährtschaft Korins
Catilan	Bedienstete im Haushalt von Herzog Rhius
Chylnir	Knappe von Zusthra
Coran von Rhemair	Arkoniels Vater

Cyranius	Oberherr
Cytra	Tochter von Sir Larenth
Dalna	Gottheit, eine der Vier
Dimias	Inoffizieller Sohn von Sir Larenth
Drache	Kis Pferd
Elarin	Verstorbener Bruder von Korin
Erius	König von Skala
Erizhal	Falke Tobins
Evir	Fürst, Landadeliger
Eyoli von Kes	Geistvernebler und Soldat im Dienste des Königs
Garol	Knappe von Urmanis
Gedre Khirnari	Vater von Arengil
Ghërilain	Königin, Tochter des Thelátimos
Ghërilain II	Königin
Gosi	Tobins Pferd
Harkone	Hausdiener
Hylus	Großkanzler
Iaair	Königin
Illior	Gottheit, einer der Vier
Iya	Zauberin, Schülerin des Agazhar
Jorvai von Colath	Fürst
Khemeus	Sohn von Sir Larenth
Ki	Kurzform von Kirothius, Sohn des Sir Larenth und Knappe Tobins
Kirothius	Vollständiger Name von Ki
Klia	Königin
Klie	Königin
Köchin	Köchin
Koni	Pfeilmacher
Korin	Sohn von König Erius
Lachi	ehemalige Amme von Ariani
Laris	Soldat im Dienste Herzog Rhius’

Lethis	Soldat im Dienste Herzog Rhius'
Lhel	Hexe
Lika	Soldat in Alestun
Lilain	Hausmädchen von Sir Larenth
Lilyan	Verehrerin von Tobin
Luchs	Knappe von Orneus
Lutha	Mitglied der Gefährtschaft Korins
Mago	Knappe von Alben
Majyer	Rhius' Reitpferd
Makiar	Vater von Fürst Orun
Manies	Soldat im Dienste Herzog Rhius'
Markira	Königin
Marnil	Königin
Mekhari	Mädchen am Hofe Korins
Meika von Rhemair	Arkoniel
Molay	Diener Tobins in Ero
Morial	Fürstin
Moriel	Knappe in spe, Mitglied der Gefährtschaft Korins
Mylirin	Knappe von Caliel
Mynir	Verwalter von Rhius
Nari	Amme
Nikides	Mitglied der Gefährtschaft Korins
Niryn	Hofmagier von König Erius
Nyanis	Fürst, Lehnsmann von Herzog Rhius
Nysander	Zauberer, Schüler des Arkoniel
Orneus	Mitglied der Gefährtschaft Korins
Orun	Fürst, Schatzkanzler und Vormund Tobins
Oslie	Königin
Pelis	Sohn der Königin Ghërilain

Porion	Waffenmeister
Quirion	Mitglied der Gefährtschaft Korins
Ranai	Zauberer
Rhius von Atyion	Gemahl von Ariani, Herzog
Ruan	Knappe von Nikides
Sakor	Gottheit, einer der Vier
Sakors Feuer	Rhius' Schlachtross
Salnar von Feldruh	Zauberer
Sarilla	Hausgehilfin
Sefus	Soldat im Dienste Herzog Rhius'
Sekora	Sir Larenths vierte Gemahlin
Seriamaius	Gott der Totenbeschwörung
Sir Larenth von Eichberggut	Pächter von Fürst Jorvai und Vater von Ki
Solari	Fürst, Lehnsmann von Herzog Rhius
Tamir	Königin
Tanaris	5. Königsgemahl
Tanil	Knappe von Prinz Korin
Tharin	Hauptmann
Thelátimos	König
Tobin Erius Akandor	Sohn des Rhius' und der Ariani, Neffe des Königs
Tynir	Verwandter von Herzog Rhius
Tyra	Dienstmagd
Ulies	Sohn von Mynir, Verwalter
Una	Verehrerin von Tobin
Urmanis	Mitglied der Gefährtschaft Korins
Virishan	Zauberin
Yria	Fürstin, Mutter von Moriel
Zusthra	Mitglied der Gefährtschaft Korins

LYNN FLEWELLING

Lynn Flewelling wurde am 20. Oktober 1958 als Lynn Beaulieu in Presque Isle, Maine, USA geboren. Sie studierte an der University of Maine in Presque Isle. 1981 heiratete sie Douglas Flewelling. Seither hat Lynn unter anderem Literatur und Veterinärmedizin studiert und als Nekropsietechnikerin, Büroangestellte, freiberufliche Lektorin, freiberufliche Journalistin und Lehrerin bei Kursen für kreatives Schreiben gearbeitet. Ihre Bücher, unter anderem die *Schattengilde*-Reihe und die *Tamir Triad* genießen bei Kritikern weltweit größte Anerkennung und wurden in bislang zwölf Sprachen übersetzt.